This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

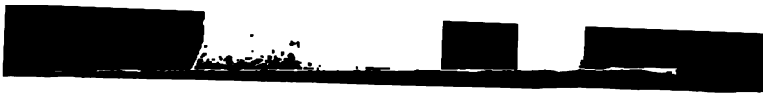
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Martha Tucker



Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Dritter Band.

Ausgabe auf feinem Papier.

Berlin, 1852.
Verlag von Julius Springer.

Inhalt

des dritten Bandes.

	Seite.
Der Beſuch auf dem Lande	1
Segen und Unſegen	67
Ein deutſcher Flüchtling	103
Wurſt wider Wurſt	145
Wahlängſten und Röthen des Herrn Böhneler	171
Sage vom Meyer auf der Mutte	223
Das Erdbeeri Mareili	247
Die Wege Gottes und der Menſchen Gedanken	301
Der Beſenbinder von Rychiswyl	341

Der Beſuch auf dem Lande.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Elſäſſiſchen Neujahrsblättern: Jahrgang 1847.)

Es dämmerte auf Erden, am Himmel ſchwand ein Sternlein nach dem andern; zu ſumſen und zu ſurren begann es in einem langen und ſchönen Gebäude, wie in einem Bienenſtocke, der ſtoßen will. Grüne Männer traten in den grauen, weiten Hof, der vor dem Gebäude lag und durch ein Gitter nach Außen verſchloſſen war. Es war kein ſchläferiges, langſames Kommen, Einer nach dem Anderen, wo Keiner begehrt der Erſte zu ſein, Jeder augenſcheinlich die verſäumte Minute für gewonnen zählt; es war ein raſches Rennen, wo Jeder vor dem Andern ſein wollte; es wollten die grünen Männer auch nicht zum Exerciren gehen, es war der Morgen, wo eine in Garniſon geſtandene Scharfſchützen-Kompagnie nach Hauſe ziehen konnte. Geſchäftig ſchoſſen die Unteroffiziere herum, hatten aber nicht viel zu thun; denn diesmal ſtund jeder recht und hatte Alles in Ordnung. Fourier und Feldwebel ſchwitzten freilich, was aber auch ganz natürlich iſt, wenn Alles auf ihnen liegt, was Andere beſchicken ſollten. Die Offiziere fanden ſich ein nach und nach; ſelbſt der Hauptmann kam diesmal beinahe zu rechter Zeit. Indeſſen war die Kompagnie bereits in Reihe.

Trompeter und Horniſten ſtunden an ihren Plätzen, hatten die Lippen genetzt und ſpitzten aufs Kommando. Als flüchtig der Hauptmann das Seine gethan, zog er den Degen,

kommandirte und noch war das „Marsch“ nicht ganz in der Luft, als das lustige Blasen ertönte, die Kompagnie lebendig ward, wie eine grüne Schlange aus dem Hofe, aus dem Gitter brach, ins Freie sich wand. Wie so munter die Trompeten schmettern, so lustig die Hörner blasen, die Füße so rasch sich heben, als gings zum Tanze, wenn Schützen ins Weite ziehen, sei es zum blutigen Treffen, sei es zu fröhlichem Waffenspiel! Aber wie lustig müssen die Herzen schlagen, wenn zur friedlichen Heimkehr die Hörner blasen, zum fröhlichen Wiedersehen, wo Vater und Mutter in des Hauses Ecke stehen, den ganzen lieben, langen Tag nach dem Sohne sich umsehen, oder ein treues Weibchen emsig auf den Beinen ist, aufs Beste alles beschickt, zum Empfang des Vaters die Kinder schmückt, Kind um Kind ausschickt, wie Noah Vogel um Vogel, zum Ausguck nach dem Vater? Oder ein lieb Schätzchen aus allen Fenstern sieht, verstohlen, wie es meint, daß es Niemand merken sollte, und lauter das Herz ihm pocht, wenn draußen es klopft, und immer mächtiger die Thränen in die Augen schießen, wenn es nicht der Schütze ist, sondern ein Anderer, und endlich die Thränen zum Weinen werden, wie einzelne Tropfen meist in Regen übergehen, wenn der Abend kömmt, aber kein Schütze?

Wie rasch muß der Marsch nicht sein, wie hoch müssen nicht die Herzen schlagen, wenn vor der Seele der Heimziehenden solche Bilder schweben, immer heller, immer lockender und näher die Heimat kommt, sichtbar die Hügel werden, an deren Fuß ihr Dörfchen liegt, die Wälder sich zeigen, an deren Rand ihr Häuschen steht, und wenn endlich „Auseinander“, „Marsch“ der Hauptmann kommandirt; sollte es da nicht sein, als ob die müden Beine zu raschen Flügeln würden?

Doch warum nun im grünen Zuge düstere Gesichter, unsichere Schritte, dumpfe Flüche, wildes Thun? Ja frostig, schauerlich weht es durch manche Seele; es hat sich der

Garniſonsrauſch geſetzt, ein düſterer Nebel über ſchwarzem See. Der ſchwarze See iſt das Gewiſſen, und wie über Seen Winde wehen, ſchauert es ebenfalls fröſtelnd vom Gewiſſen her. Die Garniſonstage ſtehen auf, gleich Todten aus den Gräbern, ſchwanken geſpenſtig vor der Seele, zeigen das Geld, welches man nicht mehr hat, auch Schulden, welche man gemacht, zeigen einen wüſten, dunkeln Keim, aus welchem, wie ſie oft gehört, die Menſchen wachſen ſollen, welche ein Ende nehmen mit Schrecken. Dieſer Keim kam ihnen ins Herz, wie ein Splitter in die Hand, ſie merkten es nicht, ſehen es jetzt. Wo über des Gewiſſens ſchwarze Gewäſſer eiſige Garniſonswinde wehten, und namentlich zum erſten Male, da klangen die Hörner anders wie ſonſt, nicht wie ein fröhlich Rufen zum muntern Schwertertanz oder zu den Spielen der Liebe; ſondern dumpfverhüllt wie Grabesgeläute, wie ein Rufen vor Gericht. Wem ſo die Hörner hornen, der kürzt den Schritt, kömmt vorwärts wie ein Schiff, welchem Wind und Wellen entgegenſtrömen, während Andere das Sehnen der Liebe vorwärts zieht, zu raſchem Gange ſie beflügelt. Denn Solche, welche nach Vater und Mutter verlangen, nach dem lieben Weibchen ſich ſehnen, die bewahrte Treue zum Schätzchen treibt, welche keine Schulden quälen, die den treuen Menſchen unvergiftet heimbringen, gibt es Gottlob immer noch. Daher marſchirt es ſich ſo ungleich an ſolchen Morgen; daher iſt ſo ſchwer, eine Kompagnie zuſammen zu halten. Während die Einen den Sturmſchritt anſchlagen, ſtolpern die Andern einher wie alte Karrgäule: indem die Einen jede Raſt verſchmähen, bleiben die Anderen in jeder Kneipe ſitzen.

Unter der ausziehenden Kompagnie repräſentirten ihrer zwei dieſe widerſtrebenden Richtungen ganz abſonderlich, und doch war keiner von ihnen in irgend einem der gedachten Fälle; es waren ein Unterlieutenant und ein Corporal. Jacobli Eſau hieß der erſte, des großen Herrn Eſau's Sohn;

der Andere ward Sämeli genannt, war Sime Sämelis, eines reichen Bauern Einziggeborner, hieß bei Hause Sime Sämelis Sämeli. Herr Esau und Sime Sämeli waren nicht weit von einander aufgewachsen, und wenn auch nicht befreundet, so doch wohl bekannt. — Aber während Sime Sämeli auf seinem Hofe blieb, war Herr Esau, welcher keinen Hof besaß, in die Stadt gezogen, glänzte dort durch seine Talente, hatte sich der jungen Aristokratie angereiht. So waren sie äußerlich auseinander gekommen, während sie übrigens auch innerlich durchaus verschieden waren. Sime Sämeli war eine feste Eiche: trotzig, steif, spröde, die im Sturme bricht; Esau eine Weide, welche das Sumpfland liebt, dann rasch aufschießt, doch nicht hoch, welcher aber Wind und Sturm nichts thun; denn bekanntlich geben Weiden nach und beugen sich links und rechts mit gleicher Leichtigkeit und gleich tief, eben je nachdem der Wind geht stärker oder schwächer. Indessen, waren sie in etwelchem Verkehr geblieben, welcher an Leben gewann, als Beider Söhne in der gleichen Kompagnie sich fanden, der Eine als Lieutenant, der Andere als Corporal. Wären jedoch nicht die Schnüre und Epauletten gewesen, so hätte man ihr Verhältniß eher umgekehrt geglaubt, denn offenbar hatte Jacobli, Herrn Esau's Sohn, viel mehr Respekt vor Sämeli, Sime Sämeli's Sohn, als derselbe vor ihm. Das hatte aber seinen natürlichen Grund. Sime Sämelis Sämeli hatte einen Hof zu erben und viel Geld im Sack, Jacob nichts als ein mager Pöstlein, freilich Hoffnungen auf den Kredit des Vaters, aber was sind Hoffnungen, wenn man kein Geld hat und der Vater nicht viel? Zu diesem natürlichen Grund zum Respekt kam ein noch viel natürlicherer.

Sime Sämelis Sämeli hatte zwei Schwestern, welche hübsch sein sollten, jedenfalls reich wurden, und diese hatte der Jacobli, der Lieutenant, im Auge und äftimirte einstweilen den Bruder um der Schwestern willen sehr. Eine

gute Parthie, das Wort hat Klang, wird einſtweilen nicht aus der Mode kommen, und beſonders bei denen, welche magere Pöſtlein haben, lockern Kredit, daneben kein Geld aber grauſam viel Wünſche und Bedürfniſſe, Sehnſuchten von allen Sorten.

Nun war es Herrn Eſau's Jacobli gelungen, eine Einladung von Sime Sämelis Sohn zu bekommen. Sie war Sime Sämelis Sämeli nur entronnen, er wußte, wie lieb ſeine Mutter ſolche Beſuche hatte und wie grob ſein Vater jedem Herrn, und namentlich einem neuen, einbrockte, wenn er einen vor den Mund kriegte. Jacobli, Eſau's Sohn, war dagegen ganz glücklich, er hoffte faſt zweifelsohne auf reiche Eroberung. Er ſtrebte daher ungeheuer vorwärts, machte raſende Fortſchritte, während ſein Corporal, wenn nicht an jedem Zaunſtecken, ſo doch in jeder Kneipe hängen blieb, daß Jacobli faſt irre an ihm geworden, ihn für einen Finſterling und Jeſuiten gehalten hätte.

Indeſſen half alles Hindern und Hemmen nichts, endlich kam man doch an den Ort, wo die Kompagnie entlaſſen werden mußte, Jeder heimwandern konnte.

Züſiwyl, in deſſen Nähe Sime Sämelis Hof ſtand, war von dort noch eine Stunde entfernt, und der Corporal hatte durch den Müller ſagen laſſen, daß man ihm dorthin das Fuhrwerk ſende. Aber es war kein Fuhrwerk da, was einige Mißſtimmung in die Gemüther brachte, beſonders bei Jacobli, dem Lieutenant, der ſeine ſchönſten Stiefelchen (er hatte nämlich zwei ganze Paare) d. h. die engſten, angeriſſen hatte. Sämeli brummte etwas von pflügen und wie das nicht zu verſäumen ſei. Perſche (per se)! ſagte Jacobli, akurat, wie viele Gelehrte es machen, wenn ihnen was vordemonſtrirt wird, an dem ſie auch nicht das Düpflein begreifen.

Züſiwyl lag nicht romantiſch, die Landſchaft war nicht belebt, die Gebirge ſah man nicht, die Bäche murmelten nicht, plätſcherten nicht; mißmuthig, faſt wie ſchwermüthig,

ſchlichen ſie durch die Ebene, aber die Matten waren feucht, die Wälder ſchön, der Boden gut, der Landmann reich, der auf dem Boden ſaß. Es war eine wahre Seufzerſtunde, welche der arme Lieutenant durchhumpelte, und als endlich Sämeli ſagte: ſeht dort in den Bäumen das Haus, das iſt das unſere! war es Jacobli wie einem Miſſethäter, dem die Spießruthen geſchenkt werden. Der arme Jacobli wußte nicht, was man Angeſichts des Ufers noch Alles erleben kann. Das Haus war weder ein ſchönes noch ein neues. Das Strohdach lag wie eine altersgraue Nachthaube über demſelben bis auf die Fenſter herab. Neben demſelben ſtand ein ſogenannter Stock mit angebautem Schopf und bildete mit dem Hauſe eine Art von Hof, in welchem gar mancherlei lag oder ſtand, beides wie es ſich eben ſchickte. Seitwärts ſtand der mächtige Düngerhaufe mitten im Waſſer, faſt wie ein umfloſſenes Schloß. Vom Waſſer wußte man aber nicht, war es eine ſimple Jauchepfütze, war es ein Teich, oder gar eine Art von Badeanſtalt, ein Schlammbad oder eine Gelegenheit, wo der Bauer und die Bäurin ſich im Schwimmen übten. Jacobli vergaß faſt, was er eben unter der Preſſe hatte, ſeine armen Füße, hielt ſcharfen Ausguck, ob an keiner Ecke ein Mädchen ſtehe oder eine ſchöne Jungfrau beim Brunnen, um dem Ankömmling und dem Kameel, welches er mit ſich führte, den Durſt zu löſchen.

Aber keine Rebecka war zu ſehen. Wohl war durſtiges Vieh beim ſprudelnden Brunnen, aber es bedurfte keiner freundlichen Mittlerin, ſondern ſoff ſelbſt nach Herzensluſt und machte es ſich ſonſt behaglich, während drinnen der Melker mit friſchem Stroh reinliche Lager bettete. Plötzlich entſtand, man wußte nicht wie und woher und ergründete es nie, eine ſchöne Bewegung unter dem ſaufenden Vieh, die Kälber ſchlugen hinten aus, die Kühe ſtießen und ſprangen, die Wehre fiel, luſtig brach der Hauſe ins Freie, bockend die Kälber, kühn hochauf Kopf und Schwanz die Kühe, rannten

ohne Rücksichten durchs ungemähte Gras, in großer Noth standen die Bohnen, um den Kabis (Kohl) hätte kein vernünftiger Mensch mehr einen Kreuzer gegeben. Eine einzige Kuh blieb kaltblütig am Brunnen stehn, schaute mitleidig in die Bewegung hinein; sie mochte früher wohl auch mitgemacht, aber den Ausgang zu klar erfahren haben, um ferner mitzumachen.

Wehret, wehret, ward gerufen und plötzlich ward es lebendig ums Haus. Aus allen Löchern stürzte Mannschaft und Weibervolk. Zu stumpfen Besen griff das Letztere und schrie so mörderlich als möglich; zu Stecken, Geißeln, Gabeln die Mannschaft, und sandte grimmige Donnerwetter vor sich her, ehe sie sich stürzte ins Gemenge. Während die Einen sich verstellten, begannen die Andern ein wild verwegen Jagen. Unter der Küchenthüre stand die Bäurin, Frau Sime Sämelene, mit aufgehobenen Händen und kommandirte schrecklich die Völker: Peter, der Kabis, der Kabis, wehr, wehr; Hans, du Gstabi, spring, siehst den Kleb beim Mohn; Mensch, Marei, du faul Thier, rühr dich, siehst die Bohnen nicht, du Blindschleiche, was du bist. Den Melker sollte man abschlagen wie einen Hund, aber wart der nur, was zu Schanden geht, wird ihm am Lohn abgezogen. Der arme Melker sollte an einem Ereigniß schuld sein, welches in der Reihe der Dinge und von wegen des entschiedenen Fortschritts zur Nothwendigkeit geworden war? Ein schlank schön Mädchen hatte, wie eine Henne zu den Küchlein, zu Blumenstöcken sich gestellt, ein anderes kleineres aber runderes hatte ein Kalb erhascht, nun zerrten sie aneinander, zweifelhaft, wer dem Zuge des Anderen werde folgen müssen. Zwei Mägde rannten mit aufgehobenen Besen schrecklich herum, doch eigentlich mehr unter den Knechten als unter den Kühen. Der Melker repräsentirte die Besonnenheit, er sprang nicht, sondern stand bloß vor das Dach hinaus, rief: Ho, ho, sä, sä, streckte die Hand aus, gefüllt mit Salz, und wenn nicht Mägde in

blindem Eifer dazwiſchen rannten, ſo kam hier eine Kuh, dort eine ſchnobernd und ſchnaubend heran, ob aus Liebe zum Melker, ob aus Liebe zum Salz, war ſie ſich kaum ſelbſt bewußt, ließ ſich aber, durch das Salz beſänftigt, gelaſſen bei den Hörnern faſſen und dem Stalle zuführen. Neben dem Stalle aber ſtand ein langer, hagerer Mann, eine weiße Kappe auf dem Kopfe, kurze Hoſen an den Beinen, eine leichte Geißel in der Hand. Wie am Horn der Melker eine beſänftigte Kuh brachte, maß ihr der Mann einige tüchtige Hiebe auf, Denkzettel für die Zukunft.

Die Einen ſchoſſen zitternd und ſtolpernd in den Stall, verfraſſen den Schmerz an der vollen Krippe, andere machten kehrt, rannten mit aufgehobenem Schweif einſtweilen wieder ins Freie. Drinnen fluchte der Melker über die unzeitige Züchtigung, welche ſpäter im Stalle weit ſicherer und nachdrücklicher anzubringen geweſen wäre; doch fluchte er bloß leiſe, denn der lange Geißelmann war Sime Sämeli ſelbſt, und der verſtand nicht Spaß, nicht Widerrede, weder von Kühen noch Knechten.

Sime Sämelis Sämi, des Vaters würdiger Sohn, hatte ſich gleich anfangs kühn ins Getümmel geſtürzt, Jacobli dagegen war verblüfft ſtehen geblieben. Glücklicherweiſe verſperrte er damit einen Gang ins Freie, und wenn eine Kuh ihn anrannte, rief er mit aufgehobenen Armen: Tſchu! Tſchu! Indeſſen faßte er doch allgemach den Standpunkt der Dinge, begriff was die Kühe wollten und nicht ſollten, und als er einen großen Schwarzkleb gegen eine hinter dem Hauſe liegende Hanfpflanzung ſich ſtürzen ſah, ſtürzte er vor, begann mit dem Schwarzkleb einen Schnelllauf, wie mit dem armen Hektor der wilde Achill. Es glückte ihm, er gewann den Vorſprung, er rettete die Pflanzung. Als aber der Schwarzkleb ſich überholt ſah, wandte er ſich raſch und rannte vor dem Hauſe durch, rannte auf die Blumenſtöcke ein, welche das Mädchen hütete, riß einige nieder trotz des Mädchens

Geschrei. Als Jacobli, der hinter dem Schwarzkleb herrannte, den Schaden sah, schwenkte er links ab hinter den Gartenzaun, er fühlte, die Vorstellung durch den Schwarzkleb unter solchen Umständen möchte nicht zu großer Empfehlung gereichen. Aber der arme Jacobli! Gesehen war er worden, das Unglück mit den Blumentöpfen geschah vor Aller Augen, seine Heldenthat am Hanf hatte Niemand gesehen, er war Keiner, den Zufall und Glück begünstigen und heben. Als Scharfschütze kannte er etwas von gedeckt marschiren, vom Standpunkt, von visiren und observiren. Als er hinter der Ladenwand marschirte, dann observirte, sah er im Baumgarten ein Mädchen stehn, offenbar die andere Tochter des Hauses. Das Mädchen hatte ein Kalb um den Hals gefaßt, es gestellt, aber ab Platz konnte es dasselbe nicht bringen, ja es war zweifelhaft, ob nicht das Kalb mit dem Mädchen dahin fahren werde. Hier gingen Jacobli die herrlichsten Aussichten auf, kühne Thaten konnte er thun, zwei Würfe mit einem Steine, ein Kalb meistern, ein Mädchen erobern. Er stürzte ins Feld, gleich einem der Helden vor Troja, er stürzte dem Kalb um den Hals, mit schönen Händen im Bunde wollte er siegen. Aber o weh! Züst, so hieß das Mädchen, ließ los, warum wußte es wahrscheinlich selbsten nicht; das Kalb aber erschrak, wie natürlich, that einen Satz, kriegte die Freiheit, feierte sie alsbald in lustigen Sprüngen mit munterm Blöken. Mit großen Augen sah Jacobli ihm nach; zornig sagte das Mädchen: Hast du es scheu gemacht, so fang es wieder. Jacobli schoß dem Kalbe nach, kriegte es endlich beim Schwanz, endlich beim Ohr, endlich konnte er es stellen, aber den Tschakko hatte er verloren, und was sie jetzt miteinander anfangen wollten, er und das Kalb, war zweifelhaft; einstweilen war Stillstand, beide verschnauften.

Rundum war es stille geworden, das sämmtliche Vieh war gebunden in den alten Stricken und von hinten hielt

Sime Sämeli ein scharf Hochgericht. Die Andern stunden unterm Dache und waren begierig zu sehen, was Jacobli und das Kalb mit einander beginnen wollten. Wir zweifeln, daß Jacobli und dem Kalbe positive Zwecke klar wurden; es ward vielmehr eine einfache, gegenseitige Negation sichtbar; stieß Jacobli hier herum, sprang das Kalb dort herum, riß Jacobli vorwärts, drängte das Kalb nach hinten, sprang es nach vornen, riß es Jacobli am Schwanz zurück, und höchlich ergötzten sich darob die Zuschauer und ihr hell Gelächter trug nicht zur Einigung der widerstrebenden Kräfte bei. Endlich hörte man eine Stimme, welche zu Sime Sämelis Sämeli sagte: Geh doch und hilf, ich mag das nicht mehr sehen. Endlich stieg der Corporal wieder nieder ins Feld, aber mit Bosheit. Halte recht, sagte der dem Freund, und hieb dann das Kalb, daß es vorwärts schoß wie eine Kanone, und mit dem Lieutenant am Halse hinauf nach dem Hause und mitten unter die Leute fuhr, fast wie die Gergesener unter die Schweine. Droben fuhr der Haufe mit Gixen und Gaggeln auseinander, die Bäurin lachte, daß ihr der ganze Vordertheil auf und nieder ging, wie die Schlägel in einer Oelstampfe. So fand sich Jacobli unerwartet vorgestellt und eingeführt durch ein Kalb und konnte sich nicht fassen. Er vergaß den Gruß von daheim an Herrn Sime Sämeli und Frau Sime Sämelene, vergaß die Anrede an des Hauses schöne Töchter, drehte das Schnäutzchen nicht, rieb die Hände nicht, folgte wie ein Schaf der Bäurin, welche ihn hineinkommen hieß und vorangehend ihn in die Hinterstube führte. Jacobli war sehr undankbar; der lustige Kampf mit dem Kalbe und die rasche Einführung hatten ihm den unfreundlichen Empfang erspart, welcher ihm sonst zu Theil geworden und welchen der Corporal mit gutem Grunde erforget hatte.

Wenn die Bäurin die übliche Gastfreundschaft auf einige Stunden nicht ungern übte, so haßte sie doch bitterlich längere Besuche, welche den Gang der Haushaltung störten, die

Arbeit hinderten. Sitz ab, sagte die Bäurin, wirst müde sein und noch weiter wollen?

Da hatte endlich Jacobli Gelegenheit zu sagen, daß er Jacobli, Herrn Esau's Sohn sei, seine Grüße auszupacken und zu bemerken, daß er so frei gewesen sei, seines Freundes Einladung anzunehmen und ihn hierher zu begleiten, da er schon lange Verlangen gehabt, ihre geehrte Bekanntschaft zu machen. So, sagte Sime Sämelis Frau, so, aus der Stadt kommt ihr und seid einer von Esau's, so! Hätte euch nicht gekannt. Die Großmutter wohl, der habe ich viel abgekauft, sie war zuweilen da, als sie noch hausirte mit Allerlei. Auch euern Vater habe ich gekannt, ehe er zu einem vornehmen Herrn gerathen ist. Er war viel hier, aber daß ich ihn gar gerne gesehen, kann ich nicht sagen. Es schien mir, sobald der herumlaufe, gebe es was Ungereimtes, an was sonst kein Mensch gedacht hätte. Ihr werdet also da bleiben wollen? He nun so dann, so sitzet ab und nehmt vorlieb, und ists euch nicht gut genug, so stecket einen Stecken dazu.

Nach dieser Herzensergießung ging Frau Sime Sämelene ab, und Jacobli wälzte schwere Gedanken in seinem Gemüthe. Daß er unwerth kam und sich lächerlich gemacht, begriff er, und viel hätte er gegeben, vielleicht sein Schnäuzchen selbst, wenn er daheim gewesen wäre. Doch bald kam die Frau wieder mit Brot und Wein, brummend über ihre Töchter, von denen eine nicht zu finden sei, die andere aber nichts thue als lachen und mit keiner Lieb zu bewegen gewesen sei, hineinzukommen. Es werde wegem Kalb sein, meinte die Bäurin, es hätte sie selbst fast lächern wollen, wie sie beide dahergekommen seien, daß man gar nicht gewußt, wer von ihnen vier Beine habe und wer nur zwei. Jacobli hatte es soweit in der Diplomatik seines Vaters gebracht, daß er etwas vom Ablenken wußte, wenn was Unangenehmes zum Vorschein kam; er fragte daher, wo wohl sein Kamerad stecke, daß er nicht hineinkomme? Ja, sagte die Bäurin, wenn der

heimkömmt, ſo geht der nicht in die Stube, ſondern in den Stall; es nimmt ihn nicht Wunder, wie es in der Stube iſt, aber wie es im Stall ausſieht, das nimmt ihn Wunder. Und wenn nicht Alles gegangen wie er gedacht, ſo begehrt er auf, wie wenn ſchon Alles ſein wäre. Daneben habe ich das nicht ungern, ſo muß einer ſein, wenn er ein Bauer werden will. Auf denen, welchen Alles gleichgültig iſt und welche ſo mir nichts dir nichts, für nichts und wieder nichts in der Welt herumlaufen, halte ich nicht viel, ich muß es ſagen. Ich denke eben daran, daß unſer Schwein 13 Junge geworfen, welche er nicht geſehen; bſunderbar ſchöne, mit Ohren gerade, wie die hoffährtigen Mädchen das Haar kämmen, was ihnen ſo ſchlecht ſteht, und mit ſchön gedrehten Schwänzchen, viel ſchöner als euer Schnauz gedreht iſt. Die muß ich ihm zeigen, er wird große Freude daran haben, hat er die Runde gemacht, ſo wird er ſchon kommen. Trinkt unterdeſſen und habt nicht lange Weile.

Draußen fand ſie ihren hoffnungsvollen Sohn, wo ſie ihn ſuchte, zeigte ihm die Ferkel, freute ſich, als er ſie ſchön fand; dann ſagte ſie: jetzt kannſt dich hineinmachen zu deinem Maulaffen, welchen du mitgebracht. Ich hätte geglaubt, du ſeieſt klüger und brächteſt nicht ſolch Zeug mit, welches nichts taugt, als daß man die Zeit darob verſäumet und zum Dank brav ausgeführt und verhöhnt wird. Für eine Nacht mag es angehen, aber mach, daß er morgen aus dem Wege kömmt, ſonſt räuchere ich ihn weg, daß er abfährt, als ob er fliegen könnte. Das mach nicht, Mutter, ſagte der Sohn, ſonſt müßte ich es entgelten. Z'Freſſe werden wir ihm wohl haben und verbrüllet in der Stadt möchte ich nicht werden. Daneben kam er mir dort komod, ſein Vater hat viel zur Sache zu ſagen, und was es aus ihm gibt, kann man nicht wiſſen. Jetzt iſt er freilich nicht viel anders als ein Maulaffe, daneben ziehn ihm ſchon viele Leute den Hut ab, und wie es geht, weiß man, es kommt nicht auf die Weisheit an, ſondern

darauf, wen unſer Herrgott zum Narren will gerathen laſſen. Wem er das gebeizt hat, an dem läßt er die Leute den Narren freſſen, bis er zum Narren wird, dann haben ihn die Leute wieder für das, was er iſt. Das iſt geſkürmt, ſagte Frau Sime Sämelene, beizt oder unbeizt, ſo halte ich die Leute für das, was ich will, und machſt du nicht, daß er abweg kommt, ſo mache ich ihm Füße, darauf zähle, und jetzt mache dich hinein. Daneben wüßte ich nicht, warum du dich Jemanden viel zu achten haben ſollteſt; gibſt du nicht einen Hudel ab, ſo haſt du ungſchmeichelt zu eſſen dein Lebtag.

Sime Sämelis Sohn machte ſich der Hinterſtube zu und polterte mörderlich mit ſeinen ſchweren und wohlbeſchlagenen Stiefeln über die hölzernen Dielen. Er fand ſeinen Freund nicht in der beſten Stimmung; derſelbe wußte nicht, ſollte er verlegen ſein oder wirklich erzürnt, und machte dazu gar kein holdſelig Angeſicht. Sime Sämelis Sohn nahm aber davon nicht Notiz, ſondern einfach ein Glas und ſagte: Gſundheit. Das Geſpräch war eben nicht belebt. Sämeli munterte zum Trinken auf, aber mit Gründen, welche eben nicht höflich waren. Trink doch, ſagte er z. B., dein Handel mit dem Kalb ſoll dich durſtig gemacht haben. Wunder hätte es mich genommen, wer von euch zuletzt Meiſter geworden wäre, wenn nicht fremde Intervention, wie man in der Stadt ſagt, gekommen wäre? Jacobli war empfindlich und ſetzte begreiflich ſolche Geſpräche nicht mit großer Lebhaftigkeit fort. Dazu ging die Bäurin ab und zu, fortwährend über die Mädchen ſchimpfend, die ſturm an der Leber wären, zu nichts zu gebrauchen, und wenn das Lachen ſie heute nicht verſprenge, ſo geſchehe es nie mehr. Jacobli wußte nicht was ſagen dazu; moderne Bildung, d. h. Unverſchämtheit genug, um ſolchen Anfällen würdig zu begegnen, hatte er nicht. Endlich dröhnte draußen ein feſter Schritt, die Thüre ging auf, es erſchien des Hauſes Majeſtät, Sime Sämeli, in eigener

Perſon. Sime Sämeli war kein ſchöner Mann, aber auf den erſten Blick ſah man, daß er ein feſter, ſtolzer Mann war, in ſeinen Adern rollte wahrhaft ſouveraines Blut. Was dieſe Souverainetät beeinträchtigte, haßte er von Herzensgrund, daher auch Niemand gründlicher als Bettler und Regierung, beide, weil er ihnen eben was geben mußte. Sime Sämeli war von je in der Oppoſition geweſen, hatte für einen Patrioten gegolten, für liberal, und jetzt wird er wohl radical geworden ſein mit ſittlichem Halt und entſchiedener Geſinnung, d. h. einen Mann, der Widerſpruch weniger ertrug und über abweichende Meinung zorniger ward als Sime Sämeli, gab es wohl kaum im Schweizerland. Mit jeder Regierungsveränderung hoffte er in den vollen Beſitz ſeiner Souverainetät zu gelangen, nichts zahlen zu müſſen, und Alles thun zu können, was ihm wohlgefiel. Was auch eine Regierung thun mochte in ſeinem Sinne, ſobald ſie etwas von ihm forderte oder wollte, haßte er ſie und begann ſie zu verfolgen, und deſſen hatte er kein Hehl, und wenn er einem Regierungsgliede ſo recht auspacken konnte, ſo war das ſein größtes Labſal. Reichthum hielt er als das Höchſte, aber Geizhals war er keiner.

Er konnte mit großem Behagen für ſeinen Sohn, der einen andern halb todt geſchlagen hatte, hundert Thaler zahlen und dabei ſagen: Wo die ſind, ſind noch mehr, und wenn einandermal einer dich wieder ſo anläuft, ſo prügle ihn noch vielmehr, und wenn es das Doppelte koſten ſollte. Er konnte den lüderlichſten Prozeß wagen, um etwas zu zwingen und mit der größten Kaltblütigkeit 1000 Gulden eigene Koſten und 1000 Gulden dem Gegner zahlen und ſagen: Dießmal hätte ers verſpielt, verflucht ungerecht zwar, aber es mache nichts. Das nächſte Mal wolle er dafür ſorgen, daß es anders gehe, er wiſſe jetzt, wo das Salben (Beſtechen) am meiſten nütze. Er und ſeine Anne lebten in holder Eintracht, er war ſtolz auf ſie, ſie auf ihn; wie ſie beide,

lebe Niemand zwiſchen Himmel und Erde, glaubten ſie, nebenbei verachteten ſie Jedermann, der nicht eben ſo viel Kühe und Pferde hatte als ſie. Sie kümmerten ſich um keines Menſchen Gunſt oder Ungunſt, ſie hatten Niemanden nöthig, darum legten ſie eine grenzenloſe Rückſichtsloſigkeit an den Tag, und ob ſie Jemanden wohl oder wehe thäten, war ihnen durchaus gleichgültig; die Worte, welche ihnen in den Mund kamen, ſprachen ſie aus, ſchliffen ſie nicht, hobelten ſie nicht, noch weniger ſchluckten ſie dieſelben hinunter.

Vor ihrem Sohne hatten ſie eine Art von Reſpekt, er war ja ihr Abglanz, der Nachfolger in der Souverainetät; dabei hielten ſie auch die Mädchen werth, gehörten ſie ja auch zu ihnen, und wiſſen ſollte es Jedermann, wo ſie daheim ſeien.

Zu Heirathen war einſtweilen ihr Lebenszweck, deſſen weder Eltern noch Kinder Hehl hatten, aber gut d. h. reich heirathen, das wollte man; für Zinſe und Dienſtenlöhne zu angſten und zu ſorgen, ſeien ſie nicht gewohnt, hieß es. Liebhaber hatten ſich wohl ſchon gezeigt, aber der Mutter war keiner recht geweſen, ſolch Lumpenzeug kriegten ſie in hundert Jahren noch, ſagte ſie. Die Mädchen ſchienen derſelben Meinung zu ſein, überhaupt hielten ſie zu viel auf ſich, um ängſtlich auf Männer zu fahnden. Bei den ländlichen Feſten ließen ſie ſich ſpärlich ſehen, putzten ſich nie auffallend heraus, thaten nie, als ob an ſelbem Tage zum Heirathen das beſte Zeichen ſei. Den Narren zu machen mit Kleidern und Thun ſchämten ſie ſich, ſagten ſie, es werde ohne dieß Jedermann wiſſen, wo ſie daheim ſeien und wer Sime Sämeli ſei.

Züſi, die Jüngere, glich der Mutter innen und außen, galt für die hübſchere, war draller und blühender und praktiſcher als Anne Bäbeli, die Schweſter. Es ſagte ganz offen, daß es reich heirathen wolle; ſo ein Schuldenbäurlein ſehe es nicht mit dem Rücken an, daneben wolle es ſehen, daß

es kein böser sei; über das Geld wolle es können, wann es wolle, und Butter- und Eiergeld solle ihm keiner nachzählen. Solche Reden nahm Züseli Niemand übel, sondern man sagte: wer's Glück habe, das zu bekommen, der sei glücklich. Anne Bäbeli war größer aber blasser, hatte ernstere Mienen und war schweigsamer als Züseli, galt daher für stolzer. Wenn es von Heirathen sprach, so sagte es immer: auf das Geld allein sehe es doch nicht, es müsse ihm einer auch gefallen, daß es ihm sei: Der und kein Anderer. Dann lachte die Mutter, Frau Sime Sämelene, und sagte: Narr, was du bist, der und kein Anderer ja wolle! Ist doch ein Möff wie der andere, haben Alle die Nase mitten im Gesicht, aber nicht Alle sind reich und wer reich ist, der hat nach allem andern nichts zu fragen. Dann sagte Anne Bäbeli wohl: Aber Mutter, was hilft Geld, wenn man zum Mann einen Unflath hat? Dann sagte die Mutter: Mußt ja nicht meinen, daß du ihn fressen müßtest, wer Geld hat, kann was anderes anschaffen. Daneben war Anne Bäbeli weder sentimental noch sogenannt gebildet, es las kaum alle Jahre den Kalender bis hinten aus, aber singen konnte es schön.

Wenn es sang: Herz, mys Herz, warum so traurig, oder: Ha amene Ort es Blümeli gseh, oder: Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, so ward Anne Bäbeli's Herz voll und schwer, seine Augen wurden dunkel, es wußte selbst nicht wie ihm ward.

Sime Sämeli fragte begreiflich Gästen auch nichts nach, sobald sie den Haustrapp störten. Unterstund sich ein Bettler bei einer Magd oder einem Tagelöhner stehen zu bleiben, so kriegte er Donnerwetter auf den Hals, wenn Sime Sämeli es sah. Ja, kam ihm der Pfarrer zur ungelegenen Zeit, so hieß er ihn weder ins Haus kommen noch sonst wo absitzen, sondern machte ihm bestmöglichst den Verstand, seinen Stab weiter zu setzen. Dießmal jedoch war es fast, als ob er

Freude hätte an dem unerwarteten Gaſt. So war es auch. Es freute ihn einmal ſo recht vaterländiſch auspacken zu können, was er von der Regierung halte, und zwar ſo, daß es ihnen zu Ohren käme, wie hundsſchlecht Sime Sämeli mit ihnen zufrieden ſei. Sobald die üblichen Ceremonien, Gruß und Anſtoßen, vorüber waren, brach das Wetter los mit der Frage: Ob es jetzt für dieſes Jahr genug der Narr gemacht ſei, oder ob es noch irgendwo ein Lager oder eine Muſterung abſetze? Des Dings ſei er ſatt. Seit man einen Miliziſpektor habe, plage man die Leute vom Teufel. Geld koſte es, daß einem das Liegen weh thue, und für was, wiſſe er nicht. Nichtsnutzer kriege man allemal ſeine Leute wieder, und wo ſie mit andern zuſammen kämen, ſeien ſie allemal die ſchlechteſten und müßten an Schwanz. Das iſt eine Regierung, daß Gott erbarm. Hat man die Leute am nöthigſten, ſo ſteht ein Lumpenhund an der Thüre und brüllet: daß Morgen um acht die Auszüger vom ſiebenundſiebenzigſten Bataillon am Laushaag ſeien, alles wohl in der Ordnung!

Das werde Herrn Sime Sämeli nicht Ernſt ſein, ſagte Jacobli, der Lieutenant. Sein Vater ſage: Schulmeiſter und Soldaten ſeien die Hauptſache in der Welt; Schulmeiſter von wegen der Bildung und Soldaten von wegen der Sicherheit. Sein Vater halte auf beiden viel; er ſage: ohne Bildung und ohne Sicherheit ſei der Menſch gleich einem Vieh, und für beides ſolle der Staat ſorgen, dafür eben ſei man ein Republikaner und frei. Er glaube es beim Hagel, ſagte Sime Sämeli, ſein Vater hätte viel auf der Sicherheit von Staatswegen, doch nicht wegem Geld, ſondern wegem Leben. Wenn ſie drinnen Geld hätten, welches ihnen geſtohlen werden könnte, ſo würden ſie mit den Schelmen anders verfahren und nicht die Bauern ſchinden, um die Diebe mit Taggeldern zu mäſten von Staatswegen. Von wegen der Freiheit möge er nichts hören, es ſei Niemand frei

als die Schulmeister; die könnten lehren was sie wollten, und daß Alle vor dem Gesetz gleich seien, sei eine Lüge: wer müsse Bodenzinse zahlen als der arme Bauer, Herren an der Staatskrippe zahlten nicht einen faulen Heller. Und wer die Armen erhalten müßte? Er wüßte große Herren, die keinem Bettler einen Kreuzer gäben, geschweige sonst was für die Armen, das Land müsse sie erhalten, ja selbst die Diebe müsse man jetzt erhalten. Könne man die Finger nicht weit genug auseinander machen, um da durch zu sehen, oder nicht stark genug blinzen, sondern müsse einmal einen zur Seltenheit beim Schopf nehmen, so grenze man ihn in die Gemeinde ein und lasse ihn dieser zur Last und Qual.

Zudem habe man Schelmen und Bettlerfabriken in den neuen Wirthschaften, das Land müsse sie nicht bloß erhalten, sondern dem Staat noch Gebühren zahlen dafür, welche derselbe vermustere oder mit Straßen verblizge. Straßen seien sehr nöthig, nach Soldaten und Schulmeistern das Nöthigste, sage sein Vater, sie seien die Adern des Landes, wandte Jacobli bescheiden ein. Davon verstehe sein Vater nichts, sagte Sime Sämeli. Wider Straßen am rechten Ort habe er nichts, aber daß man allen Großräthen die Straßen über ihre Kirschbäume führe, damit sie die Leitern ersparen könnten, und alle Fingerbreit eine Heerstraße mache, selb sei über das Bohnenlied. Wenn das so fortgehe, so müsse ihm ein Gesetz gemacht sein, daß man die Erdäpfel für die armen Leute auf den Köpfen der Großräthe pflanzen dürfe. Verzeiht, sagte Jacobli, mein Vater sagt, manchmal müsse man B sagen, wenn man bereits A gesagt und die Sache nicht gehörig untersucht gewesen, und manchmal erkenne man etwas, weil die Ingenieure gründlich rapportirt hätten, aber wie es sich hintendrein ergebe, wunderlich, sehr wunderlich, so daß man eigentlich nicht wisse, was sie im Auge gehabt, ob das Gestein oder das Metall. Das wird nicht sein, sagte Sime Sämeli, für was hätte man sonst Rathsherren? für

ſolche Erkenntniſſe wären Rathsbabeni lange gut genug. Verzeiht, ſagte Jacobli, an allen Orten könne man nicht ſein, ſagt mein Vater, und Alles verſtehen eben ſo wenig, dafür habe man Experte, und wenn die leider nicht zuverläſſig ſeien, ſo könne man halt nichts dafür.

Schlechte Meiſter haben ſchlechte Knechte, und wer regieren will muß wiſſen, was und wie er befehlen ſoll, und gehts nicht gut, ſo nimmt man den Meiſter beim Kopf, wißt ihrs! Verzeiht, ſagte Jacobli, mein Vater meint, das ſei unmöglich und daher nie ſo geweſen, und ginge es nicht gut, ſo ſei das Land ſelbſt ſchuld. Wer in einer hohen Stellung ſei, könne weder Alles wiſſen noch Alles ſehen. Darum ſollten die Leute es anzeigen, wenn ſie glaubten, es gehe etwas nicht recht, dann könnte man unterſuchen laſſen und Berichte einfordern. Das thue man aber nicht, ſondern räſonnire nur hinterrücks. Wenn ſo angeſehene Männer und liberale, wie Sie ſind, kommen und ſagen würden: Hochgeachtete Herren, ſo und ſo iſt d'Sach, mit der größten Freude würde man entſprechen und eintreten. Daß man doch ein Narr wäre, ihre Spione zu machen, ſie haben ſo weit zu uns als wir zu ihnen, und daß man da vor ihnen auf die Knie fällt, dafür ſind ſie noch lange nicht gut genug, und zuletzt würden ſie doch dem Lumpenpack, welches ihnen die Füße abläuft, mehr glauben als rechten Leuten. Sie ſind bezahlt, es ſelbſt zu wiſſen, und Wunder nimmt es mich nicht, wie ſie den Bauch z'weg ſtrecken und auf die Zehen ſtehen, ſo ſprach Sime Sämeli. Das ſei wahrhaftig nicht der Fall, ſprach Jacobli, es ſeien doch wirklich Viele, welche ſich alle Mühe gäben, alle Tage gemeiner zu werden. Wenigſtens von ſeinem Vater könnte er es verſichern, von Hochmuth wiſſe er nichts, und ſeine größte Freude ſei, ſeine alten Bekannten zu ſehen. Es kann ſein, ſagte Sime Sämeli, ſo lange man bei ihm iſt. Was er macht, wenn man fort iſt, weiß ich nicht. Daneben wüßte ich appart nicht, warum

er hochmüthig ſein ſollte; freilich ſagt man, der Hochmuth ſei der niederträchtigſte Hallunk, ſintemalen er in den ſchlechteſten Hudel hineinſchlüpfe.

Das war ſtarker Taback. Jacobli wurde wirklich roth und wollte eben fragen: das werde doch nicht auf ſeinen Vater geſtichelt ſein ſollen, als Frau Sime Sämelene hinein kam, als wie ein großes Schiff, wenn ſtark der Wind geht. Man ſah, es brannte ihr im Kopf und zwar ſtark. Sie war ſchrecklich böſe über ihre Töchter, welche nicht in die Hinterſtube wollten. Kickernd war Züſeli davon gelaufen. Anne Bäbeli hatte nicht viel geſagt, ſondern ſich in der Stille abſeits gedrückt. Von der eigentlichen Urſache ihres Zornes ſagte ſie nichts, was anderes mußte herhalten, wie es in ſolchen Fällen üblich ſein ſoll bei den Weibern, und laut vertraulichen Mittheilungen auch bei Staatsmännern, wie dann überhaupt nach den allerneueſten Naturforſchungen eine höchſt auffallende, geſchlechtliche Aehnlichkeit zwiſchen Staatsmännern und Weibern ſich herausbilden ſoll. Vörerſt ſchoß ſie Teller und Gläſer herum, daß es ihnen faſt übel ward. Dann ſchimpfte ſie über den Melker, welcher einen Schaden angerichtet, es wiſſe kein Menſch wie groß; dann über den Mann, daß er den Melker nicht gleich fortgejagt, endlich über den Sohn, daß er im Militär ſei, den Soldatenteufel im Leibe habe, und wenn er nicht in Garniſon geweſen, ſo wäre das Alles nicht begegnet. Das hätte man davon, und wie viel Geld er verklopfet, das wüßten ſie nicht und würden es wahrſcheinlich nicht vernehmen! Sime Sämeli und ſeine Frau verſtunden einander ſehr gut, hatten es nicht wie viele Eheleute, welche einander die Worte aufleſen, um ſie ſich gegenſeitig an den Kopf zu werfen. Wenn eins von ihnen in Eifer kam, ſo ließ das Andere deſſen Worte liegen, wohin ſie fielen, half ihm manchmal ſogar, benutzte zuweilen auch ein Wort, um den Zorn auf einen andern Gegenſtand zu leiten. Ja, ja, ſagte Sime Sämeli,

viel Geld koſtet es. Doch das macht nichts, wenn man es hat, aber wenn man eine Arbeit vor hat und alle Hände voll zu thun, und es brüllet ſo ein Maulaffe einem zur Thüre oder zum Fenſter hinein: Morgen um Fünfe ſollen die Auszüger am Laushaag ſtehen, mit gepacktem Haberſack und Ober- und Untergewehr wohl geputzt; ſelb ſtellt einem das Haar auf vor Zorn.

Nun zogen die beiden ſouverainen Eheleute an einem Seil und ſo ſtark los über Ordnung und Regierung, daß es ſelbſt dem Sohn wohl ſtark vorkam, ſo daß er ſagte: Es mache ſo heiß da innen, er hülfe (rathe) hinausgehen und ein Cigarrli rauchen. Jacobli war das ſehr recht. Er hatte viel von dem heimeligen Abendſitzen vor den Häuſern gehört, da hoffte er Gelegenheit zu finden, Bildung und Manieren zu zeigen, die Bekanntſchaft gehörig einzuleiten. Aber kaum ſaßen ſie mit ihren Cigarrlene zweg, ſo kam Frau Sime Sämelene und ſagte: Selb ſei ihr nicht anſtändig, ſie hülfe die Garbenknebel aus dem Maul thun. Sie haſſe das Tubacken ohnehin wie die Peſtilenz, daß man aber gar noch das Feuer ſo nackt und bloß unter einem Strohdache herum trage, ſelb leide ſie nicht, ſo lange ſie noch was zu ſagen habe. Wenn ſie witzig wären, ſo gingen ſie zu Bette, hübſcher als dort könnten ſie heute wohl nirgends ſein. Wo liegt er? fragte Sime Sämeli's Sohn. Wo wollte er liegen als bei dir. In deiner Almend hätten ja drei Platz, nicht bloß zwei, antwortete Frau Sime Sämelene, welche der Meinung war, daß, was in einem Bette Platz hätte, man nicht in zwei thue; von wegen das Waſchen koſtete ſie nicht Geld, aber Zeit.

Sime Sämelis Sohn hatte ſein Bett im Stock, d. h. in dem kleinen Gebäude ohne Scheuerwerk, welches bei ſo viel bernerischen Bauernhäuſern ſteht. Es hat eine eigene Bewandtniß mit dem Stock. Es wohnen nicht ungerne Söhne und Töchter in demſelben, nächtliche Ausgänge und nächtliche

Beſuche können dort von Knechten und Mägden, welche im Hauſe ſchlafen, nicht beaufſichtigt werden. Aber wird der Sohn zum Bauer, ſo zieht er aus dem Stock, ſiedelt ſich ins Haus hinüber, um wachen zu können über das Haus. Der rechte Bauer hat, wie der Haſe die Augen, die Ohren offen im Schlafe. Er hört des Hundes Gebell, hört, wenn die Pferde rumpeln im Stalle, hört, wenn es rnmpelt in den Gaden, hört, wenn verdächtige Schritte ſchleichen ums Haus oder von einem Gaden ins andere Gaden. Hat der Bauer ſeine Jahre durchgewacht, iſt Großvater geworden, und über ihn iſt gekommen mit der abnehmenden Kraft das Sehnen nach Ruhe, ſo zieht er aus dem Hauſe und ſiedelt wieder im Stocke ſich an, nun aber nicht alleine, ſondern mit ſeiner Alten, welche mit ihm Lieb und Leid getragen und mit ihm gehütet und gewacht, und manchmal hängt ein liebes Großkind ſich an, welches den Schatz großelterlicher Liebe entdeckt und ſich denſelben anzueignen gewußt hat. Sie ziehen aber nicht hinüber, um ungeſtörter der Welt nachſchleichen zu können, ſondern um leiſe von der Welt ſich zu löſen nach und nach, zu ruhen von den Mühen der Welt, ſich vorzubereiten auf den letzten Umzug von hier ins kühle Grab, wo das Thor ſich öffnet zum ewigen Licht. Ein ſolcher Stock iſt alſo zuerſt das Gehäuſe, aus welchem man hinaus ſich ſchleicht in die Welt, und in welches die Welt hineinſchleicht mit ihrer Luſt; es iſt aber auch die letzte Herberge des müden Wanderers, in welcher Leib und Seele Abſchied nehmen von einander, der Leib um zu Grabe zu gehen und zu ſchlafen, die Seele aber, um die dunkeln Wege zu gehen, welche dem ſterblichen Auge verborgen ſind. Wohl dem Hauſe, deſſen Stock eine heilige Stätte iſt, von welcher weg muntere Kinder unbefleckt ſich ſtürzen in den Strudel der Welt, zu welcher ſie zurückkehren mit reinem Gewiſſen nach treu vollbrachtem Tagewerk, um in Glauben und Hoffnung zu harren dem Rufe deſſen, der die Gaben austheilt mit reicher Hand

und wiederum die Empfänger ladet zur Rechnung über die empfangenen Gaben.

An des Stockes Bedeutung dachte indeſſen unſer Jacobli nicht, ſondern daran, daß er mit Sime Sämelis Sohn in einem Bette ſchlafen müſſe, während ihm aller Zuſammenhang mit den Schweſtern abgeſchnitten ward, und was frug er dem Bruder nach, wenn es ihm nicht um die Schweſtern geweſen wäre? Er folgte ſchweigend ſeinem Corporal, ſtellte ſich ans Fenſter und verarbeitete innerlich einen großen Zorn. Da war er nun und was hatte er davon: Spott und Grobheit und die Ausſicht, in ſchwerem Bette mit Sämeli zuſammen eine höllenheiße Nacht zu verſchwitzen. Vor ihm lag das Bauernhaus und kam ihm vor wie ein großer Miſthaufen, auf welchem zwei Röslein blühen. Für ſein Leben gerne hätte er gewußt, wo ſie zu ſuchen und zu finden wären; vielleicht hätte er noch einem Ausfall gewagt, aber er mochte Sime Sämeli das Wort nicht gönnen, wie eine Beißzange klemmte ihm die Aergerniß die Lippen zuſammen.

Derſelbe nahm aber von Jacobli's tiefſinnigen Betrachtungen keine Notiz, kleidete ſich raſch aus, warf ſich ins Bett, ſtreckte lang ſich und ſagte: G — u — t — e — den Reſt verſchlang bereits der Schlaf. Da nun Niemand ſeiner ſich achtete, von Pfeifen und Singen Sämeli gar keine Notiz nahm, ſo wußte Jacobli am Ende nichts Beſſeres, als ebenfalls ins Bett zu kriechen; er hoffte, da ſeinem Zorn am reiflichſten nachdenken zu können. Als er ſich dazu ſo bequem als möglich zurechtgelegt hatte, da kommandirte ein Anderer. Wer draußen an der Thüre gehorcht hätte, hätte glauben müſſen, da innen thäten zwei werdende Trompeter liegen, denen in den Schlaf hinein das Trompeten nachgekrochen ſei, ohne jedoch zu honorigen Tönen kommen zu können. Wer aber am andern Morgen ungefähr um ſieben Uhr ins Stübchen geguckt hätte, der hätte ein ſtummes Menſchenkind geſehen, ſitzend im Bette, mit wunderlichem Haargehänge ums

Haupt, einem ſchwarzen Strich unter der Naſe, einem Schnauze ähnlich, (ob einem, den Gott wachſen läßt oder einem, wie die jungen Lieutenants und ungefiedertem Federvieh die Friſeure liefern, das Stück zu 7½ Batzen, wäre nicht zu unterſcheiden geweſen mit Sicherheit) die Augen reibend, das Maul aufſperrend mit gräulichen Gebehrden, bald wieder in die Kiſſen tauchend, bald auffahrend, endlich aus dem Bette ſich windend, faſt wie weiland ein Drache, ein fabelhaft Thier, aus ſeiner Höhle. Als das Menſchenkind endlich ſaß auf des Bettes Rand, rieb es die Augen wieder, gähnte ſchrecklich, dehnte die Glieder, ſtreckte faſt ſich wieder nieder und thats doch nicht, ſondern drehte ſich rund um, ganz dumm; endlich ſchüttelte es die Mähnen mit langem Gähnen und ſtellte langſam ſich auf die Füße, dehnte ſich wieder, gähnte wieder, ſah rundum kreuz dumm, merkte endlich im Stübchen ein Fenſter. Am Fenſter ſtund er lange, endlich ſchien ihm was einzufallen; er kam zum Bette zurück, ſchien was in demſelben zu ſuchen, und als er nichts darin fand, machte er im Stübchen die Runde, ſah hier und dort Kleider liegen, erkannte endlich ſeine Uniform, und als er ſich noch einmal gedehnt und lange gegähnt, ſchien es ihm auch im Kopf zu dämmern, (ins Stübchen ſchien die Sonne längſt), das Bewußtſein zu erwachen und zu faſſen, wo er ſei. Er begriff aber nicht bloß dies, ſondern auch, was in dieſer Lage zu thun ſei; er ſtreckte langſam die Hand nach den Kleidern aus, zog langſam Stück um Stück an, und mit jedem Stück erwachte nicht bloß das Bewußtſein beſſer, ſondern auch das Selbſtbewußtſein, und als er das Beſte am Leibe hatte, war er in einer Stimmung, Napoleon hatte ſie vor der Schlacht bei Auſterlitz nicht ſchöner. Indeſſen, der beſonnene Held verſäumt nichts, ſo that auch Jacobli, als zweiter Unter-Lieutenant ebenfalls ein Held, wenn auch erſt ein angehender.

Er ſchritt ans Werk; er ſah ſich um, aber o Himmel, er ſah kein Waſchbecken, er ſah keinen Nachtſack, in

welchem er ſorgfältigſt ſeinen Toilettenapparat mitgenommen, ſelben aber, da etwas zu tragen unter der Würde des eigentlichen Menſchen iſt, ihn am Orte gelaſſen hatte, wo die Kompagnie auseinander gegangen war. Sime Sämeli hatte verſprochen zu ſorgen, daß derſelbe nachkomme, und Jacobli vergeſſen nachzuſehen, ob er da ſei. Da ſtand nun Jacobli ungewaſchen, ungekämmt, ſtruppichter anzuſchauen als ein ungeſtriegelt Roß, und machte eine Phyſiognomie, gegen welche die eines Ochſen am Berge geiſtreich könnte genannt werden. Wo war ſein Nachtſack und wo war Sime Sämelis Sohn, der geſtern mit ihm zu Bette gegangen, jetzt treulos nicht zu ſehen war? Verrath und Bosheit ſah er wieder rund um, er wußte nicht, daß Sime Sämelis Sohn beim Melken war, weil er wiſſen wollte, ob die Kühe an Milchertrag zu- oder abgenommen, und daß das große Waſchbecken der Familie hinter dem Hauſe war, wo aus hölzerner Röhre ein reicher Waſſerſtrahl in den langen Brunnentrog luſtig ſprudelte. Hier war der Toilettentrog der ganzen Familie, und Frau Sime Sämelene hätte wunderliche Augen gemacht, wenn ſie hätte Waſchbecken zum Privateebrauch liefern ſollen. Wem ſo was eingefallen wäre, der hätte vernommen, daß, wo Großvater und Großmutter ſich gewaſchen, ſo ein Gabel- und Trampelthier ſich auch waſchen könne. Anſprüche konnte ſie nicht leiden, die Frau Sime Sämelene!

Das Waſchen hätte ſich allfällig erſetzen laſſen, aber das Kämmen und Friſiren ohne Kamm, wie ließ ſich das thun? Ehedem waren die fünf Finger ein tüchtiges Surrogat des Kammes, aber jetzt bei den langen Haarbündeln, welche ums Haupt hängen, welche man ſo oft durch den Friſeur muß glätten und ſchmieren laſſen, wenn man einigermaßen einem civiliſirten Geſchöpf und nicht einem Zottelbär ähnlich ſehen will, jetzt ſind die fünf Finger untauglich geworden. Troſtlos ſtand er da, zuchtlos zottelten ihm die Haare ums düſtere Haupt, die ſchönen Haare, auf die er ſich ſo viel einbildete, in

er eine bezwingende Kraft, dem Simſon gleich, zu beglaubte, unſer zweiter Herr Unter-Lieutenant.

Rathlos ſtand er da, Neues fiel ihm nicht ein, genial war er nicht, ſchaffen konnte er nicht, nur nachahmen, prächtig ſeine Haare ſchneigeln mit Kamm und Pomade, wie er es abgeguckt; aber ohne Kamm und Pomade war er halt nichts, war er rein verloren. Endlich fiel ihm was ein, er riß das Fenſter auf. Ach Himmel, gegenüber ſtand Anne Bäbeli und fütterte die Hühner. Wie von ſcharfer Kugel getroffen fuhr der arme, ungewaſchene, zottige Jacobli zurück, flüchtete ſich in des Stübchens hinterſten Winkel, um ſich zu bergen vor den ſchönen Blicken aus Anne Bäbeli's tiefbraunen Augen. Wie kurios doch die Leute ſind; das Licht dieſer Blicke, in welchem er geſtern Abend für ſein Leben gerne geſtanden wäre, wie floh er es jetzt? Es weiß kein Menſch, ob er nicht noch dato in jenem Winkel ſtünde, wenn nicht eine grobe Stimme durchs Fenſter gekommen wäre mit der Einladung, hinunter zum Frühſtück zu kommen. Er rief bittend ſeinem Freunde, dem die Stimme gehörte, zu, heraufzukommen. Der meinte erſt, Jacobli ſolle hinunter kommen, er könne ihm ja hier auch ſagen, was er wolle, doch ließ er ſich endlich erbitten, und polterte die hölzerne Treppe auf.

Was der lachte, als er Jacobli's Noth und Anliegen vernahm. Deswegen ſollte er ſich nicht plagen, meinte er, und nur kommen, ſonſt erkalte das Frühſtück. Im Vorbeigehen könne er ſich beim Brunnen waſchen und mit dem Kämmen nehme man es bei ihnen nicht halb ſo ſpitz; wer einen nicht ungekämmt anſehen möge, der könne wo anders hin luegen. Als Jacobli aber gar ſchrecklich gegen dieſe Zumuthung ſich ſtemmte, rief Sämeli zum Fenſter hinaus: Anne Bäbi, bring ein Kacheli mit Waſſer und einen Lauſer (ein enger Kamm, zum Läuſefang eingerichtet). Aber nein, rief Jacobli, was denkſt, was machſt! was wird deine Jungfer Schweſter denken? Meinethalben was ſie will, wenn ſie nur

geſchwind macht, daß wir bald zum Eſſen kommen, ich bin hungrig. Da kam von unten herauf eine milde Stimme: komm und hol's. Brings, rief Sämeli rauh hinunter. Es ſteht auf der Treppe, tönte es wieder. Das iſt mir immer das dümmſte Menſch unter der Sonne, brummte Sämeli. Züſi hätte ſeine Galgenfreude daran gehabt, zu kommen und zu ſehen, wie der Herr Lieutenant ſich in ſeiner Seelenangſt in den Bettumhang eingewickelt. Anne Bäbeli hatte den Sinn, der ohne zu denken und zu abſtrahiren jede Pein und jedes Weh fühlt, als ob es eigenes wäre. Deswegen kam Anne Bäbeli ſeinen Geſchwiſtern ſo oft ganz kreuzdumm vor, weil ſie ſolchen Sinn nicht hatten, darum auch nicht begriffen, und was man nicht begreift, das ſchreit man als dumm aus, und ganz beſonders laut thut dies die junge Schule, wahrſcheinlich, weil ſie äußerſt weiſe iſt, daneben dann freilich unendlich viel nicht begreift. Ein ähnlich Urtheil über ſich hatte Jacobli ſich zugezogen, ſeine Unbeholfenheit gegenüber dem Kalbe ließ ihn den guten Leuten dümmer als das Kalb ſelbſt erſcheinen, und ſein quasi ſein Weſen, welches ſie nicht faßten, nahm ihnen dieſes Vorurtheil nicht.

Als der Schreck einer perſönlichen Erſcheinung Anne Bäbeli's vorüber war, wickelte ſich Jacobli aus dem Vorhang und begann zu waſchen und zu kämmen, daß Sämeli ein ums andermal mahnen mußte, Jacobli ſolle doch abſetzen; wenn man mit einem Roß ſo umgehen, es ſo ſtriegeln wollte, er glaube nicht, daß daſſelbe es aushielte und mit dem Leben davon käme. Indeſſen Jacobli traute ſeiner Natur, ſetzte nicht ab, bis das Düpflein auf dem i war, und als er den letzten Blick in den Spiegel that, erglänzte ſein Geſicht in voller Selbſtzufriedenheit: jetzt Courage, dann fehlt es nicht, ſagte ſeine Seele zu ſich ſelbſten.

Als ſie endlich hinunter kamen, fanden ſie Züſi unten, welches wahrſcheinlich neugierig war, zu ſehen, wie weit es Jacobli mit Lauſer und Waſſer gebracht. Jacobli begann

[illegible] complimentiren, ſo daß Frau Sime Sämelene ſich [illegible] fand, zur Küche hinauszurufen: ſie hätte genug [illegible], die Hülfe abbrechen und endlich zum Eſſen kommen. [illegible] leiſtete Jacobli allein Geſellſchaft, die Andern hatten [illegible] geeſſen, wahrſcheinlich auch Sämeli, denn die Mutter [illegible] ihm das Compliment, er und ihr Blaß (der Haus-[illegible]) hätten es akurat gleich, wenn es für ſie ſei, ſo [illegible] ſie den ganzen Tag, und kein Menſch ſehe es ihnen an, daß ſie ſchon was gehabt.

Jäni ging ab und zu, gab und nahm Gelegenheit mit Jacobli zu händeln, und Jacobli ſchwoll das Herz in Freude. Er hielt dafür, er ſei eben daran, Eindruck zu machen. Aber ließ es aber Frau Sime Sämeli nicht kommen, ſie preſſirte den armen Jacobli, der ſtreng am Eindruck arbeitete und darob das Eſſen vergaß, mörderlich, bis ſie endlich abtragen konnte. So eine Hausfrau iſt in einem Bauernweſen das Hauszeit, die Hausuhr, ſie ordnet die Zeit durch die verſchiedenen Mahlzeiten, muß dafür ſorgen, daß in den Zwiſchenzeiten das Gehörige geſchehe, damit zu rechter Zeit Menſchen und Schweine das Ihrige kriegen. Eine rechte Bäurin, welche ſich nicht helfen läßt, ſondern alle Hände auf's Feld ſchickt, muß ſich rühren und den Morgen gut zu Ehren ziehen, wenn ſie zu rechter Zeit mit dem Mittageſſen fertig ſein will. Darum läßt ſie ſich am Morgen nicht gerne ſäumen, und wenn ſie einmal auf Jemanden gewartet hat, ſo mag der parlieren, ſo intereſſant er will, eine geneigte Zuhörerin findet er nicht an ihr, ſondern bloß eine Bäurin, welche auf alle mögliche Weiſe ihm ihre Ungeduld kund gibt und ihr Verlangen, abzuräumen und fertig zu machen.

Als endlich die Mutter zu ihrem Zwecke gekommen war, ſaßen die beiden Kriegskameraden um den leeren Tiſch mit langen Geſichtern und ſchauten in einen langen langen Morgen hinaus, der ausſah wie eine afrikaniſche Wüſte. Wie in einer ſolchen Wüſte nicht Baum, nicht Haus zu ſehen

iſt, nichts als öder Sand, ſo ſahen ſie in den Morgen hinein, ſahen nicht Arbeit, kein Kaffehaus, nicht einmal eine Speiſewirthſchaft, ſahen nichts als unendliche Stunden, eine lange, lange Viſite, und heimlich ſeufzte jeder: ach, wenn's doch nur ſchon Mittag wäre! Endlich dehnte ſich Sämeli grauſam, gähnte ſchrecklich, daß ein Krokodill vor ihm Reißaus genommen hätte und ſagte: Er hülfe hinausgehen!

Draußen trappete Sämeli, wie von ungefähr, dem Roßſtall zu und Jacobli trappete ihm nach. Hier machte Sämeli auf. Der Anblick eines Pferdes wäre im Stande geweſen, den Tod ihm, wenn nicht zu verſcheuchen, ſo doch zu verzögern, während Pferde auf Jacobli gar keinen Eindruck machten. Ach, der Arme ſehnte ſich nach ganz andern Eindrücken, wußte aber nicht, wie dazu kommen. Sämeli begann bei jedem Roßſtande einen Lobgeſang über das Roß, welches darin ſtand, welche wir nicht wiederholen wollen, obgleich viel Poeſie in denſelben war, und nicht bloß Poeſie, ſondern auch hohe Geſinnung und tiefe Politik. Er ſchimpfte nämlich gewaltig auf die Machthaber, weil eins ihrer Pferde, nach ſeiner Meinung das ſchönſte, welches auf 4 Beinen ſtand, keinen Preis erhalten hatte. In ſeiner Begeiſterung band er es los, führte es hinaus, ſtellte es unter das Dach und ſagte: Iſt das ein Staatsroß oder nicht? Es gäbe ein ſchönes Trainpferd, ſagte Jacobli. Ja, beim — die wären froh über ein ſolches Trainpferd, wie man über einen geſcheuten Mann froh wäre, wenn einmal ein ſolcher in die Regierung käme! Aber haſt du je ein ſchöneres geſehen? Es gefalle ihm auch, ſagte Jacobli, es ſei ſchön braun; aber es ſcheine ihm zu groß und dick, wenn man in einem Fuhrwerke ſitze und namentlich in einem Char à banc, ſo ſehe man nicht, was gegen einem komme, und der Schweif ſei zu lang und dick; wenn man weiße Hoſen habe und darauf ſitzen müſſe, ſo werde man bei ſolchen Schwänzen ganz verſpritzt, daß man ſich gar nicht mehr zeigen dürfe, er habe das ſchon

mehr als einmal erfahren. Mit Schein verſtehſt du auch nicht viel, ſagte Sämeli, und weißt nicht, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen einem Staatsroß und einem Schindgaul, wie ihr ſie in der Stadt habt. Aber ſieh mal, ſo viel wirſt du doch verſtehen, haben ſie ihm nicht vorgeworfen, es habe zu gerade Beine. Sie haben zwar gewelſchet, aber die Tröpfe haben vergeſſen, daß noch andere Leute als ſie, welſch können. Das wirſt du wohl falſch verſtanden haben, meinte Jacobli, ſo was dummes haben ſie ſicher nicht geſagt, denn das begreift ja ein Kind, daß man nicht zu gerade Beine haben kann. Steckengerade iſt am ſchönſten, wem ſollten hundertjährige Schneiderbeine gefallen? Sämeli warf einen ſeltſamen Blick auf Jacobli. Schreiberbeine werden kaum viel ſchöner ſein im Alter, ſagte er. Aber ſieh, wie es läuft. Der darf dem Erdboden trauen und ſtellt zu Boden, daß man eine Stunde weit glaubt, es erdbebne. Jacobli trat vor das Dach hinaus, um den Gang des Staatsroſſes beſſer betrachten zu können, aber als Sämeli zurückkam, wußte er nichts zu ſagen, nicht einmal was Dummes. Als er vor das Dach hinaus getreten war, da hatte er einen Eindruck gekriegt, er ſah die Töchter ganz in der Nähe Erdäpfel hacken. Als einem jungen Mann von Bildung ging ihm begreiflich eine Brünette weit über einen Braunen. Der Anblick feſſelte ihn ſo, daß er Sämeli, welcher das Staatsroß in den Stall führte, nicht nachging; ihm ahnte, welch köſtliche Zeit er verſäumen könnte, wenn aller Stoff, welcher noch im Stalle war, abgeſponnen werden ſollte, denn noch war von zwei Pferden nicht die Rede geweſen, von zwei Widdern, welche frei im Stall herumliefen nicht, und hinten im Stalle war noch ein Verſchlag, deſſen Inhalt Jacobli noch nicht enträthſelt hatte. Sollte das Mutterſchwein mit ſeinen berühmten dreizehn Ferkeln darin ſein, ſo war die Ausſicht ziemlich ſicher, daß vor Abend Sämeli ſeine Lobgeſänge nicht zu Ende bringe.

Jacobli, der wie bekannt etwas von Diplomatie in Leib gekriegt hatte, hatte den Grundsatz, daß man immer ganz unverfänglich anfangen müsse, und jedenfalls an einem Orte, der himmelweit von dem entfernt sei, zu dem man eigentlich gelangen möchte. Jacobli blieb also draußen stehen, stellte sich mit verschränkten Armen vor den prächtigen Brunnen und machte die geistreiche Bemerkung: wenn dieser Brunnen in Holland wäre, so wäre er unter Brüdern 100,000 Gulden werth. Die Bemerkung interessirte Sämeli, er meinte, wenn Jacobli ihn nach Holland brauchen könnte, so könne er ihn für 1000 Gulden haben und 99,000 Gulden Profit machen, für 100 Gulden könnten sie einen noch viel schönern herbeileiten. Während Sämeli noch den 100,000 Gulden nachdachte, rückte Jacobli einen Schritt weiter, trat unter dem Dache hervor und fragte: Bekommt ihr Obst in diesem Jahre?

Ich liebe das Obst gar sehr, besonders geküchelt. Kannenbirenküchli sind ganz herrlich, besonders, wenn man ein wenig Kirschenwasser ins Taigli rührt. Meine Mutter hat uns schon lange versprochen, Kannenbirenküchli zu machen, wenn einmal die Kannenbiren in einem billigen Preis seien, bis dahin hat es es aber noch nicht geben wollen. Habt ihr auch Kannenbirenbäume? Ja, dort sehe ich einen, antwortete er sich selbst und zeigte auf einen großen Baum, welcher zwischen ihm und dem Platz stund, in welchem die Mädchen hackten. Ich muß doch sehen, ob Biren daran seien. Ein schöner Kannenbirenbaum, sagte Sime Sämelis Sohn, ein Grauechbaum ist es ja. Jacobli nahm von dieser Bemerkung nicht Notiz, holte seine Cigarrenbüchse aus der Tasche und drehte sich mit kundschaftenden Augen dem quasi Kannenbirenbaum zu. Wenn du den Narren machen willst, so mach ihn für dich, brummte Sämeli und drückte sich bei Seite, wahrscheinlich dem Stalle, wo die Ferkel waren, zu. Jacobli ging mit hochgehobenen Beinen wie ein Storch, wenn er

fröschen geht, seinem Ziele zu, suchte bedächtig Kannenbiren am Granechbaum, dann machte er unvermerkt, wie Scharfschützen es lernen, eine Wendung, und ehe man es sich versah, stand er am Plätz, wo die Töchter hackten. Fleißig ihr Töchter, fleißig, sagte er, wenn ich eine Haue hätte, ich wollte helfen. Die wäre zu bekommen, sagte Züsi, oder wenn es ihm Ernst sei, so könne er sie ablösen und gleich bei ihr anfangen und bot ihm seine Haue dar. Jacobli mußte sie ehrenhalb ergreifen; da er aber sein Lebtag kein solch Ding in der Hand gehabt hatte, that er begreiflich kreuzdumm, so daß Züsi fast verspritzen wollte, jedoch seine Haue wiedernehmen mußte, da Jacobli tapfer Erdäpfelstauden abhackte. Das war ein Glück für ihn, sonst hätte ihn Züsi gerne den ganzen Tag hacken lassen, um den ganzen Tag lachen zu können. Anne Bäbeli hatte zuerst auch mitgelacht, aber bald regte sich das Mitleid in seiner weichern Seele; es schob sich allgemach als Schild zwischen Züsi und Jacobli, begann dessen Ungeschicklichkeit zu entschuldigen.

Was man nie gemacht, dazu thue man anfänglich ungeschickt, dessen sei sich nicht zu wundern, er werde auch manches können, wo es viel Lachens geben würde, wenn sie es machen sollten, meinte Anne Bäbeli. Allweg kann er was, sagte Züsi, er kann den Herrn machen, und das ist allerdings eine Kunst, welche uns übel anstehen würde. Im Gegentheil, meinte Jacobli, es würde sich gerade Niemand besser zu ihnen schicken als Jungfer Züseli; lauter Müssiggang sei nicht bei ihnen, sie führten ein sehr thätiges Leben und hätten viele Geschäfte.

Glaub's, sagte Züseli, Handschuh an- und abziehen, Schnäutzli drehen, Steckli suchen, Höseli bürsten, Stiefeli putzen, den Hemdekragen zwegrupfen, die Stadt auf- und abwedelen, den Mädchen nachstreichen, den einen wegem Karessiren, den andern wegem Geld, Kutscher suchen, welche noch auf Berg fahren aufs Land hinaus, Jemanden zu suchen,

den ihr zum Beſten haben könnt. Jungfer Züſeli, Jungfer Züſeli, ſagte Jacobli, ihr ſeid verzweifelt ſpitzig, ſo iſt es doch nicht wie ihr ſagt. Den ganzen Tag muß ich auf dem Bureau ſein, manchmal des Abends noch für den Vater ſchreiben. Wahrhaftig, ich bin ſehr angebunden, habe ſelten einen freien Tag. Selb ſollte man nicht meinen, entgegnete Züſeli. Anne Bäbeli ward roth und ſagte: daß die Herren was machen müßten, glaube es gerne, aber was ihr Weibervolk mache, welches nicht pflanze, für nichts Lebendiges zu ſorgen hätte, das habe ihns ſchon oft Wunder genommen. Das geht verſchieden, ſagte Jacobli. So, was ganz vornehm iſt, die Ariſtokraten, die thun nichts als ſpazieren, Viſiten machen, zuweilen ein wenig welſch leſen, aber nicht dick, brodiren hie und da ein wenig an einem Nastuch, ziehen dabei aber nicht einmal die Handſchuh aus, gehen nie ins Bett, ſtehen nie auf und wiſſen nie, was auf den Tiſch kömmt. Sie werden immer nur tanzen und in die Komödie gehen, meinte Züſeli. Nicht einmal, ſagte Jacobli, tanzen thun ſie nicht wegem ſchwitzen, und in die Komödie gehen ſie nicht wegem koſten.

Herrgott, wie langweilig muß das ſein, da möchte ich für mein Leben nicht in der Stadt ſein, ſagte Züſeli. Ja, Jungfer Züſeli, ſo geht es Gottlob nicht allenthalben, und bei uns, welche wir noch nicht vornehm ſind, ganz beſonders nicht. Bei uns gehts, wie es recht iſt; es wechſelt das Nützliche mit dem Schönen, die Beſchäftigung mit dem Vergnügen, wir halten das Weib nicht für eine Sclavin, aber auch nicht für eine Zierpuppe; das Weib ſoll das Leben zieren und es ſelbſt genießen. Alle drei oder vier Wochen haben wir eine kleine Wäſche im Hauſe, welche Mutter und Schweſter beſorgen, und plätten, was geplättet ſein muß. In der Zwiſchenzeit nähen und ſtricken ſie und die Mutter macht dem Vater die Hoſen; er ſagt, er ſei in keinen wöhler als in denen von der Mutter. An den Markttagen geht man

auf den Markt, macht seine Einkäufe, Kraut, manchmal ein Salätchen, im Sommer bringt die Mutter zuweilen Kirschen heim, besonders wenn man das Pfund für einen Kreuzer kriegt. Nach dem Mittagessen geht man ein wenig aus, guckt in die Buden hinein, macht manchmal selbst Emplettes, manchmal bekömmt man Visiten, dabei kann man stricken, manchmal liest man, wir sind abonnirt in einem Lesladen (Leihbibliothek), wo sie die schönsten Bücher haben, Romane und andere Geschichten. Am Abend geht man spazieren oder sitzt auf dem Läubchen hinterm Hause gegen das Höfchen, wo einem die Sonne nicht plagt, oder geht z'Visite und hat Soiréen. In den kurzen Tagen essen wir um 6 Uhr zu Nacht und machen manchmal schöne Musik; die Mutter kann schöne Gellertlieder, die älteste Schwester macht auf dem Klavier, ich klarinette, der Vater hört zu oder schlägt an den Dreiangel, das sind gar vergnügte Abende. Ja, manchmal gibt es Bälle, alle Jahre fährt die ganze Familie in einem Chaischen aufs Land, und wenn der Vater Freibillets bekommt, so gehen wir in Concerte oder gar in die Komödie. Was sind das für Billete? fragte Züsi. Wenn man in einer Stellung ist, wo man sich für die Leute verwenden, ihnen z'best reden kann, bekömmt man oft solche, und mit denen kann man hinein, ohne zu zahlen. Die gefielen mir, sagte Züsi, deren möchte ich auch. Wäre ich der Vater, ich wäre Tag und Nacht in der Stellung, wo es sie gibt. Ja, fiel Anne Bäbeli ein, so ein Leben scheint mich ganz freundlich an, das ist doch ein anderes als arbeiten und immer nur arbeiten von einem Sylvester zum andern.

Das war endlich ein Ton, der in Jacobli's Ohren himmlisch klang. Er wisse nicht, sagte er, ob er es hoffen dürfe, aber eine große Freude und Ehre wäre es ihnen, wenn die Töchter sie einmal in der Stadt besuchen wollten. Sie sollten versichert sein, es würde Alles aufgeboten werden, um ihnen Freude zu machen, er sei versichert, es würden

Alle dazu helfen. Es sei schon lange die Rede von einer Parthie auf die Bielerinsel gewesen, er sei überzeugt, wenn sie kämen, dieselbe würde alsbald arrangirt werden. Das wäre ihm! sagte Züseli. Es hätte schon lange davon gehört, wie es dort lustig zugehe, und gedacht, es möchte einmal dabei sein. Aber ins Schiff wolle es nicht, wie es gehört, daß die Meisten thäten, es wolle fahren oder zu Fuß laufen.

Da ward Anne Bäbeli roth und sagte: aber weißt du denn nicht, daß bei einer Insel ringsum Wasser ist? Warum sollte ich das nicht wissen, so gut als du, sagte Züseli, aber weißt du nicht, daß man durch das Wasser laufen und fahren kann, so tief wird es doch wohl nicht sein, daß man nicht durch kömmt. Er möchte es nicht garantiren, sagte Jacobli, aber Angst sollten sie deswegen nicht haben; wo er sei, da solle ihnen nichts begegnen, sie sollten sich nur auf ihn verlassen. Und wenn ein Kalb käme oder gar ein Stier? frug Züseli. Bist doch immer das Gleiche, sagte Anne Bäbeli. Vor dem Wasser fürchte ich mich ganz und gar nicht, es kömmt mir so weich und lieblich vor, daß es mich oft dünkt, ein schöneres Bett gäbe es nicht, als so ein schönes, kühles, klares Wasser. Kind, was du bist, sagte Züst, ein gut Federnbett hat doch eine ganz andere Nase als so kaltes, nasses Wasser, in welchem man ja ertrinken kann, wenn man zu tief hinein geräth. Da kam, wie aus den Lüften her, plötzlich eine Stimme über sie und die rief: Züsio, Züsio, hey cho!

Als die Mutter eine Zeit lang gehaushaftet hatte, begann es sie Wunder zu nehmen, wo die beiden Bursche seien, da sie keinen Ton von ihnen hörte. Sie ging zum Brunnen, da war Alles still; sie stand vor das Haus hinaus, da sah sie Jacobli bei den Mädchen stehen. Schade, daß der kein Jagdhund geworden, der kriegt, auf was er los geht, weither in die Nase, sagte sie für sich selbst, Sämeli wird dem aber bald den Stand weiter geben. Eine gewisse mütterliche

Unruhe ließ ſie nicht leben in der Küche, ſie ſtand wieder hinaus, ſah, wie Jacobli mit der Haue focht, lachte herzlich und meinte: He nu, habt ihn nur recht zum Beſten, es kommt ihm dann hoffentlich auch bald in die Naſe, was Trumpf hier iſt. Als ſie zum dritten Mal hinaus kam, ſah ſie nicht mehr den Jacobli mit dem lächerlichen Katzenbuckel, ſondern Jacobli mit verſchränkten Armen bei den Mädchen ſtehen, dieſe auf ihre Hauen ſich lehnen und vertraulich plaudern. Den Anblick ertrug ſie nicht lange, die will ich auseinander geben und dem weiter zünden, ſagte ſie zu ſich und rief: Züſi! Der Name klang lauter durch die Lüfte, und wenn was ging, war Züſi voran.

Züſi war ärgerlich, aber zu ſäumen war nicht, wenn die Mutter rief. Du kömmſt mit, ſagte es zur Schweſter, während es mit dem Fuß die Erde von der Haue machte. Wüßte nicht warum, ſie hat dich gerufen, antwortete Anne Bäbeli, und für was ſie zwei daheim brauchen wollte, wüßte ich nicht. Sie hat aber doch beide gemeint, ſagte Züſeli, du weißt, die Mutter ruft immer ſo. Und ich komme nicht, ſagte Anne Bäbeli, will mich die Mutter, wird ſie ſchon noch einmal rufen. Wer ſchrecklich zornig ward, war Züſi, wem aber die Rede wohl that, das war Jacobli.

Jacobli's Herz hatte noch nicht geſprochen. Es hatte ſich freilich Züſi zugeneigt, weil es ihm zuerſt holder ſchien, aber da beide Schweſtern akurat gleich reich waren, ſo neigte ſein Herz ſich ohne Anſtrengung bei der ſchönen Gelegenheit auf die andere Seite und kriegte eine heftige Neigung für Anne Bäbeli. Das Blut ſchoß ihm armsdick ans Herz, tobte darin herum, wie ein wilder Elephant im Pfahlwerk, in das er ſich gefangen, einen ſtarken Klamm fühlte er im Halſe, ein Chaos brauſender Elemente verarbeitete er in ſich mit Allmachtskraft, der Athem war gepreßt, er ſeufzte lang, endlich ſprach er: Jungfer Anne Bäbeli, — es macht warm. O, ſagte Anne Bäbeli, heute macht es nichts, der Wind geht.

O, Jungfer Anne Bäbeli, ſprach Jacobli weiter, es macht alſo zuweilen noch wärmer? dann müßt ihr doch nicht draußen arbeiten? Allweg, ſagte Anne Bäbeli. Wer ſich deſſen gewöhnt hat, dem macht es nicht ſo viel, und wenn es einen drückt, ſo denkt man, es müſſe ſein. Das glaube er nicht, ſagte Jacobli, Töchter, wie ſie, könnten es anders machen. Und als er das geſagt hatte, da ſeufzte er lange. Anne Bäbeli mied die Klippe und ſagte: was Hausbrauch ſei, ſei Hausbrauch, und beſſer als die Andern zu haben begehre es nicht. Aber in allen Häuſern ſei ein anderer Hausgebrauch, und der Menſch könne ändern, wenn es ihm beliebe, ſagte Jacobli. Jungfer Anne Bäbeli dünkt es Euch nicht, es werde alle Augenblicke heißer und der Wind habe ſich gelegt? Wie wäre es, wenn wir an den Schatten gingen; dort unter dem Kannenbirenbaum wäre es ſo ſchön und es ließe ſich ſo heimelig ſchwatzen im ſchönen Graſe? Anne Bäbeli wurde roth, und ſtatt der Rede warf es einen ſeltſamen Blick auf den Jacobli, vermuthlich um zu ſehen, ob er Spaß treiben wolle oder nicht bei Troſte ſei, und verhürſchet im Gehirn. Aber ehe es ins Reine gekommen, kam wieder eine Stimme durch die Luft: Anna Bäbi, ſölliſt hey cho, enangerenah.

Anne Bäbeli packte alſobald auf, aber Jacobli machte ein dumm Geſicht, ungefähr ſo eins, wie ein Ochſe machen wird, wenn er ſich auf die Schienen einer Eiſenbahn gelegt, auf ein ruhiges Schläfchen rechnend, und plötzlich ſauſt und ſchnaubt ein Zug daher. So ungern gab er den Schatten unter dem Grauechbaum auf, aber Anne Bäbeli war nicht zu halten. So erlaubt mir doch, daß ich die Haue trage, ſagte Jacobli galant, und als ſie am Grauechbaum vorbei kamen, ſagte er zärtlich: Wollen wir nicht von dem ſchönen Schatten profitiren und ein wenig darin abſitzen, da könntet ihr Euch ſo ſchön erkühlen, denn es iſt doch wahrhaftig nicht geſund, ſo erhitzt ins kalte Haus zu gehen? Wohl, da würde mir die

Mutter das Erkühlen vertreiben, ſagte Anne Bäbeli, und wollte Jacobli die Haue wieder abnehmen, und Jacobli wollte ſie nicht geben. Die liebe Haue, wie er ſagte, mit welcher Jungfer Anne Bäbeli einen ganzen Morgen gearbeitet. Ach, wenn er doch ſelbſt eine ſolche Haue wäre, ſeufzte er mit ſtarken Gebehrden.

Das iſt mir doch ein donſtigs Genarre! an einem heiligen Werktage ſchändet man die Zeit nicht mit ſolchen Fazen und Flauſen! erſcholl vom Hauſe her eine ſcharfe Stimme. Raſch waſche die Kartoffeln, dann geh in Garten und nimm Salat. Es war die Stimme der Mutter, welche durch Züſi's Bericht, wie Anne Bäbeli dem Maulaffen ſüße Augen mache, ſehr ſtark in Harniſch gebracht worden war. Züſi hätte ſich lieber eine Kröte in die Haare flechten laſſen, als den Jacobli, der nichts hatte, der arm war, zum Manne genommen; aber die angenehme Unterhaltung und die ſüßen Augen des armen Burſchen gönnte es der Schweſter deswegen doch nicht.

Es hatte zum zweiten Ruf die Mutter begeiſtert, und als Anne Bäbeli neben ihr vorbei ins Haus geſchoſſen war, ſagte die Mutter mit großer Befriedigung: Wohl, die habe ich ſchön auseinander gegeben! Ach, die gute Frau Sime Sämelene wußte nicht, was ſo ein junger Eidgenoſſe für ein Ding iſt, und wie ſchwer loszukriegen von dem, an was er ſich geſetzt, ſei es nun ein Mädchen oder ein Bier- oder anderes Glas.

Verblüfft war Jacobli vor dem Hauſe ſtehen geblieben, und als er noch ſo da ſtund, kam Anne Bäbeli mit dem Erdäpfelkörbchen aus dem Hauſe und wollte zum Brunnen gehen. Da hängte ſich Jacobli friſch an die Tochter des Landes, ließ nicht nach, bis er auch was vom Körbchen tragen konnte. Als daſſelbe endlich im ſogenannten Südeltrögli lag, griff Jacobli raſch nach dem dabei ſtehenden Beſen, fuhr mit demſelben ſo kühn und gewaltig darauf los, daß das Waſſer

hoch aufſpritzte, Anne Bäbeli und ihm über den Leib fuhr, daß er beſtürzt den Beſen fahren ließ, und nach ſeinen armen Beinchen ſah in den ehemals weißen, jetzt naſſen Hoſen. Anne Bäbeli hatte den Augenblick benutzt, des Beſens ſich bemächtigt, arbeitete tapfer in den Erdäpfeln, aber ſchon hatte auch Züſt das neue Zuſammenſein geſehen und es der Mutter berichtet und bemerkt: Mutter, das kömmt beim Hagel nicht gut! Das ſchoß der Mutter ins Haupt, mit harten Worten muſterte ſie Anne Bäbeli, die Erdäpfel zu bringen und ein andermal geſchwinder zu machen. Anne Bäbeli machte keine Einwendung, trug, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld, gelaſſen die Vorwürfe und vorſichtig das Körbchen weit vom Leibe weg, damit es ihr nicht die Kleider netze, und betrübt blieb Jacobli am Brunnen ſtehen, in tiefe Betrachtung ſeiner naſſen weißen Beinchen verſenkt.

Drinnen ſetzte es eine mörderliche Kapitelten ab, und wenn Anne Bäbeli ſich entſchuldigen wollte, es vermöge ſich deſſen nicht, wenn er ihm nachlaufe, fortjagen könne es ihn doch nicht, ſo ließ das die Mutter nicht gelten, ſondern meinte: mein Lebtag lief mir nie ein ſolcher Heuſtüffel (Heuſchreck) nach; es hätte es aber auch einer probiren ſollen! Und jetzt packe dich und hole Salat, ſo ſchloß ſie. Anne Bäbeli war deſſen froh, wollte zur Thüre aus und zwar zu der gleichen, zu welcher es in die Küche gekommen war. Ja wolle, ich wollte dir, da ſieht man, wie du ihm immer unter der Naſe durch willſt. Marſch, Meitſchi, zur andern aus, der braucht nicht zu wiſſen, daß du im Garten biſt, und ſehe ich euch heute noch einmal beiſammen, ſo kriegſt du deine Heiligen, zähle darauf!

Jacobli war in der Betrachtung ſeiner Umſtände endlich zu dem Schluſſe gekommen, daß die Sonne ſeinen Hoſen wohl thäte. Da nun das Unglück hinterm Hauſe an der Schattſeite begegnet war, ſo trappete er ſachte der Sonne zu vor das Haus; dort lag auch der Garten, dort ſtunden Anne Bäbeli's

Blumenſtöcke. Der Garten gehörte zu der mittlern Sorte, ſowohl der Größe als dem Gebrauche nach, enthielt nicht bloß Kraut, nicht lauter Blumen, ſondern beides zuſammen. Die Blumenbeete waren mit Buchs eingefaßt, welcher das Scheeren nöthig hatte, die Wege waren eng und mit der häßlichen rothen Gerberlohe bedeckt, hie und dort erhoben ſich hohe Sonnenblumen, Dahlien, Roſenſtöcke, üppig und groß, daß man gar trefflich im Garten Verſteckens hätte ſpielen können.

Nun war Jacobli ſchon eine Weile an der Sonne herumgeſtanden, ohne daß er im Garten was anderes geſehen hätte als ganz gemeine Blumenſtauden, welche ihn nicht im mindeſten intereſſirten, als es ihm ſchien, hinter einer gewaltigen Sonnenblume rühre ſich was Weißes. Er ſah näher hin, ſah Anne Bäbeli unter Salatköpfen kauern, wie eine Henne bei ihren Küchlein. Sein Herz ſchwoll auf, wie ein Birenſchnitz in heißer Butter; es werde doch ſein ſollen, dachte er, ſtürzte in den Salat hinein, neben Anne Bäbeli nieder und ſagte: Denket doch, erſt jetzt ſah ich euch, nicht wahr, ich darf euch helfen? Und ehe er die Antwort hatte, ſtieß er die Hände in den Salat hinein und rauſte unbarmherzig darin herum, wie vor alten Zeiten ein Schulmeiſter in Bubenköpfen. Anne Bäbeli wehrte ängſtlich, ſagte, es habe genug, erhob ſich und ging. Da hing ſich Jacobli wieder an, ergriff das Körbchen, zerrte daran herum, wollte es tragen, wollte rüſten helfen, dieweil er das wohl verſtehe, da er ehedem zwiſchen der Schule der Mutter in der Küche habe helfen müſſen. Da ſchoſſen plötzlich hinter der Sonnenblumenſtaude zwei andere Hände hervor, riſſen das Körbchen weg und eine zornige Stimme ſagte: Gib, du ſolleſt hinein! Es war Züſi, welches mit dem erbeuteten Körbchen wie ein Wirbelwind dem Brunnen zu ſauſte. Wenn mal ein Mädchen ein Verhältniß in die Naſe kriegt, welches ihm nicht anſtändig iſt, dann kriegt es hundert Augen und zweihundert

Ohren, und wo heimlich die Liebenden zuſammenſtehen, fährt es mit Sauſen und Brauſen zwiſchen ſie.

Kaum hatte die Mutter Anne Bäbeli zu einer Thüre hinaus in den Garten gemuſtert, ſchoß Züſi zur anderen Thüre dem Brunnen zu. Es müſſe doch ſehen, was der Laffe jetzt für ein Geſicht mache, ſagte es zu ſich ſelbſten. Derſelbe hatte aber bereits die Wendung nach der Sonne gemacht, trappete, ohne Züſi zu bemerken, dem Garten zu. Du Lumpenhund, ſagte Züſi zornig, haſt du es ſchon wieder in der Naſe, wart aber, du Ketzer, und ſchoß in die Stube, von wo aus es den Garten überſehen konnte. Ob Jacobli's Herumtrappen verlor es faſt die Geduld; als er endlich wie eine Spinne, welche eine Fliege entdeckt, zur Gartenthüre hinein ſchoß, ſchoß Züſi zur Stubenthüre aus in die Küche. Mutter, denk, ſie ſind ſchon wieder bei einander! rief es. Wo! rief die Mutter. Im Salat! rief Züſi, ſoll ich ſie auseinander geben! Wenn ich von der Pfanne könnte, ich wollte, ſagte die Mutter hochroth vor Feuer und Zorn. Geh, jag mir das Babi hinein, dem will ich die Läuſe runter machen!

Jacobli ſtand wieder alleine; da er aber bedachte, wie es nicht gut ſei, daß der Menſch alleine ſei, trappete er dem Brunnen zu, wo Züſi den Salat rüſtete, ſagte dort ſeinen Spruch wieder her: Erlaubet, Jungfer Züſeli, das kann ich perfekt. Ich mußte zwiſchen der Schule der Mutter in der Küche helfen, ich bin eine halbe Köchin. Es iſt kurios, aber es iſt doch ſo, daß eine Schweſter, wenn ſie einen Knaben bei ihrer Schweſter ſtehen ſieht, außer ſich geräth aus Angſt oder ſonſt etwas, und Himmel und Hölle zu Hülfe ruft, während ſie den gleichen Knaben ganz kaltblütig neben ſich duldet, von Ferne nicht an Gefahr denkt. Es iſt kurios das! So ſchrie Züſi nicht nach der Mutter, jagte eben ſo wenig Jacobli weg, aber es tribelirte und kujonirte ihn gräßlich. Was er abhieb mit ſeinem dicken Feuerſtahlmeſſer war nicht

recht, und was er nicht abhieb war noch viel weniger recht. Ganz kurios iſts wieder, daß man ſelten zu rechter Zeit ins Klare kömmt, ob ſolche Kujonaden aus Liebe oder Bosheit kommen; denn Bosheit und Liebe können akurat gleich kujoniren, und manchmal weiß es das Mädchen ſelbſt nicht recht, welcher Kobold es ſtachelt. Scharfſchützen nehmen bekanntlich ſolche Neckereien zumeiſt als Liebeszeichen, und Jacobli machte keine Ausnahme. Das Händeln mit Züſi ſchien ihm gar ſo ſüß und Züſi brach es nicht ab, und beide waren darin ſo vertieft, daß ſie hoch aufjubren, als über ſie abermals eine Stimme kam und zwar mächtiger als nie. Iſt ein Narr wie der andere, und willſt du an dem Salat rüſten bis drei Tage nach dem jüngſten. Packe dich hinein, den ganzen Morgen hatte ich nichts zu thun als zu muſtern und deſſen bin ich ſatt. Züſi, daß du es nur weißt, du biſt um kein Haar beſſer als das andere! Verzeiht, Frau Sime Sämelene, ſagte Jacobli halb ärgerlich, halb demüthig, es iſt mir leid, wenn ihr böſe ſeid; ich wollte Jungfer Züſeli nur zeigen, wie wir den Salat rüſten, es ſei eine ſehr komode Manier, ſagt meine Mutter. Schmök, ja wolle, lehre den Salat rüſten! ſagte Frau Sime Sämelene und hätte ſicher noch mehr geſagt, wenn ihr Zorn nicht gar ſo dick geweſen wäre, daß er ſich im Halſe geſteckt hätte, und ging mit raſchen Schritten dem vorausgejagten Mädchen nach.

Nun war Jacobli wieder alleine, er fühlte ein fatal Schwanken im Gemüthe. Das Benehmen der Töchter hatte ihn mit Hoffnung erfüllt; ein ungeſtört Stündlein unter vier Augen, dachte er, und er wäre glücklich. Aber wie das machen, da die Mutter umher ſchoß wie eine erzürnte Henne, welche Krähen und Elſtern verjagen will. Zudem ſank ihm überhaupt der Muth zuſammen, es ward ihm öde im Magen, er war z'Viſite und wiederum alleine und wußte nicht, was anfangen. Vom Haus zum Garten trappen mochte er nicht, der Brunnen gewährte ihm ebenfalls unangenehme

Rückerinnerungen, und es hatte das Anſehen, wenn er da bliebe, als lauere er auf die Mädchen, wie eine Katze vor dem Mauſeloch auf die Mäuſe. Sime Sämeli hatte er heute noch gar nicht geſehen, Sime Sämelis Sämeli zeigte ſich nicht mehr, daß ſeine Lage eben nicht kurzweilig war, wird jeder begreifen, auch wenn er nicht im Welſchland geweſen iſt.

Um von Brunnen und Garten wegzukommen, trappete er vom Hauſe weg, mied ſorgfältig den Grauechbaum, zündete eine Cigarre an und ſchritt den Weg entlang, auf welchem Sämeli den Braunen hatte traben laſſen. Da tönte von Ferne her ein Mittagsglöcklein. Dieſes Glöcklein iſt eigentlich der berühmteſte Volksredner und unterſcheidet ſich von den meiſten Volksrednern dadurch, daß es ſeinen Ruf nicht bloß von Lichtmeß bis Faſtnacht zu erhalten vermag, ſondern ſeit Jahrhunderten gleich populär bleibt, ſo daß Tauſenden, ſo bald ſie ſeine Töne hören, das Herz aufgeht und es in die Naſe ſteigt wie Zwiebelnduft, Mehlſuppe und ſonſt noch was. Jacobli kamen die Töne unendlich heimelig vor, er fühlte ſich nicht mehr alleine auf dem Erdenrund, er wußte, hinter den Tönen her kam ein Mittageſſen, der beſte Tröſter für viele tauſend Scharfſchützen- und andere Seelen. Er zog ſeine Uhr und kriegte neuen Troſt, ſie war 6½ Minuten hintendrein, er trieb ſie der Zeit nach zu entſchiedenem Fortſchritt, ſteckte ſie dann mit großer Befriedigung in die Taſche; er wußte, um 6½ Minuten kam er jetzt früher zum Eſſen als er gedacht. Er hatte die Zeit gelenkt, er hatte der Welt Wohl gefördert, 6½ Minuten früher als er gedacht, konnte er eſſen! Kaum hatte die Glocke ausgetönt, kamen Leute vom Felde heim, neugierig ihn betrachtend. Stolz und ohne Gruß, die Cigarre ſtaatsgemäß zwiſchen Zeig- und Mittelfinger, ging er an ihnen vorüber. Spöttiſch, die Hauen auf den Schultern, ſahen ſie ihm nach, und wer ihnen nachgegangen wäre hätte gehört, mit welchen Witzen über

das Cigarrenherrlein ſie ihre Erdäpfel geſalzen hätten. So ein Ding, mit der Cigarre zwiſchen den Fingern, gilt Leuten mit Hauen auf den Achſeln ſehr oft für eine luſtige Komödie, welche nicht bloß Stunden, ſondern Tage lang währt. Solche Herrlein laſſen ſich von ſolchen Witzen begreiflich nichts träumen. Bald darauf trabte ein Roß heran, hinter demſelben ſah er den Zipfel einer weißen Kappe. Es war Sime Sämeli ſelbſt, welcher Korn hatte rönneln laſſen, um, ohne des Müllers etwas zweideutige Vermittelung, zu Spreue und Kern zu kommen. Sime Sämeli hielt das Roß an, ſagte guten Tag und frug wo aus? Als er vernommen, Jacobli ſpaziere ſo bloß an der Sonne, ſo hieß er ihn aufſitzen, es ſei Eſſenszeit und ſeine Alte halte nicht viel auf Warten. Indeſſen Sime Sämeli mußte doch warten; als er in die Hinterſtube kam, in gewiſſer Beziehung der Salon der Bauernhäuſer, war kaum noch der Tiſch recht gedeckt, geſchweige denn, daß das Eſſen darauf ſtand.

Als Sime Sämeli ſich ſehr mißfällig darüber äußerte, ſagte ſeine Alte: Wenn er daheim geweſen wäre, ſo würde er ſich über die Zögerung nicht wundern, und lieb wäre es ihr, es würde, wenn fremde Leute im Hauſe ſeien, nicht Alles davon laufen und ihr nicht den Kummer alleine überlaſſen. Deſſen ſei ſie einſtweilen ſatt. Sime Sämeli lenkte ein und frug nach dem Sohne. Sie hätte genug zu thun gehabt, die Mädchen zu hüten, lautete die Antwort, zum Buben werde er ſehen, habe ſie gedacht. Als man von ihm ſprach kam derſelbe eben daher und ſtellte den Vater zur Rede, warum dies noch nicht gemacht ſei, warum jenes nicht, und wenn nicht dazu gethan werde, ſo komme man mit Allem hintendrein und einen Schaden hätte man, wie groß wüßte man nicht. Der Vater begehrte auf, wie es einem zuzumuthen ſei, Alles zu machen, wenn alle Augenblicke der Bärentanz gepfiffen und die Leute an den Laushaag kommandirt würden. Er habe geglaubt, mit der alten Regierung

beſſere es, jetzt ſei es zehnmal ärger und es ſei gerade, als ob man drinnen meine, Bauernſöhne ſeien die Kegel, mit welchen die Herren kurzweilen könnten. Doch lag in ſeinem Aufbegehren nicht ſowohl Zorn als eine gewiſſe Befriedigung, die väterliche Freude, daß während der Garniſon in ſeinem Sohne der Bauer nicht gelitten. Der übrige Schaden kümmerte ihn wenig.

Endlich kam das Eſſen; diesmal verſammelte ſich um daſſelbe die ganze Familie aber ſchweigſam. Die Mädchen machten ſaure Geſichter, auf Frau Sime Sämelene's Stirne ſchwebte eine Donnerwolke, und wenn Sime Sämeli und ſein Sohn hungerig waren, ſo griffen ſie zu und ließen das Reden einſtweilen ſein. Das Eſſen war reich und gut, freilich mehr ihnen ſelbſt als dem Gaſte zu Ehren. Fleiſchſuppe eröffnete den Tanz, dann kam Fleiſch, geräuchertes, geſalzenes, grünes, kam Kraut und gedörrtes Obſt, Speck, kam Braten, Schinken ſammt dem bekannten Salat; Erdäpfel ſah man diesmal keine. Jacobli ward von der Frau Gaſtgeberin gewaltig zum Eſſen genöthigt. Nur nehmen ſollte er, ſagte ſie, ſo viel er möge, ſollte ſich nicht eigelich (Complimente) machen. Es reue ſie ja nicht, was einmal gekocht ſei, müſſe gegeſſen werden. Er ſolle doch eſſen ſo viel er möge. Sie wiſſe wohl, wo man jeden Biſſen kaufen müſſe, eſſe man oft nicht halb genug. Was ſie kochten, müßten ſie nicht kaufen, ſondern hätten es ſelbſt, und da eſſe ein jedes, ſo lange es möge. Man wiſſe es nicht, wie gut man es habe, wenn man in Spycher und Keller und Garten das Nöthige holen könne, und nicht für jedes Maul voll und für jede Lauſerei die Hand im Sack haben müſſe. Ja, wenn ſie es ſo hätte, ſagte ſie, ſie ließe ſich die Kleider auch ſo enge machen, wie man ſie in der Stadt hätte, das Mannsvolk müßte Hoſenringgen haben und Fleiſch würde man Jahr aus Jahr ein wenig ſehen bei ihnen.

Ihr werdet aber auch pflanzen und Land haben, ſagte

ſie zu Jacobli. Nein, ſagte Jacobli, pflanzen thun wir nicht, es ſchickt ſich nicht wohl. Was, nicht pflanzen? ſagte Frau Sime Sämelene, aber doch einen Kraut- und einen Baumgarten habt ihr für das Nöthigſte. Nein, ſagte Jacobli, die Loſamenter mit Gärten ſind gar theuer. In der Stadt macht man es am beſten, wenn man Loſamenter-Schattſeite nimmt, die ſind die wohlfeilſten und allweg hat man doch ein Höfli oder ein Läubli, wo man die Sonne ſieht, wenn ſie ſcheint nämlich. Was, ſagte Frau Sime Sämelene, ihr wohnt nur zur Miethe, ach du mein Gott! Ja, ſagte Jacobli, das iſt gegenwärtig die größte Mode, die Höchſten und die Geſandſchaften wohnen alle nur zur Miethe. Der Vater ſagt, man ſei gar abhängig, wenn man ein Haus habe. Wenn was angerichtet werde, wo man lieber hundert Stunden weit davon wäre, ſo könnte ſo ein Haus einen in große Verlegenheit bringen. Er glaube es, ſagte Sime Sämeli, beſonders, wenn man Alles darauf ſchuldig ſei. Das ſei ihr ein ſchöner Hudel und Lumpenbrauch, ſagte dagegen Frau Sime Sämelene. Es tödtete mich, wenn ich in einem Hauſe nicht Meiſter wäre, den Hauszins geben, Alles kaufen müßte, vielleicht gar noch die Kartoffeln, oder eſſet ihr etwa keine deren?

Ja freilich eſſen wir deren, abſonderlich der Vater, der iſt immer der Erſte in der Schüſſel, der Letzte draus und gibt das gute Beiſpiel. Du mein Gott, ſagte Frau Sime Sämelene, und kauft ſie; da werdet ihr ſie wohl auch zählen wie die Seeländer, ehe ihr ſie in den Hafen thut. Aber ein Schwein mäſten und metzgen werdet ihr doch, beſonders wegem Abgang, oder eſſet ihr die gekauften Erdäpfel ſammt der Rinde? Nein, ſagte Jacobli, wir ſchlachten nicht, für eine eigentliche Sau haben wir nicht Platz; aber jetzt iſt ſtark die Rede davon, eine anzuſchaffen. Vornehme Herren haben engliſche Schweine kommen laſſen, welche wenig freſſen und keinen Platz einnehmen. Nach einer ſolchen Sau gelüſtet

es die Mutter sehr. Aber wenn man schon kein Schwein hat, deswegen geht die Erdäpfelrinde nicht verloren, das ist eben das Komode, daß so in einer Stadt nichts verloren geht. Es gibt Weiber, welche Alles holen, auch das Waschwasser als Tränke für Schweine und zahlen gut dafür; es gibt ein recht artig Sackgeld für eine ledige Tochter.

Pfi Tüfel, wer möchte solch Sackgeld! sagte Frau Sime Sämelene, und das wird mir doch ein Geld sein! Wie viel Erdäpfel braucht ihr denn im Jahr? O viel, sagte Jacobli, wenigstens 50 Mäße und manchmal noch mehr, der Vater klagt immer, wie viel doch so eine Haushaltung koste. 50 Mäß macht sieben Säcke, sagte Frau Sime Sämelene, an sieben Säcken hätte hier die schlechteste Bettlerhaushaltung nicht genug, so viel frißt eine Kuh alleine von Martistag bis Fastnacht. Verzeiht, sagte Jacobli, der Vater sagt immer, die Stadt nehme den Appetit, wenn er aufs Land komme, esse er immer noch einmal so viel als daheim und die Mutter meint, nur dreimal essen sei sehr komod, auf dem Lande esse man den ganzen Tag. Ich glaube es, der Vater möge zhalb mehr auf dem Lande als daheim, wenn ihr nicht schlachtet und alles Fett und alle Kartoffeln kaufen müßt. Da wird es auch heißen, es sei besser eine Laus im Kraut als gar kein Fleisch und staubicht werden die gerösteten Erdäpfel sein wie ein alter Mehlsack, daß es ganz dunkel wird ums Gesicht, wenn man daran haucht. Da könnten mich die armen Kinder dauern, die werden das ganze Jahr durch den Husten haben, sagte Frau Sime Sämelene.

Nein, beim Schieß, so möchte ich nicht dabei sein! Milch werdet ihr auch nicht selbst haben, vermag man kein Schweinchen, so vermag man noch viel weniger ein Kuhli. Natürlich, sagte Jacobli, kaufen wir die Milch, man bringt sie uns ins Haus, von der besten wo es gibt. Der Küher, bei welchem wir sie nehmen, ist gut bekannt mit dem Vater und nimmt es für eine Ehre, sie uns geben zu können. Ihr werdet sie

nehmen von einer Kuh oder zweien, wenn man fragen darf, ſagte Frau Sime Sämelene? Wir nehmen ſie nicht nach den Kühen, ſondern anders. Sind wir Alle daheim und der Vater iſt nicht eingeladen, ſo nehmen wir täglich für 9 Kreuzer. Haben wir aber Viſite, ſo läßt die Mutter Rahm holen vom beſten, wo man 5 Batzen für die Maß zahlen muß. Jetzt iſt mir nicht mehr zu helfen, rief Frau Sime Sämelene, für 9 Kreuzer Milch für eine ganze Haushaltung und einen ganzen Tag! Was dünkt euch Mädchen, das wäre ein Glück, ſo dabei zu ſein! Was würde unſere rothe Sau ſagen, wenn ſie Ferkel hat und nur für 9 Kreuzer Milch kriegte im Tag? Eine ſolche Haushaltung zu machen muß kurzweilig ſein, da iſt bald gegeſſen und bald abgewaſchen, und hat man was gegeſſen, ſo kann man eine Weile warten, bis man wieder was kriegt und braucht den Schneider kaum, die Kleider zu erweitern.

Was meinſt, Anne Bäbeli, wäre da nicht luſtig Köchin zu ſein, die Erdäpfel wären bald gewaſchen und ob dem Salat würde man auch nicht viel Zeit verſäumen? Da ward Jacobli roth und ſagte: Verzeiht, wir leben bei uns aber nicht von Milch und Kartoffeln, wie man auf dem Lande leben muß, das ſind ganz nur ſo Nebenſpeiſen. In einer Stadt lebt man mehr von Fleiſch und Gemüſe, in die Metzg kann man alle Tage ſenden und wenn kein grünes Gemüſe mehr auf dem Markte iſt, ſo läßt man Sauerkraut holen; für 4 Kr. kriegt man eine ganze Schüſſel voll, daß man dreimal daran zu wärmen hat. Am Sonntag läßt die Mutter Schweinefleiſch holen, manchmal ein Dutzend kreuzerige Schinkenſchnittchen, ſie ſind ganz vortrefflich, beſonders von Oberländerſchinken. Und was die Mutter kocht, kocht ſie ſo gut, daß gewöhnhnlich kein Stäubchen übrig bleibt. Es wird ſein, ſagte Frau Sime Sämelene und ſchoß ſpöttiſche Blicke rundum. So gut kann ich es nicht, mir bleibt immer was übrig. Aber es iſt ſich nicht zu wundern, wenn man nur ſo

kauft von der Hand ins Maul, und den ganzen Tag die Hand im Sack haben muß, so glaube ich, es bleibe kein Stäubchen übrig, und Butter, Mehl und Eier werden auch angeschafft werden müssen? Eier, sagte Jacobli, brauchen wir nicht viel. Die Mutter sagt, es sei ein gar theuer Essen. Zuweilen läßt der Vater eins oder zwei weich sieden, wenn er glaubt, es komme ihm dazu, eine Rede zu halten, aber die Mutter wird allemal böse und meint, es trage die Kosten nicht ab. Mädchen, was meint ihr, da wäre ein lustig Kindbetten ohne Butter und Mehl; da würde wohl keine an der ersten Suppe ersticken, wenn es nämlich nicht eine wäre aus den sieben Säcken Erdäpfel, sagte Frau Sime Sämelene.

Verzeiht Frau Sime Sämelene, sagte Jacobli gereizt, ich habe bloß von den Eiern geredet, Butter und Mehl haben wir vollauf. Wir haben in der Küche ein Mehlfäßchen, dieses läßt die Mutter alle 14 Tage füllen und Butter holt man auch. Wir nehmen sie bei einer vertrauten Kellermagd, die macht sie selbst und ganz vortrefflich. Grasanken, sagt man ihr, Sommer und Winter kommt sie nie aus damit. Spöttische Blitze fuhren rundum und Züsi platzte mit Tönen heraus, in welchen man sich gar nicht zurecht finden konnte. Ja, ja, sagte Frau Sime Sämelene, so wirds sein und mit dem Brot wird es auch so sein, das werdet ihr auch alles kaufen müssen, das würde mich am meisten drücken. Ich muß bekennen, ich glaubte, ich wäre der ärmste Hund, wenn ich nicht das Korn in die Mühle geben könnte, von welchem ich das Brot esse. Ach, mein Gott, wie wird es da schmale Bißchen geben. Nicht für ungut, Frau Sime Sämelene, sagte Jacobli, Brot haben wir vollauf, manchmal drei Tage lang das gleiche auf dem Tische und wenn wir schon Alles kaufen müssen, so ist doch immer noch für Alles Geld dageweſen. Wenn die Jungfer Töchter mir einmal das Vergnügen schenken, uns zu besuchen, so sollen sie wahrhaftig nicht merken, daß wir Alles kaufen müssen und selbst entscheiden, ob wir

nicht das beſte Brot haben, welches man eſſen kann. Wir haben einen ganz ausgezeichneten Bäcker. Der Vater in ſeiner Stellung hat Gelegenheit gehabt, ihm Gefälligkeiten zu erweiſen; das kann er nicht vergeſſen, und thut uns immer mehr Mehl in unſer Brot als andern Leuten. Da lachte Frau Sime Sämelene laut auf und ſagte: Ja, ja, es ſei glaublich, daß ſie drei Tage an einem Brote hätten, wenn mehr Mehl darin ſei als in anderer Leute Brot! Jacobli, verdutzt über das Lachen, ſagte, es ſei auf Ehre ſo, übrigens könnten dann die Töchter ſelbſt entſcheiden, wenn ſie ihnen das Vergnügen ſchenkten, ſie zu beſuchen. Sie zweifle, ſagte Frau Sime Sämelene, daß es ſie gelüſten werde. Allem Anſchein nach hätten ſie Koſten genug, und mit 9 Kreuzern für Milch kömmt ihr nicht aus, wenn die Mädchen dabei ſind. Verzeiht, ſagte Jacobli, ich glaube es geſagt zu haben, daß, wenn wir Beſuch hätten, die Mutter Rahm holen ließe. Für 5 Batzen die Maß kriegt man vortrefflichen. Schweigt mir von fünfbatziger Nidle, damit kann man ja einen Hund vergiften! Es dünkt mich, ich hätte die geſchabte Seife ſchon in der Naſe, es dreht ſich Alles in mir um. Aber daß ſie euch gut dünkt, dünkt mich nichts anders, wer zum Herren gerathen will, muß zuerſt zum halben Hund werden und freſſen können, was ſelbſt ein rechter Hund nicht mag, Schnecken und Kröten und weiß der Teufel was Alles. Mein Mann hat auch einmal beim Schultheißen gegeſſen und hat mir die Sachen erzählt, daß es mir ſeither allemal wunderlich wird, wenn ich einen Herrn ſehen muß von weitem, geſchweige denn in der Nähe.

Das war denn doch ſelbſt für Jacobli wohl ſtarker Schnupf. Wenn er das gewußt hätte, ſo hätte er ſie ſicherlich nicht plagen wollen, und je eher er gehe, deſto beſſer werde es ſein mit Schein, ſagte er. Er werde doch nicht meinen, ſagte Frau Sime Sämelene, daß das auf ihn geſtichelt ſei, ſolche Narrenpoſſen werde er doch nicht im Kopf

haben, daß ſie ihn für einen Herren halte. Als ſie noch daheim geweſen, hätte ſie ſeine Großmutter genau gekannt, es ſei ihr eine liebe Frau geweſen, manche Stunde weit herum habe ſie Alles gewußt, ſie hätte ihr für manch ſchönen Batzen Schwefelholz abgekauft. Er müſſe preſſiren, ſagte Jacobli, er möchte Niemanden zur Laſt ſein. Das ſolle er nicht denken, ſagte Frau Sime Sämelene, ſie müßten die Sachen nicht kaufen; ſie würden ſich ſchämen, wenn ſie nicht vermöchten, ihn ein paar Tage zu erhalten, wie er ſich wohl nicht gewöhnt ſein werde. Wenigſtens wolle ſie ihm noch mit Rahm aufwarten, es nehme ſie Wunder, ob er einen Unterſchied merke zwiſchen demſelben und ihrem fünfbatzigen. Daneben wolle ſie ihn nicht aufhalten, ſie begreife, daß es ihm ums Verdienen ſein werde. Wer nicht Vermögen habe, müſſe mit der Zeit machen was er könne, wenn er gelebt haben wolle.

Um das ſei es ihm nicht, ſagte Jacobli und warf ſich in die Bruſt; aber es ſei morgen Sitzung. Verſäumen wollten ſie ihn nicht, ſagte der Alte, obgleich es in einer Sitzung nicht viel geſcheuter zugehen werde, ſitze Einer mehr oder weniger. Aber, wenn ihr meint, das Vaterland möge es nicht ertragen, ſo kann Sämi ein Stück mit euch fahren. Der Ammann zu Hagenbuch will zwei Ferkel, wie er mir heute geſagt, die kann Sämi gleich mitnehmen. Für 45 Batzen das Stück habe ich ſie ihm erlaubt, er ſoll ſie dir gleich bezahlen. Er hat gar ein kurz Gedächtniß, wenn er was ſchuldig iſt, der Ammann zu Hagenbuch.

Als die Sache abgemacht, die Abreiſe Jacobli's entſchieden war, da klärte ſich plötzlich der Himmel in der Hinterſtube auf und total umgeſchlagen hatte die Stimmung, faſt wie ſie beim Volke umzuſchlagen pflegt, von einem Tage zum andern. Nun war auf einmal Alles freundlich bis auf Anne Bäbeli, welches ein recht trübes Geſicht machte. Frau Sime Sämelene preſſirte zum Eſſen, ſie hät-

ten's und gönnten's; der junge Sämi mit Trinken; Züſi war das Glas wie in die Hand gewachſen zum Geſundheit machen und Sime Sämeli ſagte: er laſſe den Eſau grüßen und wenn er einmal vors Thor käme, ſo ſolle er bei ihm einſprechen. Es ſei dann nicht, daß er keinen Unterſchied machen könne und meine, ein Schelm ſei wie der andere, er wiſſe wohl, Eſau ſei noch von den beſſern. Aber er ſolle ihm nur ſagen, wenn es nicht bald anders gehe, ſo pfeife man ihnen bald das letzte Gſätzlein, und wenn man drinnen frage, wer ſo etwas ſage, ſo ſolle er nur ſagen Sime Sämeli habe es geſagt, und wer es nicht glauben wolle, ſolle kommen und ihn fragen, und wer nicht fragen möge, werde es erfahren. Sämeli ſagte, das habe er drinnen hundertmal geſagt und er müſſe ſagen, Jacobli's Vater hätte noch am meiſten auf ihn gehört, er glaube wirklich, wenn ſie drinnen keinen Kreuzer mehr werth ſeien, ſo würde Jacobli's Vater doch noch den beſten Theil davon ausmachen. Sag es, wenn du fort willſt, ſo gehe ich und ſchirre ein. Preſſiren wollte ich nicht ſo, ſagte Frau Sime Sämelene, du weißt, wie der Kohli läuft. Er muß doch erſt eſſen und trinken, bis auch einmal recht genug. Ich könnte ihm doch den Schinken mitgeben, er gibt noch für manchen Sonntag kreuzrige Scheibchen, und ein Stück Käs, er wird auch ſelten ſein. Wenn ihr fahrt, ſo irrt's euch nicht, und wenn man Papier hätte, ſo könnte man ihn einmachen, dann würde es auch Niemand ſehen. Es habe ein alt Säcklein, um welches es nicht ſchade ſei, ſagte Züſi und wollte es holen. Jacobli wehrte ſich gegen die Geſchenke mit Händen und Füßen, aber es half nichts, ſie hätten's und vermöchten's und deswegen nichts deſto weniger, ſagten ſie. Aber ſolche Reden fielen diesmal nur flach, die zwei Ferkel, mit welchen er fahren ſollte, lagen Jacobli ſchon auf der Seele, er meinte ſich bedenklich ſchämen zu müſſen. Er dachte, wenn er mit zwei Ferkeln in einem Fuhrwerk durch die

Stadt fahren wollte, die sämmtlichen Gassenjungen liefen ihm nach und vor dem Caffe, wo er Stammgast war, vorbei zu fahren, dazu hätte man ihn nicht gebracht, wenn er nicht bloß eine, sondern beide Töchter hätte heirathen können. Der gute Jacobli dachte nicht daran, daß er diesen Morgen mit dem Cigarrli zwischen den beiden Fingern hundertmal mehr ausgelacht worden, als er diesen Nachmittag mit den beiden charmanten Schweinchen ausgelacht werden würde.

Die Begriffe der Welt über das Lächerliche, Anständige, Sittliche, ja sogar über das Vaterländische, welcher Begriff gegenwärtig mit eigener Malice gedroschen wird, als ob man ihn absichtlich zu leerem Stroh entgeistigen wollte, sind gar schrecklich verschieden. Wenn in einem Hause drei Stockwerke sind, in jedem Stockwerk eine andere Familie wohnt, so werden in den meisten Fällen in den drei Stockwerken die Begriffe aller Art durchaus verschieden sein und in der Regel wird jede Familie ihre eigenen Kreise um sich ziehen, jede ihre eigenen Handwerksleute haben, absonderlich ihren eigenen Schneider; Schlosser und Kaminfeger mögen allfällig noch passiren von unten bis oben ohne absonderliche Anstrengungen. Ach Gott, wenn aber so ein Schneiderlein in allen Stockwerken bügelrecht sein will, von der rechten Religion, d. h. allenthalben von dem eben in Mode seienden Farbenstrich, Himmelsackerment, was das an Schweiß und Niederträchtigkeit kostet! Wie er unten loben muß, was er in der Mitte verwirft, in der Mitte himmelhoch preisen, was er zu oberst verflucht dem Teufel eben, und dann wieder Alles ganz umgekehrt, wenn er wieder von oben nach unten geht! Ach Gott, man glaubt nicht, was es für Künste braucht, um grundsätzlich niederträchtig zu sein und absolut der Rechte, d. h. in jeden Schuh gut und Trumpf Sau (As) allenthalben. Die Jugend bekanntlich nimmt in ihrer schönen Zeit Alles absolut, hat nur ein Ideal, nur eine Wahrheit,

nur eine Geliebte; Amtsweibel, Kammerdiener, Sekretair, Höfling und Volksmann (Nüancen im Fach der Speichellecke-rei) muß man erſt lernen wo man auf die Höhe kommt, wo man das Nützliche dem Scheine vorzieht. Der gute Jacobli ſtand noch nicht auf dieſer Stufe, namentlich nicht in Be-ziehung auf das Lächerliche, und ängſtigte ſich daher in ſehr thorrechtem Kummer, und war nicht weit davon dieſe Fuhre als eine eigentliche abgeredete Bosheit anzuſehen. Da in-deſſen nichts Boshaftes in den Geſichtern war, ſondern große Freundlichkeit und ſelbſt Frau Sime Sämelene große Freigebigkeit erzeigte, ſo dachte er, Bosheit könne das nicht ſein, ſondern bloß Mangel an Sinn für das Anſtän-dige. Er war indeſſen ſehr befangen beim Abſchiede, eben wegen der Ungewißheit in welcher er ſchwebte. Er dankte für die Aufnahme, lud wiederum ein, ſprach von Concerten, Schreiben, Inſel und Vater und Mutter; aber Alles gar nicht logiſch und wenn ſich ein Faden durch das Ganze zog, ſo war es weder ein ſchwarzer noch ein rother, ſondern bloß der graue Faden der Verlegenheit. Die Antworten von Sime Sämeli und ſeiner Frau waren kurz: Er ſolle glücklich heim kommen, Vater und Mutter grüßen, und ſie ſollten auch einmal kommen, an einem Sonntag, wo man beidſeitig nichts verſäume und ſie ſich nicht ſchämten aufs Land zu kommen. Züſt machte Jacobli ſchöne Scharwenzel, ſparte jedoch die ſchönſten für Anne Bäbeli auf; aber Anne Bäbeli war nicht da und Sämeli rief oben vom Wägeli herab aus dem lieblichen Grunzen der Schweinchen heraus: Z'donner, biſt nicht bald fertig? Der Kohli ſteht nicht mehr.

Jacobli preſſirte nicht auf den Ruf. Guckte immer noch nach Anne Bäbeli aus. Aber Simi Sämeli meinte, da ſei kein Warten mehr, und mit einem raſchen Ruck unter dem Arm half er Jacobli aus ſeiner Unſchlüſſigkeit, und wie er halb oben Fuß gefaßt, ließ Sämeli Kohli los, der wie ein Byswind ins Freie ſchoß, ſo daß Jacobli mit Zſchakko

und Käsmeſſer genug zu thun hatte und alle nachträglichen Grüße und Complimente nach hinten, wie man ſie macht, wenn man recht zärtlich geſtimmt iſt, fahren laſſen mußte. So fuhren in Saus und Braus die Jünglinge davon. Mit gewaltigem Brummen ſah Sime Sämeli dem Jagen zu, und was er ſpäter ſeinem Sohne darüber ſagte, wiſſen wir nicht. Was die Weiber machten nach der Abfahrt, geht uns nichts an, wir wiſſen bloß, daß der gute Jacobli unter ihnen zu einem Seidenplätze ward, aber zu einem zähen und feſten, an welchem man alle Tage rupft und zupft und doch nie fertig wird damit. Zu was für einer Stellung er in Sime Sämeli's Hauſe kam, träumte Jacobli nicht, als er mit Sime Sämeli's Sohn und den beiden Ferkeln davon fuhr, wie der Tod mit der ſchönen Leonore, er kamni cht zum Denken. Sämeli erwartete gerühmt zu werden über ſein Fahren, wobei dem armen Lieutenant alle ſeine Stadtbeinchen krachten, aber er mußte ihn daran mahnen, denn Jacobli konnte nichts, als ſich grauſam ſchämen, von wegen den Ferkeln, welche ſo mörderlich ſchrieen und von wegen dem Wägelchen, welches ſo ſchrecklich ſtieß und ſchlug. Was werden doch die Leute denken, ſagte er bei ſich ſelbſt, wenn man es nur in der Stadt nicht vernimmt, wenn ich nur nicht dem Vater ſchade damit. So dachte der gute Junge und wußte begreiflich nicht, daß keine Seele ihn bemerkte, daß man nur den jungen Sime Sämeli's Sämi ſah und betrachtete, faſt wie eine Art von Kronprinzen, welche bekanntlich, bei nicht ganz verdorbenen Anlagen, weit beliebter beim Volke ſind, als ihr Herr Papa. So iſt der auch wieder heim, hab recht Langeweile nach ihm gehabt. Der fährt noch immer wie ein Utüfel. Wohl, wenn das der Alte wüßte, er würde ihm was ſagen. Aber es heißt, eben viel fürchte er ihn nicht mehr und mache, was ihm in Sinn kommt. Nun, er hat recht, würde es auch ſo machen, nicht mein Lebtag Bub ſein wollen. Aber fahre er wie er wolle, ein rechter

Bauer wird er doch, nicht der Hundertſte würde den Tag nach der Garniſon mit Schweinen im Lande herumfahren, ſo ſprach ſich die Stimmung aus. Von ſolchem Geſumme hatte begreiflich Jacobli keine Ahnung, er deutete die lächelnden Geſichter durchaus anders, und ihm wohlete es erſt, als ſie zu Hagenbuch bei des Ammann's Hauſe vorfuhren, er ab dem Wägelein war und ſo weit als möglich von den Ferkeln ſtand. Es war akurat als ob er fürchtete, man könnte ſie zuſammenzählen. Alsbald kam ein rüſtiges, feſtes Mädchen heraus, braun von Geſicht und Armen, aber übel ſtand es ihm nicht. Dieſes half Sämeli die Schweinchen ab dem Wägeli nehmen und verſorgen. Sämeli und es ſchienen nicht bloß recht gut bekannt mit einander, ſondern ein bedeutend Wohlgefallen an einander zu finden. Sämeli regalirte das Mädchen mit einigen derben Späßen, das Mädchen machte nicht böſe Augen dazu, ſondern ſagte bloß: biſt doch immer der Gleiche, den Uflatz wäſcht dir der Rhein nicht ab. Indeſſen vergaß Sämeli über der Liebe ſein Geſchäft keineswegs. Er frug dem Alten nach, erörterte, daß ein Ferkel drei Gulden koſte und er das Geld gerne hätte. Das wird ſo ſehr nicht preſſiren. Komm im Heimfahren vorbei, der Vater kann es dir unterdeſſen rüſten, ſagte das Mädchen. Allweg komm ich wieder vorbei, ſagte Sämeli, muß die Bütte wieder nehmen, in welchen ich die Schweinchen gebracht. Aber das Geld ſollte ich doch haben. Der Vater hat mir einen Conto mit gegeben, welchen ich bezahlen ſoll und hat dabei auf die ſechs Gulden gerechnet. Man ſollte meinen, wie rar das Geld bei euch ſei, ſagte das Mädchen ſpöttiſch, ging jedoch, den Vater zu ſuchen. Daß ich ein Narr wäre zu warten, wenn ich wiederkäme, ſo wäre der Alte entweder nicht daheim, oder hätte mir das ſchlechteſte Geld aus allen 22 Cantonen ausgeleſen. Ich kenne den alten Schelm, aber ich will ihm liſtig genug ſein, ſagte Sämeli zu Jacobli. Das Mädchen kam bald wieder und

ſagte: binde das Roß an oder thue es in den Stall und kommt in die Stube. Selb wollen wir nicht machen, ſagte Sämeli. Aber haſt du nichts zu trinken, ich bin grauſam durſtig und das Waſſer iſt mir zu dünn und zu naß und macht mir nicht wohl. Wein haben wir keinen mehr im Keller; aber wenn du Kirſchwaſſer willſt, ſo ſollſt haben, ſo viel du willſt. So bring, ſagte Sämeli. Das Mädchen ging. Jacobli meinte: Biſt doch ſo grob und unhöflich, nicht einmal: „wenn du willſt ſo gut ſein," haſt du geſagt. Das wär dumm, mehr an die Sache zu thun als nöthig iſt. Mit dem d'r Narr machen beim Weibervolk kommt man nicht weiter, als daß man für einen Narr gehalten wird, und wie man ſie gewöhnt, ſo hat man ſie, ſo lautete Sämeli's Antwort. Das Mädchen, Liſabethli mit Namen, brachte in der einen Hand eine große Flaſche Kirſchwaſſer mit einem Glaſe bedeckt, in der andern Hand ein gewaltiges halbes Brod, ſtreckte Sämi das Brod dar und ſagte: Nimm! Mag nicht, ſagte Sämeli, ſtreckte es Jacobli dar und ſagte: Nimm du, es iſt auch viel Mehl darin. Danke gar ſehr, ſagte Jacobli höflich, bin nicht hungerig. Was iſt euch an dem Brote nicht recht, fragte das Mädchen zornig, daß ihr das Geſpött damit treibt. Es iſt ſauber und gut, hab es ſelbſt gemacht, es iſt mehr als gut genug für ſolche, wie ihr ſeid, die nicht wiſſen wo das Brod herkommt und längs Stück keins hätten, wenn ſie es ſelbſt verdienen müßten. Seh, nimm Brot, ſagte Liſabethli zu Sämi. Ich mag nicht, haſt es ja ſchon gehört, ſagte Sämi. Hau ab und nimm, oder du bekömmſt kein Kirſchwaſſer, ich laſſe mir mein Brod nicht verachten. Wollt ihr von dem Einen nicht, ſo müßt ihr auch vom Andern nicht haben, ſagte Liſabethli. Das wäre luſtig, ſagte Sämi, und wollte der Flaſche ſich bemächtigen. Aber Liſabethli war gewandt und ſtark. O hä Bürſchli, ſo geſchwind geht das nicht, und brichſt die Flaſche, ſo hole ich auf meine Arme Theure (Seele) keine andere! Nimm Brot,

wirſt nicht zu vornehm geworden ſein und gibs dem Andern auch. Es macht mich Niemand böſer als zwei ſolche Maulaffen, wo, wenn ſie eine Woche die Naſe in die Stadt gehabt, nicht mehr wiſſen wollen, was Brauch und Recht iſt, nichts mehr können als die Leute ausſpotten und d'Sach verachten, ſagte das Meitſchi zornig.

So wirds ſein müſſen, wenn du thuſt, wie eine Katze ſagte Sämi. O nein, es muß gar nicht ſein, ſagte Liſabethli, wenn es dich ekelt ob meinem Brot, ſo laſſe es ſein, ich möchte nicht ſchuld ſein, wenn du in einen Grauſen kämeſt. Gib, ſagte Sämeli, hieb ein Schnittchen ab und reichte es Jacobli. Merci, ſagte dieſer, es wäre mir unmöglich. Was iſt das für ein Halbwelſch, fragte Liſabethli, der nicht Brot will, hat der etwa ſein Lebtag Lebkuchen gehabt? Verzeiht, Jungfer Liſabethli, ſagte Jacobli. Bin keine Jungfer, ſagte Liſabethli zornig, ein Meitſchi, Tochter vom Hauſe bin ich und Liſabethli heiße ich. Willſt oder willſt nicht? Gar ſchön nahm nun Jacobli das Brot, das Mädchen ſchenkte ein, reichte Sämeli das Glas. Warum bringſt mirs nicht? ſchnauzte Sämi (Kredenzen). Mag nicht, ſagte Liſabethli. Magſt du oder magſt du nicht, ſo bringſt du es mir, ſagte Sämi. Und wenn es dich dann ekelt, wie ob dem Brot, entgegnete Liſabethli. Willſt oder willſt nicht, ſagte Sämeli. Zwänggring, was du biſt, ſagte Liſabethli, aber nichts weniger als unfreundlich, ſo ſoll es dir gelten, netzte die Lippen und bot es Sämeli. Nimm, nimm, ſagte dieſer, keinen Schluck haſt du genommen, thue nicht ſo dumm! Liſabethli ſetzte noch einmal an, ſchüttelte ſich dann, mag auf meine Arme nicht mehr. Schenkte das Glas wieder voll, reichte es Sämi und ſagte: Brings dem Merci-Herr, wenn er noch mag, ohngeachtet ich daraus getrunken. Es gilt dir, ſagte Sämeli zu Jacobli, that einen mächtigen Zug, welcher das halbe Glas leerte und reichte es Jacobli. O behüte, ſagte dieſer, das iſt viel zu viel und that recht zimpferlich. Nimm was du magſt, es iſt

dann schon Jemand da, welcher den Rest nimmt, sagte Sämeli. Wo ist der daheim, fragte Lisabethli, daß er thut, wie eine Stadtjumpfere. Sonst wenn sie die Montur am Leib haben, meinen sie sie müßten thun wie Kälber und saufen wie Kühe. Das wird sollen gestochen sein, sagte Sime Sämeli's Sohn, den Rest im Glase austrinkend. Schenke ein. Aber wo bleibt der Alte? Das ist mir doch ein Pressiren, sagte Lisabethli, wenn du nicht warten magst, so packe dich. Meinethalben wäre es mir wohl genug hier, so lange du Kirschwasser hast; aber der da will in die Post, sagte Sämi. Da kam der Gewünschte mit rothem Gesichte und wackelndem Bauche, wie es einem Ammann wohl ansteht. Du pressirst Bürschli, sagte der Alte, meinst ich sei morgen nicht mehr gut genug für 90 Batzen? Wegen dem sei es nicht, sagte Sämeli, aber er müßte für den Vater was zahlen, und da habe derselbe ihm gesagt, er solle das Geld für die Ferkel dafür brauchen. Wird kein anderes mehr gehabt haben, der arme Teufel. Er ist immer der Gleiche, es ist gerade als ob er Harz im Hosensack hätte. Werdet einander eben nicht viel vorzuhalten haben, meinte Sämeli. Häb dar, sagte der Ammann. Sämeli schob bedächtig die Pfeife in die Tasche um die Augen frei zu haben und streckte seine mächtige Pfote (hohle Hand) hin. Der Ammann zahlte ihm mit einem verdächtigen Zucken um den Mund zehn schöne Batzen in die Pfote, griff dann in die Westentasche, legte zwei sogenannte Päcklein, deren eins 40 Batzen enthalten sollte, daneben und sagte, so wird es recht sein, und die sind gut, habe sie erst heute selbst gemacht.

Man ist bald verschossen, sagte Sämeli, und wenn ich zu wenig hätte, so würde mir mein Alter sagen: für was hast du Augen und Finger? Ohne weitere Complimente grübelte Sämeli ein Päcklein auf, und zählte laut: 1, 2, 3, das ist ein Rother, 4, 5, 6, du wirst den für einen Ganzen gezählt haben, es ist aber nur ein Halber; 7, 8, 9;

wieder ein Rother, 10, 11, 12, 13, das 6-Kreuzerstücklein nimmt Niemand; 14, 15, 16, das sind nur Schillinge und nicht halbe Batzen; 20, 21, 22, 23, wieder ein Rother, und noch einer; 26, 27, 28, diese Kreuzer nimmt kein Hund; 30, 31, 33, 34, was Teufels soll das für ein Stück sein, ein solches habe noch nie gesehn; 36, 37, 38, und ein Halber. 6 Kreuzer zu wenig und solch schlecht Geld noch. Du wirst schläferig gewesen sein noch, als du sie machtest? fügte Sämeli bei. Der Ammann verlor aber weder die Fassung, noch zeigte er Aerger, er hatte halt probirt. Ich werde verschossen sein, sagte er, das sind Päcklein vom Müller von Krüschlige, sie liegen neben denen, welche ich gemacht. Mit Schein ist er immer der gleiche Schelm. Nun, der kann sie wieder haben, dir will ich Anderes holen. Sämeli blinzte Jacobli an und sagte zu Lisabethli, welche dem Handel mit zugesehen hatte, mit selbstgefälligem Gefühle: Das Zählen macht durstig, hast noch einen Schluck? Lisabethli schenkte ein, sagte aber: nimm dich in Acht und mache es nicht zu gut, es könnte einmal zu viel sein. Die Rede konnte verschieden gefaßt werden, wie Sämeli sie nahm, wissen wir nicht. Der Alte kam diesmal mit kleinem Silbergeld; häb dar, sagte er, und begann wieder zu zählen. Halt, das ist nur ein Dreibätzler, sagte Sämi. Wird ein Sechsbätzler sein, sagte der Alte, und wollte fortfahren, aber Sämi setzte nicht ab, bis der Dreibätzler konstatirt war. Hastiger zählte der Alte, ernsthafte Augen machte Lisabethli. So sagte endlich der Alte, oder ist dir wieder etwas nicht recht, da Sämi die Stücke in der Hand mit dem Finger umrührte. Der Alte hatte wieder einen erblaßten Dreibätzler für einen Fünfbätzler eingeworfen, und wußte es recht gut. Etwas mußte gehen, anders konnte er nicht. Als Sämeli immer rührte, sagte Lisabethli: stecke das Geld einmal ein. Suppe gibt es doch keine daraus, magst rühren wie du willst. Vater du nimmst doch auch eins, kannst es ihnen dann bringen! Als der Alte den Drei-

bätzler als Fünfbätzler in Sämelis Sack wandern sah, wurde er ganz hell auf, und auf eine Maaß oder 2 Kirschenwasser kam es ihm jetzt nicht an, hatte er doch wieder Einen überlistet. Sämi dagegen war übellaunig, gab schnöden Bescheid, trieb zum Aufbruch, und als Lisabethli sagte, er sollte ja nicht vergessen zu halten im Heimfahren, seine Bütte möge es ihm nicht hüten, sagte er, so werde sie meinethalb gestohlen. Ist sie aber am Samstag noch da, so gib sie dem Fuhrmann, welcher beim Hause vorbeifährt, und sprengte davon, was der Kohli laufen mochte. Jacobli war redselig. Sämeli schweigsam. Jacobli begann zu reden von Lisabethli, bedauerte, daß es so ein ungebildet Mädchen sei, sie hätte daneben schöne Anlagen und gefiele ihm gar nicht übel.

So, sagte Sämeli, gefiele dir die. Gib dir aber nicht Mühe, die ist schon versorgt. Du wirst doch nicht selbst etwa Absichten haben? fragte Jacobli verdutzt. Du wirst doch nicht etwa etwas dawider haben? frug Sämeli spöttisch. Beklemmt sagte Jacobli: Daran hätte ich keinen Gedanken gehabt, daß du der den Hof macheſt. Du thateſt so unmanierlich mit der Tochter und warſt so rücksichtslos gegen den Vater, daß ich mich für dich schämen mußte. Wäre nicht nöthig gewesen, sagte Sime Sämeli's Sohn. Ausgelacht wird mich Niemand haben. Dümmere Leute als solche Stadtbesen wie du, gibt es d's Land ab d's Land auf nicht. Ihr meint, ihr hättet die Weisheit alle gefressen und wißt nicht, daß jede Geige einen eigenen Ton hat und jede Kuh ihre Art, und daß ein Affe ein Affe bleibt und für einen solchen gehalten wird, thue er auch wie ein Kalb oder wie ein Schaf. Geht das auf mich? fragte Jacobli. Was brauchſt du mir zu sagen ich sei unmanierlich? sagte Sime Sämeli's Sohn. Ich weiß besser als du, was seine Manier ist. Aber daß der alte Schelm mit dem Dreibätzler mich betrogen und daß ich es angenommen, selb macht mich böse. Aber warte du nur, dem brocke ich es siebenfach ein, mache

das Mädchen meinethalben Augen wie es will. Dann gibt er dir das Mädchen nicht, ſagte Jacobli. Mit Vater und Mutter muß man ſachte umgehen, wenn man die Tochter will. Das verſtehſt du wieder nicht. Meinſt du, der alte Schelm gebe ſeine Tochter einem Löffel, der ſich betrügen läßt, oder aus lauter Höflichkeit das Babi macht. Und wenn er es wollte, ſo thäte ich es nicht. Sime Sämeli's Sämi hat nicht nöthig ein Meitſchi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will.

Das war ſtarker Tuback und ehe Jacobli ihn verarbeitet hatte, fuhr Sämeli beim Wirthshauſe vor, wo Jacobli die Poſt erwarten wollte. Dort wurde Sämeli von Stallknecht, Stubenmagd und Wirth wie eine bekannte Notabilität empfangen, Jacobli aber gar nicht beachtet. Das ärgerte begreiflich Jacobli, er ließ es merken, daß er Herrn Eſau's Sohn ſei, damit gewann er nichts, als daß für eine Weile der Wirth das Geſpräch über Korn und Roßhandel abbrach und gar läſterlich loszog über die beſtehende Ordnung der Dinge und jeden Satz mit den Worten ſchloß: Und es iſt mir ganz recht, wenn ſie es vernehmen, es iſt gut, wenn ſie es einmal wiſſen, wie man auf dem Lande geſinnt iſt und was man denkt. Sämeli preſſirte fort, ob der Dreibätzler oder das Mädchen ihn fortzogen, wiſſen wir nicht; aber er fuhr nach kühlem Abſchied von dannen, wie einer, der eine ſchwere Laſt abgeſetzt hat und leicht und unbeſchwert von dannen fährt. Das mühte Jacobli ſehr und da weder Stubenmagd, Stallknecht oder Wirth ſich um ihn kümmerten, er drei Stunden auf die Poſt warten mußte, ſo hatte er Zeit zum Meditiren.

Das war aber ſehr trübſelig und er ward ganz klein im Gemüthe. Geſtern zog er aus von hier mit kühnen Erwartungen, er hoffte mit Cäſar ſagen zu können: Veni, vidi, vici, und 24 Stunden ſpäter rückte er wieder hier ein, total klein gemacht, faſt wie ein gebadeter Hahn. Rundum waren

ihm die Federn niedergepreßt worden, der Kamm mit ſcharfer Lauge gebrüht, ſo ein gar Nichts war er geweſen vierundzwanzig Stunden lang, er, Herr Eſau's Sohn, und hatte ſich zu einem gar Nichts machen laſſen, ohne Gegenwehr, akurat wie ein Schaf, das auch nichts zu machen weiß, wenn man es zur Schlachtbank führt. Er, der doch was galt in ſeinem Kreiſe, in ſeinem Büreau und namentlich als Herr Eſau's Söhnelein, war urplötzlich vierundzwanzig Stunden lang nicht bloß ein Tropf geworden, gleichbedeutend mit einem Tropfen Waſſer; ſondern eine Art von Vogelſcheuche, welche die Vögel gar nicht fürchten, ſondern ihren Muthwillen damit treiben. So gleichſam einen ſchrecklichen Traum zu erleben vierundzwanzig Stunden lang, nach Verfluß derſelben plötzlich zu erwachen und nun in Einſamkeit drei Stunden lang meditiren zu müſſen, über Sein und Nichtſein, ob es geweſen oder nicht geweſen, was man gerettet, was man verloren, was man geſagt und nicht geſagt, hätte ſagen ſollen und einem leider nicht in Sinn gekommen, es iſt fatal, es iſt mehr als fatal, es iſt gräßlich und namentlich für einen jungen Eidgenoß mit Selbſtgefühl und Schnauz; es iſt mehr als gräßlich, es iſt eigentlich wirklich zum Sterben. Indeſſen können wir ſämmtlichen Leſern und abſonderlich den lieben Leſerinnen die Verſicherung geben, daß die Poſt den guten Jacobli noch lebendig fand, mitnahm, und daß derſelbe ſich mit jedem Zug gegen die Hauptſtadt erholte, das Bewußtſein wieder fand, und daß, als er zu dem Thore einfuhr, er vollſtändig bei ſich ſelbſten war und nach einigen Tagen vollſtändig der Alte wurde, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß es ihn nach einem Beſuche auf dem Lande nicht mehr gelüſtete. Er begriff, daß das Land etwas anders iſt als die Hochſchule, daß der Beſuch deſſelben Vorſtudien fordert.

Ich habe geſprochen! ſagt Herr Präſident Höſeli.

Segen und Unſegen.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen, Jahrgang 1850.)

Schön scheinet die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner doch nie, als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind, da wandelt sie gar so freundlich in ihrem goldenen Glanze durch den klaren blauen Himmel. Sie hat sichtbar Freude an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaukelt. Gar freundliche Blicke sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Aepfel sich röthen, läßt den guten Kühen die Wiesen grün, hört ihrer Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der hütenden Buben zu, wie sie Aepfel braten und Kartoffeln, und wenn sie scheiden will, läßt sie höher erglühen die Weidefeuer der Buben, Sternchen übers Land gesäet, wie Sterne gesäet sind am Firmamente. Doch andere Sterne sind die da oben, sie verglimmen nicht so schnell wie die da unten, welche Buben angeblasen, welche Menschen angemacht. Wenn dann noch gar Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner Sabbath in der Sonne Schein, mit blanken Kühen auf den Weiden, geputzten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so still und feierlich, da ist es dann wirklich als sei man im Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den ewigen Sabbath führen, denn Schöneres gibt es eben kaum auf Erden, als ein stiller friedlicher Herbstsonntag in der Sonne Glanz. Auf Erden

wechſeln Menſchen und Moden, Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde berührt, auf immer das Eine, und Anderes kehrt wieder und immer wieder, ſo lange die Sonne geht am Himmel, ſo lange Gottes Hand die Erde hält. So kömmt wohl die Nacht auch über ſolch einen lieblichen Sonntag und die Nacht iſt ſein Grab, und aus ſeinem Grabe wird der Montag geboren, aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in ſieben Tagen vielleicht und oft in ſieben Jahren und gar manchmal in ſiebenzig Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande mit der alten Wonne für das neue Geſchlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her ſein, als ein ſolcher Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhauſe lebte ſeit einigen Monaten einſam ein junger Pfarrer. Haus und Herz waren ihm ſo ziemlich leer, nicht im böſen Sinne, aber um ſo fataler iſt es eben. Sein Mobiliar beſtand größtentheils aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten Stühlen und dreibeinigen Tiſchen, beſſeres hätte ſein Vermögen überſtiegen; denn ob ſelbſt die dreibeinigen Tiſche ganz bezahlt waren, möchten wir faſt zweifeln. Es ſei ein gruſam Armer, aber dr freinſt Schlabi, wo man finden wolle, hieß es in der Gemeinde. Daß ſein Herz leer war, war nicht ſeine Schuld, an Liebe und Wünſchen fehlte es nicht. Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern laſſen, wenn ſie ihm nur Jemand gebracht hätte; aber er finde keine, ſagte er, und doch ſei die Welt voll heirathsluſtiger Mädchen, ſage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte unter die Leute, welche ohne verwandtſchaftliche Bande aufwachſen, mehr Bekanntſchaft mit Büchern als mit Menſchen haben, ſchüchtern und blöde ſind, wandeln als ginge es auf lauter Eiern, und als ſeien ſie gläſern, könnten beim geringſten Putſch ſplittern. Solchen Leuten ſieht man es nicht an, wie gerne ſie eine Frau hätten, wie viel Liebe ſie im Herzen haben, und wäre ſie ſaumweiſe auszumeſſen oder zentner-

weiſe zuzuwägen. Das ſind die ſtillen Waſſer, welche ſo tief ſind, d. h. ſo voll Liebe und Zärtlichkeit ſind, daß wenn es einmal einem Mädchen dazu kömmt, dieſen Gefühlen Bahn zu machen, es riskirt, im Strome derſelben zu erſticken, zu ertrinken. Dieſer junge Pfarrer hatte am Morgen gepredigt und zwar ſchön. Die ganze Gemeinde ſagte, dem würde es kein Menſch anſehen, wie ſchön er es könne. Er hatte nachher Chorgericht gehalten, und beim Heimgehen aus der Kirche einer der Chorrichter ihm geſagt: Herr Pfarrer, kommt auch einmal zu uns, es iſt luſtig bei uns, man ſieht weit übers Land. Der Pfarrer hatte es verſprochen, das freundliche Wort hatte ihm wohl gethan, er lebte beſſer daran als an dem zähen Stücklein Rindfleiſch, welches ſeine Magd nebſt einer gewaltigen Schüſſel voll Kabis ihm nachher aufſtellte. Der gute Pfarrer ſtand auf, ehe er allen Kabis gegeſſen hatte. Wenn er nicht mehr eſſe, ſo hätte ſie wenigſtens noch viermal zu wärmen daran, ſagte die alte Magd. Wenn ſie daran gedacht, ſie hätte noch ein wenig mehr genommen, dann hätten ſie die ganze Woche daran gehabt, und erſt am nächſten Sonntag friſch kochen müſſen. Wenn ſie es nicht vergeſſe, wolle ſie es für die nächſte Woche ſo reiſen, ein Muß dazu machen, welches auch die ganze Woche darhielte. Zeit und Holz könne man auf dieſe Art ſparen, man glaube es nicht. Wir können nicht ſagen, daß dieſe Ausſichten beitrugen, den jungen Mann heiter zu ſtimmen, mit bedenklichem Geſichte und ſchweren Seufzern ſchritt er vor dem Hauſe auf und ab, und alle Augenblicke erloſch ihm die Pfeife. Draußen war es ſo wunderlieblich, ſo duftig und ahnungsreich, in bunter Farbenpracht ſtunden die Bäume da zu ihres Schöpfers Lob und Ehre, viel ſchöner als die ſchönſten Grenadiere an der Sonntagsparade. Auf den Aeſten der Birnbäume, unter denſelben im Graſe hielten Eichhörnchen ihre muntern Tänze; auf der Weide gingen ſtattlich die Kühe, Böcklein und Lämmlein ſprangen, und luſtige Buben jauchzten laut und weit,

als wären ſie große Majeſtäten und ertheilten ihre Befehle übers Land. Alles war luſtig, und einſam wandelte unſer junger Paſtor vor ſeinem Hauſe auf und ab, recht trüb im Gemüthe. Sein Tagewerk war vollendet, in dieſer Jahreszeit waren keine Kinderlehren, arbeiten ſollte er nicht, es iſt auch für den Pfarrer der Sabbath da, mit den Lämmern konnte er nicht ſpringen, kein Eichhörnchen kam mit ihm zu ſpielen, kein Menſch mit ihm zu reden, nicht einmal ein Kind kam bei ihm vorbei; ſie waren alle in den grünen Matten bei den ſchönen Weidfeuern, brieten Aepfel, Birnen und weſſen ſie ſonſt habhaft werden konnten. Da ward es ihm doch gar zu öde im Gemüthe, und bis Abend war es eine Ewigkeit. Da kam es ihn an, er möchte auch hinaus, möchte an die Sonne, möchte hell werden im Gemüthe, und mit irgend wem ein traulich Wort reden, mit Menſchen oder Gott. Er ſah an die Uhr, er ſah auf ſeine Schuhe, er ſah, ſo weit er konnte, was Himmel und Erde vorhätten, er ſah nach allen Windgegenden, wo wohl die Straßen am trockenſten ſeien, am geradeſten liefen, wo man am wenigſten naß werde oder ſich verirren könnte, und ob ein Regenſchirm nöthig ſei oder nicht. Das Wetter war beſtändig, ſchön, aber der Pfarrer dachte, man kann nie wiſſen, es ſei ſchon Mancher beim ſchönſten Wetter fortgegangen und naß heimgekommen, und habe einen großen Pfnüſel davon getragen. Indeſſen wäre es doch fatal, wenn er einen Regenſchirm nehmen würde, und der Stock thäte es auch. Die Leute könnten meinen, er verſtünde ſich nicht aufs Wetter, und wenn man's auch nicht verſtehe, ſo müßte man es ſie doch nie merken laſſen. Der gute Pfarrer! Als ob die Leute nicht merken könnten, was man ſie nicht merken laſſen wolle. Die Leute haben feine Naſen, abſonderlich auf die Pfarrer. Die Naſen ſind nämlich nicht alle gleich und in Beziehung auf die Gegenſtände nicht gleich gut. So gibt es Hunde mit trefflichen Naſen auf Haſen, welche aber mit Füchſen nichts machen könnten. Unſer

Pfarrer war sehr stark im Verweisen, so stark, daß, wenn er endlich mit dem Verweisen im Reinen, die Zeit zur Ausführung längst vorüber war. Diesmal war er glücklicher. Es fiel ihm endlich der Chorrichter ein, der ihn heute eingeladen. Es wäre unverschämt, dachte er wohl, so gleichsam brühwarm der Einladung zu entsprechen. Indessen, wenn er beim Hause oder in der Nähe desselben vorbeispaziere, und man ihn sehe, rufe man ihn vielleicht und nöthige ihn herein, wenigstens könnte er dort um den Weg fragen, wenn er ihn nicht weiter wisse, oder einen Regenschirm leihen, wenn das Wetter zweifelhaft werde. Er rief seine Alte und frug, wo aus er müsse, um bei der Speckseite vorüber zu kommen, wo der Chorrichter wohne? Nicht daß er dort einen Besuch machen wolle; er möchte nur so vorläufig sehen, wo er wohne. Das ist mir anständig, wenn ihr mir vom Hause wegkömmt, sagte die Alte. Ich denke, nüchtern werdet ihr nicht heimkommen. Ists nicht in der Speckseite, so ist es an einem andern Orte, wo die Leute gwunderig sein werden zu sehen, ob der Pfarrer ist wie ein anderer Mensch. Und thut dann nit dumm und nehmt es nicht an, wenn sie euch etwas anbieten. Die Leute würden es übel nehmen und meinen, ihr verachtet sie. Allweg denke ich, ich feure nicht für z'Nacht, es macht mich nichts täuber als z'koche, wenn es Niemand essen will. Und endlich, wenn ihr noch was möchtet, wenn ihr heimkommt, he nun, so sind Aepfel da und Birnen, b'sunderbar schöne Grunbirnen, und wenn ihr noch was Warmes möchtet, he nun, so ist der Kabis noch immer da, und wenn es sein muß, bald gewärmt. So ausgerüstet mit Weisungen und Aussichten, ging endlich unser guter Herr ab. Aber schüchterner kann kein sechszehnjähriges Mädchen auf der Landstraße gehen, als der Pfarrer durch seine Gemeinde, und umsichtiger und ängstlicher kaum einer, der mit der fixen Idee, gläsern zu sein, behaftet ist. Von dem schönen modernen Selbstbewußtsein war auch nicht eine Spur bei ihm.

Nach vielen Abenteuern und großen Gefahren, zwei Hunde hatten ihn angebollen, und eine Kuh, welche er aber für einen Bullen gehalten, war auf ihn eingelaufen und hatte ihn über einen dicken Zaun weg angesehen, kam er endlich in die Nähe der Speckseite. Es war ein reicher Hof, ein stattlich Haus stand mitten drin, und vor demselben spazierte ein großer schwarzer Hund mit einem sogenannten Federnstiel; der Weg führte dicht am Hause vorbei. Da wackelte dem guten Pfarrer das Herz, er war drauf und dran zurückzukehren. Er fürchtete die Hunde schrecklich, hatte schon oft geträumt, er sei von einer solchen Bestie lebendig gefressen worden, hatte diese Operation sehr unanmuthig gefunden und schlotterte daher sehr, sobald er eine solche Bestie von weitem sah. Ach Gott, man denke sich, dicht vor ihm die Speckseite, aber vor der Speckseite ein schrecklicher Hund mit weitem Maul und großem Federnstiel! Indessen, der Pastor war ein Mann, er dachte, fressen, ehe er schreien könne, werde die Bestie ihn nicht, und weil's Tag sei, kämen die Leute immer noch zeitig genug, ihm das Leben zu retten. Ein Loch in die Hosen könnte es wohl geben, zum Glück aber habe er die ältern an, wo nicht so viel mehr zu bedeuten hätten. Er rückte also vorwärts, aber mit Bedacht, und kein Kosakenoffizier kann den Nebel, in welchem er reitet, schärfer beachten, als der Pastor das Haus vor ihm in der hellen Sonne. Unglücklicherweise kam er gegen das Haus von hinten, wo bekanntlich keine Fenster sind; es rührte und regte sich nichts in und um das Haus, als der schwarze Hund mit dem schönen Federnstiel. Der stand auch still, als der Herr näher kam und sah nach ihm, fast wie der quast Stier über den Zaun. Als der Hund sah, daß der ein ganz ungewohnt Kleid an hatte, so schwarz wie keine andere Leute es hatten, that er das Maul auf, fing ein heftig Bellen an und stellte sich sogar in der Straße auf. Er schien einen eigenen Zorn auf das Schwarze zu haben, und war doch

ſelbſt ſo ſchwarz. Gerade das war des Pfarrers Glück. Der ungewohnte Zorn machte drinnen die Leute aufmerkſam. Die Thüre ging auf, ein ſchlankes Mädchen trat heraus und rief: Schnauz, komm her, willſt ſchweigen oder nicht? Und als er nicht ſchweigen wollte, nahm es ihn beim Halsband, zerrte ihn dem Hauſe zu, während der Herr näher trat, ſeinen Engel zu ſehen und ihm gebührend zu danken. Da öffnete ſich noch einmal die Thüre und heraus kam des Chorrichters ſelbſteigene Perſon und dankte, daß der Pfarrer ſo bald ihm die Freude mache, ihn zu beſuchen.

Der Pfarrer war in Verlegenheit, er wollte ſagen, er habe eigentlich nicht zu ihm kommen wollen, wie ſo ungefähr ſich umſehen, wo er wohne, damit er es ein anderes Mal wiſſe. Aber er mußte immer auf den Hund ſehen, der ihm ganz nahe bei den Beinen ſtand mit grimmigem Geſichte, und auf das Mädchen mit einem ganz andern Geſichte, ob das allfällig bei der Hand ſei, wenn Schnauz nach ſeinen Beinen fahre. Bind den Schnauz an, Bethi, ſagte der Chorrichter, der Herr Pfarrer iſt, wie es ſcheint, nicht Liebhaber von Hunden; kommt herein, da thut er euch allweg nichts. Der Pfarrer, unter vielen Entſchuldigungen, daß er eigentlich nicht wolle und vielen Rückblicken nach Hund und Mädchen, ob das Letztere nachkomme, der Erſtere gehörig angebunden werde, trat endlich ein. Die Frau Chorrichterin war ausgegangen. Des Chorrichters Mutter, faſt 80 Jahre alt, war da und freute ſich ſehr, den neuen Pfarrer zu ſehen, von dem ſie gehört, er predige ſo ſchön. Sie werde ihn nicht mehr predigen hören, ſagte ſie, deſto mehr freue es ſie, wenn ſie hier ein ſchön Wort von ihm höre. So ein Wort ſei für ein altes Herz gar koſtbar, es lebe manchen, manchen Tag wohl daran, und je länger je beſſer, je weniger der Leib irdiſche Speiſe begehre und vertragen möge. Das werde ſo geordnet ſein den alten Leuten zu Lieb und Ehr, daß ſie auch ein Wohlleben hätten, ſo gut als die jungen.

Das freute den Pfarrer begreiflich und beſonders, daß man mit ſeinen Predigten ſo zufrieden ſei; er hatte Reſpekt vor der alten Frau, aber aufrichtig zu ſagen, ſchielte er immer nach der Thüre, vollſtändig befriedigte ihn dennoch die Großmutter nicht. Aber Bethi kam nicht hinein, es hatte draußen das Amt der Mutter zu verwalten. So ſchmerzlich das der Pfarrer empfand, ſo gereichte es ihm doch zum Vortheil, denn um ſo erbaulichere Geſpräche führte er mit der Großmutter, um ſo beſſer kriegte er einen Stein in ihrem Brette. Nach und nach merkte er, warum Bethi nicht in die Stube kam. Es drang ein Duft in die Stube, ein viel beſſerer als von Kabis, er merkte endlich, daß er vom Küchli kam. Er freute ſich darauf, er dachte, wenn es iſt, wie ich meine, ſo kann dieſen Abend meine Alte Mühe und Kabis ſparen. Plötzlich riß Bethi die Thüre auf, daß der Pfarrer zuſammenſchrack, in der Meinung, Schnauz habe ſie eingeſprengt, und ſchrie hinein: Aetti, geſchwind, Klaus iſt ſchon wieder da, denk doch, was das für ein Leid und Elend iſt. Schon wieder, ſagte der Chorrichter. Iſt die Kehr ſchon wieder an mir, das geht geſchwind, wenn es was Gutes wäre, da könnte ich ſchon länger warten.

Der Chorrichter ging hinaus. Der Pfarrer ſah fragend nach der Großmutter. Dieſe ſagte, es iſt ein Umgänger ſchon wieder da, den wir Alle ſcheuen. Umgänger, ſagte der Pfarrer, das wird nicht das Gleiche ſein, was Umbieter? Es iſt ein Armer, der bei den Bauern im Kehrum geht und unterhalten werden muß. Zwei, vier bis ſechs Tage, je nachdem einer einen großen oder kleinen Hof hat. Es iſt mir auch in alle Glieder gefahren, ſo lange der da iſt, kann ich kaum ein Auge zuthun, antwortete die Großmutter. Aber warum? ſagte der Pfarrer. Ich dächte doch, ſo einem Armen könnte man die Ordnung machen, welche man haben will, und will er nicht, ſo wird man ihn wohl dazu halten können. Ja ſonſt wohl, aber mit dem iſt's etwas beſonders, erwiederte

die Frau. Klaus war hier der Bauer und weit und breit der Vornehmſte. Was ihr nicht ſagt, entgegnete der Pfarrer, der Bauer hier und jetzt im Umgang! Wie war das möglich, hatte er Unglück oder was war ſchuld? Der Hochmuth, Herr Pfarrer, der Hochmuth, ſagte die Großmutter. Mit dem Hochmuth hat er ſich verſündiget, und ſollte jetzt erfahren, was Gott iſt und was der Menſch iſt, und kann es doch noch nicht einſehen, der arme Tropf. Wenn es dem Herrn Pfarrer nicht Langeweile macht, einer alten Frau zuzuhören, ſo will ich es erzählen, wie es ihm ging. Der Herr Pfarrer kann es dann weiter ſagen, es wäre gut, es thäte noch Mancher ein Exempel daran nehmen. Dieſer Hof war lange Jahre in einer Familie. Dieſe Familie beſaß großen Reichthum und war von Vater auf Sohn in hohem Anſehen weit umher. Klaus war einziges Kind, ſchön wie der junge Tag, daher ein Meiſterlos, man kann ſich's denken. Knechte und Mägde mußten ihn auf den Händen tragen, er war's, der ſchön und wüſt Wetter machte im Hauſe, er war ein kleiner Herrgott; zu ihm beteten ſeine Eltern wohl nicht, aber er wird ihnen lieber geweſen ſein, als Gott. Was er machte, war ihnen recht, ſo konnte Gott es ihnen nicht treffen. In der Schule war er der Kinder Plagegeiſt, des Schulmeiſters Zwingherr und dem Pfarrer machte er es in der Unterweiſung nicht viel beſſer. Mit beſonderer Laſterhaftigkeit war er nicht behaftet, als mit dem Hochmuth. Er glaubte ſich der Größte auf der Welt, gehorchte Niemanden, verachtete Alle, er wußte gar nicht, daß es auf der Welt irgend anders gehen könnte, als gerade wie er wollte.

Er heirathete nicht früh. Man fand lange im ganzen Lande kein Mädchen, welches reich und vornehm genug war. Endlich wurde doch eines aufgetrieben, welches ſich ganz gut zu ihm ſchickte, wie das eine Auge zum andern Auge. Es war hochmüthig und meiſterlos wie er, wußte nicht was Arbeit war, konnte Werktag und Sonntag kaum von einander

unterscheiden. Da gab es ein großes Wesen im Lande, als Klaus Hochzeit hielt, es ging fürstlich zu. Drei Tage dauerte die Hochzeit, über hundert Rosse waren dabei, von Wunder sprachen die Leute, wie viel gegessen und getrunken worden und was es gekostet. Wie es üblich war, brachten die Tage nachher die Hochzeitgäste die Hochzeitgeschenke oder sandten sie durch Kinder und Knechte, Hausrath und andere schöne Sachen von allen Arten, daß zwei mit Abnehmen genug zu thun hatten. Wer das Geschenk brachte, sagte dazu: Meister und Meisterfrau oder Vater und Mutter ließen den Gruß verrichten und schickten da eine Kleinigkeit aus Freundschaft, nur um den guten Willen zu zeigen, und ließen Gottes Glück und Segen wünschen, das sei das Beste. Darauf sagte Klaus in seinem Hochmuthe gewöhnlich die frechen Worte: Habe das nicht nöthig, wüßte nicht, was es brauchen, habe sonst Sachen genug, kann es machen ohne Glück und Segen. Ob diesen Worten graute Allen, welche sie hörten. Sie fingen an sich zu fürchten; machten, daß sie fortkamen, und Viele rührten von Speise und Trank, welche ihnen angeboten wurden, nichts an. Wenn sie es dann daheim berichteten, so schauderte es Alle ob diesem Uebermuth, und Viele sagten, wenn sie nur nicht am Hochzeit gewesen, sie wollten viel geben. Am meisten stund ein Knechtlein aus, welches viel dabei sein und dem Meister abnehmen helfen mußte. Wenn es des Meisters Antwort hörte, ward ihm alle Mal, als zittere die Erde, als müßte sich der Himmel aufthun, ein Blitz hinunterfahren und sie erschlagen, oder der Boden sich aufthun und sie verschlingen. Er bsegnete sich brav, und rief die drei höchsten Namen an, aber Zittern und Schlottern konnte er doch nicht vertreiben. Da nahm er endlich das Herz in beide Hände, denn der Meister war ein stolzer Mann, und die Knechte besannen sich dreimal, ehe sie einmal mit ihm sprachen oder ihm gar widerredeten, und sagte: Meister, d'r Tufig Gottswille, v'rnütiget Gottes Glück und

Segen nicht ſo, ich darf nicht mehr warten, man weiß ja nicht, was es geben könnte. Da ſagte der Meiſter, ſo geh, und ſieh, wie weit du kömmſt mit Gottes Glück und Segen, aber unter mein Dach komm mir nicht wieder! Klaus ward ein großer Mann und meinte, wenn er rede, ſolle Alles zittern, wie es geſchieht, wenn unſer Herrgott donnert. Er regierte in der Gemeinde, daß lange Niemand gegen ihn den Mund aufthun durfte, und wenn er im Wirthshauſe ſaß, gingen die Meiſten gerne drei Schritte um ihn herum und ſaßen an einem andern Tiſche ab. Doch, wie es iſt mit den Menſchen, Schmeichler gibt es an allen Orten, Leute, welche am liebſten vom Schmarotzen leben. Dieſe ſaßen an ſeinem Tiſche ab, rühmten ihn dann, als ob er, Gott verzeih mir meine Sünde, unſer Herrgott wäre und ſie ſeine heiligen Engel. Saubere Engel das, welche erſt den Hals voll logen und lobten und dafür den Hals voll Speiſe und Trank bekamen. Denn wenn Klaus für arme Leute meiſt nichts hatte, als grobe Worte und verblümt und unverblümt zu verſtehen gab, wenn die armen Leute es nicht beſſer haben wollten, als es ihnen zukäme, ſo brauchten ſie nicht zu betteln, ſie fänden Freſſens genug an allen Wegen und Hägen, ſo hatte er dagegen Säcke voll Neuthaler für Alle, welche es ihm treffen konnten und ihn zu rühmen vermochten, daß die Wände krachten, daß es faſt die Stube verſprengte. Mit ſolchen Schmeichlern lag er oft ganze Nächte im Wirthshauſe, und wenn ſie ihn an einem Markttage in Bern oder Burgdorf ſo recht zwiſchen ſich kriegen konnten, ſo wußte kein Menſch, wann er heimkam. Es war ihm nicht um den Wein, ſondern um's Schmeicheln, und wenn er ſich betrank, ſo war es anfangs nur ſo gleichſam im Vergeß und um die Freude zu wäſſern, welche er hatte im Gemüthe, wenn man ihn ſo recht gräuelich erhob, daß es ganz keine Art mehr hatte. Je mehr er draußen Alles zwingen wollte, deſto weniger regirte er daheim, deſto weniger ſah er zu ſeiner Sache. Er

brüllte wohl zuweilen die ganze Speckſeite voll und weit umher alle Höfe, daß man hätte meinen ſollen, es ſei dort ein Obergeneral, wie keiner ſonſt ſei in der ganzen Welt. Aber das that er nur ſo z'ſtößenweis, wenn er zornig war, er wußte gewöhnlich nicht warum, und abtragen that es auch nichts. Man ſah es aber auch dem Hofe bald an. Er mag mehr ertragen, als viele andern Höfe, aber wenn es einem Menſchen an Nahrung und Pflege fehlt, ſieht man es ihm bald von weitem an, geſchweige dann einem Hofe. Wo man zum Hofe nicht ſieht, ſieht man auch nicht zum Vieh, da geht, wenn man durch Liederlichkeit das Unglück in die Ställe pflanzt, noch viel mehr drauf in kürzerer Zeit, beſonders wenn man auch mit koſtbarem Vieh Hochmuth treibt. Die koſtbarſten Roſſe, die ſchönſten Kühe gingen in den Boden, weiß Gott wie viel, wie mancher Knecht deßwegen fortgejagt wurde. Den Fehler ſuchte Klaus nie am rechten Orte, und des Geldes achtete er ſich wenig, er that nur deßhalb wüſt, weil das ihm geſchah, weil er das leiden mußte, ohne was dran machen zu können. Seine Frau war auch nicht anders. Sie war wohl etwas mehr daheim als Klaus, doch wo irgendwo eine Gelegenheit war, Staat zu machen, war ſie dabei, und wenn ſie ſchon daheim war, kümmerte ſie ſich um das Hausweſen gerade ſo viel als Klaus, wenn er nicht daheim war. Sie hatte ihre Weiber, und deren das Haus voll, welche ihr Alles zutrugen, was ſie zu vernehmen und zu erlügen vermochten, und dann wieder aus dem Hauſe trugen, was ihr Herz gelüſtete, nachdem ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſo viel als in die Haut mochte.

Was Spatzen in einem Waizenfeld vermögen oder auf einen Kirſchbaume, das weiß man, aber was ſo eine Schaar Weiber in einem Hauſe, wo ſie aus und eingehen, verrichten, ſelb wiſſen nicht alle Leute. Um die Haushaltung kümmerte ſie ſich alſo nicht, rührte mit keiner Hand was an, turnirte ſchrecklich aus mit jeder Magd, welche ihr nicht eben genug

trat, verstund aber eine dieses, dann konnte sie machen, was sie wollte; und hätte sie gestohlen wie eine Rattmaus, es war Alles recht. Da sah man, daß der Bauer den Hof gut oder schlecht macht, und daß es viel ärger ist, wenn das Weib in der Küche fehlt, als wenn man das Hagelwetter über den Acker hat. Die Speckseite ermagerte und nicht manches Jahr gings, so ernährte sie bei dem großen Verbrauch die Haushaltung nicht mehr, man hatte nicht mehr Sachen genug, nicht mehr Korn genug für Brot, es mußte z'Mühle gekauft werden, es mußten Rinder zum Schlachten gekauft werden, und noch andere Sachen. Aber da war noch Geld genug, Kummer wegen Mangel brauchten sie nicht zu haben, und minderte das Geld, so kamen Zinse, und reichten die Zinse nicht, zog man die Capitalien ein oder brauchte eingegangene auf, und wie diese minderten, achtete man nicht, denn Klaus schrieb nicht auf, dazu hatte er nicht Zeit. Was trage das ab? fragte er. Was man hätte, das wüßte man, und was man nicht mehr hätte, das brauche man auch nicht mehr zu wissen. Wo Geld und Sachen genug seien, hätte man solchem wenig nachzufragen.

Aber auch die Zeit kam, wo Geld und Sachen minderten, und Klaus solchem nachfrug. Klaus hatte in seinem Hochmuthe im Namen der Gemeinde zu prozediren angefangen, bald hatte er an diesen Prozessen nicht genug, er fing eigene an mit jedem, der nicht nachsagen wollte, was er vorsagte. Er hürschete seine und der Gemeinde Angelegenheiten, sein und der Gemeinde Geld untereinander, wie man Mehl und Milch durcheinander rührt, wenn man einen Brei durcheinander rührt. Da muß einer mehr können, als Brot essen, wenn er dieses wieder auseinander bringen will. Etwas ward gewonnen, viel verloren, es gingen Eide, es gab Feindschaften, die Haare waren den Leuten zusammengeknüpft weit umher. Es schien kein Mensch mehr des andern Freund, es war ein Graus dabei zu sein. Man glaubt gar nicht, was

ein einziger Mann verrichten kann, wenn er z'Bösem grathet. Und hat einmal der Teufel einen Menschen bei einem Härlein, so steht er nicht ab, bis er ihn ganz hat vom Kopf bis zu den Füßen. So ging es Klaus, er wurde alle Tage schlechter, er trieb alle Laster, was er sich Alles auf das Gewissen lud, weiß Gott. Manches kam ihm aus, Manches nicht, ob alle Eide falsch waren, welche er schwur, ist noch nicht an der Sonne. Was das schrecklichste war, ist das, daß Klaus manchen Hausvater nach sich zog, daß er mit ihm schlecht wurde, mit ihm zu Grunde ging und andere sonst um ihre Sache kamen. Klaus rechnete nicht, Klaus brauchte nur, zwischen seinem Gelde und anderem Gelde machte er keinen Unterschied, er nahm, wo er fand, er fragte nicht, ist's Geld von der Gemeinde, ist's Witwen- oder Waisengeld. Viele Leute schüttelten die Köpfe, sagten, so könne es doch nicht immer gehen, ob dann Niemand da sei, der reden dürfe. Aber es war Niemand da, nicht einmal der Herr Pfarrer; einen großen Mann, wie Klaus war, anzugreifen, will was heißen; es dürfen das heut zu Tage noch Größere nicht. Es ist ein Elend in der Welt, daß Frechheit und Uebermuth Schilde sind, hinter denen die wüstesten Leute sicher sind. Es waren wohl mindere Leute, die klagten und Witwen und Waisen weinten, aber es half ihnen Niemand, es hörte sie Niemand, es stieß Niemand gerne seine Arme in diesen wüsten Tag. Endlich mußte es doch sein, Klaus von allen Seiten um Geld bedrängt, veräußerte und verfälschte Titel, man mußte untersuchen, wie ungerne man es auch that. Als man einmal angefangen hatte, konnte man nicht mehr zudecken, und jetzt kam Alles auf den Klaus dar, er war Niemanden lieb und seine ärgsten Schmeichler tribelirten ihn jetzt am meisten. Hätte er nicht Hilfe gehabt, wo man nicht sagen darf, weil man zu ihm Sorge tragen mußte, um nicht selbst in die Tinte zu gerathen, er wäre damals an oberkeitliche Kost gekommen, wie man allgemein sagte. Ach,

Herr Pfarrer, es ist für die Untergebenen die schrecklichste Sache, wenn Obere und Regenten nicht sauber sind, denn dann haben die schlechten Leute ihre gute Zeit und die braven Leute müssen es entgelten, denn da gewinnen die Schlechten von allen Seiten, und überall heißt es: Schweigst du mir, so schweig ich dir. Witwen und Waisen mußten es sich entgelten und doch heißt es, daß verflucht sei, wer das Recht von Witwen und Waisen beuge. Aber über Klaus kamen seine Gläubiger, und für seine Schulden einstehen wollte Niemand, das hätte Geld gekostet; Gunst kostet nichts, Gunst geht auf Landeskosten. Jetzt schwanden Klaus Geld und Sachen. Gülten hatte er keine mehr, Vorräthe hatte er keine, seine Frau hatte dafür gesorget, daß keine da waren, sie hatte keine aufgehäuft und die, welche sie gefunden, hatte sie längst verplämpert. Jetzt mußte er um Geld aus und lange wollte ihm Niemand geben, Niemand mochte mit dem Manne zu thun haben. Endlich fand er Geld, aber seine Frau mußte mit dem Weibergut den Nachgang erklären, der Hof wurde verpfändet und er konnte die Noth stellen, einen großen Theil der dringlichsten Gläubiger befriedigen. Jetzt erfuhr er es aber, was für ein Unterschied es ist zwischen Zins ziehen und Zins geben, und dazu ohne Gottes Glück und Segen. Sie brachten es Beide nicht zum Beten und Arbeiten, sie dachten wahrscheinlich nie ans Zinsen, sie blieben die Gleichen, sie wollten die vornehmen Leute bleiben und zeigten den alten Hochmuth, und doch sah man, namentlich ihm, überall die Armuth an; in den verwezten Kleidern, in denen er so mager stack wie ein Zaunstecken in einer Kapuzinerkutte. Etwas mehr mußten sie zu Hause bleiben, da lebten sie in beständigem Streit. Sie hielten sich Beide alles Schlechte vor, Jedes dem Andern seine eigenen Laster, Jedes sollte schuld am Unglück sein, Jedes zählte auf, was es ererbt, das Andere ihm verthan, Jedes muthete dem Andern das Arbeiten zu, Jedes forderte vom Andern, daß es

den Anfang mache. Kriegten ſie ein Stück Geld in die Hand, machten ſie es wie die Hühner, denen man Brot gibt. Das Huhn, welches ein gut Stück in Schnabel bekommt, läuft mit demſelben bei Seite, um es ins Geheim zu verzehren, die Andern alle ihm nach, um es ihm abzujagen. Das iſt bei den Hühnern bedauerlich, denn ſie erſticken oft faſt an den großen Biſſen, welche ſie hinunterwürgen müſſen in aller Eile, geſchweige dann bei Menſchen. Nach wenig Jahren war er wieder am alten Ort; betrieben von allen Seiten, ohne Geld, ohne Sachen, ohne Gottes Glück und Segen, ſo iſt der Menſch doch wirklich mehr als arm. Er bot Allem auf, ſich zu retten, alle Liſte, alle Ränke; aber wie gute Hunde hinter einem lahmen Haſen wären die Gläubiger hinter ihm, endlich mußte er ſich ergeben und den Geltstag anrufen. Der Hof wurde verſteigert und ſehr wenig blieb als Reſt des großen Weibergutes. Sie zogen zur Miethe in ein kleines Städtlein, da war von Knecht und Magd nicht die Rede mehr; er ſollte holzen, ſie kochen, ſie ſollte gartnen, er Erdäpfel ſetzen, ſollten pflanzen und Geld verdienen; ſie waren arm, aber ſie waren noch vornehm, arbeiten konnten und mochten ſie nicht, ſie trotzten Gott, ſie ergaben ſich ihm nicht. Man erzählt viel Schlechtes von ihnen, ich will es nicht wiederholen. Gottes Hand legte ſich ſchwer genug auf ſie, ſtatt Geld und Sachen genug, ſtatt Gottes Glück und Segen hatten ſie bald gar nichts mehr als Gottes Hand ſchwer auf ihren Häuptern. All ihr Eigenthum war verthan, verdienen konnten ſie nichts, im Glück hatten ſie alle ihre Verwandten mit Verachtung von ſich geſtoßen, im Unglück hatten ſie auch jetzt keine, verhungern wollten ſie nicht, ſie wollten leben und ſo wenig ſchlecht als möglich. Klaus forderte das Nöthige von der Gemeinde und zwar mit Wüſtthun und Brüllen. Für den Schaden, den er der Gemeinde angethan, hatte er keinen Sinn, er gab im Gegentheil die Gemeinde ſchuld an all ſeinem Unglück. Ob der Sorge für ſie, habe er den

eigenen Haushalt vernachläſſigt, Tag und Nacht ſei er ihrem Wohl obgelegen und ſtatt ihm zu danken, habe man ihn verdächtigt, mit ihm procedirt. Alles habe er machen müſſen, und am Ende nichts davon gehabt, als die Verantwortung und das Gutmachen. Alle Andern hätten ſich drausgemacht, ihn ſtecken laſſen. Jetzt in der Armuth denke man nicht, was er gethan, hätte am liebſten ihn todt. Aber nur Geduld, ehe er ſterbe, kehre er noch den Kübel um, daß es ſtinke im ganzen Lande. Da half man ihm mit Hauszins, Land, Holz und Allerlei, denn mit Wüſtthun hat ſchon Mancher viel gezwängt, und doch half es nicht, ſie hatten immer nichts.

Unterdeſſen waren Jüngere nachgewachſen und in den Gemeinderath gekommen, die fürchteten ſich vor Klaus nicht, ſie ärgerten ſich bloß ab ihm und erkannten ihn und ſein Weib in Umgang. Der reiche Klaus mußte alſo in der Gemeinde, welche er regiert hatte, als Bettler gehn von Haus zu Haus, in einem Hauſe einen Tag, in andern vier oder fünf bleiben, konnte hier in einem Bette ſchlafen, dort im Stalle, konnte bald am Tiſche eſſen, bald auf der Ofenbank. Das war den Leuten faſt ſo zuwider als Klaus und ſeinem Weibe, die faſt alle Scham verloren hatten. Aber ſie ſagten, es werde nicht ſo lange dauern, und dann könnten die Kinder ein Exempel daran nehmen, wie weit man es mit Stolz und Uebermuth bringe. Aber die Leute machten eine falſche Rechnung, denn Gott iſt der Herr des Lebens und des Todes, er läßt geboren werden die Menſchenkinder und ruft ſie wieder. Zehn Jahre gingen ſie um von Haus zu Haus, eine Strafe Gottes für die ganze Gemeinde, denn wenn jeder Hausvater in der Gemeinde zu rechter Zeit den Mund aufgethan und der Wahrheit Zeugniß gegeben hätte, ſo weit wäre es nicht gekommen. Es erſchraken alle Leute, wenn ſie gegen das Haus kamen, dieſe Beiden, die in Grimm und Zorn brannten ohne Unterlaß, mit nichts zufrieden waren, mit allen Leuten zankten oder unter ſich, ſich gegenſeitig ihre

Sünden vorwarfen und die Gemeinde verfluchten. Beſonders iſt in dieſes Haus der Schrecken eingekehrt, ſeit das ſchreckliche Paar in Umgang kam. Man kann es ſich denken, wie es in ihnen kochen mußte, wenn ſie als Umgänger über dieſe Schwelle kamen, in das Haus, wo ſie als die Reichſten und Vornehmſten weit umher Hof gehalten. Sie verachteten, verhöhnten Alles, verfluchten Alle und drohten ſo, daß man in beſtändiger Angſt leben mußte, ſie richteten ein Unglück an; man konnte nicht ſattſam ſie bewachen, und daran hatten ſie ihre teufliſche Freude. Weil es ein großes Gut iſt, bleiben ſie fünf Tage hier, und während dieſer Zeit wird wenig geſchlafen in dieſem Hauſe, und Jemand wacht beſtändig. Man wollte ihnen die frechen Worte mit Ernſt und Liebe abgewöhnen, aber man vermochte es nicht, und was half das Abgewöhnen der Worte, wenn ihr böſer Sinn geblieben, ſie wären nur gefährlicher geworden. Man ſuchte ſie zu verſühnen, aber es half Alles nichts, ſie blieben die Gleichen, ſie blieben im Umgang, weil ſie Niemand verdingen wollte, weil man ihnen eine eigene Haushaltung und eine Magd hätte halten müſſen. Vor vier Jahren konnte die Frau endlich ſterben, er aber geht noch um und kann nicht ſterben, und das iſt gerade ſeine Freude, er ſagt es fort und fort, es wäre den Leuten ein viel zu groß Gefallen, wenn er ſterben würde, ſo lange man ihn ſo gerne ſterben ſehe, ſo lange könne er leben, und ehe er ſterbe, müſſe noch das und das geſchehen, das und jenes wolle er noch ſehen, und darunter gehört namentlich, daß dieſes Haus abbrenne, die ganze Familie zu Grunde gehe. Im Elend iſt er ſo alt geworden, und es iſt faſt, als ob wahr werden müſſe, was er ſagt, darum erſchrickt man, je länger je mehr, wenn er kömmt. Er ſpricht weniger, aber um ſo böſer lauten die wenigen Worte, welche er ſagt. Da begreift ihr es, Herr Pfarrer, daß unſer Kind ſo erſchrak, als ſie den Alten kommen ſah, und daß mein Sohn noch nicht wieder da iſt. Es iſt Alles

fort, und da muß Jemand in seiner Nähe sein, es ist dem Alten nicht zu trauen. Warum ich wollte angehalten haben, Herr Pfarrer, ist, daß ihr für ihn betet. Vielleicht erbarmet sich Gott seiner noch und thut ihm das Herz auf zu rechter Zeit, daß sich ihm seiner Zeit auch der Himmel aufthun könne. Ja, Mutter, sagte der Pfarrer, geschehen soll das und recht von Herzen, es heißt nicht umsonst, daß bei Gott möglich ist, woran die Menschen nichts machen können. Aber eins möchte ich fragen, wenn es erlaubt wäre. Das Knechtlein, welches er gehen hieß, daß es nicht mehr unter sein Dach komme, mußte das wirklich gehen und wo kam es hin? Nicht weit, Herr Pfarrer, sagte die Alte, das wohnt jetzt hier, das ist mein Sohn. Was, rief der Pfarrer, der Chorrichter, der Bauer hier? Der ist's, sagte die Alte, ja der ist's. Aber wie ist das möglich, rief der Pfarrer. Herr Pfarrer, bei Gott sei Alles möglich, habt ihr gesagt, und so ist's auch, wer die Augen offen hat, sieht das zum Verwundern noch alle Tage. Mein Bub mußte noch selben Tages fort, und ich sah ihn kommen mit schwerem Herzen, denn ich war blutarm, hatte seine Hülfe übel nöthig. Mir war erst Angst, er habe wegen etwas Schlechtem fort müssen. Als ich aber den Grund hörte, da hatte ich auch den Trost. Kind, sagte ich, habe nicht Kummer, das soll dir nicht zum Unglück sein, traue auf Gott und mache, daß du immer sein Glück und seinen Segen hast, so wird er dir Anderes auch dazu geben. So ging es. Er hatte eine gesegnete Hand, was er unternahm, gelang ihm. Er war allen Leuten lieb, und Alle halfen ihm, hatten Freude, daß er zweg kam. Ungsinnet erbte er einen kleinen Hof von einem Vetter, der jung und ledig starb. Darauf heirathete er einen Ausbund von Meitschi, welches seines Gleichen nicht hatte an Fleiß und Tugend und Geld hatte es ebenfalls. Es ward mir recht Angst dabei. Ich sagte ihm oft: Johannes, es geht dir viel zu gut, nimm dich in Acht und bet brav, daß Gottes Glück und Segen bei dir bleibt, sonst was helfen

dir Geld und Sachen? Darauf wurde hier der Hof feil, Haus und Land sahen nicht aus wie jetzt; aber es war doch ein berühmter Hof, und wenn wieder ein rechter Bauer darauf war, wußte man wohl, was er wieder werden konnte. Alle Leute strengten den Sohn an, er solle ihn kaufen, er schicke sich gar für Niemanden besser als für ihn; das Dach sei dann sein eigen, wenn er wieder darunter komme, und daran könne man sehen, wie in Gottes Hand der Wandel der Dinge sei. Er trug Bedenken, und ich noch mehr, ich fürchtete, das sei Gott versucht. Aber man setzte bei ihm nicht ab, versprach ihm zu helfen im Nothfall, bot ihn nicht ab, und an der Geltstagsteigerung ward ihm der Hof zugeschlagen. Es ward mir fast schwarz vor den Augen, als ich es vernahm. Sohn, Sohn, sagte ich, dr' tusig Gottswille nimm ein Exempel, meide den Hochmuth und habe um so mehr Fleiß mit beten und arbeiten, denn daß du jetzt da bist, das hat Gott gethan und nicht du. Mutter, hat er gesagt, du hast recht, aber du weißt, wie vergeßlich der Mensch ist. Darum mußt du zu mir kommen und mir das alle Tage sagen und mich mahnen an meine Schuldigkeit und mir sagen, wann ich fehle und es mich ankömmt, daß ich es nicht einmal weiß. Mutter, du mußt kommen und mein Engel sein, hat er zu mir gesagt. Das that mich z'briegge, ich konnte fast nicht aufhören, bin sonst nicht der Art. Gottlob, dachte ich, verderbt ist noch nichts, er redete sonst nicht so zur Mutter. Und die Sohnsfrau kam auch und sagte: Mutter, ihr müßt kommen, es freute mich sonst Alles nichts, Johannes kann nicht genug sagen, wie er euch Alles zu verdanken hat, und die beste Unterweisung von euch erhalten, wie ihr ihn hättet beten lehren, auf Gott vertrauen und Leib und Seele reinigen, und wie wenn der Teufel bei ihm gedöppelet, er immer erst gedacht, was würde die Mutter sagen, und dann erst, so und so steht es geschrieben, darum weiche von mir Satan. So, Mutter, sagt Johannes alle Tage, darum müßt ihr kom-

men, ich möchte das auch lernen von euch und unsere Kinder sollen es lernen, ihr sollt der rechte Schatz in unserm Hause sein. Seht, Mutter, es ist dann nicht, daß ich nicht fühle, wie nöthig ihr uns seid. Ich fühle gar wohl, wie mir das Herz klopfet, und wie es mir in Kopf steigt, wenn ich denke, ich sei die Speckseitenbäurin, und wenn mir Jemand so sagt, so dünkt es mich, ich wachse einen halben Schuh und der böse Hausgeist, der da hauset seit vielen, vielen Jahren, komme über mich und suche zu fahren in meine Seele. Diesen Geist müssen wir bannen, aber ihr wißt, Mutter, wenn das Haus leer ist, so kömmt er wieder mit andern Geistern, und es wird noch siebenmal ärger. Darum soll unser Haus nicht leer sein, ihr sollt kommen und der gute Geist sein, daß der Böse keinen Platz mehr hat. Seht, Herr Pfarrer, so haben sie zu mir gesprochen, das waren Mutterfreuden, wo mein Herz fast zu klein war dafür. Ich zog also zu ihnen, ich schämte mich fast, ich durfte anfangs nicht vor dem Hause sitzen, ich dachte, die Leute würden, wenn sie mich da sitzen sehen, meinen, es sei ein Bettlerfraueli und warte auf das Almosen. Aber, Herr Pfarrer, so ist der Mensch, daß ich mich später des Teufels nicht genug erwehren konnte, damit ich nicht stolz werde. Wenn ich sah, wie der Segen kam, als wie vom Dach herab, Kisten und Kasten sich füllten, die Schulden schwanden und Johannes wuchs an Ehre und Ansehen bei den Menschen und hoffentlich auch an Gnade bei Gott, wars mir immer, als gebe mir Jemand den Gedanken ein: Siehe, daran bist du schuld, dir hat man Alles zu verdanken, du hast es selbst verdient, daß du gut hast in deinen alten Tagen. Wenn andere Weiber thäten wie du, sie könnten es jetzt auch haben wie du, statt mit dem Säcklein zu laufen dem heiligen Almosen nach. So und noch andere wüste Sachen mehr wollten mir immer wiederkommen, ich konnte mich ihrer nur erwehren, wenn ich recht betete und an Klaus und seine Frau dachte, und wohin der Hochmuth

ſie gebracht, und wie er auch klein angefangen haben werde, ehe er groß geworden ſei. Unterdeſſen war Bethi ab- und zugegangen, deckte den Tiſch, nahm das Schönſte an Tellern und Taſſen aus dem Buffert und brachte nach und nach das Eſſen, wo natürlich die Kaffeekanne nicht fehlte. Der Herr müſſe vorlieb nehmen, ſagte es, er hätte es übel getroffen, die Mutter ſei nicht daheim, und ihm gehe es nicht von der Hand, darum ſei es auch ſo lange gegangen. Der Pfarrer dankte ſchön, entſchuldigte ſich, daß Bethi ſeinethalb ſo Mühe gehabt, und immer gab ihm ein Kobold ein zu ſagen, es möge ſein wie es wolle, ſo werde es beſſer ſein, als der Kabis, mit welchem ihm ſeine Magd aufwarten wolle, wenn er ſonſt nirgend wo etwas zu eſſen bekommen. Man wartete auf den Chorrichter, der endlich auch kam und ſich entſchuldigte, wie er habe warten müſſen, bis ein Knecht heim gekommen, weil er Klaus nicht gerne aus den Augen gelaſſen.

Der junge Pfarrer fühlte ſich eigenthümlich bewegt, es ſtrömten ihm Empfindungen zu, wie der ſie hat, der an einem von Gott geweihten Orte ſich befindet, wie der Chriſt ſie hat da, wo Gott Großes gethan, wie ſie ſtrömen müſſen durch jeden, der in Jeruſalem den Fuß ſetzt, der Golgatha ſieht. Ueber den Grad wollen wir nicht ſtreiten, ſondern damit bloß die Gattung dieſer Empfindungen bezeichnen. Dazu war er lange nicht ſo freundlich bei Tiſche geſeſſen, bei ſo guten und appetitlichen Sachen, und Bethi in ihrer natürlichen Anmuth und Jungfräulichkeit war auch eine ganz andere Wirthin als ſeine alte Marei mit ihren rußigen Anflügen und mittelalterlichen Furchen. Es ging ihm das Herz auf in dieſer heimeligen Luft, er erzählte vom wunderbaren Walten Gottes, und wie im Vertrauen und in der Demuth der Segen ſei, und im Hochmuth und Selbſtvertrauen der Fluch, und nicht mit gemachten Worten that er das, welche waren wie abgegriffene Münzen, ſondern herzlich und in Beiſpielen, daß es Allen war, als gingen ſie zuſammen im

Paradieſe und hörten die Stimme Gottes. Und dazu aß der Pfarrer ſo munter und treuherzig, daß es zur Erbauung wirklich viel beitrug, abſonderlich bei Bethi. Bethi vergaß den Mund offen bei des Pfarrers Worten, für ſeinen Teller, ſeine Taſſe hatte es deſto ſchärfere Augen, und je mehr derſelbe aß, deſto erbaulicher und ſchöner dünkten ihns deſſen Worte. Für den zu kochen, müßte es eine Freude ſein, dachte es, wie dem hätte es es noch Niemanden treffen können. Das ſei kein Meiſterloſiger, dachte es, bei dem hätte es eine Frau nicht bös. Da ging die Thüre auf und Klaus trat hinein. Man denke ſich den Schrecken, wie verſteinert ſaßen Alle da, und Aller Augen hafteten auf der gräulichen Geſtalt, die gebeugt an langem Stabe langſam in die Stube kam. Klaus war ehemals groß und ſchwer geweſen, jetzt war er eine mächtige Ruine in der Bettlerkutte, ein drei Wochen alter grauer Bart ſtach ihm im Geſicht herum, die Augen waren roth und der Ausdruck grimmig. So, ſagte er, da geht es luſtig zu, will auch dabei ſein, das iſt kurzweiliger als draußen Hunger zu haben. Habe gehört, der neue Pfarrer ſei da, dem preſſire es mit Schein, der Bauern Hammen zu verſuchen. Er möchte ihn auch ſehen, es nehme ihn Wunder, ob ſie einmal einen rechten hätten, oder ob ſie Alle gleich nichts werth ſeien. Dem Chorrichter ward übel zu Muth, ſeinen Gaſt ließ er nicht gerne beleidigen, aber eben ſo ungerne vergriff er ſich an Klaus. Man hütete ſich vor ſeinem Zorn mit der größten Vorſicht, man fürchtete ſich, von ihm verflucht zu werden. Solche Flüche haben immer was Grauenhaftes, kommen ſie von wem ſie wollen. So lange man ihnen den Kragen füllen kann, fuhr Klaus fort, ſollte man glauben, wie gut ſie es meinen, aber ſind einmal die Hammen gefreſſen, dann kann man ſie erfahren, habs erfahren. Nun wollte er losbrechen mit ſeinen Geſchichten, wie man ihn aus Muthwillen, Haß und Bosheit ins Unglück gebracht. Auf das Einreden der Großmutter hörte er nicht,

ſondern that wüſt mit Flüchen und zornigen Reden. Da ſtand der junge Pfarrer auf und ſagte zu ihm: Hört, alter Mann, ihr dauert mich, ſo hoch in Jahren, ſo nahe dem Grabe ſolltet ihr nur noch beten, und jetzt flucht ihr ſo gräulich, was ſoll aus eurer armen Seele werden, ſoll ſie aus dem zeitlichen Elend ins ewige Elend? Hört, alter Mann, flucht nicht mehr, beten wollen wir mit einander. Und der Pfarrer begann zu beten, daß Gott einem alten Manne, der am Grabe ſtehe, die Seele öffne, damit er erkenne ſein Elend und deſſen Urſachen, damit er bereue ſeine Sündenlaſt, daß er vergebe das Wenige, was Andere an ihm gethan, und beten könne um Gnade und Vergebung des Großen und Vielen, was er an Gott und Menſchen geſündigt, daß es Tag werden möge in ſeiner Seele, daß er das Heil erblicke, daß es Frieden geben möge in ſeinem Herzen, damit er hoffen dürfe, nach dem Tode zur Ruhe und ins Reich des ewigen Friedens zu kommen, daß er nicht mit Fluchen, ſondern mit Segnen ſterbe, daß Gott das bald thun möge, denn vor der Thüre ſei vielleicht die Stunde, in welcher er des armen alten Mannes Seele vor ſich rufe. So betete der Pfarrer innig bewegt. Die Geſchichte hatte ihn ergriffen, das Benehmen des Alten noch mehr, der tüchtige Geiſt, der in ihm ruhte trotz der blöden Hülle und der Unſicherheit im täglichen Leben war erwacht. Die Macht des Gebetes fühlte der Alte, trotz anfänglichem Widerſtreben beugte er ſein ſtörriſch Gemüth, er blieb ſtille und als der Pfarrer geendet hatte, ging er ſtille hinaus.

Gar innig dankte man dem Pfarrer für ſeine That und bewunderte ſeine Macht über den böſen Geiſt. Die Großmutter ſagte, ſie hätte heute Morgen nicht geglaubt, daß ihr heute noch eine ſolche Erquickung und Stärkung würde und Bethis Augen hingen glänzend am jungen Pfarrer und wenn er den Mund aufthat, war ſie voll heiligen Reſpektes. Als er eben aufbrechen wollte, die Großmutter ihn bat, doch recht

bald wieder zu kommen, und zu Johannes ſagte: Du gehſt doch mit dem Herrn und bis zum Hauſe, der Nebel kommt und das Verirren iſt ſo leicht, kam die Mutter heim, eine ſtattliche Frau mit rührigem Weſen und ſinnigem Geſichte. Wie nun Alle der Mutter erzählen wollten, was geſchehen war und was der Pfarrer gethan! Der Pfarrer wußte nicht mehr, war er es ſelbſt oder war er es nicht, wußte nicht, ſtund er auf dem Kopfe oder auf den Füßen. Nachdem er ſein Wiederkommen feierlich verheißen, Allen die Hand gegeben, Bethi zuletzt aber am längſten, ging er heim und obgleich vom Chorrichter begleitet, weit um den Schnautz herum, der losgelaſſen wieder ſein Wächteramt verſah. Auf dem Heimwege war noch viel von Klaus die Rede. Der Chorrichter ergänzte der Mutter Bericht und ſagte, er habe noch nach ihm geſehen, ehe er fortgegangen. Er ſei merkwürdig ſtill geweſen und habe ihm nicht geantwortet, er wiſſe nicht einmal, habe er ihn gehört oder nicht. Den Pfarrer nahm es billig Wunder, ob nachhaltig etwas Beſſeres oder Anderes an ihm zu verſpüren ſei. Johannes verſprach ihm Bericht und ging dann heim, als der Pfarrer glücklich an ſeinem Hauſe gelandet hatte. Guten Abend, Herr Pfarrer, ſagte die alte Marei, ſoll ich Kabis wärmen oder habt ihr was gehabt? Mag nit Kabis, Marei, ſagte der Pfarrer, bin nicht mehr hungerig. So, ſo, haben ſie euch aufgewartet bei Chorrichters, nun denen thut ſanft, die vermögens, ſind daneben brave Leute und d'Sach ihnen z'gönnen. He nun ſo dann, ſo will ich den Kabis in Keller ſtellen bis morgen. Es iſt zwar nicht mehr ſo gefährlich mit dem Sauern, es iſt nicht mehr ſo heiß. Ich denke, ſo eine Woche lang könne man die Sache ſchon behalten.

Selbe Nacht war dem guten Pfarrer gar wunderlich, er wußte nie recht, wache oder ſchlafe er. Aber wachend oder ſchlafend war es ihm, als ſei er im Paradieſe. Bald tanzte er mit der Eva, welche aber Bethi vollkommen glich, im

Graſe, bald betete er mit dem Adam und der Adam hatte einen grauen Bart, wie der alte Klaus, bald flog er mit der Großmutter durch den Himmel, dann kam der ſchwarze Schnauz, bellte ſie an, daß ſie das Fliegen vergaßen. Und der Schnauz war eigentlich nur der Chorrichter, der mit ihnen ſpazieren fliegen wollte, plötzlich zog ihn eine Hand beim Bein und er hörte eine Stimme: Herr Pfarrer, ſoll ich den Kabis wärmen? Kurz der Herr Pfarrer verlebte eine wunderbare Nacht, wie ſie zuweilen kommen, wenn man Unerwartetes erlebt und vor Schlafengehen es nicht ordentlich verarbeiten kann. Am Morgen, als die Sonne ihm ins Bett ſchien und er wirklich glauben mußte, er wache, war ihm noch ganz dämmerig im Kopfe, aber gar nicht übel. Er dachte, es ſei ihm kurios, aber er wollte, es wäre ihm immer ſo. Als ſeine alte Marei ihm den Kaffee brachte, hatte er gute Luſt, ſie in Arm zu nehmen und mit ihr zu tanzen, ſo ſpaßig war ihm zu Gemüthe. Dann ward ihm wiederum ſehr ernſt, wenn er an den Klaus dachte und ſein Gebet über denſelben. Dann ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und begann zu ſtudiren. Er wußte, was er den nächſten Sonntag predigen wollte, er warf einzelne Gedanken aufs Papier, er blätterte nach einem Texte, dann fuhr er plötzlich auf und ſah nach der Hausthüre, er glaubte, es habe geklopft und draußen ſtehe ein Bewohner der Speckſeite, vielleicht gar die — Großmutter, mit welcher er durch den Himmel ſpazieren geflogen. Ein andermal legte er die Feder ſinnend hin, blies die Wolken aus ſeiner Pfeife ſanft und leiſe von ſich weg und dachte, wie es wäre, wenn er in der Speckſeite den Mittagstiſch nehmen würde. Daraus entſtunden drei richtige Urtheile: erſtens hätte Marei deſto länger an ſeinem Kabis; zweitens hätte er nach dieſem mäßigen Spaziergange mehr Appetit zum Eſſen und drittens würde durch den Heimweg die Verdauung gefördert, es wäre alſo das probateſte Mittel gegen den Unterleib. Mit Schnauz,

dem einzigen Hinderniß, glaubte er ſo bekannt werden zu können, daß er ihn paſſiren ließe, und beſonders freue er ſich, ſagte er ſich, mit der Großmutter näher bekannt zu werden und von ihr mehr zu lernen, als von manchem Profeſſor der praktiſchen Theologie. Wenn aber junge Herren für Großmütter glühen, ſitzt zu deren Füßen meiſt eine hübſche Enkelin.

Der Tag verſtrich, es kam Niemand, aber am Abend klopfte es, aber es war nur der Chorrichter. Es freut mich, ſagte der Pfarrer, aber es müht mich, daß ihr ſelbſt kommt, hättet ihr mir nicht Jemanden ſchicken können; ihr hättet doch wohl Jemanden gehabt, der das hätte verrichten können? Er hatte auf der Zunge, den Jemand näher zu bezeichnen, wahrſcheinlich war es die Großmutter, doch unterließ er es. Herr Pfarrer, ſagte der Chorrichter, es iſt kurios mit Klaus, er ißt und trinkt, was man ihm gibt, aber er ſpricht nichts, er ſitzt da und thut, als ob er ſich keiner Sache beſonders achte, während er ſonſt überall herumfuhr, Nichts und Niemand vor ihm ſicher war. Es iſt allweg etwas mit ihm vorgegangen und die Mutter meint, wenn ihr die Mühe nehmen wolltet, morgen oder übermorgen hinauszukommen, könntet ihr vielleicht etwas von Klaus vernehmen, etwas an ſeiner Seele machen. Das wäre eine große Gnade Gottes, wenn der arme Klaus in dem Hauſe, wo er all ſein Geld und Sachen verloren, zu Gottes Glück und Segen für ſeine Seele käme. Der Pfarrer fand Klaus anſcheinend geſund, aber ſtill. Er konnte reden, denn einzelne Worte brachte man von ihm heraus, aber mehr nicht, und dieſe Worte waren ganz verſtändig. Er hörte dem Pfarrer aufmerkſam zu und wenn derſelbe mit ihm betete, ſo faltete er die Hände doch ſo, als ſollte es Niemand merken. Als der Pfarrer fort war, ſetzte ſich die Großmutter zu Klaus und wollte mit ihm reden. Sie frug ihn allerlei aus ihren jungen Jahren, aber er gab ihr keine Antwort. Da wollte ſie geiſtlich mit ihm reden, er

aber nahm seinen langen Stab und ging weit von ihr weg. Der Pfarrer kam alle Tage und Klaus öffnete ihm die Ohren, faltete, daß es Niemand sehen sollte, die Hände, aber das Herz öffnete er ihm nicht. Da sah man auch, daß er, wenn der Pfarrer länger nicht kam, ungeduldig wurde und viel nach dem Weg hinsah, woher er kommen mußte. Als die Tage bald um waren, daß Klaus um ein Haus weiter sollte, sagte der Pfarrer: Chorrichter, wie wäre es, wenn Klaus nicht weiter müßte, sondern ihr ihn behieltet einstweilen. Er ist so still, flucht nicht, plagt Niemanden und was er ißt, ist so viel nicht zu rechnen, am besten kann ich hier wohl zu ihm kommen, und was aus diesem Zustand werden soll, weiß Gott. Herr Pfarrer, sagte der Chorrichter, wir haben schon mit einander gesprochen und es ausgemacht, daß er einstweilen bei uns bleiben soll. Es wäre ja gottlos, ihn weiter zu schicken, wo doch Gott es zeigt, daß es mit Klaus anders werden soll. Er soll bei uns bleiben, damit, wenn's Gottes Wille ist, derselbe nicht im Laufen sterben muß, sondern ruhen kann und im Frieden scheiden, wenn Gott es will. Das ist brav, sagte der Pfarrer, das wird Gott euch lohnen. Wie er will, sagte der Chorrichter, Gotteslohn darf man nicht verschmähen, aber der Weltlohn begehr ich nicht. Von wegen dem Klaus war ein großes Gerede in der ganzen Gemeinde. Kein Mensch, hieß es, sehe das dem Pfarrer an, was er für ein mächtig Wort habe, hätte man sich doch bald an ihm versündigt und für einen Züttel ihn gehalten. Von selber Zeit an war er in großem Respekt und man nahm ganz anders vor ihm den Hut ab als früher. An einem Morgen spazierte er vor dem Hause, dachte daran, was er diesen Nachmittag wieder mit Klaus beten wolle, und nahm sich vor, wie mit einem Hammer an dessen Herz zu schlagen, daß es aufspringen müsse und er sehen könne, was darin sich rege und bewege.

Wie er so tief daran dachte, rief es hinter ihm: Herr

Pfarrer, Herr Pfarrer, daß es dem Pfarrer durch alle Glieder fuhr, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen oder ein Zitteral. Als er sich umdrehte, stand Bethi vor ihm ganz athemlos und ziegelroth von raschem Laufe. Großmutter sendet mich, läßt guten Tag wünschen und bitten, schnell zu kommen, Klaus hat gesagt, man solle es thun. Der Pfarrer war höflich, sagte zu Bethi: Komm herein und warte, ich komme mit dir, sobald ich Schuhe an den Füßen habe. Aber Bethi sagte: Verzeiht, ich muß alsbald fort, die Großmutter hat es befohlen, wir sind alleine daheim. Lebt wohl unterdessen, und husch fort war das Bethi wieder. Das mühte den Pfarrer sehr und hinderte ihn ordentlich, an den Klaus zu denken. Er dachte, was er doch dem Mädchen zuwider gethan, daß es so vor ihm laufe, überhaupt so wortkarg gegen ihn sei und sich nicht mehr vor ihm sehen lasse, als es müsse. Er thue doch alles Mögliche, was er von Höflichkeit wisse. Es sei ein Unglück, wenn man sich an Gesellschaft nicht gewöhnt, da könne man hundertmal fehlen, ehe man es einmal merke. Es sei ihm so leid, daß er es gerade hier nicht getroffen, das Bethi sei so ein lieb Kind, wie er noch keins gefunden, es könnte doch wohl etwas artiger mit ihm sein. So dachte der Pfarrer und hörte nicht, wie Marei hinter ihm her rief: Ob er zu Mittag wieder heim komme oder nicht? Nun, wenn er nicht antworten möge, könne er seinethalben den Kabis kalt essen, brummte Marei. Sobald der Pfarrer die Speckseite sah, sah er auch die Großmutter vor derselben stehen, neben ihr Bethi, offenbar ihn erwartend. Sobald man ihn sah, verschwand Bethi im Hause, die Großmutter aber kam ihm langsam einige Schritte entgegen. Verzeiht, Herr Pfarrer, daß ich euch so früh plage, aber es ist mir Himmelangst. Das Meitschi und ich sind allein daheim, Johannes, die Frau und Magd sind früh fort zum Reiben, die Knechte in den Wald, und als das Meitschi dem Alten das Frühstück bringen wollte, weil er lange nicht kam, sagte

er: Mag nicht eſſen, der Pfarrer ſoll kommen. Ich ſchicke das Meitſchi alsbald und gehe zu Klaus, will mit ihm reden, aber kein Wort hätte er mir geantwortet, aber es ſchnellt ihn gar ſeltſam, und er hat die Hände zuſammen und er brümmelet mit den Lippen, als ob er bete. Ich glaube der Tod iſt da, ſo ganz ungſinnet.

Als der Pfarrer zu Klaus kam, war er noch ſo, wie die Großmutter geſagt hatte, er ſaß auf ſeinem Bette mit gefalteten Händen. Der Pfarrer fragte ihn, wie es ihm gehe, ob ihm was fehle, er was begehre? Beten, Pfarrer, ſagte Klaus mit dumpfer Stimme. Da betete der Pfarrer vom Wandel auf Erden und der Flüchtigkeit der Zeit, von der Sündhaftigkeit der Menſchen und der Gnade Gottes, und wie Alle Sünder ſeien, aber die Gnade Gottes mächtig und groß genug für Alle, welche die rechte Reue hätten und das rechte Verlangen nach der Vergebung, die Liebe, welche allen Schuldnern vergibt, ein Herz von der Welt gelöst und verſöhnt mit Gottes Walten und ſeiner Gerechtigkeit. Er betete vom armen Klaus beſonders, wie Gott ihm doch vergeben ſolle, er habe eine ſchwere Buße ſo lange getragen, und wenn ſeine Reue nur kurz ſei, ſo ſei ſie doch tief, ſie ſei wie die des Schächers am Kreuz, er ſehe ein, daß er in ſeiner Pein geweſen um ſeiner Sünden willen, jetzt verlange er nach des Vaters Reich. Es ſolle ihm Gott die Gnade wiederfahren laſſen, daß er hier, wo er geboren worden, ſein Haupt zur Ruhe legen dürfe als ein müder Pilgrim, der aus weiter Fremde heimgekehrt, hier das Ziel ſeiner Reiſe gefunden. Das ſolle Gott ihm thun um deſſentwillen, der am Kreuze zum Schächer geſagt: Heute ſollſt du mit mir im Paradieſe ſein. Da hob Klaus die Hände auf, warf einen großen Blick auf den Pfarrer, athmete tief auf, ließ den Kopf ſinken und war todt. Das iſt von Gott, ſagte die Großmutter und trocknete die Augen, und Bethi trocknete ſie auch, aber draußen, wo ſie gehorcht. So war doch an Klaus'

Todtenbette gebetet und geweint worden, das hätte noch vor wenig Wochen Niemand geglaubt, und geweint und gebetet wird noch an gar manchem Todtenbette ganz anderer Leute nicht. Wir haben Urſache, Gott zu danken und zu loben, ſagte die Großmutter, daß er den Armen zu ſich genommen. Aber ich bin in Verlegenheit, wir ſind alleine daheim, ich bin unbehülflich, Bethi ſollte die Haushaltung beſorgen, noch zum Vieh ſehen, es mag geben was es will, wiſſen wir uns nicht zu helfen, und Jemand ſollte auch bei dem Todten bleiben oder wenigſtens nicht weit von ihm. Wenn der Herr Pfarrer bei uns bleiben würde, bis der Sohn heim kömmt, er würde uns einen großen Dienſt leiſten und zum Troſte ſein. Ich will nicht ſagen, daß ich mich fürchte, aber es iſt mir doch lieb, wenn Jemand da iſt. Es geht vielleicht bis über Mittag, aber dann nehmt ihr bei uns vorlieb. Gar gerne, ſagte der Pfarrer, wolle er da bleiben. Es wäre ihm auch ſo, wenn er alleine bleiben müßte. Seinetwegen ſolle ſich aber Bethi nicht Mühe machen, er möchte ihm nicht läſtig fallen als das tägliche Brot, daß es erſchrecken müßte, wenn es ihn von weitem ſehe. O Herr Pfarrer, ſagte Bethi, wenn ihr wüßtet, wie das mir keine Mühe iſt, und wie gern ichs thue. Aber fort war es wieder, ehe der Pfarrer weiter zu Worten kam.

Eine große Verwunderung ergriff den Chorrichter und ſeine Frau, als ſie nach Hauſe kamen und dann weit umher Alle, welche von dieſem unerwarteten Tode hörten. Wie es üblich iſt, kamen Viele, den Todten zu ſehen, und Alle wunderten ſich über ſein Geſicht. Auf demſelben war Ruhe und Frieden, wie während ſeinem Leben nie dort geſehen worden. Man konnte wirklich glauben, als die Seele aus dem Leibe geſchieden, ſei ſie mit Gott und Menſchen verſöhnt geweſen und habe als Zeugniß dieſe Zeichen zurückgelaſſen. Das ergriff die Menſchen, und es ward beſchloſſen, daß Alle, bei welchen er im Umgang geweſen, ihm das Geleite geben ſoll-

ten zur letzten Ruheſtätte, als Zeugniß, daß auch ſie ihm vergeben, mit ihm zufrieden ſeien und wünſchten, daß auch er mit Allen zufrieden ſei und vergeben hätte, was man ihm im Unwillen geſagt und gethan.

So geſchah es auch, und der arme Klaus erhielt ein großes Leichengeleite, faſt als ob er noch der reiche Klaus geweſen wäre, und wenn es nicht ſo groß war, ſo war jedenfalls der rechte Sinn am Grabe mächtiger jetzt, als er geweſen wäre vor Jahren am Grabe des reichen Klaus. Der Pfarrer mehrte dieſen Sinn durch ſein ſchönes Wort in der Kirche, wo er über Gottes Glück und Segen und über Gottes Geiſt und Gnade ſprach. Man vergaß es dort lange nicht, wie nöthig man das hätte, für Leib und Seele, im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

Seit der Zeit war der Pfarrer auf der Speckſeite wie daheim. Er hatte die Worte Bethis: O Herr Pfarrer, wenn ihr wüßtet, wie gerne ich es thue, nicht vergeſſen, ſie hatten ihm ſo weich und ſchön geklungen, wie er noch keine Worte gehört. Er frug noch mehr als einmal Aehnliches, und wie ein Wort das Andere gibt, frug er auch: Bethi, iſt es dir nicht zuwider, wann du mich kommen ſiehſt? Gäll, Bethi, du ſiehſt mich lieber gehen als kommen. Und wie Bethi immer weicher und ſchöner ſagte: O, Herr Pfarrer, wie könnt ihr ſo von mir denken, wenn ihr wüßtet — wie es die Großmutter erfreut, wenn ihr kommt, ihr würdet ſicher nicht ſo reden.

So ging es mit Fragen, bis der Pfarrer einmal fragte: O Bethi, wenn du wüßteſt, wie lieb du mir biſt, wenn ich nur wüßte, ob ich dir lieb wäre? O Herr Pfarrer, antwortete Bethi, wie könnt ihr doch fragen? So ging Fragen und Antworten immer weiter, bis Bethi zu der Antwort kam: Ach Herr Pfarrer, vexiret nicht. Später ſagte der Pfarrer: aber denk, ich bin arm, habe noch Schulden vom Studiren her, und du biſt ein reiches Mädchen, was wird der Vater ſagen? Später ſagte der Vater: Herr Pfarrer, an Gottes

Gnad und Segen ist Alles gelegen. Arme werden reich und Reiche arm, und ärmer als ihr war ich, und vergessen hab ichs nicht. Und hätte ich es vergessen, die letzten Wochen und euere Worte hätten daran mich gemahnt. Eine Fügung Gottes hat uns zusammengeführt, ich freue mich derselben und danke Gott dafür. Die größte Freude hatte die Großmutter. Sie meinte, Gottes Wege seien wunderbar und seine Rathschläge unerforschlich. Welchen Segen nnd welche Gnade der alte Klaus am Ende in diesem Hause noch finden und zugleich auch in dasselbe bringen werde, daran hätte kein Menschenkind gedacht und keins es geglaubt, wenn man es ihm vorausgesagt. Darum liebe Kinder, sagte sie, und legte ihre Hände auf Bethis und des Pfarrers Häupter, vergeßt es nie: an Gottes Segen ist Alles gelegen, und wo Geld und Sachen genug sind, aber seine Gnade nicht, da steht das Haus auf Sand und alle Habe ist wie Sand, wenn der Wind darein bläst. Bleibt demüthig vor Gott und Menschen, dann haben Gott euch lieb und Menschen, und euer Beispiel ist eine Predigt fürs ganze Land von Gottes Gnad und Güte, und wie denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müssen. So sprach die Großmutter, und Gott schenkte ihr die Freude, zu sehen noch durch manches Jahr, wie ihr Segen in Erfüllung ging.

Ein deutſcher Flüchtling.

Die Erzählung erſchien zuerſt in Nieritz' Volkskalender Jahrgang 1851.

Conrad Haſelmeyer iſt ein ehrlicher Bürger und ſein Weib Suſanna eine noch ehrlichere Bürgersfrau. Beide beten und arbeiten, verdienen ihr täglich Brot im Schweiße ihres Angeſichts. Frau Suſanna, die einem kleinen Krame vorſteht, iſt weit in der Runde bekannt als die ehrlichſte Chriſtenſeele, die je mit Ellen, Maaß und Gewicht umgegangen. Das Städtchen, in welchem die Haſelmeyer zu Hauſe ſind, iſt ſo um die Mitte Deutſchlands herum, und wenn es auch nur ein klein Neſt iſt, hängt doch der Haſelmeyer mit großer Liebe daran, und hat einen Stolz auf ſein Bürgerrecht, von welchem ſich ſo ein Weltbürger in einer großen Stadt keinen Begriff macht. Dieſen Stolz verlachen wir nicht, er iſt rührend und, wie ſeltſam er ſich gebehrdet, ſein Kern iſt ſchön. Es iſt die Liebe des Kindes zur Mutter, es iſt die Wurzel der alten Bürgertreue, der bürgerlichen Ehrenfeſtigkeit, welche es für eine der größten Sünden hielt, Namen und Ehre ſeiner Stadt zu verletzen. Der Haſelmeyer ſah ſo hoch auf den Bauer herab, als der Edelmann auf den Bürger, und das war dumm. Der Ausdruck, der deutſchen Handwerksburſchen in der Schweiz zu ſo vielen Prügeln verhalf: „du dummer Bauer", den hörte man nicht ſelten aus des Haſelmeyers Munde. Dabei war er doch gut Freund mit vielen Bauern, deren Lebensweiſe er größtentheils theilte, denn er

[redacted] einige Grundstücke, einen Viehstand, und legte selbst Hand an. Seine Frau war gar vieler Bauernweiber Freundin, mästete die besten Gänse, zog das beste Gemüse und beklagte sich oft bitterlich über ihren Haselmeyer, der ihr nichts darauf hielt, sondern fest im Glauben blieb, unser Herrgott hätte Kraut und Gras nicht für ehrliche Bürgersleute erschaffen, sondern für das unvernünftige Vieh.

Haselmeyer war ein geachteter Bürger, er wäre längst in den Stadtrath gekommen, wenn der regierende Bürgermeister und er nicht erklärte Feinde gewesen wären. Der Bürgermeister war Apotheker, Haselmeyer hatte einen Kram, beide waren also Concurrenten und pfuschten sich gegenseitig ins Handwerk. Der Apotheker verkaufte nicht bloß Ricinusöl, Latwergen, Pillen und Hofmannstropfen, sondern Lampenöl, Branntwein, Zucker und Kaffee, Schwefelholz, Zündhölzchen und Schuhnägel, lauter Artikel, welche der Haselmeyer auch hielt. Der Bürgermeister war ein stolzer, harter Mann, wen er haßte, verfolgte er auch. In der Theorie beim Biere war er äußerst liberal, dem entschiedensten Fortschritt ergeben. Er war entschieden der Meinung, man brauchte weder Fürsten noch Minister, mit einfachen Bürgermeistern führe man am einfachsten und das Land wäre am wohlsten dabei. Der Haselmeyer dagegen war loyal, liebte das Hergebrachte und die alte Zucht. Er haßte bloß Zölle und Mauthen, war übrigens der Meinung, wenn die großen Herren wüßten, wie die kleinen Herren es trieben, sie würden ihnen das Handwerk schön legen, und Alles ginge besser. Er hatte sechs Kinder und zwölfe wären ihm nicht zuviel gewesen. So lange man Arbeit und Essen hätte, solle man nicht über die Menge der Kinder klagen, sie seien eine Gabe Gottes, und wohlgerathene Kinder der höchste Segen, meinte er. Was an ihm, that der Haselmeyer, schaffte Essen und Arbeit, hielt gute Zucht und sorgte für ihr Fortkommen nach Verstand und Vermögen. Unter diesen Kindern war eines minder stark in den Gliedern,

aber feiner im Kopf als die Andern. Friedrich hieß er, Fritzle, ſagte man ihm. Er war der Mutter Schoßkind, hing an ihrer Schürze, wenn ſie Roſinen und Mandeln verkaufte, den Zucker, beſonders den rothen, liebte er ebenfalls. Zuerſt gab der Vater nicht viel auf ihn. Das Püpchen ſei hier auf der Welt akurat, was Butter an der Sonne, ſagte er. Solche Reden gefielen der Frau Haſelmeyerin gar nicht. Haſelmeyer, das verſtehſt du nicht, ſagte ſie. Wenn Fritzle nicht wird was Joſeph unter ſeinen Brüdern, ſo will ich nicht mehr Madame Haſelmeyerin heißen. Sie hatte Recht, der Haſelmeyer änderte ſeine Anſicht. Fritzle ward ein Licht in der Schule, ein famoſer Kerl, ſagte der Haſelmeyer, der ſoll mir was werden, was anderes als ich. Der ſoll mir einmal des Bürgermeiſters rothen Schnabel blau machen. Es ſetzte ſich bei dem Haſelmeyer der Vorſatz feſt, ſein Fritzle müſſe Apotheker ſtudiren, und was einmal in ſeinem Kopfe war, das war drinnen. Er hatte es wie viele Väter, erſtlich kam es ihm allgemach, als ſei ſein Fritzle bereits ſchon das, was er aus ihm machen wollte, und zweitens redete er vor Fritzle, als ob der gar keine Ohren hätte: was der Fritzle für ein Hauptkerl ſei, wie in allen vier Welttheilen über keinen ſolchen die Sonne ſcheine. Aber Fritzle hatte für Lob und Ruhm ausgezeichnete Ohren, wie überhaupt alle Jungen, übrigens auch Erwachſene, und nichts wuchert üppiger als ſolche Ruhmrednerei in alten und jungen Köpfen. Fritzle träumte ſicherlich ungefähr wie Joſeph, aber er erzählte ſeine Träume nicht, denn er fürchtete Schläge und vor ſolchen hatte er großen Reſpekt. Er war einer von den unglücklichen Jungen, welche überall gehätſchelt werden, weil ſie zahm ſind von Natur, wenig Ungemach verurſachen, daher Ausbünder aller Tugenden ſcheinen.

Der Haſelmeyer hatte Verbindungen in einer größern Stadt, woher er ſeine Waaren bezog, denn vom Bürgermeiſter hätte er nicht um einen Kreuzer gekauft, wofür er an

jedem andern Orte einen Batzen hätte zahlen müssen. Viele Jahre durch hatte der Haselmeyer einem dortigen Geschäftsfreund von seinem Fritzle und seinen Projecten erzählt; der Geschäftsfreund hatte mit staunendem Gesichte zugehört und allemal versprochen, sich des Fritzle anzunehmen, als ob er sein eigen Kind wäre, und der Haselmeyer hatte diesem ganz ehrlich geglaubt. Der gute Kleinbürger wußte nicht, wie klein das Herz eines Großstädters ist, und wie so Einem je mehr er die Geschäfte liebt, um so weniger an den Menschen gelegen ist. Der Haselmeyer ward dann nicht müde, daheim zu erzählen, wie gut er dem Fritzle gebettet, wie alle Leute begierig seien, den Fritzle zu sehen, und die große Stadt voll guter Freunde für Fritzle sei.

Apotheker ist an sich keine Kleinigkeit, nur bis man den Teufelsdreck in allen seinen Sorten gehörig studirt und durch gekostet hat, will es was sagen. Für einen Jungen aber, der sein Lebtag an der Mutter Schürze gehangen, den Zehnten von allen Mandeln, Rosinen und sonstigen guten Dingen, die durch der Mutter Hände gingen, bezogen, ists keine Kleinigkeit unter fremde Leute zu kommen. Und endlich einer, der aus einem kleinen Neste in ein großes kommt, hat ja jedesmal viel auszustehen, besonders im ersten halben Jahre. Fritzles Abschied war sehr schmerzlich und sehr naß, und die erste Zeit in seiner Lehrzeit sehr sauer und herb. Der Prinzipal hatte ein größeres Geschäft und spielte eine ziemliche Rolle in Kaffeehäusern und öffentlichen Angelegenheiten, die Frau Prinzipalin glich auffallend einer Pfefferbüchse, stellte nebenbei gerne viel vor aber nicht gerne viel auf, wie es übrigens noch viele Damen und andere Prinzipalinnen haben sollen. Das übrige Personal glich allem übrigen Personal in ähnlichen Geschäften. Friedrich, so hieß er jetzt, glaubte Unerhörtes zu erleben, es war jedoch nur das Gewöhnliche, was die Meisten durchmachen müssen. Er ward nun gehänselt statt gehätschelt, mußte sich fast die Arme abklopfen im

Mörſer, mußte Kräuter, Katzendreck, Taubenmiſt, Schwalbenfedern, Mäuſekügelchen ſortiren, ins Feuer blaſen, Latwergen rühren, Pillen drehen, Gerüche verſchlucken, die ihm das Innerſte im Leibe umdrehten. Friedrich war ſteinunglücklich. Wenn nicht der Bürgermeiſter im Hintergrunde, des Vater Haſelmeyers knochigte Fauſt im Vordergrunde geweſen wären, in den erſten Wochen wäre er davon gelaufen. Friedrich hatte wirklich ein gutes Herz. Daß ihn Niemand lieb hatte hier, that ihm am meiſten weh, und das konnte er lange nicht überwinden, wenn auch das Andere ſich bald gab. Nach und nach gewöhnt man ſich an Alles in der Welt, und mit einem Lehrburſchen beſſert es ſich jedenfalls auffallend, ſobald unter ihm ein neuer Lehrburſche eintritt, der nun ſtatt ſeiner kujonirt wird, und den er kujoniren helfen kann. Man glaubt gar nicht, wie dieſe neue Stellung den ältern Lehrburſchen friſch macht und ihm das Gemüth erleichtert.

Es trat noch ein anderer Umſtand ein, der dem Perſonal ſeine Exiſtenz bedeutend angenehmer machte. Der Prinzipal kümmerte ſich um ſeine Untergebenen immer weniger, er war ein ſehr freiſinniger Mann. Wenn ſeine Leute nur nicht zu tief in die Flaſche ſahen, nicht in die Kirche wollten, nicht lange Finger hatten, ſo ſagten Prinzipal und Proviſor wenig. Die Hauptaufſicht ſollte der erſte Gehülfe führen. Bei Tiſche ſprach der Prinzipal wenig und bloß mit der Frau und dem erſten Proviſor oder Gehülfen. Dieſe drei hatten einen politiſchen Glauben, waren Republikaner vom reinſten Waſſer. Vom erſten Gehülfen pflanzte ſich der Republikanismus nach unten fort und ward durch daſige Preßfrüchte genährt. Der zweite Gehülfe war aber noch viel freiſinniger als ſein Oberer, ſein Republikanismus ging weit über jeden andern hinaus, war ſo gleichſam ein chemiſches Product von allem Unſinn, welcher je in der Welt exiſtirt hat. Er operirte ſtark nach unten, half ebenfalls mit Schriften nach, fand größern Anklang und um ſo größern, je tiefer

er kam: größern bei den Handlangern und Stößern als bei den Lehrbuben und dem Hausknecht. Wenn der Prinzipal darum gewußt hätte, der zweite Gehülfe hätte spazieren können, denn wenn nach seiner Meinung auch alle Fürsten herunter sollten, so meinte er deswegen nicht, daß er nicht Prinzipal bleiben wolle. Friedrich war Republikaner von der Schule her. Der Lehrer hatte geschwärmt für die Republiken der Alten, und wenn er ihnen so begeistert erzählte, welch lustig Leben der Alcibiades geführt, und wie herrlich man bei Lucull gespeist, so war den Jungen das Wasser im Munde zusammen gelaufen, sie konnten die Beine nicht stille halten unter dem Tische, und wenn sie das Wort Republik hörten, stieg es ihnen in die Nase wie von Gebratenem und Gebackenem. Friedrich stellte sich so eine Republik vor wie das Schlaraffenland oder das tausendjährige Reich voll lauter Herrlichkeit, die dann Niemand dem Volke wegfresse, weder Fürst noch Pfaff, weder Graf noch Soldat. Friedrich that wild, wenn er von diesem sprach, aber er meinte es nicht bös. Indessen kann man sich in eine Gedanken- und Vorstellungsweise hinein reden, daß man wirklich meint, es sei so, und Alles sei bitterer Ernst.

So erzählt man sich z. B. einen ganzen Abend hindurch Gespenstergeschichten. Wenn man anfängt, weiß man, daß es keine Gespenster gibt und jeder sagt, er haben nichts erfahren. Wenn man endlich aufhört mit erzählen, sieht man die Welt voll Gespenster, schlottert innerlich und äußerlich, darf den Fuß nicht vor die Thüre setzen aus Furcht, auf eines zu treten und dann aufzuschwellen dicker als das Heidelberger Faß. So schwatzten sich die guten Jungen die Zungen dick über des deutschen Volkes unerträgliche Fesseln, sein himmelschreiend Elend, daß sie wirklich darob weinten, und die Haare ihnen zu Berge standen. Sah man aber genauer nach, so war den guten Burschen wirklich kein anderes Elend bekannt, als das, welches erstlich von

der Frau Prinzipalin ſtammte, welche ihnen heillos zähes Fleiſch, altbackenes Brot auftiſchte, und zweitens vom Herrn Prinzipal, der Arbeit forderte und ihre Freiheit beeinträchtigte, indem er nicht wollte, daß ſie zu jeder ihnen beliebigen Stunde in den Straßen herumliefen.

Ja, es gibt vieles, kleines und großes Elend in der Welt, das iſt nur zu wahr, ja, es gibt viele ſchlechte Menſchen in der Welt, hoch vom Throne weg bis in die Spitäler hinunter, in Monarchien und Republiken, Menſchen und Elend, über die jeder Menſchenfreund und Chriſt blutige Thränen weinen möchte; aber dieſe guten Burſche kannten das wahre Elend nicht, kannten noch viel weniger die Wurzel alles wirklichen Elendes. Je weniger dieſe guten Burſche das wirkliche Elend kannten, ſondern nur das gemachte und angemalte, deſto leichter ſchien es ihnen, demſelben radical abzuhelfen. Hörte man ſie, ſo hätte man glauben ſollen, daſſelbe ſei in wenig Wochen total weggeräumt, und Deutſchland zum leibhaftigen Schlaraffenland umgeſchaffen. Man konnte ſich nur wundern, warum die Deutſchen ſo dumm geweſen, etwas ſo Leichtes nicht längſt abzuthun. Wer von ferne nun Gedanken dieſer Art merken ließ, dem machte man ſehr mißtrauiſche Augen, ſtichelte auf Ariſtokraten und Jeſuiten und ſetzte vielleicht hinzu: an ſolcher Verdummung ſeien die Pfaffen ſchuld, welche die Augen zugehalten und alle Thatkraft mit der Hoffnung auf das ewige Leben gleichſam verpetſchirt gehabt. Alle Tagesphraſen und die obſchwebenden Knallworte hatten die Leute trefflich los. Friedrich hatte ein geübtes Gedächtniß, und der Prinzipal, freiſinnig und bemüht, ein naturwüchſiger Volksmann zu ſein, erlaubte ſeinen Leuten, zuweilen Zuſammenkünfte, und Verſammlungen zu beſuchen. Ja er zeigte ſich zuweilen ſelbſt in ihrer Begleitung, was immer einen ungeheuer günſtigen Eindruck auf das Volk machte, aber nicht auf die Frau Prinzipalin. Dieſe rechnete ſich nicht zum Volke, war über die Jahre des Schwär-

mens hinaus, war längſt emancipirt, ſo weit ſie es nöthig fand, hielt auf ihr Geld die Hauptſtücke, nicht auf des Volkes Gunſt; dieſe hudelte ihren Ehegemahl nicht ſchlecht aus, daß er ſeine eigenen Leute zum Nichtsthun und zum Hochmuth verleite. Er werde es erfahren, was das lohne, prophezeite ſie ihm. Frau, das verſtehſt du nicht, auf die Höhe der Zeit kannſt du dich nicht erheben, antwortete dann wohl der Eheherr. Biſt immer der gleiche Strohkopf, Carl, antwortete die Frau. Was willſt du mit dieſer Höhe anfangen, wenn der Beutel leer iſt, und das Geſchäft ruinirt. Freilich erhob es das Bewußtſein der Jungen ungeheuer, wenn ſie im Begleit des Prinzipals in einer Verſammlung erſchienen, und die Redensarten von Gleichheit und Brüderlichkeit, von Geſinnungstüchtigkeit und Deutſchlands Einheit in ihre Ohren donnerten. Sie ſtellten ſich Deutſchland vor als einen ungeheuern Tiſch, bedeckt mit dem beſten Eſſen und Trinken, und alle Deutſchen dran herum zugreifend jeder nach Belieben, ohne daß eine ſchäbige Prinzipalin ihnen vorlegte. Wenn die Redner ſie Brüder nannten, wenn ſie zum Wohl des Vaterlandes die Hände aufheben, welterſchütternde Beſchlüſſe konnten faſſen helfen, da kamen ſie ſich groß vor, ſehr groß. Aber noch viel größer kamen ſie ſich vor, wenn ſie dachten, da oben könnten ſie ſelbſt auch wohl ſprechen, ſo bald es ihnen beliebe. Was ihnen doch einſtweilen noch nicht beliebte. Nach ſolchen Tagen wurde zuweilen der Stößer, der im großen Mörſer ſich abarbeiten mußte für zehn Groſchen per Tag, ſchwierig. Er ſei kein Hund, ſagte er, und was ihm die Brüderlichkeit helfe, wenn er für zehn Groſchen ſich todt ſchaffen müßte, während der erſte Gehülfe für einen Thaler ſo viel als nichts thäte, und der Prinzipal gar nichts, als den Herrn ſpielen im Kaffeehaus. Ja ſogar dem guten Friedrich begann es zu tagen, wenn er Abends hüten mußte, einen ganzen Sonntag kein Bein ins Freie ſetzen durfte, während die Welt ſich luſtig machte, und ihr

halbes Haus im Theater saß und Opern schmauste. Das Theater repräsentirte ihm so gleichsam den Himmel, es ging ihm noch über die Freiheit. Er dachte an die Republikaner in Athen und Rom, denen das Theater, und zwar mit lauter Freibillets, auch Alles in Allem war, das Wichtigste in der Republik. Seine Besuche des Theaters waren die Lichtpunkte in seinem dunkeln Leben, gerade wie seiner Mutter Würste und geräucherte Gänsebrüste. Andere saßen alle Tage in diesem Sternenhimmel und er so selten! War das Gleichheit, war das Brüderlichkeit, war das nicht himmelschreiend? Inwendig machte er aus, das müsse anders werden. Wenn mal die Tyrannen im Grase lägen, müßten die Theater offen sein tagtäglich, unentgeltlich für Jedermann, wie es in Rom und Athen gewesen, wie ihnen der Lehrer gesagt. Gerade als der Ofen so recht geheizt war, und die Ideen herumflogen, wie die Fledermäuse, und sich den Leuten in die Haare hingen, wie gejagte Fledermäuse es pflegen sollen, ward Friedrich von seinem Vater besucht. Der Haselmeyer kam eigentlich nicht des Sohnes wegen, sondern um Schulden zu bezahlen und Einkäufe zu machen. Mit Papier wollte er nichts zu thun haben und mit Geschäftsreisenden noch weniger. Die seien zumeist noch schlechter als das Papier, pflegte er zu sagen. Auf diesen Besuch, der so regelmäßig kam, wie die Leipziger Messen, freute sich Friedrich immer sehr, des Vaters und der übrigen Annehmlichkeiten wegen. So lange der Vater da war, hatte er Urlaub vom Prinzipal, was wirklich von einem Apotheker viel sagen will, und von der Freisinnigkeit von Friedrichs Prinzipal einen günstigen Begriff erwecken soll. Der Vater that sich viel auf den Sohn zu gut, der Sohn noch mehr auf den Vater, der so splendid sich machte, d. h. seine Schulden richtig bezahlte, allenthalben gerne gesehen war mit seinem Geldsacke und manchmal flott traktirte und traktirt ward. Friedrich hatte sich noch nie auf die Ankunft seines Vaters gefreut, wie diesmal. Friedrich lebte

in einer großen Stadt, aber doch in einer sehr abgeschlossenen Welt, d. h. in Gesellschaft von Gleichgesinnten, das Leben kannte er nicht. Er war der leichtgläubigste Tropf, er glaubte Alles, was die Gleichgesinnten ihm sagten, die grimmigsten Geschichten, die perfidesten Verleumdungen. Friedrich nahm eine Uebereinstimmung des Volkes in Bausch und Bogen an, er war glücklich in diesem Glauben, und deshalb zweifelte er auch keinen Augenblick an der Stellung seines Vaters. Das waren seine glücklichen Stunden, wenn er erzählte, was der Haselmeyer, sein Vater für ein Kerl, sei und was das für ein Gewicht in die Schale legen werde, wenn einmal der Haselmeyer, sein Vater an der Spitze seiner Leute daher käme. Als endlich sein Vater kam, konnte er kaum eine ruhige Stunde erwarten, um demselben mitzutheilen, von welchem Standpunkte er alle die großen Errungenschaften betrachte. Was der Vater für glückliche Augen machen werde, wenn er höre, wie sein Friedrich mitten in der Pastete sei, dachte er. Na was da der Haselmeyer wirklich für Augen machte, als seinem Fritzle das Maul aufging! Und nicht bloß die Augen, sondern alle Löcher im Gesichte sperrte er auf, aber nicht aus Bewunderung, sondern aus Schreck und Zorn. Der Haselmeyer wollte von all dem Neuen Nichts, wollte von der Brüderlichkeit und vollends von den Republikanern nichts wissen. Der Bürgermeister war ein eingefleischter Republikaner, führte das Volk an und hatte es einmal an den Haselmeyer gehetzt, eigentlich hinter dessen Kram, unter dem Vorwande, es sei möglich, daß der Haselmeyer mit schlechter Waare das Volk vergifte. Der Regierungsbeamte hatte den Haselmeyer geschützt, und dieser einen soliden Begriff bekommen über den Nutzen einer guten Obrigkeit. Es gibt zweierlei Sorten von Bürgern, so recht hundsföttische, die sich bei jedem Fußtritt unterthänigst für die Gnade bedanken, und hagenbuchene, welche so recht zäh' und kampfbereit über ihren Bürgerrechten wachen, wie eine Henne über ihre Küchlein.

Die Letztere iſt die rechte Sorte, die Andere lebet jeder Macht, öffnet für einen Thaler jedes Thor der Stadt und trägt dienſtbefliſſen die Leiter herbei, wenn man den Fürſten hängen will. Von der hagenbuchenen Sorte war der Haſelmeyer. Die moderne Welt nannte dieſe Bürger ehedem Spießbürger, jetzt Zöpfe. Die Welt kennt oft den Werth der Dinge nicht, benennt ſie aber richtig. Der Spießbürger ſchützte mit ſeinem Spieße Weib und Kinder, die Mauern ſeiner Stadt, ſtund ein für ſeinen Eid, führte nicht gräuliche Redensarten im Munde und lief wie ein Haſe nicht bloß vor jedem Manne, ſondern auch vor jedem Hunde. Es käme mancher Stadt wohl, ſie hätte noch viel Spießbürger, aber von der rechten Sorte.

Der Haſelmeyer wußte darum, daß es zweierlei Meinungen gebe unter dem Volke, aber daß ſein Fritzle von des Bürgermeiſters Meinung ſei, das hatte er nicht erwartet, und ein Eſel nach dem andern quoll hervor aus dem doppelt geöffneten Maule. Friedrich, der, wie geſagt, über die gedoppelte Meinung im Volke nicht orientirt war, war bei des Vaters Donnerſchlägen ganz wie auf den Kopf gefallen. Aber bald ſtellte ſich das Bewußtſein, auf der wahren Culturhöhe zu ſtehen, wieder ein. Bekanntlich ſchweigt ein Kind auf dieſer Höhe gegenüber dem Vater nicht. Zudem liebte Friedrich ſeinen Vater und glaubte dem Vaterland einen großen Dienſt zu erweiſen, wenn er einen ſolchen Mann auf die rechte Seite bringe. Er hielt dieſes für eine ganz leichte Sache. Es habe bisher nur an dem rechten Jemand gefehlt, der dem Vater das richtige Verſtändniß beigebracht, dachte er. Eben ſo leicht glaubte der Vater mit einigen Himmeldonnerwettern den ganzen Spuck ſeinem Fritzle aus dem Leibe zu treiben. Sie ließen nun ihre Redensarten gegeneinander los, klopften ſie ſich gegenſeitig an die Köpfe, als wären es Knittel, aber die Köpfe wurden härter, nicht weicher. Friedrichs Politik beſtund aus ungefähr anderthalb Dutzend Zauber-

ſprüchen, die er vollſtändig inne hatte und ausſprechen konnte zu jeder beliebigen Stunde, aber mehr daran machen konnte er nicht. Einen dieſer Zauberſprüche nach dem andern ließ er auf den Vater los, und ſchaute ihnen mit großen Augen nach, wie ein Schütze der Kugel, die er im Zwecke ſitzen glaubt. Sah er verblüfft, daß der Spruch nicht ſitze, ſandte er baff einen andern nach und noch einen und ſchaute ihnen mit immer verblüfftern Augen nach. Wenn der Haſelmeyer Friedrichs ſchönſte Redensarten Eſeleien und Dummheiten nannte, ſo behohnlächelte Friedrich des Vaters beſchränkte politiſche Baſis. Ihre Köpfe glühten immer zorniger. Der Vater konnte es nicht verwinden, daß ſo ein dummer Junge ſo hartnäckig ihm entgegen redete. Der Friedrich wollte es nicht ertragen, daß ein Mann wie er, eine Hoffnung des Vaterlandes, wie ein dummer Junge behandelt werde, ein Kind der neuen Zeit von einem alten Pinſel oder Zopf! Der Haſelmeyer war nahe daran, handgreifliche Bekehrungsverſuche zu machen, aber die Wirthin ſeines Gaſthofes trat vermittelnd dazwiſchen. Endlich ſchloß der Haſelmeyer die Verhandlung mit der Verſicherung: Mit ſolchem Zeug im Kopfe kommſt du mir nicht heim, bringſt du mir ſolches, ſo klopfe ich es dir aus, ſo gewiß als ich der Haſelmeyer bin.

Bald darauf traf eine prächtige Sendung von der Frau Haſelmeyer ein, was ſich an Schweinen und Gänſen Delicates denken läßt, war dabei, ſammt einem kurzen Brief mit langen, langen Buchſtaben. In demſelben drückte Frau Haſelmeyer beſtmöglichſt den Zorn des Vaters aus und die Warnung: ſich ja von all dem gottloſen Leben zu bekehren, ſonſt ſchlage ihn der Vater todt, wenn er heim komme. Der Friedrich gerieth in edlen Zorn, warf den Brief zur Erde, trat mit den Füßen darauf und hielt eine ſchöne Rede über die Gewaltthaten der Reaktion und die auftauchende Tyrannei der Zöpfe, kurz ganz ſo eine, wie er ſie jüngſt gehört hatte. Sie zog ihm großen Beifall zu. Stößer und Handlanger

klatſchten in die Hände, der Hausknecht ſagte, er habe große Anlagen; bei ein wenig Ausbildung ſei er befähigt für das Parlament.

Das Leben wurde nun feuriger, der Schwindel größer, die Arbeit um das tägliche Brot immer verhaßter. Als ein Feind des Volkes ward verſchrieen, wer dazu anhalten wollte. Friedrichs Prinzipal war ungeheuer freiſinnig, aber auch ungeheuer praktiſch, und als das Unpraktiſchſte von der Welt kam ihm vor, Menſchen zu füttern und zu behalten, welche nicht arbeiten, ſondern nur Scandal machen wollten. Er hielt dafür, er bewähre ſeine Geſinnung hinlänglich, wenn er ſelbſt die Arbeit an den Nagel hänge, der Freiheit nachlaufe und durch den erſten Gehülfen ſeine Leute mit den Ereigniſſen des Tages und dem Zuſtande des Pulſes des Zeitgeiſtes in Kenntniß ſetze und den Leuten erlaube, gelegentlich einmal öffentlich aufzumarſchiren. Dieſes genügte aber dem Perſonal je länger je weniger; über dem Eſſen wächst bekanntlich der Appetit. Mißvergnügen ergriff ſie, zuerſt bloß inwendig, dann wurde viel raiſonnirt, dann wurde ihre Lage immer unerträglicher, der Ausbruch der Revolution täglich nothwendiger. Wenn man ſie hörte, ſo ging es ihnen ſchrecklich, ihr Zorn war eben ſo gerecht als fürchterlich, man hätte glauben ſollen, man ſtehe bereits bis an's Knie im Tyrannenblut. Plötzlich hieß es, in Baden ſei es los und ganz im Ernſte. Die Nachricht faßte mit Himmelsgewalt, die Arbeit ließ man aus den Händen fallen, wer Beine hatte, der lief; es war ein Laufen, ein Reden ohne Ende und immer herrlicher. Da dieſes gar nicht aufhören wollte, nahm es endlich der Prinzipal ernſthaft, ließ ſcharfe Worte fallen, es waren Funken ins Pulverfaß. Man hatte die freien Brüder ſo vielmal hoch leben laſſen, daß man die Freiheit heiß in Gliedern und Adern fühlte. Das Perſonal hatte geſagt, wenn der Alte ein Wort ſagt, ſo müſſen Sie ihm antworten, Friedrich, Sie reden gar zu ſchön. Sagen Sie ihm: es habe

die Stunde geſchlagen für große und kleine Tyrannen, wir ſeien keine Hunde nicht, wir würfen kühn das Joch ab, freie Brüder ſeien wir, an's einige Deutſchland ſchlöſſen wir uns an. Als nun der Prinzipal, als ſie heim kamen, ſie runter machte, trat zu deſſen größtem Erſtaunen der ſonſt ſo ſtille, jetzt angetrunkene Friedrich hervor und ſprach: Schweig, Tyraun! Sclaven ſind wir nicht, ſondern des freien Deutſchlands freie Söhne. Das Leben des Knechtes werfen wir hinter uns, wir gehen, wo deutſche Fahnen wehen, wo das Morgenroth der deutſchen Freiheit auf den Bergen glüht, wo deutſche Schwerter blitzen, Deutſchlands Söhne in Tyrannenblut die Schmach der Knechtſchaft rächen. Leben Sie wohl! Adieu der Frau Prinzipalin, an einem andern Morgen ſehen wir uns wieder. Friedrich ſchwenkte den Hut, ging ab, gerade, wie er es im Theater geſehen, hinter ihm drein, wie er glaubte, die ganze Mannſchaft. Aber die blieb drinnen, wurde tapfer abgekanzelt, ermahnt, dem Tuckmäuſer Friedrich nicht nachzufolgen und alsbald an die Arbeit zu gehen; der Stößer an den Mörſer, die Handlanger hinter die Kräuter, der Lehrburſche zum Teufelsdreck, und ſie gingen.

Friedrich machte große Augen, als er draußen allein war, als er wartete, und Niemand ihm nachkam. Er hatte glücklicherweiſe etwas im Leibe, was die Welt ihm roſenroth färbte. Gut, ſagte er, daß die Spreu vom Weizen zu rechter Zeit geflogen. Zum freien Zuzug hatten ſich noch Andere entſchloſſen, ſie wurden von den, einſtweilen, wie es hieß, dableibenden Brüdern freigebig ausgerüſtet. Friedrich wurde mit Jubel empfangen, mit dem Nöthigen reich verſehen und bewaffnet mit einem kurzen Hirſchfänger und einer ſchönen alten Jagdflinte mit Steinſchloß. Friedrich war ganz glücklich. Da er vom Gebrauch der Waffen nichts wußte, lehrten ihn ſeine Freunde laden, anſchlagen und abdrücken. Das ſei die Hauptſache, ſagten ſie, das Andere gebe ſich von ſelbſt. Im Traume ſah er von ſeinen Kugeln ganze

Regimenter sinken ins Gras, dann sah er andere Regimenter laufen ins Weite, aus Furcht vor seinen Kugeln. Half ihnen aber nichts, er sprang ihnen nach und schoß sie alle mausetodt. In jubelndem Geleite zogen sie an einem schönen Morgen aus, und voll Jubel war Friedrichs Herz. Frei wie noch nie zog er in die schöne Welt zur großen That, ohne Prinzipal und ohne Prinzipalin, frei in seiner Begeisterung wie zu Sonntagsfreuden. Es bewegte wirklich den guten Friedrich ein höheres Wesen, aber es war wie der Traum, der durch eines Kindes Seele fährt, dem es keine Worte geben kann, wie schrecklich es auch schreit darüber.

Doch daß auf Erden kein reines Glück ist, erfuhr auch Friedrich. Eines plagte ihn sehr, und zwar in seinen schönsten Stunden: er hatte keinen Bart, weder über dem Munde, noch unter dem Munde! Er war ein schöner blonder Junge, er kam sich aber gar zu glatt vor mitten unter seinen bärtigen Gefährten, und manchmal nahm man ihn gar für ein Mädchen, was er bedenklich übel empfand. Die Reise war prächtig, sie wanderten wie weiland die Götter über die Erde. Sie wurden vom Volke auf den Händen getragen, verehrt, tractirt, gefahren, versteckt und geführt, wo es nöthig war. Es ging ihnen ganz anders als den Kindern Israel, die auf ihrer Reise so schmählich nach den Fleischtöpfen Egyptens sich zurück sehnten; nach dem zähen Fleische der Frau Prinzipalin fühlte er nie auch das mindeste Verlangen. Wenn ihm schon das Wandern etwas beschwerlich ward, besonders im Anfang, so tröstete ihn doch allenthalben der Empfang, den sie fanden, und namentlich der zarte, blonde Friedrich. Ueberall umrauschten sie die herrlichsten Nachrichten: in Ungarn war die ganze russische Armee in einem Sumpfe ertränkt worden, darum herum hingen die österreichischen Armeen, gehängt an Bäumen, in Italien war kein lebendig deutsches Bein, an den Todten nagten die Hunde. Preußen, Bayern, Würtemberger jagten ihren flüchtigen Königen nach, über den Rhein

kamen die Franzoſen wolkenhaft wie die Heuſchrecken, im Herzen von Baden ſtunden hunderttauſend Schweizerſcharfſchützen, vor denen keine Krähe in der Luft, keine Forelle im Waſſer ſicher waren. Wenige dumme Heſſen und einige preußiſche Gliederpuppen ſtunden noch unter dem Gewehr, würden aber wahrſcheinlich dem Volkszorn verfallen ſein, ſo daß Friedrich oft dachte, wenn er nur noch frühe genug komme, um einen lebendigen Preußen oder Heſſen zu ſehen. Das Papier der ganzen Welt faßte die Erzählungen von den Gräueln und der Feigheit der Feinde, den heldenhaften Thaten der Freunde nicht. Dieſen Erzählungen glich nichts, als die Glaubensfähigkeit und Glaubenstüchtigkeit der jungen Republikaner; dieſer kam nichts gleich, als allfällig der Appetit der Helden. Wie der Boden, auf den es drei Jahre nicht geregnet, Waſſerbäche verſchlucket, ſo glaubten Solche, welche ſeit Jahren allen Glauben von ſich geworfen, Alles. Wenn man ihnen geſagt hätte, die ſämmtlichen Kirchthürme in Baden hätten Beine gekriegt, liefen mit Soldaten und Kanonen geſpickt, ähnlich den Elephanten in Indien, den flüchtigen Preußen nach, ſie hätten es geglaubt. Von den Helden des Tages wurden Wunder erzählt; wenn erzählt worden wäre, ſie ſeien barfuß über den Rhein gelaufen, und Jemand hätte daran gezweifelt, er wäre erſchoſſen worden. Friedrich mochte gar nicht warten, bis er dieſe Helden, den großen Polen und die andern Lichter, vor Augen kriegte.

Je näher man dem Feinde kam, deſto kühner wurden Friedrichs Gedanken. Als er das erſte Mal dumpfen Kanonendonner hörte in der Ferne, da ward ihm ganz wunderlich, es ward ihm übers Herz ſo knapp, er wußte nicht, ob er warten ſollte oder fliehen. Man übte ſich jetzt fleißig in den Waffen, Friedrich konnte ſchon ziemlich laden. Da er eine Jagdflinte führte, hatte er nicht Patronen, ſondern Pulver und Kugeln beſonders; auch mit grobem Haſenſchrot hatte man ihn verſehen, auf den that er ſich beſonders

viel zu gut. Mit dieſem wolle er die preußiſchen Muckergeſichter pfeffern, ſagte er. Es begegnete ihm aber noch zuweilen, beſonders wenn er hitzig ward, daß er das Blei unten, das Pulver oben auf that, und dann gings nicht los. Zog er dann den alten Schuß heraus und that einen neuen hinein, ſo dachte er wohl, wenn ihm das nur nicht paſſire, wenn Reiterei anſprenge, da möchte es doch wohl lange dauern, bis er fertig würde zum Schießen. Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, heißt es in einem ſchönen Liede, und manchmal blüht er kürzer und manchmal länger; aber die heiße Sonne vertragen die holden Blüthen nicht, und je näher ſie dem Schauplatz, wo ihre Thaten geſchehen ſollten, kamen, deſto heißer brannte die Sonne. Soldaten, Landwehrmänner oder Landſtürmler, Freiwillige oder Freiſchärler mehrten ſich, Häuſer und Straßen wimmelten von Hungrigen und Durſtigen, beſondere Vorſorge war nicht getroffen, wer bei der Hand war und was hatte, ſollte es hergeben. Die Bewohner wurden zurückhaltender, mißtrauiſcher, ſchwieriger, machten wenig Demonſtrationen mehr zu Gunſten der Freiheit; ſie merkten, daß ſie auch ihr Unbequemes hat, und wußten nicht, wer am folgenden Morgen bei ihnen einrücke. Die Betten wurden rar für Gemeine, und wer nicht zuzugreifen verſtund, lernte den Hunger kennen. Doch wenn in einem Hauſe eine Frau waltete, und irgendwo noch ein ruhig Plätzchen war, kriegte es vor allen Bärtigen Friedrich der Unbärtige. Du meine Güte, was wird die Mutter ſich kümmern um den armen Jungen, dachte die Frau, und um ſeiner Mutter willen ſorgte ſie für ihn mütterlich. Immer buntſcheckiger, auch kriegeriſcher ſah es aus; man fühlte das Ziehen des Wirbels alle Tage mehr, fühlte, wie man dem Trichter ſich nahte, der Alles verſchluckt, was er erfaßt.

Ins Feuer waren ſie noch nicht gekommen, doch hatten ſie es ſchon näher gehört. Es war eine Art von Stillſtand

in den kriegeriſchen Operationen, deſto höher thürmten die fröhlichen Botſchaften ſich auf, deſto feſter wurden ſie geglaubt, denn woher ſonſt dieſe Zögerung? Heſſen und Reichstruppen hatten ſich aufgelehnt und gegen Frankfurt gekehrt, Bayern ſtand in voller Revolution, der Prinz von Preußen war erſchoſſen, die Führer noch nicht entſchloſſen, ob ſie mit dem Volksheer gegen Berlin oder Wien marſchiren ſollten. Es ward viel geredet von einem heiligen Kreuzzug der Völker gegen die verruchten Städte, wo die Ketten für die Völker geſchmiedet würden. Eines Abends waren ſie in ein Städtchen gekommen, daſſelbe war voll Soldaten von allen Arten. Das Militär gehörig organiſirt, nahm gewöhnlich das Beſte vorweg, für die Uebrigen ſorgte ſelten Jemand, und wenn ſchon der Wille da war, fehlte doch der Nachdruck und der Verſtand. Viele ihrer Offiziere verſtunden ſelbſt nichts, die Meiſten waren von ihren Soldaten nicht gekannt, hatten keine Autorität, mußten eher ſich befehlen laſſen, als daß man ſich von ihnen befehlen ließ. Die Freiwilligen oder Freiſchärler mußten ſich ſelbſt helfen, leben auf eigene Fauſt, da ging es oft nicht ſauber zu. Sie hatten daher auch einen großen Grimm aufs Militär, mit dem nichts ſei, welches nur für den Sold fechte und keine Begeiſterung hätte, während ſie für die Freiheit fechten thäten und mit Begeiſterung, und was für ein Unterſchied ſei zwiſchen Söldnern und begeiſterten Freiheitshelden, wiſſe die ganze Welt, auf jedem Blatte der Geſchichte könne man es leſen. Friedrich hatte einen guten Kameraden, älter als er und erfahrener in der Welt, einen angehenden Barbier. Mit dieſem war er im Städtchen herumgelaufen, hatte etwas zu eſſen geſucht und Quartier. Ein ſolch Suchen mit müden Beinen iſt peinlich. In einem Winkel fanden ſie endlich zwei alte Mädchen, welche ſich ihrer erbarmten und hergaben, was ſie hatten, und ihnen ein gutes Lager anwieſen. Aber vor dem Morgenroth fuhren die Kameraden empor aus ihren Träumereien. Schüſſe krachten, Trommeln

wirbelten, Vieh und Menſchen brüllten, was ſie in den Hals bringen mochten.

Wenn ein einfaches Fürio dem Schlafenden in die Ohren dringt, ſo kriegt er das Herz voll Angſt, ſpringt zämmefüßlige aus dem Bette, zieht die Hoſen über dem Kopf an und das Hemd an die Beine, ſieht die Fenſter für die Thüre an und ſpringt hinaus. Man denke ſich nun die Angſt und den Wirrwarr bei einem nächtlichen Aufwecken durch Trommeln und Schüſſe, an einem unbekannten Orte und bei einer unerfahrenen Jugend! Wie Friedrich in die Kleider und auf die Straße kam, wußte er nicht. Schwarz war die Nacht, überall Lärm, und das hintere Gäßchen, wie in kleinen Städten üblich, voll Löcher, Geräthe und Dünger. Friedrich ſtolperte vorwärts, verlor ſeinen Kameraden, ſah ihn nie wieder, glaubte jeden Augenblick ſich in der Feinde Hände, kam aber doch endlich in die Hauptſtraße zu Freunden. Offiziere riefen und ſchrieen und wollten ſammeln; es war ein fürchterliches Durcheinander. Wie das Gefecht ſtand, wußte Niemand, man hörte ſchießen, das war der Wegweiſer für die, welche das Feuer nicht liebten. Das Militär ſammelte ſich ums Kommando, wo es ſich am ſicherſten wußte. Die Freien ſuchten das Freie, ſie hielten es für irrationell, ſich in einem Städtchen zu ſchlagen, wo der feige Feind ſich hinter und in die Häuſer verſtecken konnte. Iſt man einmal im Laufe, iſt bekanntlich nichts ſchwerer als das Stillеſtehen. Draußen zottelte und keuchte die Maſſe weiter, ſo lange der Athem und das Schießen währte. Es ſchien kein ernſtlicher Angriff geweſen zu ſein, vielleicht ein zufällig Schießen, wie es oft angeht, man weiß nicht wie, beſonders bei ungeregelten Maſſen, wo jede Partei ſich angegriffen geglaubt. Als das Militär ſich verlaſſen ſah, verließ es den Ort ebenfalls, zog ſich auf die Maſſe zurück. Jetzt kam das Morgenroth, man begann ſich zu ordnen; Friedrich merkte daß er ſeine Büchſe vergeſſen oder verloren. Nun, es war

ſchon andern Leuten ſo gegangen, es fand ſich ein ordentlich Ordonnanzgewehr für ihn nebſt dem Bajonett dazu, das machte Friedrich kühn; wenn es nur bald vorwärts ginge, meinte er, er möchte wiſſen, was das für Kerls ſeien, welche ſo hinterliſtig über das Volk fielen. Es war wirklich von Avanciren die Rede, auch die Meinung machte ſich geltend, es ſeien Freunde geweſen, und ein Irrthum vorgefallen, wie man viele Beiſpiele von Exempeln habe. Da ward es Tag, man ſah, daß es hinter Bäumen lebendig ward, eine Reiterſchaar kam daher geflogen. Himmelſackerment, das ſind Preußen, ſchrieen die Kundigen, das fuhr Einigen ſo ſtark in die Glieder, daß ſich die Füße unwillkürlich zum Laufen hoben. Aber mit blanken Säbeln ſprengten Offiziere durch die Menge, drohten mit Erſtechen und mahnten, daß ſie Deutſchlands Heldenſöhne ſeien.

Friedrich glaubte, einer davon ſei der große Pole Miroslavsky, der andere Held Siegel, und ward ganz tapfer im Gemüthe. Leider vernahm er, die ſeien es gar nicht. Der Miroſchnapsky ſtehe auf der Seite und der Siegel weiter hinten; dieſe hier ſeien verfluchte Söldner, Verräther, welche das Volk an's Meſſer liefern wollten. Da ward das Mißtrauen groß, der Entſchluß entſtund, ſich nicht wie Schafe auf die Schlachtbank liefern zu laſſen. Unterdeſſen ward den Kommandos noch Folge gegeben, man ordnete ſich, machte die üblichen Anſtalten zum Gefecht. Auch der Friedrich war jetzt voll Tapferkeit, voll Zorn, redete gelehrt, wie Alles auf eine gute Stellung ankomme, und dieß die ſchlechteſte von der Welt ſei, und wie er nicht ſo weit hergekommen, um wie eine Kuh zu ſterben. So redete Friedrich in vollem Ernſt. Die meiſten Menſchen kennen den Geiſt nicht, der aus ihnen redet, verſtehen ſich überhaupt ſchlecht auf Geiſter und zwar je länger je weniger. Seine Rede fand Anklang und Widerſpruch; da tönte dumpf ein Kanonenſchuß, wie eine Schlange in hohem Bogen ſah man eine Kugel übers Feld ſtreichen.

Fußvolk und Reiterei wurden ſichtbar in der Ferne. Nun gab es eine Wendung in den Gemüthern, das Reden hörte auf, die Geſichter wurden bedenklich. Da donnerte es wieder, es ſauſte wunderbar, Bäume ſplitterten, ein Menſchenknäuel ſtob auseinander. Zerriſſen wälzten Einige ſich am Boden. Da ſchrie einer mit ſchwarzem Barte und blaſſen Wangen, der die patriotiſchen Lieder machte und die Grablieder auf die Tyrannen: da könne man ſehen, welche Bluthunde die Preußen ſeien, mit ſolchen Kanibalen habe er nichts zu ſchaffen, blutiger Rache und den ſchönen Tagen der Freiheit wolle er ſein Leben bewahren. Darauf riß er aus. Weil es nun auch praſſelte, und die Erde zitterte von vielen Stößen, ſo ſtob es hinter ihm her, wie es ſtäubt, wenn der Wind durch die Tenne fährt. Da Friedrich gehört hatte, bei einer ſolchen Geſchichte ſei nichts gefährlicher, als der Letzte zu ſein, ſo zögerte er nicht lange und vermied glücklich dieſes Loos. Das badiſche Militär hielt Stand ſo lange als möglich und verlor dabei viele Leute. Es ging Friedrich von da an ſchlimm. Er hatte keinen Kameraden mehr, kannte weder Steg noch Weg im Lande, kaum die Himmelsgegend, dazu Feinde ringsum, hinter ihm drein die hölliſchen blauen Huſaren, und er alle Augenblicke in Gefahr, in ihre Hände zu fallen.

Gefangen zu werden, das war ſein Schrecken, ſein Geſpenſt. Sie, Friedrich, ſagte ihm einmal ein alter Kerl, der mit lief, wegen der Kurzweil, denn er wußte ſonſt nichts anzufangen, Sie müſſen ſich melden als Arzt, Sie ſehen wie wir Mangel dran haben, und jeder Apotheker hält ſich ja zehn Aerzte werth und jeder dreitägige Apothekerburſche pfuſcht in's Prakticiren. Sie ſind dann das Hundeleben los; auf die Aerzte wird erſtlich nicht geſchoſſen, dann bleiben ſie bei Kranken im Spital, von da können ſie ſich nach Hauſe ſalviren, es kräht kein Hahn darnach. Der Menſch erſchreckte Friedrich ſehr, er ſagte keinem Menſchen mehr, daß er habe

Apotheker ſtudirt, daran war das böſe Gewiſſen ſchuld. Er hatte oft und grimmiglich über den Prinzen von Preußen geſchimpft und über alle Preußen in Bauſch und Bogen gar ſchrecklich; dann dachte er, wenn die mich erwiſchen, dann hilft mir ſelbſt Gottes Gnade nichts. Da iſt der Friedrich, wird es heißen, der ſo über uns geſchimpft hat, der Mordkerl! Na, den wollen wir dem Prinzen bringen, der wird ihn lehren, nach Gott ſchreien! Was nun mit ihm werde vorgenommen werden, konnte er ſich nie ſchrecklich genug denken und alle Tage dachte er ſichs anders. Seine Phantaſie arbeitete wie ein Pferd an den Schreckniſſen, die ſeiner warteten, und wurde nie fertig. Zwiſchen durch dachte er an Vater und Mutter und wenn er Nachts aus Furcht vor dem Feinde nicht ſchlafen durfte, kam ihm oft das Weinen an. Wenn der Tag wieder kam, ward ihm leichter ums Herz. Je mehr das Brod fehlte, deſto mehr fütterte man ſich mit Siegesberichten. Den Preußen ſollte es am Rhein ergangen ſein, wie Pharao am rothen Meere; die Ungarn ſtunden bereits hundert Stunden dieſſeits Wien. Im Oberland wollte man vereint mit Würtembergern und Schweizern die Feinde vernichten, daher alle Bewegungen eigentlich ein Vorwärtsretiriren ſeien. Heute erſchoß man Einen, der die Botſchaft brachte, Miroſchnarsky habe mit ſchweren Kiſten ſich davon gemacht, und Struve auch nicht mit leeren Händen ſich ſalvirt, als Spion und Aufwiegler. Morgen ſprach man ſelbſt davon, die Führer hätten entweder den Kopf verloren oder ſeien Verräther, verdienten das Erſchießen. Uebermorgen war man wieder trunken von den ſchönſten Hoffnungen. Hecker kam daher mit großen Flotten voll Amerikaner, und hinter ihnen her halb Frankreich, vom Münſterthurm in Straßburg ſehe man es ganz ſchwarz daher kommen über die Vogeſen. Unterdeſſen ſaß man heute und morgen im Pech, hatte nichts im Auge, als ſich ſo weit als möglich außerhalb des Bereiches preußiſcher Klingen und Kugeln zu

halten, um ſie deſto ſchneller, wie es hieß, zwiſchen den Rhein und den Schwarzwald zu kriegen und dort zu zerquetſchen. Nebenbei fluchte man über das Landvolk, welches nicht mitziehen wollte, über die Soldaten, welche durch unnützes Standhalten das Ende der Dinge übermüthig verzögerten. Aber die Führer wußten Rath, ſie ſagten, ſie hätten einen geheimen Bund mit den Schweizern, die thäten aber nicht außer ihren Bergen fechten, kämen die Schaaren aber in die Schweiz hinein, die Preußen und andere nach, dann wollten ſie ſie pfeffern mit ihren Kugeln, kein Mann ſollte davon kommen. Das Volk glaubte, was man ihm ſagte, obgleich die Schaffhauſer, welche man ſah, eben nicht beſonders brennbaren Stoffes ſchienen. Nun dachte man, der Struve mit dem Miroslavsky ſtünden bei Baſel und ſtampften bereits Preußen wie Sauerkraut ein. Habe man die dummen Schweizer einmal im Feuer, ſo dringe man mit ihnen vorwärts und bringe ihre vieltauſendjährige Freiheit über ganz Europa; die brennbaren und feurigſten würden weiter hinten zu finden ſein.

Drinnen in der Schweiz wurden ſie mit einigem Jubelgeſchrei aufgenommen, kamen endlich zu einiger Ruhe, ungeſorgetem Schlafe und wurden einigermaßen bewirthet, doch nicht ſplendid. Sie trafen prächtige Patrioten in der Gegend, die ganz paſſabel traktirten. Aber ſchon hier fanden ſie auch Hundeſeelen, welche, wenn ſie gekonnt, mit dem famoſen Kabiswaſſer vom Jahr 1847 gerne die ganze badiſche Armee vergiftet hätten. Vor ſolchen Menſchen und ihrem Traktement nahm Friedrich ſich ſehr in Acht. Um zu wiſſen, wo er war, hing er gleich den Thermometer heraus, um die politiſche Temperatur zu unterſuchen, d. h. er fing an zu ſchimpfen über die verfluchten Hunde und Henkersknechte, d. h. über Fürſten und Preußen. An den Geſichtern erkannte er alsbald, ob Eſſen und Trinken kauſcher ſein würden, wo ihm dieſes nicht ſchien, da nahm er ſich ſehr in Acht. Doch

geſchah es ihm auch, daß man ihm Häuſer bezeichnete, wo er Gleichgeſinnte, die reinſten Radicalen im Orte, treffen werde; aber von einem dieſer Häuſer jagte man ihn weg und im andern ſetzte man ihm ein Eſſen vor, das ſeines Vaters Schweinen zu ſchlecht geweſen wäre. Ueberhaupt gefiel ihm gleich von Anfang an die Schweiz nicht, die Schweizer kamen ihm immer ſeltſamer vor, er kriegte gegen ſie einen Grimm in Leib, der viel größer war als das Bauchgrimmen vom Schaffhauſer Wein. Friedrich hatte ſich vorgeſtellt, in der Schweiz fänden ſie lauter Brüder. Jedem Schweizer, zu dem er käme, gedachte er auf die Achſel zu klopfen und zu ihm zu ſagen: Willkommen Bruderherz, ſieh da bin ich auch! Haſt du was Gutes zu eſſen und zu trinken, ſo bleibe ich einſtweilen bei dir bis es all iſt. Haſt du Geld, ſo will ich dir den Gefallen thun und es mit dir theilen, und habe ich keines mehr, ſo theilen wir wieder. Wo haſt du deine Töchter, oder allfällig dein Weibchen, ich will ſie küſſen und Freundſchaft machen mit ihnen; kann nichts beſſeres ſchaffen, bis es wieder losgeht.

So hatte es der gute Friedrich gedacht und viele Andere ebenfalls, aber es ging ganz anders. Großen Zorn ſchon gab es, als die Gemeinen die Waffen abgeben mußten. Warum der Unterſchied zwiſchen Offizieren und Gemeinen, warum überhaupt die Waffen abgeben, wenn es doch bald wieder los gehen ſollte? Man wolle die Preußen nicht zum Angriff reizen, ehe man mit den Zurüſtungen fertig ſei, hieß es, auch noch wichtige, bevorſtehende Ereigniſſe abwarten. Aber Himmelſackerment, hatten die Hundebauern, wenn ihnen an der Sache was gelegen geweſen, nicht Monate gehabt, ſich zu rüſten? Noch größern Zorn gab's, als ſie von der Grenze weg ins Innere marſchiren mußten, und zwar in kommandirten Abtheilungen, theilweiſe eskortirt und in ſtrengen Tagemärſchen. Warum gab man ihnen, wenn ſie doch ins Innere ſollten, nicht Freibillets auf den Canton, auf

welchen sie angewiesen waren, oder besser noch auf die ganze Schweiz, so daß sie sich den Ort selbst aussuchen, bleiben könnten, so lange sie wollten, das Recht hätten, mit ihrem Billet in der Hand an das Haus zu treten, welches ihnen am besten gefiel, anzuklopfen und zu sagen: Bauer mach auf, Bauer stell auf!

Dies wäre brüderlich gewesen. Waren sie, die im Kampfe gestanden, schuld, daß die dummen Schweizer noch nicht fertig waren, war es billig, daß sie dieses dumme Leiern büßen sollten? Bis Zürich ging es noch. In dieser schönen Stadt hofften sie bleiben zu können, nicht weil der Wein eben besser war, aber es war doch ein ziemlich Städtchen; der Stab ihrer Armee war bereits da, es schien ein ganz passender Ort für das Hauptquartier. Auch müßten da gute Leute sein, ihre Offiziere, die ersten Häupter, lagen im Hotel Bauer und lebten flott, ritten spazieren oder schleppten kühn ihre Säbel über das Pflaster, wie billig. Hatten sie doch ihr Blut für Europa vergießen wollen; daß jetzt keiner einen Stich oder einen Ritz hatte, wodurch ein Tropfen Blut hätte quellen können, daran waren nicht sie, sondern die feigen Preußen schuld, warum hatten die nicht besser geschossen, warum waren die ihnen nicht strenger nachgelaufen, um ihnen auf den Leib zu kommen? Aber das wagten die Kerle nicht, sie blieben immer schön in der Ferne, die feigen Söldner! Hier sah Friedrich den großen Struve zum ersten Mal, aber über den ward Friedrich gar grimmig im Gemüthe, sah der doch ihn nicht einmal an, und als er ihn grüßte, dankte er ihm nicht. Ihre Hoffnung, in Zürich zu bleiben, täuschte sie, sie mußten weiter ins Innere, die Höhern blieben. Wer war gefährlicher an den Grenzen wegen den Preußen, die Gemeinen oder die Führer? Die Sache war jedoch natürlich. Die Führer hatten an der Gesundheit am meisten gelitten, die meisten Strapazen ausgehalten, denn sie waren immer vorausgeritten der Schweiz zu. In Zürichs mildem

Klima, bei Bordeauxwein und Champagner ſich zu erholen, war ihnen ärztlich verordnet worden. Das wollten aber Viele nicht begreifen, ſondern behaupteten gerade zu, dieſe vornehmen Herren ſeien ſchuld daran, daß ſie weiter müßten. Sie liebten es nicht, daß die armen Teufel ihr ſchwelgeriſches Herrenleben ſehen könnten, es möchte vielleicht einem in den Sinn kommen, zu fragen, woher ſie das Geld hätten, und ob es nicht Geld ſei, welches allen gehöre? Und wenn das auch geweſen wäre, wie hätte es gelangt unter ſo viele, und hatten nicht jedenfalls das erſte Recht dazu die, welche das Geld gerettet und dabei ihre Geſundheit geſchwächt, wie z. B. der Blenker und deſſen Gemahlin? Aber ſie ließen ſich nicht begütigen, ſie kamen immer darauf zurück, ob das jetzt die Grundſätze, die Freiheit und Gleichheit ſeien, um derenwillen ſie ins Feld gezogen, den Ariſtokraten und den Geldſäckeln den Krieg zu erklären? Die Himmelſackermenter thaten ja ſtolzer als Grafen und Barone.

Von Zürich an begannen aber eigentlich erſt die böſen Tage, von denen man ſagt, ſie gefallen mir nicht. Von Zürich weg mußte Friedrich mit Leuten marſchiren, von denen er die wenigſten geſehen, die ganz verwahrloſte Geſichter hatten, die kein Gensdarm für Soldaten gehalten, aber jeder, der ihnen an einſamen Orten begegnet wäre, die Taſchen zugehalten hätte. Woher ſie kamen, wußte kein Menſch zu ſagen, ſie hatten ſich als Flüchtlinge gemeldet und waren einfach als Flüchtlinge aufgenommen worden. Friedrich ſchämte ſich ordentlich, mit ihnen zu marſchiren, und wenn er einen nur anſah, ſo fing es ihn zu beißen an, und ſchon nach wenig Tagen biß es ihn, wenn er ſie ſchon nicht anſah. Mit Wäſche war er natürlich nicht verſehen, er konnte wie jener alte Student ſingen: Und Wäſche hab ich auch nicht mehr, als nur ein einzig Hemde.

Von Anfang an hatte Friedrich nicht viel Geld gehabt, gemehret hatte es ſich nicht, ſondern war geſchmolzen. Kaſſe

hatte er keine unter Händen gehabt, Gelegenheit, eine so von ungefähr mitlaufen zu lassen, hatte er keine gefunden, Contributionen einzuziehen, oder sonst zu plündern, hatten der Blenker und Andere sich vorbehalten, an ihn war so was nicht gekommen, darum sah es gar öde aus in seinem Beutelchen. Und was er noch hatte, mußte er verstecken, die neuen Gesichter machten gar verwegene Augen überall hin, wo sie Geld sahen. Von Zürich weg machten die Schweizer immer dümmere Gesichter, thaten unwillig, wenn sie Flüchtlinge von weitem sahen, wenigstens wenn es bloß Gemeine waren. Ja sie mußten, wenn sie irgendwo einmarschirten, sehen, wie die Demokraten mit den Obern und Führern in einem Kaffeehaus saßen, sie flott traktirten, während man die Gemeinen hungerig und durstig, unbeachtet auf der Straße stehen ließ. Man sah sie immer mehr an als unwillkommene, ungebetene Gäste, auf den meisten Gesichtern stand die Frage geschrieben: Warum bist du da, was willst du hier? Warum bist du nicht daheim geblieben? Wenn mal Einer zornig losbrach, und sagte: Warum man sie habe kommen heißen, wenn man sie nicht brüderlich halten wolle? So seis keine Manier! so hieß es: Narr, wer hat dich kommen heißen! Ich habe dich nicht kommen heißen, hat es Einer gethan, so soll der dich halten, wie es dir anständig ist, vermelde ihm aber auch meinen Gruß und sag ihm, er sei ein Schelm und Spitzbube, ich hätte es gesagt. Und antwortete Einer, die dummen Bauern kriegen nicht Verstand, bis man ein Paar Dörfer angezündet, dann machte der Bauer Augen wie große Käse, hob eine Faust wie ein Holzschlägel so groß und sagte: Probirts! Das waren Jammermärsche. Es geschah wohl, daß, wenn der eskortirende Offizier versuchte, die Colonne im nächsten Orte unter zu bringen, er unsauber abgefertigt wurde, weiter mußte, bis an den vorgeschriebenen Ort, wo man freilich keine Widersetzlichkeit, aber auch weder Herzlichkeit noch Brüderlichkeit, sondern meist saure Gesichter fand.

Warum habt ihr euch nicht gewehrt? wurde so häufig gesagt. Wo man freundlicher aufgenommen wurde, war es mehr christliches Erbarmen mit der Person als Theilnahme für die Sache. Jetzt hatten sie es handgreiflich, daß alle Hoffnung, welche man auf die Hülfe der Schweizer gesetzt, in der Stimmung des größten Theiles des Volkes keine Rechtfertigung fand, daß das Volk, statt sich für die Sache der Flüchtlinge zu erheben, lieber wollte, sie wären wo der Pfeffer wächst oder wenigstens hundert Stunden jenseits den Grenzen. Wenn die Flüchtlinge den Schweizern ihre ärgerliche Verwunderung ausdrückten, warum sie nicht mehr Theilnahme hätten für die deutschen Republikaner, nicht ihre ganze Macht aufböten, alle umliegenden Monarchieen in Republiken umzuwandeln, wie von der Schweiz aus ausdrücklich zugesagt und versichert worden, so erhielten sie in der Regel folgende Antworten: Wie gute Freunde die Republikaner sind, haben wir vor 50 Jahren erfahren, als die republikanischen Franzosen uns plünderten. Ihr wäret nicht besser, ihr würdet uns behandeln wie Knechte, schilt uns doch jeder deutsche Schlingel, der unser Brod ißt, dumme Schweizer. Daneben haben wir wider eure Republik nichts, aber wenn ihr eine haben wollt, so macht sie selbst, wir haben es auch so gemacht. Dafür muß man kämpfen und sterben können, nicht bloß reden und saufen. Wer euch geschrieben hat, unser Volk wolle euch helfen, der hat euch angelogen, mag es nun ein deutscher Professor oder ein eidgenössischer Rathsherr gewesen sein. Wenn unsere Regierungen auf Kosten des Landes eure Sache begünstigen wollen, so brechen wir ihnen den Hals. Seid ihr mal da, so esset und trinket in Gottes Namen, wir gönnen es euch und vermögens, Gottlob, aber seid still und ruhig — sonst! Aber eben das still und ruhig sein konnten viele Flüchtlinge nicht; kaum waren sie der müden Beine los, kam der Uebermuth wieder und ganz besonders bei den Vagabunden, welche sich unter die

Flüchtlinge geſchmuggelt und hinter dem Schilde dieſes Namens frech und grob, faſt als wie die Herren des Landes, ſich gebehrdeten. Sie höhnten ihre Wirthe, ſtellten den Mädchen nach, machten Skandal, drohten mit Dolchen, kurz, trieben es ſo, daß die Bevölkerung nichts mehr von den Flüchtlingen wiſſen wollte.

Hie und da wollten Landbeſitzer den Flüchtlingen zu arbeiten geben, denn es heiße: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen, und es ſei unbillig, daß dieſe Fremdlinge ohne Arbeit von der Arbeit Anderer zehren könnten, ſagten die Schweizer. Der Arbeit aber weigerten ſich die meiſten Flüchtlinge; der Arbeit wegen ſeien ſie nicht gekommen, meinten ſie, und von Arbeit ſtehe nichts in ihrer Kapitulation; wenn ſie hätten arbeiten wollen, ſo hätten ſie daheim bleiben können. Das machte bei dem arbeitſamen ſchweizeriſchen Bauer und Bürger ſehr böſes Blut, und die Regierungen konnten ſich nicht anders helfen, als die Flüchtlinge einzukaſerniren, überhaupt ſie auf militäriſchen Fuß zu ſetzen, als Lebensunterhalt einen Quaſiſold auszuſetzen, vierzehn Kreuzer pro Mann täglich, und ſie auf die verſchiedenen Kantone der Schweiz zu vertheilen. Nun begann eine furchtbar traurige Zeit für ſo Viele und namentlich für unſern Friedrich. Er trug all ſeine Habe am Leibe, und eben ſolid war ſie nicht, ſein Geld beſtund in wenig Kreuzern, um das meiſte, was er noch gehabt, war er beſchummelt worden. Friedrich kam auf Bern, wo der Bundesſitz der Schweiz iſt, eine alte aber ſchöne Stadt. Dort, meinte er, höre das Elend auf, dort werde er ſitzen wie ein Wachtelkönig im Hirſe, aber es ging anders. Nun, im Anfang ſchien in der ſtädtiſchen Bevölkerung mehr Theilnahme zu ſein. Man traf auf Landsleute und fand ein Unterkommen, ſo oder anders. Oft nahm man kleine Fertigkeiten, welche man früher zur Luſt getrieben, hervor und verbeſſerte damit ſeine 14 Kreuzer pro Tag, mit Papparbeiten, Geigen, Klavierſtimmen, Copiren,

Stundengeben u. ſ. w. Es wurden Kollekten veranſtaltet, Kleider zuſammen getrieben; kurz, es ſchien ein reger Eifer da, das Loos der Armen zu verbeſſern. Es gingen für Einzelne Gelder ein aus Deutſchland von den Ihrigen. Großartige Unterſtützungen für Alle wurden in Ausſicht geſtellt. Friedrich kam zu etwas Wäſche und vieler Hoffnung. Er fand zwar keinen Bekannten, Niemanden, der ſich ſeiner beſonders annahm, aber er kam doch zu gutem Schlaf, einem müheloſen Behagen, und die größere Theilnahme war ihm Bürge eines baldigen Triumphzuges ins geknechtete Deutſchland. Was ihn vom Anfang an ärgerte, war das Benehmen der vornehmen Flüchtlinge, die erſt recht an den Tag legten, wie ſie es mit der Gleichſtellung meinten.

Was den Flüchtlingen den Aerger verſüßte, war die Ueberzeugung, daß es bald wieder losgehen müſſe, dieweil die Häupter der Revolution da beiſammen ſeien und ſo hell auf. Aber es ging doch nicht los, ſondern etwas Anderes kam, die entſetzliche lange Weile, die Pein des Müſſigſeins ohne Geld. Man hatte verſucht, eine bedeutende Zahl zum Straßenbau zu verwenden. Aber das ging nicht, zum Straßenarbeiten war man nicht aufgeſtanden und nachträglich in die Schweiz gekommen, die Flüchtlinge waren Kämpfer für die Freiheit, ließen ſich nicht zum Schiebkarren kommandiren. Zudem gab es Lärm im Lande, daß man in der böſen Zeit, wo ohnehin die Arbeit ſelten ſei, der Staat wenig Verdienſt gebe, das Wenige fremden Landſtreichern zuwende. Nun verſuchte man ein Anderes. Man zog mit ihnen aus und exercirte mit ihnen. Aber das ärgerte das Volk wieder, es glaubte, man trülle die Leute ein, um dann mit ihnen vereint Händel mit dem Ausland anzufangen, und dieſes will einmal das Volk nicht, und die Regierung, welche wohl fühlt, wie ihr Thron auf Sand ſteht, muß Grund zu Verdacht meiden. Wiederum thaten die Flüchtlinge ungeberdig, wollten ſich nicht kujoniren laſſen und hätten doch das Ein-

trüllen ſo bitter übel nöthig gehabt. Man mußte alſo auch dieſes laſſen und den Flüchtlingen überlaſſen, den Tag mit 14 Kreuzern zu verbringen ganz nach Belieben. Nun was ſoll man mit 24 Stunden und 14 Kreuzern anfangen? Zur Noth kann man 12 Stunden verſchlafen, obgleich dies nicht ſo leicht iſt, als es ſcheint, wenn keine Arbeit dabei iſt. Aber mit den übrigen 12 Stunden? Waſchen und Kämmen nahmen Vielen wenig Zeit weg, gerade da am wenigſten, wo es am nöthigſten geweſen; etwas wurde für das Menage gebraucht, für das Eſſen, doch kurze Haare ſind bald gebürſtet, und hier blieben 8 Stunden übrig, und für dieſe 8 Stunden höchſtens noch 4 Kreuzer, weil wenigſtens zehn ins Menage gegeben werden mußten. Man konnte 8 Stunden alſo ſpazieren gehen mit ſeinen 4 Kreuzern, für welche man in Bern entweder einen halben Schoppen Wein oder einen Schoppen Bier oder ein klein Glas Branntewein kriegt. Nun aber iſt das die allerheilloſeſte Arbeit von der Welt, tagtäglich 8 Stunden ſpazieren gehen mit nur 4 Kreuzern. Wann ſoll man die brauchen? Braucht man ſie Vormittags, was ſoll man Nachmittags anfangen? Was ſoll man Vormittags anfangen, wenn man ſie für den Nachmittag ſparen will. Abtheilen kann man ſie, wenn man Branntewein brauchen will, Vormittags ein kleines Gläschen und Nachmittags ebenfalls eins. Wo bleiben dann der Tabak oder gar die Cigarren? Ja 8 Stunden laſſen ſich angenehm verbringen, wenn man einen Thaler oder zwei dabei verbrauchen kann. Aber 4 Kreuzer für 8 Stunden, man denke! Nach und nach kam Geld für Einzelne von Hauſe. Die Einen verbargen es oder brauchten es für ſich, verließen die Kaſernen und lebten, ſo lange das Geld hielt, ſplendid in Gaſthöfen. Andere theilten mit, das verkürzte dann wohl einige Tage, aber die nachkommenden wurden dann nur um ſo öder und ſchrecklich langweilig. Es wurde von den Steuern auch Geld vertheilt, aber unter den Flüchtlingen ſelbſt war darüber großer Streit.

Die Gemeinen behaupteten, den beſten Theil hätten ſich die Obern angeeignet, um daraus den Champagner und Bordeaux, den man ſie trinken ſah, den ſie wahrſcheinlich bedurften, um ihres ſchwachen Magens willen, zu bezahlen. Die grauſame Pein der Langeweile veranlaßte viele, ſich ſtillſchweigend zu entfernen. Bei jedem allgemeinen Apell wurden immer eine Anzahl vermißt. Die einen kamen nie wieder, andere wurden als Bettler von der Polizei aufgegriffen und eingebracht, andere kamen freiwillig wieder, weil vom Landvolk ſie nicht geliebet worden. Die größere Zahl, krank am Herzen, ſuchte nach Hauſe zu kommen. Sie fanden Alles anders, als ſie gedacht, als man ihnen vorgeſpiegelt hatte. Ausſichten, das Ding von vorn anzufangen, ſahen ſie nicht, und wenn die geweſen wären, ſo hatten ſie doch nicht den Glauben an einen glücklichen Ausgang. Das Vertrauen zu den meiſten ihrer Führer, welche ſich jetzt in ihrem lächerlichen Hader gegenſeitig ſelbſt der ſchmählichſten Dinge, der Feigheit, der Betrügerei u. ſ. w. beſchuldigten, hatten ſie durchaus verloren. Dieſe Alle trachteten aus dem Elende heraus, und Viele unter ihnen waren ſo billig, daſſelbe nicht den Schweizern, ſondern ſich ſelbſt zuzuſchreiben und der verruchten Lügenhaftigkeit einer diaboliſchen Bande. Sie erkannten, daß ſie angelogen worden, als man ihnen vorſpiegelte, das ſchweizeriſche Volk ſympathiſire mit ihnen. Sie erkannten, daß die Schweizer thaten, was ſie konnten, ſie gaben Jedem einen Sold, wie ihre Soldaten ihn hatten, was wollte man mehr? Die ſchweizeriſchen Armen müſſen mit Wenigem vorlieb nehmen. Sie erkannten, daß die, welche über ſchlechte Behandlung ſchimpften, es nur aus Unverſtand thaten und Undankbarkeit, weil ſie die Schweiz als eine dumme Kuh anſahen, zu nichts gut, als um ſich melken zu laſſen, weil ſie ihre Forderungen an die Schweizer als gerechte betrachteten und den Abſtand zwiſchen dieſen Forderungen und der Behandlung als eine himmelſchreiende

Mißhandlung. Dies erkannten die Billigen und trachteten in der Mehrzahl ſo bald als möglich heim zu kommen ins Vaterland, und wie billig mit dem reumüthigen Bekenntniß ihrer Verirrung. Sie erkannten auch, wie ſehr eine bedeutende Zahl von Flüchtlingen den Volkszorn muthwillig verſchuldete. Wenn die Schweizer ſich nicht wollten behandeln laſſen von denen, die ihr Brot aßen, wie die Polen ihre Leibeigenen behandeln, waren ſie im Recht oder im Unrecht? Sie fühlten es ja täglich immer mehr, wie ungut ein Zuſammenleben mit den übermüthigen Polen und dem frechen Geſindel, welches ſich eingeſchlichen und angeſchloſſen hatte, war. Und je mehr mehrere abgingen und die Heimath ſuchten, deſto unguter war dieſes Leben, denn die Hefe nahm zu, und das Beſſere ab. Das fühlte Friedrich alle Tage mehr und ging doch nicht heim. Er war ein armer blöder Junge, der alle Tage tiefer fühlte, wie ſchrecklich es tönt: nicht heim dürfen.

Der gute Friedrich hatte eigentlich nichts Böſes verübt, aber wenn er bei allgemeinen Umfragen gefragt wurde: ob er nicht heim wolle oder ob er gravirt ſei, ſo antwortete er: Sehr gravirt; von Heimgehen ſei keine Rede. Der arme Friedrich ſtellte ſich vor: gehe er über die Schweizergrenze, ſo laſſe ihn der Prinz von Preußen, über den und ſeine Preußen er das Maul ſo läſterlich gebraucht, abfaſſen und erſchießen. Denn das ließ er ſich nicht ausreden, daß der Prinz von Preußen ihn ganz appart im Auge hätte. Und gelang es ihm auch, den Preußen zu entrinnen, was half es ihm, denn kam er heim, ſchlug ihn der Vater todt, ſo hatte es ihm die Mutter geſchrieben. Schlug ihn der Vater nicht todt, und es ward in ſeinem Lande bekannt, daß Fritzle daheim ſei, ſo kam er für ſeine Lebtage in die Ketten, denn ſo wurden nach Landesgeſetzen Aufruhr, Hochverrath, Freiſchärlerei beſtraft. Aber je weniger er heimkehren zu dürfen glaubte, deſto mehr dachte er an die Heimath, deſto mehr träumte ihm von der Heimath. Wie Einer, der ein Panorama

zeigt oder Bilder fremder Länder, Eins nach dem Andern aufrollt und an den Augen vorübergehen läßt, und wenn er fertig iſt, wieder von vorn anfängt, bis er hintenaus iſt und ſo fort einen Tag wie den andern, ſo ließ auch Friedrich ſeine Jugendzeit an ſeinem innern Auge vorbeiſpazieren, lebte ſie alle Tage wieder durch und was er vergeſſen, das ergänzten des Nachts ſeine Träume. Die Träume wagten ſich zuerſt über die Grenzen der Vergangenheit mit einem Sprunge in die Zukunft hinein. Bald ſchlug ihn der Vater, verſteckte ihn die Mutter, ließ der Prinz von Preußen ihn erſchießen. Oder er war Bürgermeiſter geworden, ließ Triumphbogen bauen und empfing den Prinzen von Preußen mit einer ſchönen Rede. Oder er hielt Hochzeit mit des gegenwärtigen Bürgermeiſters Tochter, der Bürgermeiſter und ſein Vater prügelten ſich ſchrecklich dabei, aber auf einmal tanzten ſie mit einander ganz prächtig, er aber ward von der Polizei beim Kragen genommen und in ewige Finſterniß geworfen. Was die Träume vergaßen, ſpann er des Tages des Weitern aus. Wenn er dann aus dem ſchlafenden oder wachen Traume erwachte und ferne von der Heimath ſich verlaſſen ſah, wenn die herbſtlichen Winde durch ſeine dünnen Sommerkleidchen fuhren, ſeine Glieder ſchlotterten, wenn er zur Kaſernenkoſt gerufen ward, und ſeine Portion vor ihm lag, dann dachte er, wie es anders geweſen und wie es anders ſein konnte, ja, er dachte an die Frau Prinzipalin, ihr zähes Fleiſch, und wie er ſich daran verſündigt, indem es doch um vieles beſſer geweſen, als das gegenwärtige, in welches er jetzt ſeine Zähne ſetzen ſollte. Er wurde immer mürber und zerſchlagener im Gemüthe und von den Andern deſto mehr geplagt und ausgelacht. Es kam ihm manchmal, er ſollte heimſchreiben, um Verzeihung bitten, allein er wagte es doch nicht; ſein erſter und letzter Streit mit dem Vater kam ihm vor wie eine unüberſteigliche Kluft. Er dachte dann an den Prinzipal zu ſchreiben, aber den hatte er ja Tyrann geheißen. Ein Anderer

als Friedrich, der hundertmal Aergeres gemacht, hätte Alles hundertmal leichter genommen und hundert Briefe geſchrieben ſtatt einen. Der Arzt frug ihn, redete ihm von Heimweh und Heimgehen, aber Friedrich leugnete es ab, war mißtrauiſch gegen ihn, meinte, um einen Koſtgänger weniger zu haben, wolle man ihn ans Meſſer liefern. — Bewegung, andere Luft hielt man für gut, er ward verſetzt, kam von einem Orte zum andern, wie man denn wirklich oft die Leute wechſeln mußte, weil ſie, wenn ſie lange an einem Orte waren, gar zu leicht ſchwierig wurden oder Bekanntſchaften machten, die nichts taugten, oder unter ſich in Parteien zerfielen, die ſich in die Haare geriethen und mit Gewalt auseinander geriſſen werden mußten. Abſonderlich die Polen betrieben dies und vergingen ſich gegen die Deutſchen gröblich, Alles aus Dankbarkeit.

Im Waadtland war Friedrich zur Zeit der Traubenleſe. Es ging fröhlich zu dort, obgleich es einige Tage ſcharf und kalt regnete. Friedrich war traurig geblieben, aus den Weinbergen geflohen und hatte ſich in der Kaſerne auf ſein Bett geworfen, um ſtille zu ſein und warm zu bleiben. Da war der Schlaf zu ihm gekommen, und nach dem Schlaf kam auch deſſen Bruder, der Traum. Der nahm ihn bei der Hand, führte ihn heim zur Mutter. Die weinte, als ſie ihn ſah, und freute ſich ſehr. Als ſie aber den Vater hörten, erſchrak ſie und verſteckte ihn unter das Dach. Friedrich kroch in ein Zuckerfaß. Plötzlich kam der Vater auch unter das Dach und riß am Faß. Großer Schreck kam über Friedrich, er fuhr hoch auf, er riß die Augen auf, — vor ſeinem Bette ſtand ſein Vater, der alte Haſelmeyer, in der Hand einen großen Stock. Steif vor Schreck, mit offenem Munde ſtarrte Friedrich die Erſcheinung an. Da hob der alte Haſelmeyer die Hand, wiſchte die Augen aus, reichte ſie dann Friedrich dar und ſagte: Na Gottlob, hab ich dich einmal, du dummer Junge! Da fuhr Friedrich noch einmal zurück, ſah ſich

um nach einem Loche zur Flucht, aber die väterliche Liebe trat lebendig und mächtig an den Tag, daß ſie ſich nicht verkennen und länger mit dem Zorn verwechſeln ließ, und wenn ein Schelten darin war, ſo war es das Schelten der Liebe, daß der dumme Junge nicht heim gekommen und da in fremdem Lande wie ein Vagabund und Spießgeſelle von ſchlechtem Volke geblieben. Die Verſtändigung zwiſchen Vater und Sohn war rührend. Friedrich ward wie ein ſechsjähriger Junge, der auf den Knieen des Vaters ſitzt, der Vater wie eine Mutter, welche ihr Kind auf den Armen aus dem Bache trägt, es ſchilt und küßt in gleichem Athemzuge und mit dem gleichen Munde. Der Vater erzählte, wie fürchterlich ſie erſchrocken, als der Prinzipal ihnen die zurückgelaſſenen Habſeligkeiten Friedrichs zugeſandt, mit der Meldung, derſelbe ſei vom böſen Fieber ergriffen, habe ſein ganzes Perſonal zum Aufruhr gegen den Prinzipal aufgehetzt und es angeführt, und ſei, als daſſelbe zur Vernunft zurückgekehrt, der verdienten Strafe entronnen und den Aufrührern zugelaufen. Die Mutter hatte dieſe Darſtellung nicht glauben wollen; ſo iſt unſer Friedrich nicht, hatte ſie geſagt. Aber der Haſelmeyer hatte geſagt, gerade ſo iſt er; habe ich es dir nicht geſagt, als ich heim kam, was der Junge für Grundſätze hat und keine Gottesfurcht, keine Religion mehr, und wenn es ſein könnte, ſchlüge ich ihm alle Knochen entzwei. Nun, ſie hatten erſt gedacht, erzählte der Vater, er werde nicht weit laufen, wenn das Geld alle ſei, und die blauen Bohnen kämen, werde er bald wieder da ſein. Als er aber nicht kam, als die Revolution in Baden verrann wie Butter an der Sonne, und er wiederum nicht kam, hätten ſie doch gewollt, er wäre da, und die Mutter habe ſchrecklich viel geweint wegen all dem Unglück, welches ihm habe paſſirt ſein können, alle Nächte ſei er ihr erſchienen, bald als ſei er todt, bald als ſei er lebendig, aber in ſchrecklicher Noth. Da ſei hier Einer heim gekommen, welcher dabei

geweſen, und dort Einer. Denen ſei er nachgelaufen und habe ſie nach ihm gefragt, und Einer habe ihn todt geſehen, ein Anderer lebendig, Einer in Frankreich, Einer in der Schweiz, Einer in Raſtadt, Einer unter den Preußen, Alle wußten viel zu erzählen, ſo daß am Ende der Haſelmeyer ſagte, es ſei alles verfluchte Lüge. Der Bürgermeiſter hätte Friedrich auf dem Amte angezeigt als einen Freiſchärler, das hätte einige Reklamationen verurſacht und großen Lärm, ſo daß der Haſelmeyer nicht gewußt, wie ernſtlich Alles gemeint ſei, um durch das Amt Erkundigungen über ſeinen Fritzle in Baden und in der Schweiz einziehen zu laſſen. Er ſchrieb einige mal auf das Gerathewohl an Friedrich Haſelmeyer, Flüchtling in der Schweiz, trug die Briefe an einem entfernten Orte auf die Poſt, aber wohin ſie kamen, vernahm man nie. Die Mutter zehrte ſich ſichtlich ab, und jede Bauersfrau, welche zu ihr kam, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſchrie: du mein Gott! Madame Haſelmeyerin, wie ſehen Sie aus, Sie hören den Kuckuck nicht mehr ſchreien! Da ſei es ihm zu eng geworden daheim. Eines Morgens habe er geſagt: Höre Suſanne, ſo geht es nicht, erſt verkommſt du, dann verkomme ich, ich muß wiſſen, woran wir ſind mit dem Friedrich. Ich will ihn ſuchen gehen, wenn ich die Wahrheit weiß, komme ich wieder. Die Frau habe Vieles dagegen gehabt, aber am Ende ihn mit Dank und Freude ziehen laſſen, und die Kinder, welche noch daheim waren, hatten heilig verheißen, zu arbeiten und zu gehorchen, daß Alles gehe, als wäre er ſelbſt dabei. Gute Leute habe er allenthalben angetroffen und großen Jammer, er hätte es ſich nicht vorgeſtellt. Auch die Preußen hätten ihm nichts gethan, ſondern ihm geſagt, ſein Junge ſei nicht in Raſtadt, ſondern lebendig in der Schweiz. Freiſchärler hätten ſie keinen tödten können, die hätten viel zu muntere Beine gehabt.

In der Schweiz ſeien auch brave Leute. Hatten mit

mit ihm großes Mitleid gehabt und gesagt, wenn nur alle Väter wären wie er, und ihre Söhne holten, sie wollten gerne an die Reisekosten steuern, und es freue sie, daß noch brave Leute seien in Deutschland draußen, aber mit den Flüchtlingen solle man fort je eher je lieber, sonst gebe es Unglück. Sie thäten wüst und verdürben ganz im Müssiggang. Er habe es selbst erfahren, sagte Haselmeyer; wenn er bei Flüchtlingen nach seinem Friedrich geforscht, so sei er nicht selten verhöhnt worden oder gerupft. Friedrich nahm sie in Schutz. Es kamen Kameraden, machten große Augen, als sie einen Vater sahen, der seinen Sohn suchte. Mancher mag gedacht haben, sein Vater hätte es umgekehrt, er liefe davon, wenn er den verlornen Sohn heimkommen sähe, hatte aber auch Ursache dazu. Es ist sehr möglich, daß das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern nie so verschroben und getrübt war als gegenwärtig. Das kömmt von der heillosen, durch die Pädagogen eingeführten Abgötterei mit der Jugend. Da hätte der alte Haselmeyer Gelegenheit gehabt, sein Reisegeld dahinten zu lassen, und Friedrich wußte ferner, wenn sein Vater sein Lied über die Leute sang, nicht viel Anderes zu sagen, als es seien denn doch nicht Alle so wie die, welche er gesehen. Friedrich war froh, als er seine Kaserne im Rücken hatte und mit dem Vater auf freier Straße war. Es war ihm wie Einem, der aus tiefem Gletscherschlund, wo er sich lebendig begraben glaubte, hervorgezogen die Sonne wieder sieht und auf sichern Grund seine Füße setzt. Seine Furcht vor dem Vater war fort, die Furcht vor dem Prinzen von Preußen ebenfalls, und wegen der heimischen Behörde, sagte der Alte, brauche er ebenfalls sich nicht zu fürchten, es gehe weder ans Leben noch in die Ketten. Als er den Paß genommen, habe er aus guter Hand vernommen, solchen Burschen, wie seinem Friedrich, gehe es gnädig ab, wenn man sie nur wieder dem Teufel aus dem Rachen hätte. Seiner Freiheit stand kein Hinderniß im Wege, gar freund-

lich gab man ihm seinen Paß, es war fast, als ob man sagen wollte, wenn man ihn nur Allen geben könnte.

Das war nun eine andere Reise jetzt mit dem Vater als mit der Kolonne. Doch ging es mehrere Tage, ehe Friedrich zum vollen Bewußtsein seines Glückes kam. Vater und Sohn hatten das Politisiren rein vergessen, knüttelten einander nicht mehr mit Redensarten und Grundsätzen, aller Hader war in Freude und Liebe versenkt, und wie wir mit Bestimmtheit versichern zu können glauben, Friedrichs Ansichten bedeutend geläutert, und die meisten seiner Redensarten zerflossen wie Hagelsteine, wenn man sie in einen Backofen wirft, die halten das Feuer nicht aus. Vater Haselmeyer war nicht von denen, welche Umschweife lieben, er ging daher den kürzesten Weg nach Hause. Doch ergriff er in seinem Glück jede Gelegenheit, den Zweck seiner Reise und ihren Erfolg zu erzählen, gewöhnlich geschah das viermal des Tages. Morgens und Nachmittags im Postwagen. Mittags und Abends an der Tafel. Friedrich war allemal dabei und nahm es niemals übel, ein ziemlich sicher Zeichen aufrichtiger Umkehr. Haselmeyer brachte großes Glück heim, Jubel ins ganze Städtchen und das Bewußtsein einer väterlichen Heldenthat, welche Stoff liefern wird zu einer Erzählung, welche alle Abende von vornen anfängt und nie zu Ende kommt, so lange der Vater Haselmeyer lebt und alle Abend bei der goldenen Ente seinen Schoppen trinkt. Ja, wir haben gründliche Hoffnung, daß die feindlichen Mächte des Städtchens Frieden schließen und möglicher Weise die Allianz mit einer Hochzeit besiegelt werden, wie es unter den Großen der Erde Sitte ist. Da der Bürgermeister keinen Sohn, sondern eine Tochter hat, so wäre eine solche Besiegelung ganz naturgemäß. Jedenfalls können wir so viel sagen, und das ist das größte Glück im ganzen Handel, daß Friedrich ein anderer Mensch geworden und in dem einzigen Sommer zu einer Reife gekommen ist, zu welcher

Viele zehn koſtbare Jahre brauchen, und Andere nie gelangen. Und das hat der Vater an ihm gethan, denn ſeine Erſcheinung war die heilbringende Ingredienz, wodurch die gährende Maſſe zu einem geſundheitsbringenden Stoffe ſich abklärte und nicht in verzehrend Gift umſchlug. So liegt in rechten Vätern das Heil, nicht in den Söhnen allein.

Wurst wider Wurst.

Eine wahre Geschichte.

(Diese Erzählung erschien zuerst in Steffen's Volkskalender Jahrgang 1847.

Wenn es heiß iſt, wird man leicht faul; es gibt Menſchen, welche dazu noch durſtig werden. Es gibt Ortſchaften, in welchen die Menſchen weit leichter und in weit höherem Grade faul und durſtig werden, als in andern. Dieſe Eigenthümlichkeit kann weder vom Kraut noch vom Waſſer kommen, denn beim Vieh merkt man ſie nicht, auch findet man ſie in einer Generation, während ſie am gleichen Orte in einer andern Generation durchaus verſchwunden iſt. Durſt und Faulheit ſcheinen ein Geſchwiſterpaar zu ſein, welches wandert von einem Dorfe zum andern. Hat es an einem Orte bald Alles verfaullenzt und vertrunken, zieht es weiter in einen andern Ort, macht ſo die Runde im Lande, und was ein Geſchlecht verfaullenzt und vertrunken hat, bringen mit Noth drei andere Geſchlechter ein.

Auf ſeiner Wanderung hatte ſich dieſes leidige Geſchwiſterpaar auch an einem Ort niedergeſetzt, wo ſchöne Höfe waren, aufgeſpeicherte Familienreichthümer, große Männer und dicke Weiber. Hier dachte es Jahre lang zu raſten und ließ es ſich behaglich ſein.

Dort ſtand ein Wirthshaus im Schatten ſchöner Nuß- und Kaſtanienbäume, kühler Wein lag im Keller, und eine raſche, reſolute Wirthin bediente die Gäſte munter mit gutem Getränke und noch beſſerer Speiſe.

In diesem Wirthshause schien eine besondere magnetische Kraft zu wohnen, welche sich hauptsächlich entwickelte, wenn die Sonne höher stieg, und es heiß ward auf der Erde. Dann sah man große, schwere Männer sich nahen, hierher, dorther, langsam erst, dann schneller, je näher sie kamen, bis sie behaglich saßen im kühlen Schatten. Eigentlich wollte keiner hier Stammgast sein, keiner den Namen haben, zehn, ja oft zwölf Stunden des Tages im Wirthshause zuzubringen. Niemand sollte es eigentlich merken, wie oft und wie lange er im Wirthshause sitze. Jeder hatte seine eigene Weise, von seinem Hause weg so gleichsam zu verschwinden, eine Operation, welche begreiflich für zwei und drei Centner schwere Männer gewisse Schwierigkeiten haben mußte. Konnte sie daher der Mann nicht zu Stande bringen, so sagte er wohl zu seinem Weibe: er hätte im Dorfe was zu verrichten. Schon wieder! sagte dann das Weib. Geh', wenn es sein muß, aber komm doch dann einmal wieder! Allweg, sagte der Mann, etwa ein Schoppen wird erlaubt sein? Ein schöner Schoppen, wo zehn oder zwölf drein mögen, entgegnete das Weib. Was denkst? sagte der Mann im langsamen Abgang, mehr als einer macht mir nicht wohl.

Saßen sie endlich gemüthlich beisammen, so begann sich der Humor zu entwickeln. Witze wurden erzählt, Streiche getrieben, und absonderlich gerne ein Sündenböcklein aufgegriffen, auf dessen Kosten man in wohlthätigem Lachen die wackern Bäuche schütteln konnte.

Einmal war es schrecklich heiß, kein Hund lief auf der Straße, kein Vogel rührte sich im Baume, kein Fünklein Witz blitzte auf, die Langeweile war groß bei den faulen Männern.

Endlich rührte sich etwas auf der Straße, es war ein Hausirer mit irdenem Geschirr, dessen er sich einen Wagen voll geholt hatte und seine Waare nun vertragen wollte von Haus zu Haus.

Dieſer weckte die Rede. Die Männer ärgerten ſich über ihn, er werde ſie wieder manch ſchönen Batzen koſten, ſagten ſie. Sie ſpotteten über ihre Weiber, welche ſeit einiger Zeit nichts mehr zerbrochen haben wollten, doch ſehe man immer neue Schüſſeln und Töpfe, könne ihnen aber nichts beweiſen, da man keine Scherben finde. Die würden doch an einem Orte ſein, meinte einer, und ein luſtiger Handel wär's, die ans Licht zu bringen, aber einige Batzen koſtete es. Und wären es Thaler, ſagte ein anderer, wenn es was zum Lachen iſt, ſo macht's!

Der Kachelträger ward gerufen, erklärte ſich bereit, einen Kreuzer zu verdienen, forderte für einen Tragkorb voll Geſchirr acht Gulden, wenn er es nicht weit zu tragen hätte. Nun geh', ſagte der Antragſteller, mit dem Tragkorb voll ins obere Dörfchen, du kennſt es wohl, frage dort, ob ſie nichts zu tauſchen hätten, du handelteſt Scherben gegen neues Geſchirr ein, gleich auf, Pfund um Pfund. Man habe eine neue Art Geſchirr erfunden, gar koſtbares und ſchönes, aber es müſſe aus bereits gebrauchten Schüſſeln und Töpfen gebrannt werden, abſonderlich alte Scherben ſeien am beſten. Was du eintauſcheſt, alle Stücke und Scherben, bringſt du dann her.

Der Kachelträger, ſelbſt ein Schalk, war vollkommen der Mann zu dieſem Auftrage, hatte auch ſeine Freude daran, vergaß darüber jedoch ſeinen Vortheil nicht, ſondern was in ſeinem Karren einen Makel hatte, das ſpazierte in den Korb. Die Männer nahmen das Ding nicht ſo genau.

Der Wirthin blieb der Handel verborgen, denn ſie war nicht wie manche andere Wirthin eine Art von Eheteufel, welche die Männer gegen die Weiber hetzte. Ihren Wein verkaufte ſie gerne, das iſt wahr, daneben aber war ſie eine Verfechterin des weiblichen Geſchlechtes, duldete nie was Verdächtiges in ihrem Hauſe, warf liederliche Weibsperſonen bei den Haaren hinaus, wuſch Männern den Kopf, daß es

eine Art hatte, und Mancher meinte, das sei Eine, welche dem Teufel die Hölle vertheidete und seiner Großmutter unter den Bart stünde. Dennoch hatte sie heute den größten Aerger über ihre Gäste und theilte Hiebe aus und zwar so scharfe, daß bald dem Einen, bald dem Andern die Backen roth wurden. Den Männern hatte nämlich die fröhliche Aussicht auf einen lustigen Handel den Witzkasten gesprengt: ein Geschichtlein, ein Streich nach dem andern rollte heraus, und was rollte, rollte über die Weiber her, und wohlthätiges Lachen schüttelte die wackern Bäuche. Wie durch einen Zauberschlag war die Gesellschaft verwandelt, so leicht ist es, Leben in die Geister zu bringen.

Nach und nach jedoch ward die Rede langsamer, und die Augen drehten sich fest in der Richtung, woher der Abgesandte wiederkehren sollte. Endlich sah man denselben von Ferne, fast erdrückt unter dem Tragkorb, er schien eigentlich unter denselben nur so zu kriechen. Doch thaten sie, geborne Bauern-Diplomaten, nicht, als ginge derselbe sie was an, und der Kachelträger hatte eben so viel Diplomatie von Natur im Leibe, daß er nicht gerade zu auf sie einrannte mit Triumphgeschrei, sondern er ging hintenum mit Vorsicht und Bescheidenheit, stellte seinen Korb in der Nähe des Karrens ab, daß er darauf den Männern sich näherte, beachtete die Wirthin nicht nur nicht, sondern sie ging ihm aus dem Wege. Bekanntlich brauchen Kachelfuhrleute in den Wirthshäusern wenig oder nichts, sind aber den Wirthsleuten beständig unter den Füßen und unter der Thüre, wollen bald eine Kaffeekanne, bald einen Milchtopf, bald Stroh, bald warmes Wasser, ja treiben manchmal die Wirthin, wenn nicht aus der Küche, so doch aus der Haut, und wenn nicht ganz, so doch halb, wie es eben am fatalsten ist.

Von der Wirthin ungestört, konnte der Kachelträger seinen lustigen Bericht ablegen, wie erst Maul und Nase aufgesperrt worden, wie es dann daher geflogen gekommen sei,

ſchaarenweiſe, wie er faſt gefreſſen worden ſei und erdrückt von Scherben. Als er gemahnt, er begehre nicht ſo viel, habe ja geſagt: gleich auf, ſo habe man erſt recht angefangen aufzuladen und geſagt: er ſolle nur nehmen, ſo exakt ſei man nicht, man ſei froh, wenn die Scherben einmal fort ſeien. Sie ſeien zwar gut verſteckt, aber der Alte könnte ſie doch einmal in die Naſe kriegen, habe dieſe gewöhnlich da, wo er nicht ſolle. Nun aber habe er mehr als die Hälfte Geſchirr zu wenig bei ſich gehabt, wenn er auch die doppelte Bürde Scherben hergebracht. Deßhalb habe er verſprechen müſſen, alsbald mit einer neuen Ladung wieder zu kehren, ſonſt hätten ſie ihn nicht gehen laſſen. Das werde nun wohl ſein müſſen, es ſei ihm wegen einem andern Male, ſonſt wollte er lieber, er hätte mit der ganzen Sache nichts zu thun gehabt.

Waren die Männer einmal im Zuge, hatten den Fuß im Bügel, ſo war die Batzen klemmende Bauernnatur verſenkt, auf eine Handvoll Thaler mehr oder weniger kam es dann nicht an. Darum waren ſie alsbald bereit, ihm noch einen Korb voll zu bezahlen, unter der Bedingung jedoch, daß er die Weiber allzumal ins Dorf hinunter locke, ihren Scherben nach. Der Kachelträger meinte, wenn ihm ſein Lebtag nichts ſchwereres aufgegeben werde, ſo gehe es ihm nicht bös, packte ein und ging. Ein Bauer nach dem andern ging, beſah unbemerkt die Scherben, und jeder, der wiederkam, hatte viel zu erzählen von alten Bekanntſchaften, welche er angetroffen. Milchhäfen von der Großmutter ſelig, Schüſſeln und Kacheln, welche vor Wochen oder Tagen ihm noch vor den Augen geweſen.

Dann ſuchten die Zwei unter den Männern, welche ſich am beſten unhörbar und unſichtbar machen konnten, die zurückgelaſſenen Scherben in eine ungebrauchte Stube des obern Stockwerkes zu ſchaffen. Es gelang ihnen, denn die Wirthin war gegen Abend ſtark beſchäftigt worden, ſo daß ſie ihre

Augen nicht allenthalben haben konnte, und das Gesinde war auf dem Felde, wie es auf dem Lande bräuchlich ist. Diesmal kam der Kachelträger rascher wieder, als sie dachten, und brachte die Nachricht, die Weiber würden hinter ihm drein sein, wie die Schweizer hinter den Burgundern bei Grandson; was sie anstellen wollten, müsse alsbald geschehen, sonst sei es zu spät.

Er habe ihnen gesagt, er habe das schönste Kaffeegeschirr, auch Teller und anderes mit Blumen und Figuren, wie sie es noch nie gesehen, um einen Spottpreis im Wagen; wenn sie was wünschten, so sollten sie kommen, von wegen dies sei das einzige und letzte Mal, daß er solches führe, es sei von einem Engländer, welcher sich Schulden halber aus dem Staube gemacht hätte. Erst hätten sie eingewendet, sie begehrten nicht, daß ihre Männer was davon wüßten, worauf er gesagt, sie sollten nicht Kummer haben, er glaube, die Männer seien weiters gegangen. Sollten sie es nicht sein, so wolle er ihnen den Wagen hier oder dort hinstellen, so könnten sie unbemerkt dazu und davon. Nun war's, als ob die Männer alle zwanzigjährige Beine kriegten, rasch waren alle Scherben da, wo sie sein sollten, und die Männer verschwunden. Sie hatten hohe Zeit, denn alsbald rückten die Weiber an, nicht massenhaft, sondern ungefähr wie die Schweizer bei Grandson hinter den Burgundern her, Jede mit dem Bestreben im Leibe, die erste zu sein. Begreiflich ist in diesem Punkte gewöhnlich nur eine glücklich, diesmal war es die anerkannt böseste Frau im Dorfe, gewohnt, die vorderste Nase und das letzte Wort zu haben. Die bereits verschwundenen Männer mußten hell auflachen, wie auch die Weiber auf gewissen Punkten, von welchen aus man Hoffnung hatte, ungesehen in's Wirthshaus zu kommen, in raschen Schwenkungen zu verschwinden suchten.

Die Wirthin, deren Geschäfte mit der abnehmenden Hitze sich immer noch mehrten, und welche ums Haus fuhr

wie eine Wespe um eine reife Birne, ehe sie ansetzt, sah plötzlich zu ihrer großen Verwunderung etliche Weiber hinter dem Hause, die Hände in den Taschen der Röcke, vorsichtig sich umsehend, wie Hasen am Waldsaume nach Untergang der Sonne, wenn sie wissen möchten, ob es richtig und rein im Felde sei. Was zum Tausend bringt euch her, an einem heiligen Werktage? frug die Wirthin verwundert. Wo ist er? frug eine. Deiner? frug die Wirthin. Was denkst, was wollte ich dem nachfragen, lautete die Antwort, nein, der Kachelträger? Weiß es wahrhaftig nicht, sagte die Wirthin, gebe auf solches Pack nicht Acht, wenn nichts herum liegt, was gestohlen werden könnte. Will aber nachsehen, wenn ihr was mit ihm habt.

Wo sind unsere Männer hin? frug eine zweite. Wo wollten die hin, sagte die Wirthin, die sind zu faul, was Anderes zu machen, als draußen zu sitzen unter den Bäumen im Schatten. Deß erschraken die Weiber und baten die Wirthin, zu verhüten, daß die Männer ihr Hiersein entdecken. Das sei eine böse Nation, die meinten, der Herrgott habe das Geld nur für sie allein erschaffen, und brauche ein Weib einen Kreuzer, so begönnen sie zu schnürfeln und zu schnauben, als wenn sie nicht bloß Weib und Kinder, sondern auch Haus und Hof eines Schluckes verschlingen wollten.

Der Kachelträger und die Weiber kamen durch der Wirthin Vermittlung alsbald in Verbindung, während die Wirthin die Männer suchte, um sie zu unterhalten und vom Herumschwärmen abzuhalten. Sie trippelte unter die Bäume, kein Mensch war mehr dort. Ist's diesen Fleischklumpen schon zu kühl geworden draußen; wie soll es dann den armen Leuten gehen, welche nicht mit Fett gefüttert sind, wie diese, brummte sie. Sie eilte rasch dem Stübchen zu, wohin sich die Männer zurückzuziehen pflegten, wann die Nacht kam, oder sonst etwas, welches ihnen nicht anständig war. Pung,

Pung! ließ die Wirthin Schüſſe los, denn auch dort war Niemand. Sie ſprang herum, heraus, ums Haus herum, aber nicht einen einzigen von den Männern kriegte ſie zu Geſichte. Was Teufels ſoll das bedeuten, ſolche Käsköpfe und Weinbäuche kriechen nicht in Mauslöcher, rief ſie, und wenn man ſolche Schwernöther nirgends riecht und nirgends ſchmeckt, ſo iſt's wie mit Kindern, welche ſtille werden, da iſt gewißlich was im Werke. Sie lief zu den Weibern, welche eben mit dem Kachelträger in dem innigſten Verkehr waren. Sie waren vertieft aus Herzensgrund in die herrlichen, halbverwiſchten Figuren und kurioſen Blumen und handelten mit zitternden Händen um die Herrlichkeiten, ſchenkten der Wirthin gar keine Aufmerkſamkeit. Dieſe frug, ob die Männer ſich nicht gezeigt? Zerſtreut, kaltblütig über die Achſel hin, als ob die Frage ſie nichts angehe, es ſich um junges Vieh oder alte Hühner handle, verneinten die Weiber. Es ſeien die einen ſo geſcheut als die andern, und weiſe würden ſie zu beiden Seiten nicht, bis ſie der Tod ändre, ſagte die Wirthin vor ſich hin und lief weiter. Sie kannte die Welt, Männer und Weiber, und hatte ſie was in der Naſe, ſo jagte auf der Spur kein Jagdhund beſſer. Erſt frug ſie männiglich ums Haus herum, Niemand wußte etwas. Sie ſtöberte durch die Scheuer, das geſuchte Wild fand ſich nicht. Endlich ſagte ein Kind, es glaube, die Männer, nach denen ſie frage, ſeien die Treppe hinauf ins obere Haus gegangen. Die Wirthin nach im Sprung, als ob ſie im erſten Satz ihnen auf die Haube wolle, aber ſie lief hinauf, lief auf den Eſtrich, guckte in alle Ecken, ſteckte die Naſe hinter Holzhaufen und andere Objektivitäten, aber da war kein Mann zu ſehen oder zu hören.

Sie ſchoß wieder nieder, ſchoß durch alle übrigen Zimmer, fand keine fühlende Seele, bloß einige eingeſchloſſene, matte Fliegen ſchwirrten auf, ſie achtete ihrer aber nicht, ſchoß weiter bis an die Treppe, da machte ſie rechts um,

denn ihr war noch die ungebrauchte Stube eingefallen, schoß an deren Thür und stieß alsbald einen jämmerlichen Schrei aus, sie hatte sich die Nase blutig gerannt, die Thür war verschlossen. Zornesvoll rief sie, daß man öffne, aber je zorniger sie rief, desto stiller ward es drinnen. Sie wußte, daß die Thür sonst offen war, wunderbar mischten sich in ihr Furcht und Zorn, es geschah ihr wie oft den Weibern, sie wußte nicht, war menschliche Bosheit, oder eine übernatürliche Macht da im Spiel. Sie dachte sich das Ding freilich nicht so klar, aber es war ihr so, und nach Art der Weiber in solchen Fällen, setzte sie nicht ab, wie Männer wohl gethan und es einstweilen hätten dahin gestellt sein lassen; der Handel mußte ausgetrieben sein, sie wollte wissen, ob Mensch oder Teufel da drinnen sei? Ein kurzer Bericht bei den Weibern wirkte mehr, als manch sehr langer Bericht bei den Behörden. Die Weiber zuckten zusammen, ließen die Teller fahren, den Kachelträger stehen, umringten die Wirthin, spitzten die Ohren und wurden heiß inwendig, lebendig auswendig, frugen und riethen, was wohl gehen möge, was wohl zu machen sei. Gucken sei das Beste, meinte endlich die mit der Nase zuvorderst, Gucken sei eine kommode Sache, sie habe Sachen erguckt, sie dürfe nicht daran denken, geschweige davon reden. Du hast Recht, sagte die Wirthin, rief alsbald den Metzgerknecht, einen gewandten Burschen, der zu Allem zu gebrauchen war, befahl ihm, eine Leiter an's Fenster der verschlossenen Stube zu stellen und zu sehen, was drinnen gehe. Er gehorchte mit Vorsicht, stieg hinauf, guckte hin, guckte her, unten zappelten die Weiber wie Fische im Netze, frugen, was siehst, was geht, wurden immer zappelnder, frugen immer lauter, sintemal der Metzger nichts sagte, sondern bloß immer bedenklicher den Kopf schüttelte. Endlich kam er herab und sagte, er könnte Bestimmtes nichts sagen, es hange eine große Kutte am Fenster, so viel er aber habe merken mögen, liege ein großer

Haufe auf dem Tiſch, was Rothes, ſo viel er geſehen, auch Schwarzes, was es aber eigentlich ſei, das wage er nicht zu entſcheiden.

Ja nun gab's Feuer, Jede wollte hinauf, wer oben war, nicht wieder runter, eine glaubte den Rücken ihres Mannes zu ſehen, eine andere ſah zwei Rücken, aber ſie konnte nicht in's Klare kommen, wem ſie gehörten, wollte bis dahin nicht runter. Zudem ward es draußen dunkel, begreiflich drinnen noch dunkler. Die Weiber unten, wilder, ſchrieen nach mehr Leitern, und ſicher wäre ihnen noch der Gedanke an Feuerhaken gekommen, das Fenſter einzuſtoßen, die Kutte wegzureißen, wenn nicht plötzlich eine Stimme gefragt hätte: Habet ihr da etwas Neues, kann ich was helfen? Erſchrocken drehten ſich alle um, abſonderlich das Weib auf der Leiter, denn es war eben ihr Mann, welcher ſo gefragt hatte. Bäbi, biſt du es, ſagte der Mann zum Weibe oben, wußte nicht, daß du noch ſo feſt auf der Leiter wäreſt, mußt mir das nächſte Jahr wieder kirſchen. Die Wirthin jedoch nicht außer Faſſung, fuhr ihn hart an, was das zu bedeuten hätte, in ihrem Hauſe dulde ſie ſo was nicht, er ſollte das wiſſen. Der Mann gab guten Beſcheid, behauptete, es geſchehe nichts Böſes, erbot ſich, für gute Worte und einen Schoppen ihnen Alles, was vorgehe, zu zeigen, doch ſollten ſie leiſe machen, ihn nicht verrathen, es ginge ihm ſonſt viel zu übel. Mit Freuden wurde ſein Erbieten angenommen, ſachte folgten ihm die Weiber, enthielten ſich ſogar alles Redens, leiſe öffnete er ein wenig die Thür, winkte der erſten, zu gucken, zog ſich dann raſch in den Hintergrund. Vorſichtig ſteckte die erſte die Naſe durch die Spalte, ſchrie aber plötzlich laut auf, ſtieß die Thür ſperrangelweit auf, und hinter ihr ſchrieen alle andern auf, ſobald ihr Blick in die Stube frei ward, ſtürzten hinter der erſten her hinein, Jede die gangbarſten, kräftigſten Titel, mit welchen zornige Weiber ihre Männer traktiren, vor ſich her ſchleudernd, wie ehedem die alten

Helden, ehe ſie an's Schwert griffen und ſich ins Handgemenge ſtürzten, ihre Speere. Denn drinnen ſaßen um einen großen Tiſch herum die Männer, auf dem Tiſch lag ein hoher Haufe Scherben allzumal, und aus dem Haufen herans las jeder Mann ſeine alten Bekannten, freute ſich laut des Wiederſehens, erzählte laut mit Lachen, wie ſie ſich gefunden, und wie lange ſie auseinander gekommen und getrauert um einander. In dieſe Freuden des Wiederſehens ſtürzten die Weiber mit Mordſpektakel, den Weibern ward faſt übel vor Zorn, den Männern vor Lachen, manchem Weibe, wir müſſen es ſagen, juckte es wirklich in den Händen. Doch durch das Getümmel begann der Witz zu blitzen, der Sturm ward klarer, Schlag auf Schlag ging es her und hin, gleich blanken Klingen in muntern Händen.

Saß ein wackerer Hieb in dickem Fleiſch, ſo ertönte ein helles Lachen, und klärte das wilde Wetter auf. Wie es kam, wiſſen wir nicht, aber kein Weib kreuzte mit dem eigenen Manne die Rede, ſondern ſchlug ſeine Worte den andern um die Ohren, das nahm dem Handel das Gift, leitete die Verſöhnung ein, den Uebergang bildete ein Glas Wein, welches der Mann dem Weibe brachte, und das Ende war, daß um einen langen Tiſch Männer und Weiber ſaßen, auf dem Tiſche waren aber keine Scherben mehr, ſondern gut Eſſen und Trinken, und von dieſem las jeder ſich aus, was ihm am beſten in die Augen ſchien. Ja ſelbſt der Kachelträger ſaß unten am Tiſche, da er ſich ſo gut zu entſchuldigen wußte mit Einfalt und Armuth, daß die Weiber ihm nicht nur verziehen, ſondern daß er in ihrem Dörfchen die beſte Kundſame erhielt.

Indeſſen wenn auch Friede ſchien, das Ding war doch ins Blut gedrungen und eiterte abſonderlich bei der Wirthin, welche bei dem meiſten Verkehr auch am meiſten darunter leiden mußte. Begreiflich blieb der Spaß nicht in den vier

Wänden, ſondern wurde bekannt und nicht wieder vergeſſen. Keine Schüſſel ging entzwei, daß nicht geſagt wurde, das mache nichts, man kriege ja jetzt Ganzes für Zerbrochenes, ſelten kam Jemand ins Wirthshaus, der nicht frug, wann wieder Scherben-Ausleſe ſei, oder ſtichelte, wie man ehedem vom dummen Teufel geſprochen, jetzt aber von dummen Weibern viel die Rede ſei.

Aber, aber, Weiber reizen iſt ein bös' Ding, ein ſelten Ding iſt's, wenn auf ſolch Reizen nicht die Rache folgt. Sie vergelten halt gar zu gerne, die guten Weiber, ſowohl Plagen als Küſſen; es verrannen Sommer und Herbſt, was ihnen wiederfahren, das behielten die Weiber fein in ihren Herzen.

Ein wilder Winter legte ſich über die Erde, rauh ſtürmte es über die Berge her durch die Thäler, abſonderlich der Februar war ein grimmiger Monat. Das iſt ein ſeltſamer Monat, kann Mienen machen ſo lieblich wie ein Mädchen, welches für ſein Leben gerne einen Mann möchte. Thut er ſo lieblich, ſo iſt es nie richtig, ſondern akkurat wie bei einem Mädchen, bei welchem die lieblichſten Mienen vor der Heirath ſich nach der Heirath ſo gerne verwandeln in ſaure und grimmige. Viel beſſer iſt's, der Februar mache ein Geſicht wie eine alte Hexe, welche ſterben ſoll und nicht mag, dem Tod die Zähne zeigen möchte und keine mehr hat, mit ſchrecklichen Mienen den Tod vom Bette wegjagen möchte.

Gerade ein ſolch ſchrecklich Hexengeſicht machte der Februar, von welchem wir reden wollen. Die Katzen verließen den warmen Ofen nicht mehr, die Haſen ſammelten ſich in die dichteſten Tannengehäge, hielten dort große Volksververſammlungen, nur die Mädchen ſah man umherſchwirren wie die Fledermäuſe, am liebſten zwiſchen Tag und Nacht, ließen ſogar die Holzſchuhe unter dem Ofen ſtehen, hüpften in Tanzſchuhen durch den kniehohen Schnee oder

Koth, freilich bei jedem Hupf einen Schrei ausstoßend, natürlich bloß innerlich, bis das Hüpfen auf dem Tanzboden anging, da ward ihnen wieder wohl, und wenn auch nicht völlig als wie fünfhundert Säuen, so doch wie dem Fischlein auf dem Grunde. Einmal, es war die wildeste Nacht in diesem Monat, alle Berggeister schienen losgebrochen, heulten durch die Dächer, prasselten an die Fenster, wirbelten in der Luft herum, als Hagel, Schnee und Regen, daß es ein grauses Hören war, da klopfte es an einem Fenster in gedachtem Dörfchen, es mochte eine Stunde vor Mitternacht sein oder etwas mehr. Das Klopfen ward alsbald vernommen, das Schiebfenster aufgestoßen, und nach dem Begehren gefragt. Gerichtsäß (Beisitzer am Untergerichte), hieß es von außen her, geschwind auf und macht euch zurecht. Der Pfarrer ist plötzlich gestorben, die Verwandten wollen ihn noch in dieser Nacht nach Bern führen, wo er Bürger ist, ihn dort zu begraben. Die Vorgesetzten und achtbarsten Hausväter sollen ihm das Geleit geben. Um Zwölfe längstens seid im Wirthshause, vergeßt den Mantel nicht. (Der schwarze Mantel ist nicht bloß Trauermantel, sondern eine Auszeichnung der Vorgesetzten, ehedem trugen sie ihn bei jedem Besuche des Gottesdienstes, jetzt noch, wenn sie zum Abendmahl gehen.) Der aufgerufene Gerichtsäß wollte Weiteres erfragen, aber verschwunden in Sturm und Nacht war der Bote. Vor Angst und Eile konnte der Gerichtsäß kaum Licht machen, und erwachen wollte sein Weib nicht, wie laut er ihm auch rief. Als es endlich erwachte, belferte es schrecklich über eine solche Zumuthung in solcher Nacht, ob man denn meine, Bauersleute seien ärger als Pudelhunde, und wer ein Loth Verstand hätte, ginge nicht, hieße sie, ihm in die Schuhe blasen. Aber der Gerichtsäß ward böse über die Dummheit des Weibes, schrieb sie der Faulheit zu, um nicht aufstehen zu müssen, ihm was Warmes zu machen, und sagte kurz: das verstehst du nicht, aber aufstehn mußt

du, gib mir ein Hemd, salbe die Schuhe und zwar geschwind, hörst, möchte nicht der letzte sein.

Nicht um viel Geld hätte der Gerichtsäß auf die Ehre, an welche er nie gedacht hatte, verzichtet, im Mantel als Vorgesetzter seiner Gemeinde in Bern einzuziehen, wo dann meine gnädigen Herren zu einander sagen würden, seht, dort ist der Vrenech Bauer, einer von den ersten, er ist Gerichtsäß, und was er noch Alles werden kann, ist Gott bekannt. Er musterte gewaltig sein säumend Weib, welches ihn immer noch abspenstig machen wollte. Allein selbst ist der Mann, der Gerichtsäß ward flott, hob die Anker, setzte die Segel auf und steuerte aus dem Hause. Wahrhaftig, so deutlich war ihm der Vortheil, ein Mann von Gewicht zu sein und keine Hopfenstange, nie geworden als jetzt, erst jetzt kam er so recht dankbar zu edlem Selbstbewußtsein.

Der Sturm fuhr einher mit Heeresmacht, massenhaft trieb er Schnee und Winterhagel über die Erde, oft ward der Gerichtsäß zweifelhaft, segle er mit seinen Beinen vorwärts, oder rückwärts mit dem Winde.

Noch in mehreren Häusern schien ihm Licht zu dämmern, aber in heiligem Eifer, nicht der letzte zu sein, säumte er sich nicht mit der Nachfrage, dachte, die wüßten den Weg so gut als er, und arbeitete sich wacker durch die Schneewellen des Sturmes. Doch war er trotz seines Eifers nicht der erste; ein Chorrichter (eine Art von Aeltesten, auch Ehegaumer genannt), war ihm zuvorgekommen, dies hatte aber auch seinen guten Grund. Derselbe hoffte Ammann zu werden, und bekanntlich müssen Ammänner vorangehen, und um seine Fähigkeit dazu zu zeigen, hatte er nur das Nöthigste angezogen, das Uebrige in der Tasche mitgenommen. Als der Gerichtsäß kam, band Jener sich eben das Halstuch um, zwar mit großer Anstrengung des Leibes und der Seele, indessen gelang es ihm doch zu seiner eigenen großen Verwunderung. Drei Gemeinden könnte man auslaufen, ehe

man einen Mann finde, welcher das Halstuch ſich ſelbſt umbinden könne, ſagte er. Einer nach dem andern kam daher gerannt und landete mit mehr oder weniger Ungeſtüm in der ſpärlich erleuchteten Stube. Von den erſtern wollten die ſpätern das Nähere wiſſen, das Wie, Wo, Wann, aber alle wußten gleichviel, alle hatten die gleiche Botſchaft erhalten und mehr nicht.

Man jagte die Wirthin auf, die machte ein dumm und ärgerlich Geſicht, akurat wie jeder Mann bereits eins zu Hauſe geſehen hatte, und wußte ebenfalls nichts. Indeſſen war ſie doch eine willkommene Erſcheinung, ſie war ein Bedürfniß, denn jeden durchrieſelte es kühl, es graute allen vor dem Wege, nach Stärkung, nach innerlicher Wärmung trugen alle ein ſehnlich Verlangen. Den Forderungen der Zeit, den Bedürfniſſen des Volkes abzuhelfen, vermochte die Wirthin, die Schlüſſel dazu trug ſie in ihrer Taſche.

Sie war eine edle Natur, den Wünſchen des Volkes zu entſprechen, war ihr Bedürfniß, war ihr Leben, dem einen half ſie mit weißem auf die Beine, den andern wärmte ſie zu edler Glut mit rothem und je nach Willen und Bedürfniß theilte ſie die Portionen in halbe und ganze Schoppen. Als die Männer warm ſaßen, begannen ſie ſich zu verwundern, daß nicht mehrere nachkämen aus den anderen Theilen der Gemeinde. Sie wüßte nicht, ſagte die Wirthin, warum die gerade hierher kommen ſollten, ſie müßten Weg verlaufen, vielleicht ſeien dieſe unten beim Sigriſt oder im Pfarrhauſe, oder gleich beim lahmen Bären im Nierenſtich, da erſparten ſie faſt eine Stunde Wegs, indeſſen wiſſe ſie es nicht. Mitternacht war längſt vorüber, die Schoppen waren geleert, bereits hatte die Wirthin neuen Forderungen entſprochen, nachträglich erwachten Bedürfniſſen abgeholfen, die Zeit aber konnte ſie nicht todtſchlagen, welche lang zu werden begann, einer Schlange ähnlich, welche ein runder Knäuel ſcheint

und ſich auseinander rollt, bis ſie zur ſchrecklichen, Alles verſchlingenden Boa wird. Kurios iſt's, daß die Männer ſehr häufig erſt zu rathen beginnen, wenn ſie Langeweile kriegen, daher die meiſten ihrer Rathſchläge nach ungeheurer Schläfrigkeit riechen, wie Kranke bald nach Merkur oder nach Kamillenthee oder Hoffmannstropfen oder nach Biſam, je nach der Krankheit, begreiflich. So begannen auch unſere Männer, die Mäntel unter dem Arme, um bereit zu ſein auf den erſten Wink, wie in wichtigen Nächten auch die Huſaren immer geſattelt haben, den Zügel am Arme, zu rathſchlagen, was da wohl vorgehe im Pfarrhaus, und was ſie zu machen hätten, ob es wohl nicht thunlich wäre, eine Deputation in's Pfarrhaus zu ſenden, zu ſagen in erſter Linie, ſie ſeien da, in zweiter Linie aber zu fragen: was jetzt gehen ſolle? Die Wirthin, welche eben Stillung neuer Bedürfniſſe brachte, ſagte im Vorbeigehen, das hülfe ſie nicht machen, für ſo weiſe Männer, wie ſie ſein wollten, die Gemeindeväter, wäre das das Witzigſte nicht, indeſſen wolle ſie ſo weiſen Häuptern nichts befohlen haben. Aber gedacht hätte ſie, es ſollte ihnen in Sinn kommen, daß man bei ſolchem Wetter nicht mit einer Leiche fahre und daß, je wüſter es mache, man deſto ſicherer hoffen könne, es beſſere in der nächſten Stunde, und daß, wenn ſie ins Pfarrhaus gingen und preßirten, man dort denken müſſe, ſie könnten nicht warten, bis ſie den Pfarrer aus der Gemeinde hätten, und für Männer, wie ſie ſein wollten, wäre ſolches wohl nicht das Anſtändigſte, und Niemand würde ihnen viel darauf halten.

Die Rede der Wirthin fiel ins Gewicht, und zudem war das Wetter wirklich ſo, daß kein barmherziger Menſch einem Hunde zugemuthet hätte, vor's Haus zu gehen, und ſo oft einer ſeinen Schoppen ausgetrunken hatte und ſich Zeit nahm, an's Fenſter zu gehen, ſo war es akurat das gleiche Wetter. Dann ſaß man wieder nieder, brummte über

die eigene Eilfertigkeit und wie diesmal das Weib, welches gemeint, man solle nicht so preßiren, doch klüger gewesen. Selb sei wahr, zuweilen wäre es nicht übel, wenn man auf die Weiber hörte; selb aber sei fatal, daß man von vorne herein nicht wissen könne, wann es gut sei und wann nicht! Darauf begann der Rath und das Ueberlegen, ob es nicht gut wäre, wenn sie was Warmes machen ließen, eine gute Käsesuppe, sammt saurer Leber und einem schönen Bißchen Braten? Aber wiederum wäre es doch höchst fatal, wenn sie dann fort müßten, wenn die Sachen bald fertig wären, kriegen thäten sie nichts davon, und schenken würde die Wirthin ihnen die Zeche nicht, das sei eine, die nicht wisse, was Manier sei, weder mit dem Maul noch mit der Zeche. Wenn ihre Sachen nicht so gut wären, die hätte sie längst zum letzten Male gesehen, der hätten sie es zeigen wollen, daß sie nicht Schulbuben seien und sie der Schulmeister.

So rathschlagten und räsonnirten die Männer, derweilen wurden die Lichter bläßer, ein Stücklein Tag dämmerte an den Fenstern, es steigerte sich die Ungeduld zum Zorn, man wurde immer mehr gleicher Meinung, wie die Weiber daheim Recht gehabt; Herrenleute hätten keinen Verstand, betrachteten Bauersleute als Hunde, und unverschämt sei es von Pfarrers, daß sie nicht Bescheid sagen ließen, was vorgehe, damit man wenigstens wisse, woran man sei. Aber was wolle man, was einem der Herrgott nicht gegeben, das könne man Niemanden zumuthen, Verstand hätten sie halt keinen, und kriegten keinen einstweilen.

Indessen hatten sie ihre Mäntel noch bei der Hand, wie die Kinder Israel beim Auszug aus Egypten die Schuhe an den Füßen und die Stecken in den Händen, da sah einer des Pfarrers Knecht die Straße heraufkommen, rief alsbald die frohe Kunde aus, lief hinaus, das Nähere zu hören, während die andern nach den Mänteln griffen, sie ausein-

ander ſchüttelten, und einer zu dem andern ſagte: Bitte, hänge mir doch die Haken ein in den Rockkragen.

Der, welcher hinausgegangen war, empfing des Knechtes Morgengruß. Dank dir Gott, Benz, antwortete er, wann wollen ſie mit ihm fort?

Mit wem? frug Benz. He mit wem, als mit dem Pfarrer, antwortete der Mann. Ei ſo, ſagte Benz, ſie wollen jetzt gar nicht fort. Ich muß eben zum Schmied, bei dem das Roß beſtellt war, und ihm abſagen. Es macht ihnen zu bös Wetter. Daß er mitfahre, dazu haben ſie den Pfarrer ſchon Anfangs nicht bewegen können, wie ſie auch angeſetzt. Man ſolle ihn ruhig laſſen, hat er geſagt, er ſei am wohlſten daheim. Was, ſagte der Mann und that die Augen auf, redet der noch? Ja, ſagte Benz, der kann reden, man ſollte ihn hören daheim. Da geht's ihm viel ſchärfer als auf der Kanzel. Die Frau und die Andern gehen gerne zum Beſuche, er aber iſt lieber daheim, und da geht's manchmal los. Heute ſollten ſie auf Thun zu einem Thunerherrn, weiß nicht mehr wie er heißt, zum Eſſen, und er wollte nicht. Er frage dem nichts nach, hatte er geſagt, ſie ſollten ſeinethalben gehen, ich könne fahren mit ihnen. Mir wäre es anſtändig geweſen, hatte drinnen viel zu verrichten, aber jetzt iſt's ihnen auf einmal anders in Kopf gekommen. Wegen dem Wetter hätte das ſo viel nicht gemacht, iſt man einmal unter Dach, ſo macht Einem das ja hell nichts mehr. — Daneben iſt alſo der Pfarrer wohl auf? frug der Bauer. Allweg, ſagte der Knecht, es dünkt mich, er werde alle Tage jünger. Aber wenn Einer ſo eſſen mag, wie er, ſo iſt es nicht zu verwundern. Wenn der nicht ſieben Erdäpfel verſorgen kann, Fleiſch und Gemüſe dazu, daß es eine Art hat, des Morgens Butter, des Abends Käs, ſo meint er, er habe nichts gegeſſen und klagt, er könne nicht ſchlafen von wegen der Oedigkeit im Magen. Doch nicht für ungut, ich muß

gehen, ſonſt füttert der Schmied überflüſſig, und ich muß es auf dem Buckel haben.

Da ſtand der Mann, wahrlich nicht in angenehmer Stellung, und doch ſtand er ſo und wäre, es weiß kein Menſch, wie lange ſo geſtanden, wenn nicht einer bereits mit dem Mantel am Rücken hinausgekommen wäre und gefragt hätte: Nu Hans, was iſt's, warum bringſt nicht Bericht? Da kam ihm die Beſinnung, raſch drehte er ſich um; thut den Mantel weg, daß ihn ja Niemand ſieht! ſagte er und drinnen ſtattete er den Bericht ab, welcher wirklich nicht, ſo kurz er war, zur Ergänzung zurückgeſandt zu werden brauchte. Derſelbe erſättigte ſo, daß die Männer in große Wallung geriethen, daß es gewaltig donnerte zwiſchen ihnen, und der ſchwere Eichentiſch krachte unter den mächtigen Fauſtſchlägen. Das müſſe alsbald dem Landvogt angezeigt werden, war die allgemeine Meinung, der werde dann zeigen, was es heiße, Vorgeſetzte zum Narren zu halten und ſelbſt den Pfarrer in das Narrenwerk hinein zu ziehen.

Sie begannen die Deputatſchaft zu ernennen. Wer bei ähnlichen Geſchäften betheiligt geweſen iſt, wird begriffen haben, wie ſchwer ein ſolch Geſchäft iſt, beſonders wenn die Meiſten ſich äußern, für kein Geld möchten ſie ſich wählen laſſen, während ihre Seele nach der Wahl brennt, wie die Zunge eines Hirſches nach einer Waſſerquelle. Die Wirthin meinte im Vorbeigehen, das ſei das Schönſte, welches ſie machen könnten, dem Landvogt ſelbſt anzuzeigen, wie dumm ſie ſeien. Wäre ich Landvogt, ſo verſammelte ich morgen die Gemeinde, zeigte ihr an, ſolche Babi könne ich nicht brauchen, welche ſo wenig Achtung genöſſen, ſie ſollten andere Vorgeſetzte wählen. So würde ich ausfahren, und die Sache wäre recht, wenn ſie nicht geſcheuter wären und ihre Dummheit ſelbſt ſo recht austrompeteten.

Die Bemerkung ſchlug ein, faßte Grund, machte innerliche Bewegung, erzeugte Angſt, die Berathung nahm eine

andere Wendung, der Beschluß war ein überraschender. Sie wurden nämlich einig, hier zu bleiben, den Tag zu verarbeiten so gut als möglich, sich zu stellen, als hätten sie wichtige Geschäfte, welche hauptsächlich die Gemeinde beträfen, einstweilen aber nicht veröffentlicht werden dürften. Derweilen könne man unter der Hand nach dem Thäter, dem Majestätsverbrecher, forschen, denn er müsse an den Tag, es koste, was es wolle. So was an den Häuptern der Gemeinde verübt, sei doch wohl noch nicht erhört worden, verdiene auch die allerhöchste Strafe, der Thäter müsse, sei er, wer er wolle, ohne Ansehen der Person, wenigstens gehängt werden. Das sei das Beste, was sie thun könnten, meinte die Wirthin, gar nichts an sich merken lassen, bis man den Thäter hätte und unterdessen hier bleiben. Wenn sie es begehrten, so wolle sie ihnen ein Mittagessen bereiten, womit sie könnten zufrieden sein. Sie hätte noch was in der Beize, wenn sie es wüßten, sie könnten schon jetzt die Beine nicht still halten unter dem Tische, im Küchenschrank und in der Metzg würde sich wohl auch noch was finden. Das gefiel den Männern, sie gaben der Wirthin noch allerlei Aufträge, die Entdeckung des Thäters betreffend, dann legten sie sich auf ihr Tagewerk, lagen ihm auch mit großem Fleiß und staunenswerther Nachhaltigkeit ob, und wie jeder Fleiß zu schönem Bewußtsein führt, so wurden auch die Männer guter Dinge und voller Fröhlichkeit, es sprudelte der Witz, der Tag verblitzte: Die Finsterniß kam, Lichter wurden gebracht, sie wußten nicht, wie es Abend geworden, doch bei dem Einen war es verblieben: wenn sie nur den verfluchten Spitzbuben hätten, gehängt müßte derselbe werden, sei er, wer er wolle, ohne Ansehen der Person, und zwar noch diesen Abend, — wenn sie ihn hätten nämlich.

Unterdessen war es nach und nach auch in der Nebenstube lebendig geworden. Anfänglich hatten sie sich dessen nicht geachtet, als es aber immer lauter klirrte und lachte,

machte ſie das Ungewohnte doch aufmerkſam. Die Neugierde erwachte, die Wirthin wurde gefragt. Es ſei Jemand gekommen, antwortete ſie uneinläſſig und ging ihrer Wege. Das ſei doch keine Manier, ſo zu antworten, ſagte einer, und da es drüben eben noch lauter lachte und lärmte, ſetzte er bei: wenn ſie es nicht ſagen wolle, ſo habe man Augen und könne ſelbſt ſehen, und in einem Wirthshauſe werde es wohl erlaubt ſein, eine Stube aufzumachen, ſo gleichſam unbedacht und unverſehens.

Er ſtieß die Pfeife in die Taſche, hielt erſt das Ohr an die Thür, dann öffnete er ſie leiſe ein klein wenig, guckte durch die Spalte, trat raſch aber leiſe zurück, winkte den Andern, deutete jedoch die größte Stille an; die ſchweren Männer nahten ſich ſo leiſe, als es bei zwei und drei Centnern auf dem Rücken möglich wird, ſtellten ſich einer hinter dem andern auf, ſchauten ſich über die Achſel, unter den Armen durch, kurz, wie Jeder konnte und mochte nach ſeiner oder ſeines Vordermannes Beſchaffenheit. Dem vorderſten ward die anfängliche Spalte zu enge, geſchweige dem hinterſten, der gar nichts ſah, gar nicht begriff, was das Kopfſchütteln, das Flüſtern: das hat gefehlt, das hat noch gefehlt, zu bedeuten hätte. Es entſtand ein Drang nach vornen, ganz natürlich, wie ein weiſer Rathsherr ſagen würde, die Spalte erweiterte ſich, da die Thür, wie alle Wirthshausthüren, verſchwiegen in den Angeln war, ehe man es ſich verſah, ſtand ſie offen. Der Vorhang war aufgegangen, im geheimnißvollen Zimmer ſaßen ein Dutzend Weiber um einen großen Tiſch herum, auf welchem eine Maſſe von Halb-Schoppen-Gläſern, Schoppen und Flaſchen ſtanden. Die Weiber griffen in Gläſern und Flaſchen herum, rochen daran, ſchüttelten die Köpfe, ſchoben ſich zu, was ſie in Händen hatten, lachten ſich zu, ſagten ſich allerlei Witze. So trieben ſie Spaß, klirrten tapfer mit den zugeſchobenen Gläſern, verſteckten aber oft hinter dem freundlichſten Schub das

ſchärfſte begleitende Wort. Eine einzige nahm nicht Theil am Spiel, ſie war die jüngſte, lachte nicht und weinte faſt, hatte einen großen Haufen von Glas vor ſich und ſchob ihn nicht weiter.

Da frug ſie eine ältere, mit erfahrenem Geſicht, Brene was haſt? Da ſchüttelte es die junge eine geraume Zeit, ungefähr wie einen noch nicht oft gebrauchten Ziehbrunnen, wenn das Waſſer kommen will. Ach, ach, ich habe die Schoppen und Flaſchen, welche mein Mann gehabt, ausgeleſen, nun ſtehen 37 vor mir! Ach Gott, was koſtet das, was ſoll aus mir werden, und aus ihm! Aber Brene, aber Brene, das iſt ja nur Spaß, wie wollteſt du die Schoppen kennen, aus welchen dein Mann getrunken hat? — Warum ſollte ich ſie nicht kennen? ſchluchzte Brene. Er kehrt alle um, läßt ſie vertropfen, daß auch nicht ein einziger Tropfen mehr darin bleibt, jetzt habe ich 37 Schoppen vor mir, welche gar nicht tropfen wollen. Da lachte die alte und meinte: die, welche vertropfen ließen, ſeien ſicher nicht die Schlimmſten, für die ſei noch Hoffnung und zwar die meiſte und mehr als einer müſſe ſein dieſer Art, denn einer trinke allein nicht 37 Schoppen. Das hatte das große Gelächter gegeben, denn jedes der Weiber wollte nun wiederum wiſſen, ob ihr Mann in dieſe Klaſſe gehöre oder in eine andere. Während dieſem Spiele war die Nebenthür aufgegangen, die Weiber merkten es, nahmen aber keine Notiz davon. Den Männern kam das Ding verdächtig vor, faſt wie ein abgeredet Spiel. Der, welcher Ammann werden wollte, hielt es unter ſeiner Würde, ſo was ungerügt hingehen zu laſſen, trat aus eigener Machtvollkommenheit aus dem Knäuel hervor, frug mit angehender Majeſtät, was das eigentlich bedeuten ſolle? Nichts Beſonderes, ſagte die eben erwähnte alte, aber weil ihr es doch wiſſen wollt, ſo müßt ihr es wiſſen. Wir kamen euch entgegen aus Erbarmen und Höflichkeit, um euch eure Mäntel heimzutragen, rechneten darauf,

daß ihr ein Glas Wein uns anbieten würdet, ihr bringt es ja ſonſt jeder Naſe, welche in einem Mieder ſteckt. Aber wahrſcheinlich waren wir nicht die Rechten, denn Keiner achtete ſich unſer, auf dem Trocknen ließ man uns ſitzen, was für ſolche Mannen nicht brav iſt. Da erbarmte ſich die Wirthin, brachte uns die Broſamen von der Herren Tiſche, die Schoppen, welche ihr ausgetrunken, damit wir ſie austropfen laſſen konnten. Ach du mein Gott, erſt erſchraken wir vor den Schoppen, wo doch jeder auf einen Satz nur einen trinken will, weil mehr ihm nicht wohl macht, und jetzt die Unzahl!

Ach du mein Gott, und als man an's Tropfen kam, wollte nichts tropfen, und ſo ſitzen wir da zwiſchen unzählbaren Schoppen und vielen Tröpfen, und nichts will tropfen, uns klebt die Zunge am Gaumen! So ſprach die Alte, und wir müſſen ſagen, daß nicht bloß die angehende Majeſtät erblaßte, ſondern alle Männer verblüfft wurden. Der Daumen fiel ihnen in die Hand. Aber das iſt bekannt, daß dem, welchem der Daumen in die Hand, doch nicht immer das rechte Wort in den Mund fällt. Man verbirgt die Verlegenheit wohl gerne hinter der Miene, welche wirklich beleidigte Majeſtät anzunehmen berechtigt iſt. Mit gerunzelten Stirnen traten die Männer ein, der Inſtinkt gab ihnen ein, ſie ſeien den leichten Waffen der Weiber nicht gewachſen, ſeien überhaupt im Nachtheil. Ob ſie die ſchweren Waffen gebraucht hätten, wiſſen wir nicht, weiß doch ja ſelten der, welcher ſie gebraucht, einige Sekunden vorher es ſelbſt. Indeſſen die Wirthin war eine kluge Frau, gewandt in allen Fällen, und entgegen dem Grundſatze der Aerzte, vermied ſie jede Kriſis. Im Nu hatte ſie mit ihren hülfreichen Geiſtern den Tiſch abgeräumt; ehe eine Erörterung ernſtlich begonnen hatte, ſtand ein herzerhebend Abendeſſen da, ein recht eigentliches Zweckeſſen. Was aber ein ſolches für eine verſöhnende, herzbrechende Macht hat, weiß Niemand, als wer es erfahren hat, beſonders wenn eine Wirthin nachhilft

mit luſtigen Redensarten und freundlichem Achſelklopfen. Wir müſſen ſagen, einträchtiger als ſelten gingen die Ehepaare heim; die Weiber im Bewußtſein vollſtändiger Genugthuung, die Männer im innigen Verlangen, daß die Vergangenheit vergeſſen und vergeben ſein möchte. Schön und friedlich war es ſelben Abend in allen Häuſern, ſelb iſt wahr, und allenthalben ward ein freundlich Nachfeſt gefeiert. Es wäre Alles gut geweſen und zwei luſtige Abende mehr in der Welt, wenn immerdar ſchön Wetter geblieben wäre am Ehehimmel und Friede in jedem Hauſe. Aber wie die Steine naß werden, wenn es ander Wetter geben will, und wie Blutstropfen hervortreten, wenn die Zeiten giftig werden, ſo fließ es dieſe Wize heraus, wenn es trüb in den Herzen wurde, ſie wurden ſichtlich, wurden gezeigt, dann erfolgte ſicherlich Blitz und Donner, manchmal ſogar wirklicher Hagel.

Wiz iſt gar luſtig am Ehehimmel, Wetterleuchten, welches die Luft reinigt und ſchön Wetter macht, aber er muß wechſeln zwiſchen Mann und Weib und zwar bei unbewölktem Himmel und unter vier Augen. Wird der Wiz zwiſchen Mann und Weib ein öffentlicher, dann hat's gefehlt, es gibt Verhältniſſe, welche in Praxi die Oeffentlichkeit nicht ertragen mögen, ein ſolches iſt die Ehe. Wer weiß, bei der Emancipation der Weiber kommt's vielleicht beſſer. Da wird dann per se Alles öffentlich, und was die Weiber dabei gewinnen, das wird die Zeit lehren; wer's erlebt, wird's anſchauen. Wer aber dann wiederum vernimmt, was Jene angeſchaut, der wird in ſtiller, verſchwiegener Traulichkeit und häuslichem Beieinanderſein das Glück ſuchen — und finden.

Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler.

Neue illustrirte Zeitschrift für die Schweiz. Jahrgang 1849.

Es ändert ſich die Welt, wie man zu ſagen pflegt; es wechſeln die Sitten der Menſchen, und doch geſchieht nichts Neues unter der Sonne, wie Salomo ſagt; denn das Alte wird ſeiner Zeit wieder neu und das Neue alt. Das Wort Staatskunſt klingt gar hoch und ſchwer; man ſtellt ſich Wunder was darunter vor, aber es ſteckt nicht halb ſo viel dahinter; es bedeutet bloß: die Kunſt, an's Ruder zu kommen.

Ununterrichtete möchten glauben, dazu gehöre auch die Kunſt, am Ruder zu bleiben; aber ſie würden ſich ſehr irren. Das am Ruder bleiben und nicht bleiben, hängt ganz vom Wetter ab, und das macht bekanntlich Gott. Wenn es viel Birnen gibt, gibt es viel Eichhörnchen; gerathen die Trauben wohl, ſchneit und regnet es Regenten, und was kann der Menſch an Trauben und Birnen machen?

Die Staatskunſt, oder die Kunſt, an's Ruder zu kommen, beſteht in zwei ganz verſchiedenen Methoden, von welchen bald die eine, bald die andere die herrſchende iſt: entweder muß man dazu geboren, oder dazu gewählt werden. Dieſe beiden Methoden ſchließen einander ziemlich aus. Denn zumeiſt wird nicht gewählt, wer dazu geboren wäre, und wer gewählt wird, iſt wiederum nicht dazu geboren, und je weniger Einer dazu geboren iſt, deſto hitziger betreibt er das

Winden, die da kommen, nach Sonne und Schnee, welche in Aussicht stehen; so hatte es Herr Böhneler akurat. Da also das Bleiben am Ruder ebenfalls vom Wetter abhängt, wer schickt sich da besser an's Ruder als der, der instinktmäßig das Wetter wittert Wochen, Monate voraus? Die Wetterkapuziner sind bekannt, wie sie ihre Kapuze über's Haupt ziehen und wieder sie lüften und barhaupt dastehen und Alles ohne alle Vernunft, aus bloßem Instinkt; gerade so eine glückliche Gabe hatte Herr Böhneler und zwar eben auch ganz aus bloßem Instinkt. Und dieser Instinkt dehnte sich auf seinen ganzen Verkehr aus. Er konnte heute vor einem Menschen barhaupt, den Hut in der Hand, stehen und morgen behielt er kühn den Hut auf dem Haupte, wenn der andere vor ihm den Hut abzog; er konnte heute Männern, welche auf seinem Zimmer waren, sagen, er bitte sie, sich gleich zu entfernen, er könnte sonst verdächtig werden, wenn man sie bei ihm anträfe, denen er einige Tage vorher nachwedelte wie Lips, der bekannte schwarze Pudel, seinem bekannten Meister. Nur Eins hatte ihm die Natur versagt; das machte ihn zu Zeiten fast trostlos; es wuchs ihm nie und nimmer ein Schnauz. Bekanntlich haben wir in unserm Vaterland von Zeit zu Zeit martialische Anfälle, ganz schreckliche, mörderliche, wo wir uns geberden, als wollten wir die halbe Welt fressen, die andere halbe dazu als Getränk verbrauchen. Wer das Vaterland liebt, ein Volksfreund ist, muß diese Anfälle begreiflich auch haben und zwar nicht bloß haben, sondern auch gleichsam sie repräsentiren. Dies geschieht am wirksamsten mit Worten, Worten wie Keulen, mit welchen man nicht bloß Franzosen und Oesterreicher zu Pulver zermalmt, wie Tabakblätter in einer Schnupftabakstampfe, sondern alle Büffel und Elephanten, sammt Kameelen und Rhinozerossen todtschlägt, als wären es Fliegen oder höchstens Käfer, in welcher Methode Luvini, der Tessiner Held im Rathssaale, ein unübertreffliches Vorbild ist. Indessen

reden kann man nicht immer, man muß den Heldenmuth und die Vaterlandsliebe auch vorweiſen, ſie zeigen können auf hundert Schritte weit, daher hat man ein allgemeines Zeichen, das iſt der Schnauz. Man nimmt an, wie auf gutem Miſt Schwämme wachſen über Nacht, wenn es ſchlecht Wetter geben will, ſo wachſen, wo die Herzen gut ſeien, die Geſinnung recht, die Volksthümlichkeit groß, gleichſam über Nacht Schnäuze unter der Naſe, wenn dem Vaterland Gefahr drohe, wenn es Krieg geben wolle. Ein ſolches Zeichen brachte Herr Böhneler nicht zuwege, ein Schnauz wollte ihm nicht wachſen; es brachte Herrn Böhneler faſt zur Verzweiflung. Er habe zwar graue Haare, ſchwache Augen, ſchwache Beine, aber ſein Blut ſei heiß für's Vaterland, wie zwanzigjähriges, ſagte er; er fühle Kriegsdrang und würde für die Freiheit ſterben, ſagte er, wenn er jünger wäre.

„Anne Bäbi," ſchrie er oft auf des Nachts, „Anne Bäbi, was mache ich doch, um einen Schnauz zu kriegen. Anne Bäbi, weißt mir nichts? Seifen hilft nichts, was meinſt, wäre Lauge gut?"

„Schweig doch mit dem G'ſtürm," antwortete Anne Bäbi; „wenn es Jemand hörte — Kinder und Kindeskinder müßten ſich ja ſchämen; es würde ihnen vorgehalten werden. Dir wächſt dein Lebtag keiner, du haſt ja ſchon ſo viele Schnäuze bekommen dein Lebtag, daß du, wenn ſie hätten wachſen wollen, einen hätteſt, der ginge von hier bis Baſel, pfi Tüfel, Böhneler!"

Herr Böhneler war eigentlich vor längerer Zeit ſchon gewählt worden und zwar in einer glücklichen Zeit, in der Erſtlingsperiode der Wahlen. In ſolchen Zeiten werden immer die beſten Geſchäfte gemacht. Der Concurrenten ſind wenige, die Nachfrage iſt hitzig. Seine erſte Wahl fand zu einer Zeit ſtatt, wo das Mus umgerührt ward mit der gröberen Kelle von oben bis unten. Jede Köchin nun weiß, wenn man ein Mus, Bohnen- oder Erbſenmus, tapfer rührt,

ſo bleiben Bohnen und Erbſen, oder wenigſtens deren Hülſen, an den Rändern des Hafens hängen. Akurat ſo geht es in aufgeregten Zeiten. Die Raths- und andere Herren bleiben halt hängen über dem übrigen Mus. Unſer Böhneler (eigentlich ſollte man immer ſagen Herr Böhneler, wegem Reſpekt, aber der Kürze wegen, und weil wir mit der ganzen Familie Böhneler zwar durchaus nicht verwandt, aber ſehr genau bekannt ſind, wollen wir den „Herrn" zuweilen auslaſſen) hatte die beſtimmteſte Ausſicht, daß man ihn in der Höhe hängen laſſe und zwar ohne Schnauz. Er hatte ſich mit dem Stutzer auf einigen Schießeten ſehr befaßt und abſonderliche Reden losgelaſſen, daß die Schießhütte faſt ohnmächtig ward. Aber es ſtach ihn der Haber, er wollte nicht mehr ſo bloß ein ſimpler Gewählter ſein, er wollte mehr. Der Ehrgeiz und der Geldgeiz ſind halt Brüder und beide haben kein Genügen, und je mehr einer hat, deſto mehr hat er noch zu wenig.

Herr Böhneler wollte nicht mehr ſo ein bloßer Gewählter ſein, ſondern ein Wahlherr, d. h. ein Lenker der Wahlen, eine Schickſalsperſon des Vaterlandes. Er wollte erſcheinen als Einer, der Einfluß habe auf die Wahlen, zu dem man trete und frage mit Reſpekt: „Herr Böhneler, wie ſteht es mit den Wahlen?" Der dann ſagen konnte mit Beſtimmtheit: „Ich garantire dafür, es iſt Alles beſorgt, es geht wie Schnupf. Die Gegner geben ſich zwar unſägliche Mühe und brauchen Mittel, welche ich ihnen an den Kopf ſchlagen will, wie ein Schulmeiſter ſeinen Knaben die Pelzkappen; aber zählt auf mich, ſie fahren mit Glanz ab;" — zu dem man ſage: „Böhneler, wir zählen auf Sie, Sie ſind der Mann; Sie haben Kredit bei dem Volke; Sie haben ſich ihm bewährt!" Aber um dieſe Stellung ſo recht mit Ehren einzunehmen, mußte er wenigſtens in zwei Wahlkreiſen gewählt ſein; er mußte ſo gleichſam ein perſönliches Vertrauensvotum erhalten haben, wie ſie jetzt üblich ſind. Von

wegen, je mehr man mit einer Sache betrogen wird, desto mehr haſcht man nach Zeichen der Aechtheit, ſucht Sicherheit für ſich ſelbſt zu haben und Andern zu geben.

Böhneler hatte nicht ſchlechte Ausſichten. In einem Wahlkreiſe war er eingebürgert, in einem andern Wahlkreiſe hatte er Beſitzthum und Verwandtſchaft, er ſelbſt aber wohnte in der Hauptſtadt. Im erſten Wahlkreiſe ſcheint der Boden für Kirchenlichter äußerſt ungünſtig zu ſein; denn er war das erſte und einzige, welches in dieſem und vielleicht auch im vorigen Jahrhundert demſelben entroſſen war. Auf ſeine Mitbürger konnte er ſich feſt verlaſſen; denn wie ſüß tönt's nicht für einen Bürger, wenn er ſagen kann: Wir haben auch einen drinnen (in der Hauptſtadt), der und der iſt unſer, er iſt hier daheim. Wie keck geht man dorthin in dem Bewußtſein, einen drinnen zu haben, zu dem gehe man, der kenne Alles, hätte am meiſten zu bedeuten und was der ſage, das ſei geſagt! Im andern Wahlkreiſe ſchien die Sache weniger ſicher, da waren Notabilitäten, da waren namentlich jüngere Leute, denen nicht ſowohl ein Bewußtſein, als ein Gefühl erwachte, eigentlich ſeien ſie nichts, würden ſie aber gewählt, dann wären ſie auch etwas und könnten alle Tage mehr werden, wenn ſie immer friſch zu was Neuem gewählt würden. Böhneler hatte Erfahrung in dieſen Dingen und namentlich die, daß man es durchaus nicht auf das Ungefähr ankommen laſſen, d. h. dem geſunden Sinne des Volkes vertrauen dürfe. Das käme wunderlich heraus, ſagte er oft, wenn nicht verſtändige, vaterlandsliebende Männer der Sache ſich annehmen würden, ſo könnte man zuſehen, wie es ginge. Böhneler wußte, es waren drei Manöver nöthig und zu den drei Manövern drei Dinge. Das Geſchäft mußte vorbereitet werden, das mußte eine Zeitung thun; es mußte betrieben werden durch ſogenannte Pauduren; es mußte unterſtützt und nachgeholfen werden durch den zu Wählenden ſelbſt. Die Zeitung hat vielleicht ein halb

Jahr oder noch länger vorher die Steine allfälligen Anstoßes aus dem Wege zu räumen, d. h. muthmaßliche Mitbewerber moralisch und vaterländisch todt zu schlagen, unmöglich zu machen, ihren Begünstigten dagegen an die Sonne zu stellen, ja ihn selbst leuchten zu lassen, wenigstens wie ein Ampeli in einer Laterne. Sie thut dieses ohne Zusammenhang mit den Wahlen, ganz wie zufällig. Sie wischt gegen den Todtzuschlagenden Alles von Vater und Großmutter her zusammen, was je beim Brunnen oder an einer Wasche verhandelt worden, sie ruft alle Jugendsünden vom ersten Tage des Lebens an aus dem Grabe, stellt sie als die Anfänge der gegenwärtigen Sündhaftigkeit vor's Publikum hin, als wären sie gestern begegnet und drohten heute dem Vaterland Verderben. Sie stempelt alle Muthmaßungen, alle Verdächtigungen, welche je absichtlich über den Menschen ausgestreut worden, zu ausgemachten Thatsachen und gibt sehr fein zu verstehen, das sei aber nichts gegen das, was sie noch wüßte, womit sie aber einstweilen hinter dem Berge halte; sei es dann noch nöthig, so werde sie unumwunden damit ausrücken; gibt nachdrücklich zu verstehen, es handle sich um geheime Verbindungen und Reaktionsgelüste, welche sich zu verwirklichen drohten. Von ihren Begünstigten sagt sie aber so viel thunlich: Herr X. hat den Antrag gemacht; er beliebte aber nicht; er trägt sich mit volksthümlichen Projecten, dringt aber nicht durch; seine besten Bestrebungen werden von gewisser Seite her gelähmt. Man kennt die Thäter; aber Geduld, in wenig Monaten wird es besser. Wir hoffen, Herr X. erhalte eine Stellung, seinem Willen und seinen Talenten angemessen. Der bescheidene Mann wünscht sich zurückzuziehen; wir erwarten aber vom Volke, es werde seine Freunde kennen und sich dieselben zu sichern wissen. Man schreibt uns von Z., sie hätten dort die Freude gehabt, Herrn X. in ihrer Mitte zu besitzen; er hätte den Auftrag, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen. Alle, welche das Glück hatten, in seine Nähe

zu kommen, waren erſtaunt über die Tiefe und den Umfang ſeiner Kenntniſſe und in gleichem Maße entzückt über ſeine Liebenswürdigkeit; von Anmaßung oder Hochmuth keine Spur. Glücklich iſt ein Volk zu preiſen, welches ſolche Repräſentanten hat! Umſonſt hofft man ſeit Jahren auf eine neue Gewerbsordnung. Herr A. ſoll den Entwurf machen. Man kennt aber Herrn A. und ſeine Arbeitsweiſe; kommt der Auftrag nicht in andere Hände, ſo können wir noch ein Jahrhundert warten. Herr K. wäre ganz der Mann, vollſtändig und zweckmäßig ein Project zu entwerfen; wer kennt nicht ſeine trefflichen Arbeiten in dieſem Fache! Aber kleinliche, erbärmliche Eiferſucht lähmen den Mann, binden ihm die Hände, ſetzen ihn allenthalben zurück; wir hoffen aber, das Volk werde ſich mündig zeigen und die Eiferſüchtigen zu beſeitigen wiſſen.

So ungefähr lauten die vorbereitenden Artikel, welche hageldicht ſich folgen. Mit einer ſolchen Zeitung ſetzte Herr Böhneler ſich in genauere Verbindung. Der Redacteur derſelben war ein grauer, dicker Schuft, der ſeinem beſten Freunde für zwei Flaſchen Neuenburger die Haut abgezogen hätte. Ja hätte er einen Wohlthäter gehabt, der ihn aus babyloniſcher Sclaverei erlöst, der in afrikaniſcher Wüſte ihm den ſchrecklichſten Durſt gelöſcht, ihn geſpeiſet, gekleidet, ihm auf die Beine und in beſſeres Land geholfen, er wäre im Stande geweſen, um ein Linſengericht oder ſonſt um ein Pöſtlein dieſen Mann zu verleumden und zu verläſtern. Ja, er wäre im Stande geweſen, alle dieſe perſönlich empfangenen Wohlthaten, ſo wie was der Mann Andern Gutes oder ſonſt Gemeinnütziges gethan, als den ſchändlichſten Verrath am Vaterlande, als wahre Greuelthaten darzuſtellen. Würde er etwa noch geſagt haben: Seht mich an, mich Sauhund und Schweinskerl, mich hat er aus der babyloniſchen Gefangenſchaft errettet; ſeither verfloß kein Tag, wo ich nicht was Schlechtes gethan, gelogen, geläſtert, dem Vaterland Schaden zugefügt, es dem

Abgrund zugeführt, an deſſen Rande es ſchwankt; hätte er mich im Gefängniß vermodern laſſen, ſo wäre das Alles nicht geſchehen, ſo wäre unſägliches Unheil nicht. An dieſem Allem alſo iſt er ſchuld durch ſeine dumme Gutmüthigkeit, — ſo wäre noch was Wahres an dieſer Rede, und ſie ließe ſich betrachten; — aber ſo würde eben der graue, dicke Schuft nicht reden, ſondern geradezu lügen, daß der, welcher ihn errettet, der geweſen, der ihn ſeiner Freiheit beraubt. Mit dieſem ſetzte ſich Böhneler in Verbindung, weihte ihm ſeine Dienſte. Nicht etwa, daß er ihm Geld aus ſeinem Sacke verſprochen; — bewahre, das iſt eben auch die Kunſt, ſo was auf Staatskoſten zu machen. —

Böhneler verſprach ihm erſtlich Mittheilung von Allem, was bei Eid und Pflicht geheim gehalten werden ſollte. Solche Mittheilungen helfen bekanntlich einer Zeitung beträchtlich auf. Er verſprach ihm zweitens gelegentlich artige Gratifikationen aus dem Staatsſeckel und wo möglich eine feſte Anſtellung mit ſchönem Gehalt, aber ohne Arbeit. So macht ſich Solches. — Mit noch größerer Leichtigkeit wußte Böhneler zu Wahlpanduren zu kommen. Am paſſendſten werden dieſe Panduren unter dem Militär, den Staatsangeſtellten und aus dem Lehrſtande gewählt. Dieſe Klaſſen kommen durch ihre Stellung mit vielen Leuten in Verkehr; ihr Amt ſichert ihnen einen beſtimmten Einfluß; ſie können ſagen: „Thuſt's, wohl und gut, ſonſt wart', ich will Dir!" So was iſt zwar verboten; aber man weiß wohl, wie das gemeint iſt. Amtsmißbrauch heißt nur, was gegen das Vaterland, d. h. gegen die herrſchende Partei geſchieht, zu Gunſten des Vaterlandes und der wahren Volksvertreter und Volksfreunde kann das Amt nie genug gebraucht, geſchweige denn mißbraucht werden. Und wenn ein Polizeidiener von Haus zu Haus ſagte: „Wählt doch um Gotteswillen Den und Den, ich kriege dann was," ſo kömmt es keinem Menſchen in Sinn, das unrecht zu finden, wenn es zu Gunſten des Rechten ge-

Es ändert ſich die Welt, wie man zu ſagen pflegt; es wechſeln die Sitten der Menſchen, und doch geſchieht nichts Neues unter der Sonne, wie Salomo ſagt; denn das Alte wird ſeiner Zeit wieder neu und das Neue alt. Das Wort Staatskunſt klingt gar hoch und ſchwer; man ſtellt ſich Wunder was darunter vor, aber es ſteckt nicht halb ſo viel dahinter; es bedeutet bloß: die Kunſt, an's Ruder zu kommen.

Ununterrichtete möchten glauben, dazu gehöre auch die Kunſt, am Ruder zu bleiben; aber ſie würden ſich ſehr irren. Das am Ruder bleiben und nicht bleiben, hängt ganz vom Wetter ab, und das macht bekanntlich Gott. Wenn es viel Birnen gibt, gibt es viel Eichhörnchen; gerathen die Trauben wohl, ſchneit und regnet es Regenten, und was kann der Menſch an Trauben und Birnen machen?

Die Staatskunſt, oder die Kunſt, an's Ruder zu kommen, beſteht in zwei ganz verſchiedenen Methoden, von welchen bald die eine, bald die andere die herrſchende iſt: entweder muß man dazu geboren, oder dazu gewählt werden. Dieſe beiden Methoden ſchließen einander ziemlich aus. Denn zumeiſt wird nicht gewählt, wer dazu geboren wäre, und wer gewählt wird, iſt wiederum nicht dazu geboren, und je weniger Einer dazu geboren iſt, deſto hitziger betreibt er das

Gewähltwerden. Jede hat natürlich ihre angenehme und ihre fatale Seite. Unſtreitig iſt die des Geborenwerdens für die, welche eben geboren werden, die bequemere; den vielen Umtrieben und Drangſalen, welche bei Wahlen ſtattfinden, iſt der Faden radikal abgeſchnitten.

Das Glück kömmt ſo gleichſam im Schlaf.

Gegenwärtig leben wir in Zeiten der Wahlmethode, ja wir leben eigentlich im Wählen und vom Wählen; denn es wird wirklich faſt nichts mehr gedacht, geredet, geſchrieben, geſchafft, als Wahlen und Wahlen, und hört es an einem Ende auf, hui geht es am andern wieder an. Wenn nun eine Kunſt ſo recht im Schwunge iſt, ſo iſt es nicht bloß ein Zeichen, daß ein ſchön Stück Brod darin liegt, ſondern es bildet ſich darin eine Virtuoſität oder Schwunghaftigkeit aus, welche von der Nachwelt bewundert wird; daher die Zeit, in welcher ſie herrſcht, die Kunſtperiode, oder die Blüthenzeit der Nation genannt wird.

Nun ſcheint es wirklich, als ob wir gegenwärtig in einer ſolchen Periode, in der **Wahlblüthe** leben, in unſerm Lande wenigſtens; denn noch nie wurde das Wahlgeſchäft ſo ſchwunghaft, ſo ausdauernd und mit ſolcher Kunſtfertigkeit betrieben, als in den jüngſten Zeiten, und allem Anſchein nach wird es einſtweilen wenigſtens nicht abnehmen. Es wird daher Niemanden als wie vom Zaune geriſſen erſcheinen, wenn wir den geneigten Leſer mit einer ganz kurzen Schilderung der Wahlnöthen und Wahlängſten des Herrn Böhneler zu unterhalten ſuchen.

Herr Böhneler war ein ganz prächtiger Mann, aber zum Ruder nicht geboren, daher es ein Glück für ihn war, daß die Blüthenzeit ſeines Lebens mit der Periode der Wahlblüthe zuſammenfiel. Herr Böhneler war von der gütigen Natur auf das Glücklichſte ausgeſtattet, für dieſe Periode nämlich. Bekanntlich gibt es Thiere, welche das Wetter wittern Tage, Wochen vorher und ſich einrichten nach den

Winden, die da kommen, nach Sonne und Schnee, welche in Aussicht stehen; so hatte es Herr Böhneler akurat. Da also das Bleiben am Ruder ebenfalls vom Wetter abhängt, wer schickt sich da besser an's Ruder als der, der instinktmäßig das Wetter wittert Wochen, Monate voraus? Die Wetterkapuziner sind bekannt, wie sie ihre Kapuze über's Haupt ziehen und wieder sie lüften und barhaupt dastehen und Alles ohne alle Vernunft, aus bloßem Instinkt; gerade so eine glückliche Gabe hatte Herr Böhneler und zwar eben auch ganz aus bloßem Instinkt. Und dieser Instinkt dehnte sich auf seinen ganzen Verkehr aus. Er konnte heute vor einem Menschen barhaupt, den Hut in der Hand, stehen und morgen behielt er kühn den Hut auf dem Haupte, wenn der andere vor ihm den Hut abzog; er konnte heute Männern, welche auf seinem Zimmer waren, sagen, er bitte sie, sich gleich zu entfernen, er könnte sonst verdächtig werden, wenn man sie bei ihm anträfe, denen er einige Tage vorher nachwedelte wie Lips, der bekannte schwarze Pudel, seinem bekannten Meister. Nur Eins hatte ihm die Natur versagt; das machte ihn zu Zeiten fast trostlos; es wuchs ihm nie und nimmer ein Schnauz. Bekanntlich haben wir in unserm Vaterland von Zeit zu Zeit martialische Anfälle, ganz schreckliche, mörderliche, wo wir uns geberden, als wollten wir die halbe Welt fressen, die andere halbe dazu als Getränk verbrauchen. Wer das Vaterland liebt, ein Volksfreund ist, muß diese Anfälle begreiflich auch haben und zwar nicht bloß haben, sondern auch gleichsam sie repräsentiren. Dies geschieht am wirksamsten mit Worten, Worten wie Keulen, mit welchen man nicht bloß Franzosen und Oesterreicher zu Pulver zermalmt, wie Tabakblätter in einer Schnupftabakstampfe, sondern alle Büffel und Elephanten, sammt Kameelen und Rhinozerossen todtschlägt, als wären es Fliegen oder höchstens Käfer, in welcher Methode Luvini, der Tessiner Held im Rathssaale, ein unübertreffliches Vorbild ist. Indessen

berechtigt, auf Staatskosten von Staatswegen im Lande herum zu fahren. Bei solchen Anlässen und einigen Flaschen Zapfenwein ist schon Unglaubliches gethan, sind Existenzen gegründet und Existenzen zerstört worden.

Böhneler that Alles gewissenhaft mit großem Geschick, trug die schönsten Hoffnungen heim, und der verhängnißvolle Tag erschien, ohne daß den Wahlsieg irgend etwas zu gefährden schien. Indessen, man weiß wohl, wie es geht, wie man in der Ferne sich dies und jenes denkt, wie peinlich das Warten ist auf das entscheidende Wort, wie unendlich lang dabei die Stunden werden, das Unwahrscheinlichste sich als wirklich eingetreten vor Augen stellt. Als Böhneler am Morgen des Wahltages erwachte, überschlug er noch einmal alle Möglichkeiten, rechnete, um welche Zeit er wohl das Wahlergebniß vernehmen könnte, im Fall man ihm einen Expressen schicke. Befohlen hatte er es zwar nicht, er hatte angenommen, die Leute hätten Verstand, und zählte darauf. Wenn Alles günstig ging, wie er es erwarten konnte, er im ersten Wahlgang zuerst erwählt wurde, und Einer alsbald ablief, konnte er um 2—4 Uhr bereits Nachricht haben, wenigstens aus dem nähern Wahlkreise. Herr Böhneler wußte, daß man solche Expressen einigermaßen traktire, und je besser es geschah, desto förderlicher war es bei der nächsten Wahl. Mangel an Berücksichtigung eines Expressen konnte einem Gewählten für sein ganzes Leben den Hals brechen. Nun ist man selbst in einer Stadt übel zweg, wenn man um zwei oder drei Uhr irgendwo was Eßbares will holen lassen; man findet bloß miserable Reste, und dazu noch kalt. Böhneler hatte einen Gedanken und, wie er glaubte, einen sehr guten, sowohl in Betreff der Sache als des Geldseckels. Aber wie kühn er thun konnte, wenn auch ohne Schnauz, für's Vaterland, — vor seinem Anne Bäbi war er immer ein zahmes Bubeli; darum sprach er ihn nur schüchtern aus, und verbrämt mit viel Zärtlichkeit. „Fraueli," sagte er, „mys

Schatzeli, wie wäre es, wenn man dafür sorgete, wenn etwa ein Expresser käme zur Unzeit. Ich möchte dir nicht Mühe machen, viel Geläuf's ersparen, und du weißt, daß man denen gehörig zu essen und zu trinken geben muß. Wie wäre es, wenn du ein halbes Dutzend kreuzerige Pastetchen holen ließest, das ist den Leuten seltsam und kostet nicht viel. Dazu für ein paar Batzen Schinkenschnittchen und ein weißes Brötchen; — wenn es schon ein vorgestriges ist, es macht nichts; er hat nur desto länger daran zu mahlen (kauen). Wein ist noch genug im Keller, es sind noch einige Flaschen unten, und das Fäßchen, wo der Vierbatzige ist, ist noch fast voll; man kann von dem aufstellen, aber in einer Maßflasche, daß er sehen kann, man gönne es ihm. Fraueli, Schatzeli, was meinst, sind das nicht gute Gedanken?"

Frau Böhneler war da gestanden mit eingestemmten Händen, hatte mit großen Augen und spöttischem Munde der Rede des Mannes zugehört bis zu Ende.

Darauf fragte sie: „Böhneler, schmök!" drehte sich um und ging ab. Da seufzte Böhneler tief auf.

„Ach," sagte er, „es ist nichts mit Anne Bäbi zu machen, es bleibt das gleiche Bäbi, so lange es lebt. Ach, wenn man doch voraus wüßte, was man Alles würde, dann könnte man seinem Stande gemäß heirathen und käme nicht in solche Verlegenheiten mit einem Anne Bäbi! In Gottes Namen, ich muß in die Sitzung, hoffentlich bin ich längst zurück, wenn Jemand kömmt." Er bewegte sich mit vielem Anstande in die Sitzung und machte dort eine ganz andere Figur, als vor seinem Anne Bäbi. Böhneler hatte sich das Ansehen bereits zu geben gewußt, als sei er eine Potenz auf dem Lande, im gegenwärtigen Fall eine Wahlmacht, und wie man sich auf der Börse um die Geldmächte drängt, um Rothschild, Hoppe u. s. w., um den Stand der Aktien und der Fonds zu vernehmen, so drängte man sich um die Wahlmächte, um

den Stand der Wahlhoffnungen zu vernehmen. „Böhneler, wie ſteht's dort? Böhneler, was meint Ihr? Böhneler, was habt Ihr für Nachrichten?“ tönte es von allen Seiten. Und Böhneler drehte ſich mit Behagen rund um und gab mit einer Beſtimmtheit und Sicherheit Beſcheid, als wenn er dieſen Augenblick mit der Eiſenbahn von dorther gekommen wäre. Ein ſolches au fait ſein vermehrte beträchtlich ſeine Bedeutſamkeit. Die Sitzung war begreiflich ſehr kurz; es wurde meiſt nur von dem Wahlgeſchäfte geredet, welchem die Herren ſelbſt noch obliegen wollten in der Hauptſtadt. Sie redeten ab, was allfällig noch zu machen ſei, und wie ſie ſich zu vertheilen hätten, daß ſie noch einwirken könnten in der Kirche ſelbſt. Die Wahlen gehen nämlich zumeiſt in der Kirche vor, und das iſt eine herrliche Sache! Das iſt eine Prüfung vor Gott von ſämmtlichen Wählern; das iſt ein wahres Selbſtgericht, ein vorläufiges. Da thun Buben und Männer im nämlichen Hauſe, in welchem ſie getauft und das chriſtliche Gelübde abgelegt, ihren Sinn kund, und das Zeugniß dieſes Sinnes wird an dem Tiſche abgeleſen, an welchem ſie das Mahl empfangen, von dem es heißt: „Wer unwürdig, als Heuchler oder Unbußfertiger ißt und trinkt, der ißt und trinkt ſich ſelbſt das Gericht.“ Die Zeugniſſe dieſes Sinnes ſteigen auf zu dem, der die Gelübde gehört, der den Segen hat in ſeiner Hand, der ſelig macht und verdammt; ſie bleiben droben angeſchrieben; ihr Buben und ihr Männer, vergeßt es nicht! Jeder Name, den Ihr ſchreibt, iſt ein Zeugniß für oder gegen Euch; Herrgott, wie viele ruchloſe Namen werden einſt ewig brennen auf den Seelen verſtockter Wähler! Sie ſollen das Salz der Erde ſein, ach und wie dumm ſind ſie geworden. Pharao war verſtockt und erſoff im rothen Meere. Wähler, die Chriſten ſein wollen und doch für das unzüchtigſte Gezüchte in einer chriſtlichen Kirche ſtimmen, ſind zehnmal verſtockter als Pharao, worin werden die wohl erſaufen? Je ſchlechter das Geſchlecht wird, deſto öfter muß es

wählen in den Kirchen, je näher das Gericht Gottes, deſto ſtrenger kommen ſeine Warnungen. Volk merk's!

Als Böhneler aus der Sitzung ans Wählen ging, hatte er ſo wenig einen Begriff davon, wohin er ging, und was das Vorzunehmende nach Obigem zu bedeuten habe, als die Andern.

Aber auf dem Wege ging Böhneler bei einem Schweinehändler vorbei, der ſeine Waare appetitlich ausgeſtellt hatte, und deſſen junge Frau ebenfalls ſehr appetitlich daneben ſtund. Da ſchoß Böhneler ein Blitzgedanken durch den Kopf. Er hielt viel auf dieſen Gedanken, denn ſie kamen ihm ſelten, und was rar iſt hält man gewöhnlich für viel werth. Böhneler fragte nach Schinkenſchnitten, nach Bratwürſten, ob ſolche Nachmittags 2 oder 3 Uhr zu haben, in welchen Quanten, welchen Preiſen, und nebenbei ſchäkerte er mit der appetitlichen Frau ſehr angenehm, ſagte ihr Schönes, kurz, war ſehr holdſelig, ſo holdſelig, daß, als er fort war, das Frauchen ſeufzte: „ach, wenn ſie doch Alle ſo wären, wie der Böhneler!“ und alsbald Anſtalten traf, auch deſſen kühnſten Anſprüchen zu entſprechen. Herr Böhneler nahm nun ſeinen Platz in der Kirche ein, aber gottſeligen Gedanken hatte er nicht einen einzigen, wie wir leider bezeugen müſſen. Er war nicht einmal recht bei dem obſchwebenden Wahlgeſchäfte; er war im Geiſte ganz in den Wahlkreiſen, in welchen er gegenwärtig die Hauptperſon zu ſein erwartete. Er hatte ſeine Uhr, welche im Gilet ſaß, vielleicht noch nie ſo häufig in den Händen gehabt, als dieſen Morgen, und doch hatte er ſie gewöhnlich ſo viel in den Händen, als ein junger Schulmeiſter, dem die Weisheit zu Ende will und die Zeit nicht vorwärts. Beſonders um Mittagszeit war Böhneler ſtark auf der Uhr, nicht allein wegen Hunger, ſondern vorzüglich wegen der Frau. Er wußte, wie unehrerbietig die reden konnte, wenn er ſie zu lange mit dem Eſſen warten

ließ. Gewöhnlich mußte er hören, wie ſie hundertmal ärgere Klapperweiber ſeien, als die allerärgſten Wäſcherinnen; die, wenn es angerichtet ſei, kämen doch zum Eſſen ungeſäumt, könnten das Schwatzen laſſen, ſie aber, wenn ſie einmal angefangen, könnten nicht mehr aufhören mit Dädern und Schnädern, wie kleine Kinder, wenn ſie mal in's Heulen kämen, auch nicht mehr zu g'ſchweigen ſeien. Böhneler ſah alle Augenblicke nach, dachte, wenn die Uhren gleich gehen, ſo fangen ſie jetzt an, jetzt machen ſie dies, jetzt das ꝛc. ꝛc. von wegen der Bezirksamtmann iſt ſehr prompt und exakt. Da täuſchte ſich Böhneler ſehr, aber ſo kannte Böhneler ſeine Leute. Ja, wenn man den Bezirksamtmann in der Stadt ſprechen hörte von ſeinen Thaten, ſo ſchlug man die Hände über dem Kopf zuſammen ob der Thätigkeit dieſes Mannes. Damit begnügten ſich natürlich die Herren in der Stadt. Wären ſie ihm nach gegangen in ſeinem Amt, ſie hätten da eine Schlafmütze gefunden, wie ſie ſelbſt in Rathsſälen ſelten ſind.

So kann man ſich täuſchen in den Leuten, beſonders wenn man Rathsherr iſt. Der Morgen kam Böhneler unendlich lange vor, und das Wählen ſo langweilig als möglich, ja ſogar das Intereſſe am Intereſſe ſeiner Partei entſchlief. Das Sonderintereſſe verſchluckte total das Parteiintereſſe oder wie man zu ſagen pflegt, die Liebe zum Vaterland. Es krabbelte ihm am ganzen Leibe, als ſtecke er in einem Bettlergewande, gefüllt mit den bekannten Inſaſſen; es war die bloße Ungeduld. Er ſchimpfte ſehr unvorſichtig über die ſchlechte Geſellſchaft, in welche man bei ſolchen Wahlen käme. Aber ſo gehe es, wenn man dem ganzen Pöbel den Zugang verſchaffe. Der bringe Thierchen mit, daß man glaube, man ſei in einem Hundeſtall und nicht in einer Kirche. Seinen Nachbar frug er zu verſchiedenen Malen: „Hat man mich nicht gerufen?“ Er wußte wohl, daß Botſchaft unmöglich da ſein konnte; aber Ungeduld geht über Verſtand. Er ſuchte den Sigriſt und ſagte ihm: „Wenn

mir Jemand nachfrägt, ſo ruft nicht meinen Namen. Ich bin kein Arzt, der ſich an öffentlichen Orten abrufen läßt, damit das Publikum meine, wie viel nach ihm gefragt würde. — Seht, dort ſitze ich!“ Dort ſetzte ſich Böhneler feſt, um ja gefunden werden zu können. Aber es kam kein Sigriſt. Böhneler hielt es endlich nicht mehr aus; er lief fort, lief heim, ließ das Wählen Wählen ſein, man denke! Er wollte nachſehen, ob noch Niemand da geweſen, und als er mal daheim war, blieb er da, um bei der Hand zu ſein, wenn Jemand käme. „Böhneler, einmal zur rechten Zeit, ſelb wär brav, wenn du anfangen würdeſt mit der Bekehrung,“ ſagte ſeine Frau ganz holdſelig. Böhneler ſetzte ſich zum Eſſen, welches juſt nicht ſplendid war, aber Böhneler hatte auch wenig Appetit. Er ſaß da auf dem Sprunge und mit geſpitzten Ohren, ungefähr wie ein Haſe im Lager, wenn um ihn die Hunde vorlauten, und er alle Augenblicke eine vorwitzige Naſe in zu gefährlicher Nähe gewärtigt. „Böhneler, iß doch, es iſt ja ſo gut, einmal zur Seltenheit ordentlich warm,“ ſagte Frau Böhneler. Böhneler hörte den Stich kaum, denn heftig ertönte die Hausglocke. Böhneler auf im Satz: „Anni, geſchwind, geſchwind, gib Beſcheid und ſage ihm, er ſolle gleich heraufkommen, führe ihn in's Salon.“ So hieß Böhneler's größtes Zimmer, in welchem ein runder Tiſch ſtund, und Herr Böhneler und Frau Böhnelerin in zwei Kunſtwerken, welche ein wandernder Künſtler abgefaßt, einander weinerlich zulächelten. Anni ſchreit aus dem oberſten Stockwerk drei Treppen hinunter: „Chömit ume uehe!“ Und langſam und ſchwer bewegte es ſich von unten herauf, einen Schritt um den andern, daß man oben die Tritte zählen konnte. „Der iſt gelaufen,“ ſagte Böhneler und bürſtete mit der Hand raſch die Zeichen ab, welche auf ſeinen abgetragenen ſchwarzen Hoſen die verwaſchene Serviette zurückgelaſſen hatte. Als ſchwer die Schritte in der Nähe tönten, machte ſich Böhneler durch die Zwiſchenthür in's Salon, ſtellte ſich

in der Mitte auf, um mit Würde und gehöriger Repräsentation zu empfangen. Anni öffnete mit spöttischem Lächeln die Thüre und sagte: „Nur herauf und da herein!“ Vom Gange her tönte eine tiefe Stimme, wie aus einem Waldgraben hervor: „Ich habe nur noch zwei Dutzend, nehmt mir sie gleich beide ab.“ Ehe Böhneler diese Worte recht reimen konnte, kam herein ein Besenmann, mit zwei Dutzend Besen auf der Achsel, stellte sie munter im Salon ab und setzte seine Rede also fort: „Nehmt die zwei Dutzend zusammen, gebe sie wohlfeil, für 13 Batzen, weil es die letzten sind, sonst müßte es ein Gulden sein. Es sind brave Besen, so bekommt ihr sie nirgends. Seht, es ist nicht das Meiste Kurzes und nur was Langes darum herum zum Scheine, es ist vom schönsten Besenreis, wo man finden will, von wegen ich kaufe es, ich stehle es nicht, wie die Andern. Seht, was das für Besen sind. Es gäbe Ruthen für Rathsherren, nicht bloß für Kinder.“ Böhneler war wettermäßig zornig, wußte aber nicht, an wem er es auslassen solle und was für ein Gesicht machen. So klug war er, den Besenbinder seine Gemüthsbewegung nicht merken zu lassen und ihm die Besen ohne Markten abzukaufen. Während Böhneler die 13 Batzen zählte, trappete der Besenbinder im Salon herum und sagte, das sei doch eine schöne Kammer, er hätte noch keine so schöne gesehen und noch nie solche schöne Hergötzli, wie zwei da aufgemalet seien, oder ob es etwa Adam und Eva seien? Leute wie er, lasse man sonst wie die Hunde draußen oder höchstens bis zur Treppe kommen. Er sehe wohl, er sei an einem rechten Orte und bei braven Leuten. Er hätte heute noch nichts Warmes gehabt und wolle angehalten haben darum. Wenn es nur was sei, ihm sei Alles gut. „Wir haben schon lange gegessen,“ sagte Böhneler, „es ist Nichts mehr warm, und expreß feuern bei dem theuren Holz thut man nicht.“ „Und wenn es kalt wäre, ich nehme es auch, wenn es einmal

unten ist, so macht es so viel nicht, antwortete der Mann. „Seht," sagte Böhneler, „da ist ein halber Batzen über die dreizehn aus, kauft was dafür und die Losung bringt Weib und Kindern heim." „Danke zum Allerhöchsten," sagte der Besenmann, „einen [redacted]wern Herrn habe ich noch nicht angetroffen. Aber was ich sagen wollte, ob Ihr nicht etwa ein Paar alte Schuhe hättet? Seht, wie bös meine sind, und ich Alter werde gliedersüchtig, mag gar Nichts mehr ertragen." „Ich trage" — da läutete es mit Macht — „keine Schuh', nur Stiefel," sagte Böhneler rasch und wandte sich gegen die Thüre. „He nun," sagte der Mann, „wenn es auch nur Stiefeln wären, ich könnte es mit Stiefeln auch machen, und sie sollen noch so sonderbar kommod sein im Winter im Schnee, und auch im Sommer in's Wasser."

„Ihr könnt nicht in meine Stiefel," sagte Böhneler barsch und wandte sich der Thüre zu. „He," sagte der Besenbinder, „so große Füße habe ich nicht, es dünkt mich, ich sollte wohl in Euere Stiefel mögen. Es wär' um's Luegen z'thu." „Habt Ihr es gehört," sagte Böhneler, „ich habe Nichts," öffnet die Thüre und geht seinem Anni entgegen, welches mit einem großen Schreiben daher kömmt. „So, endlich," denkt Böhneler und frägt, wer es gebracht. „Es steht Einer unten," sagt Anni, „fast Einer wie ein Herr." „Bring ihn herauf," sagte Böhneler, „aber heute noch, man läßt die Leute nicht einen ganzen Tag unten steh'n." Unterdessen war der Besenbinder stehen geblieben, und sobald Böhneler sich wieder drehte, sagte er: „Oder vielleicht hättet Ihr ein Paar alte Strümpfe, warme, sie kämen mir grausam kommod, ich habe keine mehr und deren zu kaufen vermag ich nicht." Da wurde Herr Böhneler heiß; es kam die Treppe auf näher und näher. Aber eben deßwegen durfte er doch nicht den Bösen machen, er fuhr mit der Hand in die Tasche, gab etwas und sagte: „Aber jetzt machet, daß

Ihr fortkömmt, ich habe noch mit andern Leuten zu reden.“ „Ei aber nein,“ sagte der Besenbinder. „Dank heiget z'hunderttausend Malen, und der liebe Gott wolle es Euch vergelten im Himmel und auf Erden. Aber, was ich fragen wollte, wann kann ich wieder Besen bringen? Ihr müßt sie noch viel bräver haben als die sind, weil Ihr ein so braver Herr seid.“ „Wir haben für lange genug,“ sagte Böhneler heftig, „macht jetzt, daß Ihr fortkömmt,“ und betrachtete gespannt das große Schreiben, welches keinen Poststempel hatte. Also ein Expresser, schloß er. Der kam auch bereits gegen die Thüre, wurde von Böhneler sehr höflich, jedoch mit einiger Verwunderung empfangen, denn derselbe war ihm ganz fremd, trug nicht ländliche Kleidung, sondern war schwarz, modisch, doch fadenscheinig gekleidet. Er führte ihn zum Kanapee, hieß ihn sich setzen, öffnete das Schreiben, da öffnete sich die Thüre wieder, herein streckte der Besenmann sein Gesicht wieder und sagte:

„Denk, vor Fasnacht noch könne ich wieder kommen und wann Ihr bis dahin mir was Warmes wolltet bei Seite thun, ein Paar Strümpfe, oder wenn es auch nur Hosen wären oder eine Kutte, so wäre es mir grausam anständig.“ Da fuhr Böhneler zornig auf und sagte: „Ihr seid ein unverschämter Mann und wenn Ihr nicht macht, daß Ihr fortkommt, lasse ich auf der Stelle einen Landjäger holen.“ „Nichts für ungut,“ sagte der Besenbinder unerschrocken, „gestohlen habe ich Euch noch Nichts, und das Fragen wird erlaubt sein,“ und trappete endlich langsam ab. „Excusez,“ sagte Böhneler, „aber man ist von Pack überlaufen, Ihr glaubt es gar nicht, wer in einer Stellung ist, wie ich, ist fast seines Lebens nicht mehr sicher. Wenn Ihr erlaubt, so will ich das Schreiben lesen.“

Während Böhneler das Schreiben mit Respekt öffnete, dachte er: der junge Mensch gefällt mir, ist bescheiden, ein Anderer hätte schon draußen Zetermodio geschrieen, wer er

ſei und was er brächte. Er entfaltete das Schreiben; es hatte eine ſeltſame Form; er ſah nach der Unterſchrift; ſie war ihm fremd. Er begann zu leſen, begriff nichts, fing von vornen an, ſchüttelte den Kopf. Da war von „Freiheit", „Unglück", „Spital", „Meiſter", „Arbeit", „unterthänigſten Bitten eines leidenden Bruders Ferdinand Laubſack, reiſender Schneidergehülfe," die Rede. Da ſprang unſer Böhneler im höchſten Zorn auf und ſchrie: „Wer ſchickt Euch mit dieſem Wiſch, oder ſeid Ihr der reiſende Schneidergehülfe ſelbſt?" „Ja wohl, zu dienen," ſagte der Ferdinand Laubſack und zog ein ſchiefes Geſicht auf dem Kanapee. Jetzt kann man ſich denken, was da für ein ſchrecklich Ungewitter über den armen Ferdinand Laubſack, reiſender Schneidergehülfe, losbrach, eins, wie von Böhneler noch nie erlebt worden war. „Was iſt das für eine Mode, Schreiben ſchicken, wie eine Behörde der andern? Was iſt das für ein Thier, ein Schneidergehülfe, Ihr Ferdinand Lausſack Ihr, was Ihr ſeid? Ja wolle ſchreiben und Schneidergehülfe! Bettler ſeid Ihr Schneidergeſelle, und jetzt marſch! fort! ungeſäumt, ſonſt laſſe ich die Polizei holen, Euch abfaſſen, einſperren wegen unbefugtem Hauſiren, Ihr Schneidergeſelle, Ihr Lauspack, was Ihr ſeid!" Der arme Ferdinand hatte dieſe neue Mode nicht erdacht, das hatte ein anderer Kabinetskopf gethan. Er hatte bloß gehört, das zieme ſich viel beſſer bei den neuen Errungenſchaften und ihrer Stellung zur menſchlichen Geſellſchaft; auch ſeien ſie keine Geſellen mehr, ſondern Gehülfen, welche Lohn und Arbeit nach Billigkeit unter ſich zu vertheilen hätten; auch trage es auf dieſe Weiſe viel mehr ein. Einem, der mit einem Schreiben komme, drücke man nicht einen Kreuzer in die Hand, ſondern Silber. Nun ging es ihm ſo, dem armen Ferdinand! Er mußte ſein ſchönes Schreiben, welches ihn ſo vielen Schweiß gekoſtet, in hundert Stücke zerriſſen ſehen, mußte froh ſein, den Leib ungeprügelt zu retten und ohne Hülfe der Polizei aus dem Hauſe zu

kommen. Er hatte an ſolche Fälle gedacht und dafür einige ſchlagende Redensarten in Bereitſchaft, mit welchen er „die Hunde von Reichen“ niederdonnern wollte. Aber ſie waren ihm alle dahin, und er war froh, wenn er ſeine ſchlotternden Glieder beiſammen behalten konnte. Böhneler's ſchreckliches Schlachtgeſchrei erfüllte das Haus, ſprengte die geſammte Mannſchaft auf die Beine, alle Thüren flogen auf, und Köpfe fuhren vor, mit und ohne Hauben und mit Erſtaunen und mit Grauen, thaten Alle auf den Böhneler ſchauen. Längſt hörte man des Schneiderleins flüchtige Tritte nicht mehr, als noch immer Herr Böhneler mit Schnauben hinter ihm drein donnerte, bis Frau Böhneler zu ihm trat und ſagte: „Es wäre Zeit zu ſchweigen, ſonſt glauben die Leute, du ſeieſt ein Narr geworden, und warum machſt du mir ein ſolch Ghüder (die Fetzen des zerriſſenen Schreibens), wer ſoll das jetzt aufleſen, und warum brüllſt du wie ein angeſtochenes Kalb, das dem Metzger entronnen iſt?“ Böhneler erzählte die neue Mode. „Das wundert mich nicht,“ ſagte die Frau, „ich habe ſchon lange geſagt, es komme ſo. Wie wollte es anders kommen, wenn man ſolche Waſchlumpen und Föſeler zu Regenten macht? Nicht einmal mit einer Magd kannſt du ein vernünftiges Wort reden. Da iſt Nichts als: liebs Anneli hier, liebs Anneli dort, und willſt ſo gut ſein und dankheigiſt! Wohl, das würde eine Haushaltung geben, der Tüfel möchte dabei ſein, wenn du zu befehlen hätteſt. Dir kömmt's wohl, daß du eine Frau haſt, du Föſel, und dann ein Solcher regieren!“ Da läutete es. „Sieh' jetzt, was du gemacht haſt, das Salon ſieht aus wie ein Schweinſtall, du kannſt Niemanden empfangen,“ ſagte Frau Böhneler. „Wohl, mein liebes Fraueli, wohl,“ ſagte Böhneler, bückte ſich und wiſchte mit Macht und Eile zuſammen und bat die Frau, ihre Schürze darzuhalten. Dieſe hatte darob große Freude. „Wenn dich nur die ganze Stadt ſehen könnte und alle deine Kumpane und Rathsherrn, wie du auf den Knieen

rutſchen kannſt. Weißt, mußt Stadtwiſcher werden, beſſer ſteht dir Nichts an. Aber das wird ſchöne Hoſen geben, gerade wie ſie die Schulbuben haben.“ Da ging die Thüre auf, erſchrocken wollte ſich Böhneler auf die Füße ſtellen, aber nur Anni kam herein mit einem gedeckten Bogenkörbchen in der Hand und ſagte: „Frau Säufuß läßt ihre Komplimente vermelden. Sie ſchicke hier, was Herr Böhneler beſtellt habe. Die Magd ſei ohnehin die Stadt hinunter gegangen, da hätte ſie gedacht, ſie könnte uns einen Gang erſparen, wir würden viel zu thun haben, wie Herr Böhneler geſagt, daher würde es uns anſtändig ſein.“ Potz, jetzt gab's Wetter, und zwar noch ein ganz anderes, als vorhin. Böhneler ahnte es und fuhr wie eine Hexe den Papierſtücken nach. „Was beſtellt, was iſt das?“ „Es ſind Bratwürſte,“ ſagte Anni, „und ein Teller voll Schinkenſchnitten.“ „Was Bratwürſte?“ ſchrie Frau Böhneler, warf ihrem Manne das Papier aus der Schürze über den Kopf, riß den Korb an ſich und als ſie ſich von dem Thatbeſtand überzeugt, befahl ſie Anni: „Du gehſt auf der Stelle zu der Saufüßin, bringſt dies zurück und ſagſt ihr: daß ſie ſich nicht mehr unterſtehe, mir etwas in's Haus zu ſchicken, wenn ich es nicht beſtellt, ich habe hier zu befehlen, und Niemand anders. Wenn ſie nicht ein anläſſig, ſchlecht Menſch wäre, ſo würde ſie nicht die Männer in ihren Laden locken und von ihnen Bratwürſte beſtellen laſſen. Sie könne ſie ſelbſt freſſen. Sie ſolle ſich in Acht nehmen, wenn das noch einmal begegne, ſo müſſe ſie mir aus der Stadt.“

Herr Böhneler wollte vermitteln, ſagte, er wolle es ſelbſt bezahlen, es könnte ihnen doch noch bequem ſein; aber Alles umſonſt. Anni mußte gehen, und Böhneler kriegte eine Suppe über den Kopf, wie er ſie noch nicht erlebt. Böhneler wußte ſich nicht zu helfen, er fürchtete Alles; er griff zum Letzten, zum Hute, ſtürzte fort, kaum weniger ſchnell, als vorhin Ferdinand Laubſack, der Schneidergehülfe. Ver-

blüfft ſtund Frau Böhneler oben, ſie wußte, der Böhneler hatte ſchnellere Beine als ſie, nach konnte ſie ihm nicht und ſo viel Verſtand hatte ſie, zu begreifen, den Marſch könne ſie ihm beſſer unter vier Augen oder wenigſtens innerhalb ihrer vier Wände machen, als vor dem ganzen Publikum. Sie ſagte drohend mit der Fauſt: „Warte du nur, das nächſte Mal will ich dir ein Liedli ſingen, wo du mir nicht mehr davon läufſt.“ Das iſt die natürlichſte Erklärung der Gardinenpredigten, da müſſen die Männer pariren, da können ſie nicht mehr zum letzten Troſte, zum Hute greifen; ſie müſſen warten, bis das Wetter bis zum letzten Tropfen abgelaufen iſt, und das iſt eine ſtrenge Sache manchmal. Als der Böhneler zum Haus hinaus war, trat er in den nächſten Hausgang, denn er fürchtete, die Frau möchte ihm nachfahren, ihn wieder heraufholen oder grimmigen Spektakel machen. Als aber nichts runter kam, ſchöpfte er friſchen Athem und ging die Stadt auf, einem Orte zu, wo er Seinesgleichen am zahlreichſten verſammelt wußte. Aber er ärgerte ſich gräßlich auf ſeinem Wege. Ach, er war ſo bewegt in ſeinem Herzen, das Vaterland lag ihm ſo ſchwer auf der Seele; ihn ängſtigte ſo ſehr deſſen Zukunft. Sie hing vom heutigen Tage, ſie hing von den Wahlen ab, und die Wahlen hingen von der ſichern Erkenntniß der wahren Vaterlandsfreunde ab, und dieſe Erkenntniß mußte bis in die hinterſten Thäler, in jedes Gräblein gedrungen ſein; eine einzige Wahl konnte Alles verderben, ſo wie ein Tropfen Eſſig einen ganzen Eimer Milch ſauern macht. Das ganze Volk ſollte in Bewegung ſein auf den Straßen, unter den Thoren, vor den Kaffeehäuſern. Menſchenwellen ſollten wogen von einem Thore zum andern. Und ſiehe, da herrſchte eine furchtbare Ruhe, ein furchtbares Zeugniß, wie das Volk noch nicht zum politiſchen Leben durchgedrungen, politiſch noch mauſetodt war.

Was machte das Volk? Es arbeitete in den Boutiken, die Weiber nähten, ja ſogar die dicken, blaurothen Keller-

mägde ſaßen vor ihren Kellern und ſtrickten, und die Hunde lagen in der Sonne und machten es ſich bequem; man konnte Straßen weit ſehen, man ſah Niemanden rennen, Niemanden laufen, ja man ſah nicht einmal ein neugierig Geſicht. Ja, da ward es Böhneler noch ſchwerer über's Herz, er verlor die Hoffuung auf eine beſſere Zukunft.

„Ach," dachte er, „ſind wir noch nicht weiter, iſt das Frucht und Lohn meiner Arbeit, meiner Liebe zum Vaterlande?" Als er weiter hinauf kam, wohlete es ihm in etwas; er ſah Leben, ſah Geſtalten flüchtig hin- und hereilen, wie die Schnepfen zur Brunſtzeit im Frühling den Waldſäumen nach. Es war das niedere Geflügel unter dem Staatshimmel; es waren die ehemaligen Schreiber, gegenwärtigen Büraliſten, man könnte ihnen auch Bureaukratiſten ſagen. Das ſind lauter Leute, welche ſelten für was Anderes taugen, als ihre Carrière zu machen; dafür bieten ſie Allem auf, ſetzen das hinterſte Glied in Bewegung. Solche Tage ſind wahre Herrenfreſſen für ſie; da haben ſie gleichſam das Recht, Bureau Bureau ſein zu laſſen und in Carrière zu laufen, Stadt auf, Stadt ab, um was Angenehmes zu haſchen für ihre Chefs und dadurch zu wachſen in Gnade und Gunſt derſelben, in entſchiedenen Fortſchritt zu kommen.

Sie ſind ſo gleichſam die politiſchen postillons d'amour, ach, und oft wie charmants! Dieſe begrüßten ihn mit Ehrfurcht, beſonders der ſiebente Sekretär im diplomatiſchen Fache und das ſiebente Subjekt im Bauweſen. Im Kaffeehaus oder im Leiſte, wie man es nennen will, war große Verſammlung. Als Böhneler eintrat, ward er mit großem Geſchrei empfangen: „Ach, Herr Böhneler! Ach, Böhneler gäht füre, gaht füre! Ihr wißt ſicher, was bereits gegangen auf dem Lande, habt Ihr ſchon Expreſſe, oder Briefe, eine Poſt kam eben an?" Böhneler hatte, ausgenommen ſeiner Frau gegenüber, Haltung gelernt, und eine ruhige Faſſung imponirt immer. Er nahm eine Priſe, bot die Doſe höflich

im Kreiſe herum und ſagte: „Es iſt allerdings eine bedeutungsvolle Zeit für die, welche das Vaterland lieb haben. Heute ein beſonders wichtiger Tag. Die Bösgeſinnten haben ſich gerührt, ich kann es Euch ſagen. Im Kühboden z. B. werden die Stimmen ganz ſchlecht fallen, aber deßwegen, weil man noch wenig oder nichts weiß, muß man ſich nicht wundern und das Schlimmſte vermuthen, das geht auf dem Lande gar pomadig zu.“ „Ja, ja, ſo iſt's, Herr Böhneler kennt ſeine Leute,“ hieß es von allen Seiten. „Seht,“ fuhr Böhneler mit friſchem Muthe fort, um 9 Uhr iſt die Verſammlung angeſagt, um 10 Uhr Niemand auf dem Platze. Man wartet, ſchiebt ſich in's Wirthshaus und ſitzt man einmal da, ſo klebt man an und muß dreimal die Leute aufrufen und ermahnen, zu kommen; es müſſe angefangen ſein. So wird es eilf Uhr, — bis das Bureau gewählt iſt, zwölf, darum zählt darauf, heute wird man wenig oder nichts vernehmen.“ „Ja, ja, Herr Böhneler weiß, wie es geht, man ſieht, er iſt mit dem Lande bekannt,“ hieß es wieder von allen Seiten. Das that Herrn Böhneler ſehr wohl, denn das mit dem Lande bekannt ſein, gilt für einen ſehr großen Lobſpruch bei einem Regenten; er kömmt gleich nach dem von der entſchiedenen Geſinnung. Von wegen es ſind unter den Regenten die, welche mit dem Lande bekannt ſind, rare Vögel, ſeltene Exemplare. „Und wenn endlich,“ fuhr er fort, „die Wahlen vollendet ſind, ſo geht das Bureau nicht an die Ausfertigung der Protokolle, ſondern an's Eſſen und Trinken, denn wer wollte ſo lange nüchtern bleiben und dazu noch arbeiten! Sind die Protokolle endlich fertig, ſo ſagt man: am richtigſten gibt man ſie auf die Poſt, einen Tag früher oder ſpäter wird Niemanden das Leben koſten, und von Expreſſen iſt keine Rede. Man nimmt das auf dem Lande viel kaltblütiger, als bei uns.“ Da, ehe der Chor einfallen konnte, ward die Thüre aufgeriſſen, und herein ſchoß Herr Spyri. Es war ein merkwürdiger Mann, der Herr

Spyri. Er wußte Alles, hatte auf alle Fragen die beſtimmteſten Antworten und eine ſo feine Kombinationsnaſe, daß er auf Jahre voraus haarklein Alles wußte, was der Kaiſer von Rußland nicht bloß thun, ſondern auch denken würde. Er kam nun daher gefahren wie eine Kanonenkugel und als er durch eine Thüre gefahren, ſchmetterte er ſie zu, daß das Haus in allen vier Ecken erzitterte. Man ſagt ſich, die Frauen, welche in ſeiner Nähe wohnten und guter Hoffnung würden, zögen aus, wenigſtens über die gefährliche Zeit, um vor jähem Erſchrecken, durch welches Herr Spyri manche Frau zu früh in die Wochen gebracht, ſich zu ſichern. „Wißt ihr, wißt ihr es ſchon?“ ſchrie er unter der Thüre und wiſchte ſich ein Tröpflein ab, das ihm an ſeinem Spitz im Geſichte hing. Da fuhren alle Köpfe in die Höhe, alle Beine unter den Tiſchen hervor, und manche Taſſe Kaffee ging den Weg alles Fleiſches, und raſch war Spyri in dichtem Kreiſe. „Ja ſchöne Sachen, ſaubere Geſchichten, ja luſtig geht's!“ Ein Sturm von Fragen brach los, und je mehr man fragte, deſto weniger kam begreiflich Spyri zum Erzählen, bis endlich ein alter Hauptmann mit einigen Donnerwettern Spyri's Worten Luft machte. „Denkt Euch, ſtellet Euch vor,“ ſchrie er, „ſo eben kommt die Poſt an, der Kondukteur iſt mir ſehr ergeben, ſeine Großmutter war bei meinem Vater Kindermagd; der ſagt, um halb 1 Uhr ſei er durch's Kabisloch gefahren und habe vernehmen wollen, wer dort gewählt ſei, um mir Bericht bringen zu können. Er hätte wohl gedacht, es würde mich intereſſiren. Schon von Weitem habe er geſehen, daß die Sache nicht richtig ſei. Die Leute ſeien um die Kirche herum geſtanden, hätten geredet, geraucht, kurz, es ſei ein großes Weſen geweſen, ſtatt zu wählen. Er habe gefragt und gefragt, aber Niemand habe mit der Sprache herausgewollt. Es ſei noch Niemand gewählt, hätte er mit Mühe herausgebracht. Da habe er nach dem Präſidenten gefragt, ob er nicht ein Wort mit ihm ſprechen könne? Da habe ihm

Einer gesagt, er zweifle, der Präsident habe genug sonst zu thun; d'Sach sei nicht richtig. Er habe die Post nicht länger können warten lassen, mit diesem Bescheid habe er weiter müssen. Da habe ich ihn gefragt: aber was war dann nicht richtig, die Wahlen oder was Anderes; ist Reaktion da? Da hat mir der Kondukteur auf die Achsel geklopft und gesagt: Herr, ich denke was, aber einstweilen sage ich's nicht. Kondukteur, habe ich gesagt, es ist Eure Pflicht, im Namen vom Vaterland fordere ich Euch auf, frei zu sagen, was ihr denkt. Da hat der Kondukteur gesagt: der Postillon hat schon dreimal geklepft, ich muß —, lebt wohl unterdessen! und fort war er, ich mochte rufen wie ich wollte. Ja, meine Herren, wenn's da richtig ist, so bin ich nicht richtig im Kopf. Da muß eingeschritten werden, man muß die Kerls niederdonnern, ehe sie das Haupt erheben! Läßt man der Reaktion Luft, dann kann man sehen, wie es geht. Die Anfänge muß man zerstören, das ist Staatsgrundsatz. Die Aufrührer muß man in einem Mörser zerstoßen, daß nicht ein Kreuzer groß an ihnen bleibt!" „Der macht doch immer aus einer Laus einen Elephanten," sagte Einer, der weit hinten stund. „Wahrscheinlich wird man gleich gehen, Pulver fassen und mit Kanonen fahren sollen. Wer ein schlecht Gewissen hat, der fürchtet sich vor jeder Maus, die aus dem Loche kömmt." So muckelte er und ging. Aber er ging allein; hinter ihm her tönte es: „Das ist auch so Einer, ein Reaktionär, vor dem muß man sich in Acht nehmen, was man redet." Der Bericht von Spyri hatte Bestürzung verbreitet; Einige waren ganz blaß geworden, die Meisten wenigstens halb. Man trug die Wahrnehmungen, welche man seit einiger Zeit gemacht, zusammen, sie waren sehr bedenklich, deuteten auf nahe, dringende Gefahren. Sie hatten seit einiger Zeit mehrere Pfaffen auf der Straße gesehen und vernommen, sie hätten sogar einmal mit einander zu Mittag gegessen und zwar jenseits der Grenze. Die Herren von

Buchenholz und von Würstlingen waren öfters zusammen auf's Land gefahren. Ja es hatten jüngst zwei alte Statthalter, vor den Thoren, zwischen Tag und Nacht, mit einander gesprochen und die Hände stark verworfen. Und was das Schrecklichste war, die Kapitalisten nahmen noch immer den gleichen Zins, keinen höhern; und das thäten sie nur, um das Landvolk zu gewinnen, es zur Reaktion zu verleiten, offenbar. Als sie so alles Verdächtige zusammengestellt hatten und nun zusammenrechneten, Schlüsse zogen, da wurde ihnen angst und immer ängster, schrecklich angst, als sie endlich zu dem Schlusse kamen: Es besteht eine Verabredung durch's ganze Land, sonst wären Berichte da von allen Seiten, und jetzt ist's ja stille hier, wie in einer Sennhütte im Winter; heute Nacht geht es los, zählt darauf! Ja, da war guter Rath theuer, auf der Stelle mußte vorgebeugt werden; aber wo jetzt die Leute finden? Die Bureaux waren geschlossen, die Weibel begreiflich auch nicht hinter dem Ofen. Das Beste sei, man läute Sturm, da kriege man die Leute im Hui zusammen. Spyri riß die Thüre auf bis hinten an und war am Fortschießen, den Rath zu vollziehen, als Böhneler mit Fassung hervortrat, ihm die Hand auf die Schultern legte und sagte: „Nit, nit, Herr Schutzgatter.“ „Ach, Herr Böhneler, votre valet, votre valet, gehorsamster Diener, — nicht wahr, stürmen mit allen Glocken, daß man gleich weiß, woran man ist?“ Da nahm Böhneler eine Prise mit Bedacht und sagte langsam: „D'Sach ist bedenklich, wir stehen auf einem Vulkan oder gar auf einem Pulverfaß, ein Funke und es geht los. Darum muß man sehr vorsichtig sein, nicht den ersten Funken herbeitragen; ja, wenn man immer bestimmt voraus wüßte, wem es die Beine kostet, wenn das Pulver losgeht, so wäre es was anders. Euer Eifer, Herr Spyri, ist ungemein zu schätzen, ich werde Euren Sturmeifer nie vergessen, wollte Gott, es theilten ihn Alle. Aber bedenklich wäre es doch, wenn man auf bloße Muthmaßungen hin, die freilich

mit der Gewißheit ganz zusammenfallen, ohne Handlung, ohne Faktum, woraus sich der Reaktionsversuch gehörig konstatiren ließe, stürmen ließe und zwar mit allen Glocken. Man könnte uns vorwerfen, es sei Provokation, und wir würden nichts gewinnen, als daß wir alle Vögel ausgeflogen fänden. Meine Herren, ich bin weit entfernt, der Sache keinen Werth beizulegen, oder nur im Geringsten sie verkleinern zu wollen. Nein, meine Herren, ich habe alle Ursache, Eure Muthmaßungen zu theilen. Es kennt vielleicht Niemand besser, als ich, die Umtriebe, welche durch das ganze Land statt finden, und die Leute, welche die Finger im Spiele haben. Ich könnte Euch Geschichten erzählen und Leute nennen, es würden Euch die Haare zu Berge stehen. Am rechten Orte habe ich davon gesprochen; aber ich bin ausgelacht worden auf eine schändliche Art und von Leuten, ich darf sie Euch nicht nennen. Da nahm ich mir vor, zu schweigen, aber den Augenblick abzupassen, wo ich mich rechtfertigen könne. Darum nicht voreilig, meine Herren, finge man die Fliegen nicht, fiele alle Schuld auf mich. Man würde mir vorwerfen, die Sache sei von mir angezettelt, nur um mich wichtig zu machen, und habe ich das nöthig, — meine Herren? Ich möchte doch gefragt haben, habe ich das nöthig?" „Aber, aber — jammerten viele Stimmen, vielleicht ist der rechte Augenblick verpaßt, und dann was mit dem Vaterlande? War es nicht zu allen Zeiten Grundsatz, daß das praevenire spielen das Sicherste sei; ist Einer einmal todt geschlagen, schlägt er mich nicht todt, selb ist sicher." Ehe Böhneler antworten konnte, kamen zwei vom niedern Geflügel herein gestürzt und schrieen: „Kommt, kommt, jetzt endlich ist's los!" Nun was konnten die Anwesenden anders glauben, als die Reaktion sei los; der Jammer um Weib und Kind begann, und selbst Böhneler begann haltlos und ziemlich blaß zu werden.

Doch die Nachricht war umgekehrt. Es käme Botschaft

zur Stadt hinein von großen Wahlſiegen, viele Trompeten brächten ſie, wahrſcheinlich hätten mehrere Wahlkreiſe ſich vereinigt zu einer glänzenden Demonſtration, zu einem ſchönen Witz, wie ſie den Leuten erſt nach dem entſchiedenen Fortſchritt beifielen.

Wohl, wie das wieder zum Kaffeehaus, deſſen Thüren ſich auf einen anſehnlichen Platz öffneten, herausſtürmte, die Stühlchen herumfuhren, und die verblüfften garçons unter die Thüren ſtunden, die davonlaufende Heerde zu betrachten und zu überwachen. Das Ding kam denn doch Vielen ſehr verdächtig vor; ſie dachten ſehr beträchtlich an Weib und Kinder, und wie unglücklich dieſe wären, wenn ſie den Vater verlören und zwar im Feuer. Das junge Pack und niedere Geflügel hatte keine Nebengedanken, ſondern lauter Freude, von wegen es gab was Neues. Böhneler ſchritt mit Bedacht und Faſſung der bockſprüngigen Heerde nach, von wegen er hatte einen Gedanken. Er kalkulirte nämlich, der Witz gelte ihm; er dachte, wenn er nur jetzt von Frau Säufuß die Bratwürſte und Schnittchen wieder hätte. Nun könne ſein Anne Bäbi ſich ſelbſt helfen, er möchte es ihm gönnen, wenn nicht zuletzt doch der Schmutz auf des Mannes Aermel käme, wenn das Anne Bäbi Oel verſchütte. Böhneler erwartete Großes, aber er zeigte es nicht. Da wo er Wahlpanduren hatte, befand ſich auch ein großer Künſtler, ein Blas-Inſtrumentenmacher, namentlich von ganz herrlichen Trompetenkaſten, welche trompeteten, als wie die Trompeter von einem Dutzend Huſarenregimentern zuſammengenommen.

Böhneler erwartete ſteif und feſt, mit dieſer vaterländiſchen Muſik würden ihm ſinnige Männer eine Ueberraſchung machen wollen. Er wußte nicht recht, ſollte er heimlaufen oder Stand halten. Es war ihm wegem Traktiren. Um nicht Aufſehen zu erregen, entſchloß er ſich, zu bleiben und ſich hinter einen Dicken zu halten, was nicht ſchwer war, da die Dicken nicht halb ſo rar ſind, als die Regenten, welche

das Land kennen. So konnte er immer das Maßgebliche thun, laufen oder bleiben nach den Umſtänden. Die Verſchiedenheit der Temperamente zeigte ſich noch immer entſchieden. Während die Einen ein Bein in den Lüften hatten, den Hut in den Händen und die Gedanken auf der Schmelze, um auszudenken, was für Feſtlichkeiten anzuſtellen ſeien und in welcher Kneipe noch der beſte Kredit ſei, ſintemalen mehrere Wirthe ſich bereits um den Athem gepumpt, klemmte es die Andern noch im Halſe, ſie dachten, vielleicht ſei der Landſturm los, laufen wäre das Beſte, aber es ſei ausgelaufen, wenn man drei Kinder hätte, welche eben noch nicht laufen könnten. Man hörte wirklich ein Getöne von Ferne, das bedenklichen Menſchen ſehr bedenklich klingen konnte. Da lachte Einer laut auf und ſchrie: „Das ſind mir ſaubere Räthe, hört doch: jung Hechte, alt Aalböcke, ſchreit es.“ Da ward es einen Augenblick ſtille, und wirklich kam ein Fiſchmann durch eine hintere Gaſſe, ſchrie ſo laut er konnte: „Jung Hechte, alt Aalböcke, Schnecke, Rebſchnecke!“ Da lachte man einen Augenblick über dieſe neuen proklamirten Kreaturen, von denen man geglaubt, es ſeien die neuen Rathsherrn, meinte, der Spaß ſei vorüber, wollte wieder zurück in's Kaffeehaus. Aber alsbald ſtanden Alle wieder ſtill, denn es war doch Muſik in den Lüften, ſchöne Töne kamen über die Dächer her und näher offenbar, denn die Töne wurden zuſammenhängend. „Das iſt ja aus dem Freiſchütz,“ rief Einer, und lächelnd drehte Böhneler die Doſe zwiſchen den Fingern, er glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſein. Gar deutlich hörte man die Melodie zu den Worten:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide,
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Glück und Herzensfreude.
Schöner grüner Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide.

Da ward das Erſtaunen groß unter dem hohen und niedern Geflügel, den jungen Hechten und den alten Aalböcken. Das iſt ſinnig, das paßt ſo ſchön, ſolchen Witz und Verſtand hätten wir dem Volke gar nicht zugetraut, hieß es von allen Seiten. „Ja, ihr kennt darum das Volk nicht," ſagte Böhneler ſchmunzelnd, „wenn ihr es kenntet wie ich; ach Gott, das iſt ein Volk, und was ließe ſich noch Alles daraus machen!" Alles lief der Straße zu, durch welche die Trompeter reiten mußten auf ihren ſchönen weißen Roſſen. Als man an die Ecke kam, ſah man keine Trompeten, keine weißen Roſſe, ſondern eine vierſpännige rothe Kutſche kam daher langſam, von der aus gingen die Töne, es war ganz, wie Böhneler es gedacht. Er ſagte aber Nichts, ſondern hielt ſich hinter einigen Dicken im Hintergrunde, er wollte das Weitere abwarten, die Ueberraſchung ſehen. Zu großem Erſtaunen ſah man im Wagen lauter elegante Frauenzimmer; man dachte an eine Maskerade, was um ſo wahrſcheinlicher war, da einige derſelben dunkle Streifchen unter der Naſe hatten, welche geſtutzten Schnäuzchen auffallend ähnlich waren. Böhneler war ſelbſt verblüfft, er wußte nicht, was er denken ſollte. An eine Ironie, eine Perfiflage, ihm ſeine Wahl in Weibskleidern anzukünden, daran konnte er nicht glauben. Da kannte ihn das Volk ja anders; wie oft hatte er ihm von ſeinem Heldenherz geſprochen und darauf geſchlagen, daß es krachte, um zu zeigen, wie viel es ertragen möge. Bei dem Haufen Leute, von denen einige mit Billard queues in Händen, hielt der Wagen; die Köpfe fuhren raus, und die Zungen ſchnaderten nach allen Seiten, aber welſch und wunderlich; es konnte ſich Keiner darauf verſtehen, wenn er auch welſch konnte, es klang nur wie: où est le Puntsiss? Niemand konnte was daraus machen. Endlich miſchte ſich der Kutſcher ein, der ein Lauſanner Kutſcher war und etwas deutſch kannte. „Pardon, meine Herren," ſagte er; „ich fahre Pariſer Modistes von Genf; ſie ſuchen den Bundesſitz,

wollen ſich da etabliren, könnt Ihr mir nicht ſagen, wo er iſt?" Da entſtand ein ſehr groß Gelächter bei den Einen, Andere ſchlichen bei Seite, Einer zeigte dem Kutſcher weit unten in der Stadt ein Haus, wohin er fahren ſolle; es war der Gaſthof zur goldenen Gans. „Merci bien, Monsieur," ſagte der Kutſcher, peitſchte die Roſſe, drückte die Falle, und prächtig ging es wieder los die Stadt ab. „Wir winden dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide ꝛc." Unſer Böhneler war auch Einer von Denen, welche ſich bei Seite drückten, er hörte den Streit nicht mehr, welcher ſich jetzt im Kaffeehaus erhob: ob das mit der Kutſche eine natürliche Geſchichte ſei, oder ob was Gefährliches dahinter ſtecke, ein verkappter Reaktionsverſuch. Die Einen ſagten, das ſei ja ganz einfach und natürlich, daß Pariſer Modiſtinnen von Genf den Bundesſitz ſuchten; die Andern dagegen behaupteten, gerade weil die Sache ſo einfach und natürlich ſcheine, müſſe Etwas dahinter ſtecken, das Einfachſte ſei daher immer das Gefährlichſte, weil gewöhnlich dumme Menſchen nichts drin ſuchten. Dieſer Streit iſt bis dato noch nicht entſchieden. Böhneler ſuchte den Reſt des Nachmittags beſtmöglich zu verbrauchen, denn ſo gerne er auch gewußt hätte, ob Niemand ihm nachgefragt, ſo fürchtete er einſtweilen das Heimgehen noch mehr. Er wußte, was Frau Böhneler konnte in ihrem Zorne; aber er kannte auch wie Färber und Seifenſieder die Zeit des Gährens und Vergährens, ſo ziemlich die Zeit, welche Frau Böhneler brauchte, um ihre gefährliche Gemüthsgährung zu verlieren. Das Grollen natürlich dauerte länger fort und hatte weniger ſeine beſtimmte Zeit; es kam darauf an, was etwa noch vorging oder dazwiſchen kam. Er brauchte die Zwiſchenzeit würdig. Böhneler war gerne überall populär, verſchmähte keine Hand, ſie mochte noch ſo ſchmutzig ſein, ſobald ſie einem Manne gehörte, welcher ſeine Stimme gültig abgeben konnte. Er trat in mehrere Werkſtätten ein, ſprach die Meiſter freundlich an, fragte nach verſchiedenen Preiſen, ſtellte Arbeit in

Aussicht, sagte den Einheimischen, sie könnten versichert sein, daß, wo er was zu sagen habe, den Landeskindern das Brod nicht entzogen werde, um es dem fremden Gesindel vorzuwerfen. Bei Fremden ließ er es merken, daß ein rechter Landesvater nicht auf Namen und Bürgerrecht sehe, sondern auf die tüchtigsten Leute und die beste Arbeit. Nun sei es einmal ausgemacht und fertig, daß die einheimischen Arbeiter nicht werth seien, den Fremden die Schuhriemen aufzulösen. Sie seien zu faul und stolz, verstünden nichts und thäten nichts. Fremde Gesellen müßten das Meiste machen, und doch müßte man bei den Einheimischen noch einmal so theuer bezahlen, als bei einem Fremden. Wo Böhneler eine Werkstatt verließ, läutete ihm das rechte Ohr; denn allenthalben hieß es hinter ihm, das sei ein rechter Herr, wenn sie Alle so wären, so wäre es nicht, wie es sei. Ist ein solch Lob nicht schön, sind die Gaben, mit welchen man es gewinnt, nicht edel? Ach Gott, über dieses Kapitel und über das dumme Volk wäre viel zu reden. Böhneler glaubte, die Zeit sei gekommen, wo er ohne Gefahr heim gehen dürfe, und er ging. Er fand seine Familie bei der Abendmahlzeit zwischen Tag und Nacht, Licht sparend. Das Mahl war nicht üppig. Schinken und Bratwürste waren keine dabei, dünner Kaffee und Kartoffelscheibchen machten die Hauptbestandtheile aus. Brod war auch da, aber Frau Böhneler verbarg es halb und halb hinter ihrem Ellbogen. Als eine weise Mutter vermied sie so viel möglich, Gelüste zu reizen. Ihr Zorn war verraucht, wie Böhneler gehofft; sie war auf den Punkt gekommen, wo die Stichelreden anfangen, die ließ sie auch sonder Erbarmen über ihren Böhneler ergehen. Wir wollen sie nicht wiederholen. Es war noch kein Bote gekommen, dieser und Frau Säufuß sammt ihrem Schinken gaben reichen Stoff zu einer gepfefferten Unterhaltung. Böhneler war sehr hungrig. Am Mittagessen war er gestört worden, seither hatte er nichts gehabt, als einige Prisen und etwas Zuckerwasser,

welche beide nicht besonders nahrhaft sind. Er griff tapfer zu; daneben eilte er sehr. Junge Soldaten schlottern sehr im ersten Feuer und lange gehen sie lieber aus dem Feuer, als in das Feuer; alte Soldaten dagegen lieben das Feuer, und wenn es recht hagelt um sie, soll es ihnen am wöhlsten sein. Das Weiberfeuer muß aber viel schärfer sein als Kanonen- und Flintenfeuer, denn wir haben noch keinen alten, ergrauten Ehemann getroffen, der demselben nicht gerne entronnen wäre, und zwar je eher, je lieber. So that auch Herr Böhneler. Bratwürste hatte er keine, aber seine Kartoffeln wurstete er den Hals hinab, daß sie unten akurat wie Bratwürste angekommen sein werden. Den Kaffee ließ er laufen ohne Absetzen, wagte sich nicht an's Brod hinter seiner Böhnelerin Ellenbogen, machte, daß er endlich Licht bekam, was etwas lange ging, da die Kerzen erst geholt werden mußten, und suchte dann sein Arbeitsstübchen, Kabinet sagte man ihm. Aber Lust zur Arbeit hatte er keine, er sank auf seinen Lehnstuhl, Kanapee hatte er keins, und seufzte schwer. „Böhneler," sagte er endlich und seufzte wieder schwer, „und wann du nicht wieder gewählt wirst, was dann? Du bist kein Bauer, kein Pädagog, kein Gelehrter, nicht einmal ein Jurist, du bist dann gar nichts, als der alte Böhneler! Was thun, was machen? Bist gerade wie ein alter Postgaul. Geschäft anfangen kannst du nicht, verstehst ja keins und betheiligtest du dich in einem, z. B. im Käshandel mit einem Panduren, so würdest du betrogen, wie man Exempel hat, denn du verstehst ja nichts. Den Agenten zu machen, schickt sich doch nicht wohl, auch war es ja mit deinem Reden nicht viel; es war wohl recht, aber die Leute verstunden es nicht. Dein Bischen Land kannst du bauen, aber was hast du für Land und was verstehst du davon? Im Sommer verbrennt Alles, es überzieht die Hühner (sie verlieren das Gleichgewicht), so steil ist's, den Knechten kannst du nachtrappen und fragen, was zu machen sei, und was man früher pflanze, den

Raps oder den Hafer, und wenn man Sommerkorn säe, ob das nicht Roggen gebe? Sieh Böhneler, so bist du gar nichts mehr, gar nichts, nichts als der Böhneler! Ach, und das Vaterland, ist das sein Dank!" Und Böhneler schlug die Hand vor die Augen und seufzte wieder bedenklich, und wer weiß, ob er nicht weiter gegangen wäre und noch geweint hätte, wenn nicht ein Geräusch entstanden wäre. Es polterte draußen, er hörte schweres, unsicheres Trappen schon im Gange in der Nähe seiner Thüre. Ein Holzträger war es nicht, so spät jedenfalls kein Arbeitsmann. Böhneler fuhr auf, ergriff das Licht, öffnete die Thüre, da schoß es an ihn heran, wie ein großer Frachtwagen, dem an einem Berge die Unterlage entglitten. Erschrocken fuhr Böhneler zurück, das Licht löschte aus, und mächtige Flüche donnerten durch die Finsterniß. Doch finster blieb es nicht lange. Thüren flogen auf, aus der Küche kam Anni mit Lampe und Besen ihrem lieben Herrn Böhneler zu Hülfe; aus dem Eßstübchen Frau Böhneler selbst aufbegehrend über solche Manieren, wie eine Katze, welcher man auf den Schwanz getreten. Als es helle genug war, daß man die prasselnde Donnerbüchse erkannte, war es ein dicker Schweinhändler, der gar jämmerlich aufbegehrte über die Bretter vor den Thüren in den Herrenhäusern, Beinbrechen sei kein Spaß, aber ein wenig Koth mehr oder weniger, selb mache nichts. Als er das ab dem Magen hatte, da erst grüßte er und sagte: „Guten Abend gebe Euch Gott, Base Böhneler, und guten Abend, Vetter Böhneler." Es war ein Vetter von der Seite der Frau Böhnelerin und aus dem Orte her, wo Böhneler seine Errungenschaften, d. h. seine Liegenschaften hatte. Darum war Frau Böhneler auch sehr freundlich mit ihm. Wenn es ein Vetter von des Mannes Seite her gewesen wäre, sie hätte ihre Nase ganz anders weggezogen. „Ja," sagte der Mann, „so geht's. Thut man Jemanden einen Schritt z'Lieb und z'Ehr, so bricht man den Hals darob, es muß einem ver-

leiden auf dieſe Weiſe. Ich habe Euch ſagen wollen, daß Ihr heute bei uns gewählt worden ſeid wiederum. „Ach was es da dem Böhneler wohlete, jetzt war er wieder Etwas. Und wie es der Frau Böhneler wohlete; jetzt konnte ſie wieder mit dem Manne zanken, daß er hier bleibe und nicht heimgehe. Sie war natürlich lieber hier und gewählt, ſie liebte die Quartalzapfen wenigſtens viermal mehr als ihren Mann, von wegen die Zapfen kamen viermal des Jahres, der Böhneler aber blieb der gleiche vom erſten Tag des Jahres an bis zum letzten. Frau Böhneler ſagte freilich: „Das hättet ihr können bleiben laſſen, dafür danke ich Euch nicht; es wäre uns viel wohler geweſen, draußen bei Euch, bei der Verwandtſchaft, als hier bei dem vornehmen Lumpenpack, welches nichts kann als die Naſe rümpfen und unſer Gattig Leute anſehen, als wären wir nur Hinterſäßen und nicht die, welche zu befehlen hätten, Gottlob!“ Indeſſen ging ſie doch ungeheißen ab, um für des Vetters Bedürfniſſe, welche ihr recht wohl bekannt waren, zu ſorgen. Wäre es aber ein Vetter von des Manns Seite geweſen, Böhneler hätte es ihr, ungeachtet der Botſchaft, doch ſiebenmal bittend befehlen müſſen. „Kommt und ſitzt,“ ſagte Böhneler, „und erzählt mir, Vetter, wie es zugegangen; es intereſſirt mich nie was mehr, als Nachrichten von Euch, wo es mir ſo wohl war, bis die Finger der Vorſehung mich höher führten.“ Als der Vetter auf dem Kanapee ſaß, ſagte er: „Ja Vetter, gewählt wäret ihr; aber wenn ich nicht geweſen wäre, es hätte fehlen können, es hat auch ſo geharzet, daß es keine Art hatte.“ Das ging Herrn Böhneler in's Fleiſch, er wurde ganz roth und frug: „So, geharzet, warum denn dies, was habe ich den Leuten z'wider dienet? Soll ich den Undank des Volkes auch erfahren, von dem man immer ſpricht und an den ich nicht glauben wollte? Ich ſagte immer: das Volk kennt ſeine Leute. Was haben ſie gegen mich?“ „Vetter,“ ſagte der Schweinhändler, und unterdeß ging Frau Böhneler ab und

zu, stellte Wein auf, aber nicht vierbatzigen und wirkliche Bratwürste dazu. „Vetter, aparti haben sie nichts gegen Euch, sie sagen, Ihr seiet ein herzguter Mann, aber nicht Schuld daran, daß die Frösche keine Schwänze hätten, und nützet Ihr auch nicht viel, so schadetet Ihr doch wenig, und es wäre gut, man könnte von den Andern dies auch sagen; das ist's eben, wo es harzet. d'Sach will den Leuten nicht mehr gefallen. Sie sagen, man habe ihnen goldene Berge versprochen, und jetzt, was hätte man davon, Hunger, Schulden, keine Arbeit, kein Geld, dagegen aber Steuern hageldick. Dann, was man hört brichten, sollen Viele ein so schlechtes Leben führen, daß die Buben auf der Straße ihnen nachlaufen, keine Religion und mit dem schlechtesten Volke in den schlechtesten Pinten Kameradschaft haben. Das will den rechten Leuten nicht mehr gefallen; denkt an mich, das geht nicht mehr lange so! Und wenn dann Einer aus der Stadt kömmt und man frägt ihn: „Was macht unser Böhneler, was sagt er zur Sach?" so heißt es: „Er ist immer ein guter Mann, er redet Allem z'best." Es sei ihm leid, sagte Böhneler, er könne es nicht anders machen, aber darauf könnte man zählen, daß das Meiste erlogen sei von den Aristokraten und Jesuiten, um der Regierung den Kredit zu untergraben. „Als ob nur die lügen könnten, wir haben jetzt bei den Wahlen gesehen, daß ganz Andere das Lügen noch viel besser verstehen," antwortete der Schweinhändler. Ja, was ich sagen wollte, Vetter, das hat Euch sehr geschadet, daß Ihr da so weibeln ließet und das Pack aufbieten und durch Leute, welche von keinem rechten Menschen angesehen werden. Die sind von Haus zu Haus gelaufen, wie die Länderbettler, logen die dümmsten Sachen, verleumdeten die rechtschaffensten Männer auf die gottloseste Weise, daß man einen rechten Abscheu ab ihnen bekam, besonders ab dem hochmüthigen Schulmeister, der die Kinder auf die Wahrheit brichten sollte und gegen das Lügen eifern und statt dessen den

mit der Gewißheit ganz zuſammenfallen, ohne Handlung, ohne Faktum, woraus ſich der Reaktionsverſuch gehörig konſtatiren ließe, ſtürmen ließe und zwar mit allen Glocken. Man könnte uns vorwerfen, es ſei Provokation, und wir würden nichts gewinnen, als daß wir alle Vögel ausgeflogen fänden. Meine Herren, ich bin weit entfernt, der Sache keinen Werth beizulegen, oder nur im Geringſten ſie verkleinern zu wollen. Nein, meine Herren, ich habe alle Urſache, Eure Muthmaßungen zu theilen. Es kennt vielleicht Niemand beſſer, als ich, die Umtriebe, welche durch das ganze Land ſtatt finden, und die Leute, welche die Finger im Spiele haben. Ich könnte Euch Geſchichten erzählen und Leute nennen, es würden Euch die Haare zu Berge ſtehen. Am rechten Orte habe ich davon geſprochen; aber ich bin ausgelacht worden auf eine ſchändliche Art und von Leuten, ich darf ſie Euch nicht nennen. Da nahm ich mir vor, zu ſchweigen, aber den Augenblick abzupaſſen, wo ich mich rechtfertigen könne. Darum nicht voreilig, meine Herren, finge man die Fliegen nicht, fiele alle Schuld auf mich. Man würde mir vorwerfen, die Sache ſei von mir angezettelt, nur um mich wichtig zu machen, und habe ich das nöthig, — meine Herren? Ich möchte doch gefragt haben, habe ich das nöthig?" „Aber, aber — jammerten viele Stimmen, vielleicht iſt der rechte Augenblick verpaßt, und dann was mit dem Vaterlande? War es nicht zu allen Zeiten Grundſatz, daß das praevenire ſpielen das Sicherſte ſei; iſt Einer einmal todt geſchlagen, ſchlägt er mich nicht todt, ſelb iſt ſicher." Ehe Böhneler antworten konnte, kamen zwei vom niedern Geflügel herein geſtürzt und ſchrieen: „Kommt, kommt, jetzt endlich iſt's los!" Nun was konnten die Anweſenden anders glauben, als die Reaktion ſei los; der Jammer um Weib und Kind begann, und ſelbſt Böhneler begann haltlos und ziemlich blaß zu werden.

Doch die Nachricht war umgekehrt. Es käme Botſchaft

zur Stadt hinein von großen Wahlſiegen, viele Trompeten brächten ſie, wahrſcheinlich hätten mehrere Wahlkreiſe ſich vereinigt zu einer glänzenden Demonſtration, zu einem ſchönen Witz, wie ſie den Leuten erſt nach dem entſchiedenen Fortſchritt beifielen.

Wohl, wie das wieder zum Kaffeehaus, deſſen Thüren ſich auf einen anſehnlichen Platz öffneten, herausſtürmte, die Stühlchen herumfuhren, und die verblüfften garçons unter die Thüren ſtunden, die davonlaufende Heerde zu betrachten und zu überwachen. Das Ding kam denn doch Vielen ſehr verdächtig vor; ſie dachten ſehr beträchtlich an Weib und Kinder, und wie unglücklich dieſe wären, wenn ſie den Vater verlören und zwar im Feuer. Das junge Pack und niedere Geflügel hatte keine Nebengedanken, ſondern lauter Freude, von wegen es gab was Neues. Böhneler ſchritt mit Bedacht und Faſſung der bocksprüngigen Heerde nach, von wegen er hatte einen Gedanken. Er kalkulirte nämlich, der Witz gelte ihm; er dachte, wenn er nur jetzt von Frau Säufuß die Bratwürſte und Schnittchen wieder hätte. Nun könne ſein Anne Bäbi ſich ſelbſt helfen, er möchte es ihm gönnen, wenn nicht zuletzt doch der Schmutz auf des Mannes Aermel käme, wenn das Anne Bäbi Oel verſchütte. Böhneler erwartete Großes, aber er zeigte es nicht. Da wo er Wahlpanduren hatte, befand ſich auch ein großer Künſtler, ein Blas-Inſtrumentenmacher, namentlich von ganz herrlichen Trompetenkaſten, welche trompeteten, als wie die Trompeter von einem Dutzend Huſarenregimentern zuſammengenommen.

Böhneler erwartete ſteif und feſt, mit dieſer vaterländiſchen Muſik würden ihm ſinnige Männer eine Ueberraſchung machen wollen. Er wußte nicht recht, ſollte er heimlaufen oder Stand halten. Es war ihm wegem Traktiren. Um nicht Aufſehen zu erregen, entſchloß er ſich, zu bleiben und ſich hinter einen Dicken zu halten, was nicht ſchwer war, da die Dicken nicht halb ſo rar ſind, als die Regenten, welche

das Gehör, ehe ein Jahr um ist. Nichts für ungut, Vetter, und wenn ich Euch mit Schweinen dienen kann, jungen oder alten, so sagt es mir, ich will Euch versorgen, zählt darauf. Behüt Euch Gott und lebet wohl," und dahin [illegible] er, was er dachte, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, ob er bloß den Schalk gemacht hat, oder ob sein Wesen Natur gewesen, bei Schweinehändlern und noch andern Leuten ist dies oft sehr schwer zu entscheiden. Also, Böhneler, bist wieder gewählt, sagte er halblaut zu sich — und Wie? ertönte es hinter ihm, wo Frau Böhnelerin mit Abräumen sich befaßte. Nun entstand ein Zweigespräch, welches wir nicht wiederholen können; wir wissen nicht einmal, wie lange es dauerte, wahrscheinlich bis am Morgen, denn Herr Böhneler erschien sehr angegriffen in der Sitzung, aber in stolzer Haltung. Am Tage nach solch wichtigen Ereignissen ist man ziemlich früh in der Sitzung, selbst die, welche ihren ordinären Rausch zu verschlafen haben und daher immer eine halbe Stunde später sind, als ehrliche Leute, thun sich an solchen Tagen Zwang an. Es ist fast wie der erste Appell nach einem Schlachttage, da will man auch wissen, wer vom Regiment noch lebt und wer todt gemacht worden. Man bietet alle Unbefangenheit auf, welche man im Vorrath hat; aber wer sich auf die Beine versteht, der unterscheidet leicht und von weitem, bloß am Abtrappen, drei Klassen: die, welche wissen, daß sie nicht gewählt sind, die, welche das Resultat noch nicht wissen, die, denen ihre Wiedererwählung bekannt ist. Man kann sich bloß irren zwischen denen, welche gar nicht, und denen, welche zweimal gewählt sind, diese trappen am kühnsten ab.

So sammelten sie sich früh und stunden zusammen, gratulirten denen, deren Wahl bekannt war, auf das Herzlichste, schüttelten die Hände, daß es in den Achseln weh that, und um die, welche nicht gewählt waren, ging man in einiger Verlegenheit herum, ungefähr wie die Katze um den heißen Brei.

Als Böhneler eintrat, waren schon Mehrere da, aber sie wußten noch nichts von ihm, behandelten ihn daher etwas zurückhaltend; er selbst that ebenfalls spröde und kurz, so daß zwei, welche seitwärts stunden, zu einander sagten: „Sind wir wohl endlich das Schaf, den Böhneler, los; er macht ein Gesicht, wie ein Kind, welches die Ruthe gekriegt hat oder noch kriegen soll.“ „Weiß nicht,“ sagte der Andere, Böhneler trotzt nicht auf seine Verdienste, er weiß, daß die Hauptsache ist, gewählt zu werden, und sieh, er macht nicht sein süßes Gesicht, oder ein verlegenes; es lauert etwas in seinen Maulecken, als ob er was wüßte und einstweilen noch nicht sagen wollte. Gib Acht, der ist gewählt und vielleicht gar zweimal.“ „Warum nicht gar, ein solcher Esel! wird doch das Volk alle Tage aufgeklärter.“ „Das wird dir ein Schulmeister gesagt haben,“ antwortete der Andere, „dem glaub doch nicht, sondern immer gerade das Gegentheil.“

Da ging die Thüre wieder auf, und herein trat gravitätisch Einer, man sah ihm an, daß er mehr als die Andern zu sein glaube, und die Andern beugten sich auch vor ihm, wie vor Joseph's Garbe seiner Brüder Garben, und gratulirten ihm sehr, und als der Böhneler auch kam gravitätisch, um ihm zu gratuliren, sagte derselbe zu ihm: „Gratulire auch, Herr Böhneler, zweimal gewählt! gratulire sehr, das macht dem Vaterland Ehre.“

Potz, was die Worte für Wirkung thaten, und wie um Böhneler herum sich alsbald eine Freundlichkeit und Freundschaft gestaltete, die, wenn sie nicht sehr rührend gewesen, als Zudringlichkeit erschienen wäre. Die, welche vorher gesprochen, gratulirten mit einer Innigkeit, welche Herrn Böhneler die Thränen in die Augen trieb, als ob er am Schaben von Meerrettig wäre. Dann fanden sie sich, begreiflich ganz zufällig, zusammen in einer Fensterecke, und der zweite sagte zum ersten:

„Und jetzt, was sagst du zur Bildung des Volkes, das

einen ſolchen Möff zweimal wählte? Aber hätte [illegible] nicht recht, er iſt ſchalkhaft wie ein Eſel, ich [illegible] es ihm in den Mundwinkeln an, daß er die Wahl kannte.

„Das hätte ich nicht geglaubt," ſagt[illegible], „aber das Volk iſt vernachläſſigt, man muß es [illegible]nterrichten, aufklären, ſo kommt es mir noch faſt vor wie eine Kuh, welche jedes Trank ſchluckt, das man ihr ei[illegible]t. Alſo den Tropf muß man wieder haben und zwar, [illegible]er zweimal gewählt iſt, jetzt einen doppelten Tropfen, und wenn man den erſten beſten Lumpenſammler oder ein Schweſelfraueli von der Straße nehmen würde, hätte man für die Geſchäfte ſo viel an ihnen, als an dem Böhneler. Ein ſolcher Eſel, ein Waſchlumpen ſonder Gleichen, ein Achſelträger und Speichellecker der heute türkiſch würde und morgen dem Papſt die Füße leckte, wenn es der Präſident befehlen würde, oder wenn er damit dreimal gewählt werden könnte!"

„Schrei nicht ſo," ſagte der Andere, „man könnte was merken. Was kömmt's am End auf die Geſchäfte an, nichts, pfiff darauf, wenn nur das Syſtem durchgeht, das iſt die Hauptſache, und ſich befeſtigt. Geſchäfte das ſind Dummheiten, Sand, welchen man dem Volke in die Augen ſtreut und womit wir uns wichtig machen, aber das Syſtem iſt unſere Fahne, mit dieſer fahren wir durch die Welt!" „Nun, Böhneler fährt mit wohin es geht und wär's zum Teufel; aber er iſt eben blinder Paſſagier, und was hat man für Nutzen von ſolchen?" frug der erſtere.

Da entſtund Bewegung, ein Weibel kam und meldete, die Poſt ſei noch nicht da. Ob es etwas gegeben auf dem Lande? frug Einer. Ein Anderer ſagte: „Warum nicht gar! Es iſt halt die ſchlechte Ordnung, wenn die Chefs mit den Kondukteurs ſaufen und ſpielen, ſo kömmt es ſo." Man ſchimpfte ſchrecklich über die eingeriſſene Unordnung und beſchloß ſcharfe Unterſuchung, ſtrenge Handhabung der Reglemente. Man nimmt gewöhnlich erſt Notiz von einer Sache,

wenn man von derselben beschlagen wird. Da die Regenten, so zu sagen auch Menschen sind, so haben sie es oft auch so, was zur [redacted] etwas fatal für das Publikum wird.

Unterdessen war Böhneler an sein Tischchen getreten und hatte ein [redacted] geschrieben, gesiegelt und ersuchte den Weibel, welcher wieder auf die Post mußte, so gleichsam als Vorläufer des Donnerwetters, das nächstens folgen sollte, dasselbe in seiner Wohnung abzugeben; es war an seine Frau adressirt. Es entrann ihm ein schwerer Seufzer, als er desselben sich entledigt hatte. Der Leser glaube nicht etwa, Böhneler künde seiner Ehehälfte die Scheidung an; bewahre, an so was Dummes dachte er nicht. Böhneler hatte etwas viel Schwereres auf dem Herzen. Böhneler war auf dem Wege zur Sitzung seinem kraushaarigen Wahlpanduren begegnet, welcher zu ihm wollte, ihm die Nachricht zu bringen, daß er auch in seinem Wahlkreise gewählt worden sei und zwar glänzend. Böhneler konnte nicht anders, als ihn zum Mittagessen einladen, was jener mit vielem Dank annahm; denn er hätte noch mit Herrn Böhneler zu reden, wie er sagte. Böhneler hatte diese Nachricht so erquickt, daß sie ihn rasch in die Sitzung trieb, um dort als doppelt Gewählter zu erscheinen. Sobald aber diese Freude vorüber war, fiel ihm schwer auf's Herz, was die Frau Böhnelerin zu dem Gaste sagen würde und wie ihm aufwarten? Es war unglücklicherweise kein Vetter von ihrer Seite. Es war Böhneler nicht eingefallen, den Herrn in ein Wirthshaus einzuladen, weil seine Frau krank wäre, oder den Kaminfeger, oder die Wäsche hätte. Zudem hätte das auch seine Schwierigkeiten gehabt, denn Frau Böhneler war Finanzminister und Kassier in gleicher Person. Selbst geh'n und ankünden, was er gethan, mochte er nicht; er hatte Wetter genug ausgestanden; er war ja noch ganz schachmatt davon. Als ein doppelt Gewählter konnte er sich schon was erlauben, und kam er dann mit dem Gast zum Essen, sei der erste Zorn vorbei,

und der Gaſt ein ſchönes Stück Menſch, ſein Schild dachte er. So that er alſo, aber wohl war ihm nicht dabei.

An den einlaufenden Nachrichten, den [redacted]mmenden Geſchäften nahm unſer arme Böhneler [redacted]eil; ſein Anne Bäbi lag ihm auf dem Herzen und z[redacted]er ſchwerer. Er dachte, er ſei doch eigentlich bei allem Glück unglücklich. Wie gut auch der Brei an ſich wäre, [redacted]immer werde er ihm verſalzen. Wenn er nur nicht Scha[redacted]erleben müſſe, ſein Anne Bäbi Anlaß gebe, daß er im ganzen Lande verbrüllet werde, ein Mann wie er!

Die Zeit kennt kein Erbarmen, ſie geht wie ſie will, nicht ſchneller, nicht langſamer, nach Laune und Bitten der Menſchen. Mittag war da, unvermeidlich, und der Präſident hob pünktlich die Sitzung auf; er ſah, daß die Geiſter anderswo beſchäftigt waren. Ach Gott, und ſchon vor dem Sitzungsſaale traf Böhneler ſeinen treuen Panduren an. Der muß eine ſtarke Freßglocke im Magen haben, was wird Anne Bäbi dazu ſagen? dachte Böhneler. Er mußte vorwärts, es war ihm faſt wie einem Rekruten, der gegen eine Batterie geführt wird. Böhneler wäre in dieſem Augenblicke gerne nur einmal, oder gar nicht gewählt geweſen; aber was half das jetzt: „ſelber tha, ſelber ha," ſagt das Sprüchwort.

„Spaziert nur gefälligſt hier herein," ſagte Böhneler, als ſie endlich die Treppen auf waren, und öffnete den Salon. Da öffnete ſich eine Seitenthüre, und eine Stimme rief: „das Eſſen iſt auf dem Tiſch!" „Ei nun, in dieſem Fall," ſagte Böhneler, „wollen wir gleich da hinein," und bekomplimentirte höflichſt ſeinen ſchönen Panduren in den Speiſeſaal, d. h. in's Eßſtübchen. Aber o Himmel, wie ward ihm, als er hinter dem breiten Rücken des ſchönen Stück Menſchen hervorkam und in's Eßſtübchen trat! Da war's wie immer, als ob ſeine Bitte gar nicht vernommen worden und doch war ſie es, das ſah er an der geſpaltenen weißen Taſſe, welche oben auf dem Tiſche ſtund und der

Visite galt. Die Kaffeekanne stund da, Erdäpfel waren auf dem Tisch ohne Tischtuch ausgeleert, und in einem Napfe stund E[redacted]. Böhneler sah in seinem Schreck nicht, was. Frau Böh[redacted]er begehrte nicht auf; sie frug sogar den Panduren, ob [redacted] a[redacted] schön Wetter hätten daheim. Als sie ihm himmelblauen Kaffee eingeschenkt hatte, sagte sie: „Ihr müßt vorlieb nehmen, wie wir es haben, Ihr werdet es daheim auch nicht viel anders gewohnt sein und essen müssen, was die Mutter gekocht hat."

Böhneler war auf Dornen, aber er durfte Anne Bäbi nicht von ferne touchiren, oder ihm widerreden wollen, sonst kam das Wetter, er wußte es. Das war bitterer Kaffee, zu welchem Frau Böhneler nicht einmal Zucker gab.

„Nehmt Erdäpfel," sagte sie, „wenn Ihr nicht zu schmäderfräßig seid, sie sind gut, der Sack kostet uns 2½ Gulden. Ja es ist ein theures Haushalten, besonders wenn man noch immer fremdes Volk füttern muß." „Habt Ihr auch viel Einquartirung gehabt?" fragte Böhneler rasch. „Ueber die wolle sie nicht so viel klagen," sagte Frau Böhneler eben so rasch. „Wenn schon nicht hinreichend, so sei man doch in Etwas entschädigt worden, und wer nicht gemeint, er müsse sie füttern, daß sie noch in der Ewigkeit genug hätten, hätte dabei so viel Schaden nicht gehabt."

So lief das Gespräch, aber lang dauerte es nicht, man kann denken, daß schnell abgegessen war. Böhneler führte darauf den Gast in's Salon, wollte Wein befehlen und dann leise vorbauen wegen dem Gerede, welches der Pandur anzetteln konnte. Der aber sagte sehr höflich, er bitte sehr, Herr Böhneler solle sich nicht Mühe machen, er habe vortrefflich gelebt und sei sehr pressirt. Er möchte Herrn Böhneler für Etwas ansprechen, er müsse Geld haben, 2000 Franken; das und das Banquierhaus wolle es ihm geben, gegen einen soliden Bürgen; er denke, Herr Böhneler schlage ihm diese Gefälligkeit nicht ab. In einem Vierteljahre, ge-

denke er, sei alles wieder bezahlt. „Und die Bank?“ frug Böhneler schüchtern. Den Kredit dort brauche er anders, antwortete der Pandur. Die Zeit sei schlimm, [redacted] habe die Tasche voll Wechsel, aber versilbern könne er sie nicht. Ja, was wollte jetzt Böhneler anders machen? [redacted] mußte in den Apfel beißen und um das Mittagsessen gut zu machen, mußte er gehen, für 2000 Franken Bürge sein und noch dazu Gott danken, daß es sein Anne Bäbi nicht wußte. Aber was meint man, wenn es dem Panduren auch geht, wie hunderten von seinen Brüdern, wenn er in dem Trocknen sitzt und auf dem letzten Löchlein pfeift, und Herr Böhneler zahlen muß, und sein Anne Bäbi es vernimmt, was wird dann Anne Bäbi sagen? Und was hat es wohl gesagt, als die andern Panduren auch kamen und was wollten, und was gibt's am Ende aus Allem? das mag der gütige Leser sich einstweilen denken. —

Sage vom Meyer auf der Mutte.

Die Erzählung erſchien zuerſt in der neuen illuſtrirten Zeitſchrift für die Schweiz. Jahrgang 1851.

Vor uralten Zeiten, doch nicht vor Adam, ſondern ſeither, lebte eine alte Frau und hatte viele Güter, aber keine Kinder. Mädchen hatte ſie nie gehabt, ſondern bloß Söhne, dieſe waren ihr erſchlagen worden. Damals erſchlug man nämlich die Menſchen, heutzutage ſchießt man ſie todt, kömmt aber einigermaßen auf's Gleiche heraus, beſonders wenn man einmal todt iſt. Es war eine ſehr verſtändige Frau. Auf den Männern hielt ſie gar nichts, beſonders ſeitdem dieſelben ihr die Söhne erſchlagen. Kein Mann ſollte einen Pfennig von ihrem Gute erhalten, in die Hände ihres Geſchlechtes ſollte Alles kommen. Aber wie geſagt, ſie war eine verſtändige Frau, kannte daher auch die Neigung ihres Geſchlechts, Alles, was es hat, baldmöglichſt an Mann zu bringen, d. h. irgend einem Bengel an den Hals zu hängen. Sie ſtiftete daher ein Klöſterlein, über deſſen Schwelle nicht ein Gedanke an einen Mann kommen ſollte, geſchweige denn ein wirklicher Mann, und vergabte dieſem all ihr Gut.

Eine ſo vollſtändige Inſtruction, wie Königin Agnes bei Stiftung des Kloſters Königsfelden, machte ſie nicht. Agnes meinte es gut mit den Nonnen, ordnete für die, welche kränklich waren, Reis, Mandeln, Feigen, Weinbeeren und Hühner, den Uebrigen des Mittags zwei Gerichte von Brei und eins von Eiern, des Nachts eins von Brei, eins von

Eiern und eins von Milch oder Käs, auch Schweinefleiſch, Haſenpfeffer, Sulzen und Obſt, und je für fünf Schweſtern täglich zwei Maas Wein. Sie rechnete auf guten Appetit der Schweſtern, wie man ſieht, und namentlich auch darauf, daß der Aargauer Wein mehr nach unten trachte, als nach oben.

Sie ſcheint ſich mit dem Letzten ganz verrechnet zu haben, denn in der letzten Zeit ſpukt derſelbe den Aargauern gewaltig im Obergaden.

Frau Friedoline machte bloß zwei Beſtimmungen:

1) Die Hälfte der Nonnen ſollten Wittwen, die andere Hälfte Mädchen ſein.

2) Die Hälfte der jährlichen Einkünfte ſollte zur Erhaltung der Bewohnerinnen und nicht zu was Unnützem, die andere Hälfte zum Beſten der Armen verwendet werden.

Motive gab die alte Dame keine an; vermuthlich ſollten die Wittwen die Erfahrung repräſentiren und die Mädchen in der Entſagung der weltlichen Lüſte unterrichten, die Mädchen dagegen das Gefühl repräſentiren und die Begeiſterung, für welche Wittwen zumeiſt wohl kühl ſind. So ordnete die gute Dame es an und meinte für Alles geſorgt zu haben. Aber der Menſch hat kurze Gedanken, ſein Sorgen iſt ſtets nur Stückwerk, und immer artet aus, was der Menſch ſäet und pflanzet, wenn nicht von Oben der Geiſt, der geſäet und gepflanzt, erhalten und erneuert wird. Nachdem ſie ſo für ihre Habe gut geſorgt zu haben meinte, ſtarb Frau Friedoline alt und lebensſatt. Das Klöſterlein hatte ſich alsbald gefüllt mit Wittwen und Mädchen, von denen die einen ſchmollten mit der Welt, die anderen dieſe ſatt oder ein Grauen vor derſelben hatten. Von je war es ſchwer, den rechten Mittelweg in Beziehung auf die Welt zu treffen, nicht mit ihr den Narren zu machen und nicht durch ſie zum Narren zu werden, ſie zu gebrauchen, als gebrauchte man ſie nicht. Und darum iſt dieſes ſo ſchwer, weil der Menſch

wähnt, er sei der Herr der Welt, daher nicht merkt, wie die Welt der Herr des Menschen wird.

Anfangs ging es schön und gut im Klösterlein, fast als wie im Himmel. Wenn Frau Friedoline niedersehen konnte aus dem Himmel auf ihr Stift, mußte sie große Freude daran gehabt haben. Die Wittwen walteten mit verständigem Sinne, ja was noch mehr heißen will, absonderlich wo lauter Weiber beisammen sind, mit einträchtigem Sinn. Sie waren Vorbilder im Beten und Arbeiten, hielten die Mädchen nicht als Mägde, sondern als Schwestern, freuten sich, derselben Hände und Seelen zu stärken, sie zu unterweisen in getreuem Verrichten ihres Tagewerkes, lehrten sie austheilen mit Liebe und Verstand, was so leicht nicht ist, lehrten sie beten, daß es Gott wohlgefiel und ihre Herzen stärkte, was nicht Alle können, lehrten sie ein frommes Genügen, durch welches der Friede kommt, der über allen Verstand geht. Die Mädchen rankten sich auf an den würdigen Matronen, brachten ihnen junges Leben, erhielten sie frisch und grün, wie Epheu die altersgrauen Thürme, kurz, es war fast, als ob endlich der Fleck gefunden sei, wo auf Erden ein neu Paradies entstehen, das tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen sollte. Weit umher waren sie geliebt und geehrt; die Armen fanden Hülfe, die Reichen suchten die Kraft ihres Gebetes, und wenn das Klösterlein so geblieben wäre bis auf den heutigen Tag, so hätte Mancher sich weniger versündigt, indem er seine Hände mit fremdem Gut befleckte, und mancher Unschuldige wäre nicht um der Schuldigen willen gestraft worden, ja selbst vielleicht die Thurgauer hätten sich bedacht und heilige Gefäße nicht an Juden verschachert und sich geschämt, um einiger Silberlinge willen Juden Gelegenheit zu geben, mit christlichem Glauben und christlichem Gefühl Spott und Hohn zu treiben. Aber es kam anders; der Teufel fand die Spalte, wo er hineinschlüpfen konnte, um bösen Samen in den Acker zu säen.

So lange Frau Friedoline lebte, war ſie die erſte und älteſte unter den Schweſtern geweſen und hatte das Scepter geführt, ſo gleichſam als von Rechtswegen. Als es zum Sterben kam, rief Frau Friedoline die Schweſtern zuſammen, übergab ihre Macht der älteſten, befahl ihr, wenn auch ſie zum Sterben komme, ebenfalls der älteſten die Gewalt zu übertragen und alleweil ſo fort. Das ward von allen begriffen und billig gefunden, denn jede konnte ja die älteſte werden, und alle weinten von Herzen der guten und weiſen Stifterin nach. So ging es nicht ganz hundert Jahre unwiderſprochen im Frieden. Da geſchah es, daß, als eine Aebtiſſin ſtarb, die älteſte außer Stande war, dieſes Amt zu verſehen. An dieſen Fall hatte Frau Friedoline nicht gedacht, was der guten alten Frau nicht aufzurücken iſt, haben es ja die allerneueſten Geſetzgeber noch nicht dahin gebracht, an Alles zu denken. Ein ſolcher Fall war alſo nicht vorbedacht, daher keine Beſtimmungen dafür da.

Nun fing man an zu verweiſen, wie die Geſetzgeberin es eigentlich gemeint, und auszulegen, was ſie für dieſen Fall für Gedanken gehabt und welche Beſtimmung aus dieſen Gedanken am natürlichſten hervorgehe. Nun, wenn man einmal in's Auslegen oder Interpretiren, wie die Gelehrten ſagen, der Geſetze kommt, dann kriegt der Teufel freie Hand. Was das einmal für einen Spektakel geben, und wie Flaum und Federn gen Himmel fahren werden, wenn die Geſetzgeber hinter ihre Ausleger gerathen können!?

Die einen behaupteten mit großer Zuverſicht und Heftigkeit: Sei die älteſte blödſinnig oder nicht für das Amt gemacht, ſo trete offenbar die zweitälteſte an ihre Stelle, das ſei eine ausgemachte, ausdisputirte Sache. Das wollte ein zweite Partei nicht glauben. Sie ſagte, die zweitälteſte könne ebenſo unfähig ſein, als die älteſte, und die drittälteſte ſo unfähig, als die zweitälteſte. Daher ſei es ganz klar, Frau Friedoline habe immer die älteſte unter den

fähigsten zum Amt berufen wissen wollen oder vielleicht die fähigste unter den ältesten, doch sei dieses so ganz klar nicht. Die dritte Partei, und zu dieser gehörten die jüngsten Mädchen, meinte, es sei offenbar eine Lücke im Institute, welche Frau Friedoline ganz sicher ergänzt hätte, wie man mit Bestimmtheit schließen könnte, wenn ihr nicht zu früh der Athem ausgegangen wäre. Da sie verordnete, daß immer halb Wittwen, halb Mädchen im Kloster sein sollten, so sei es offenbar ihr Wille gewesen, daß Mädchen und Wittwen gleichen Antheil an ihrer Vergabung hätten, zwischen ihnen kein Vorrecht sei, die höchste Würde nicht vorzugsweise den Wittwen zufiele. Nun sei es aber bekannt, und die Erfahrung im Kloster beweise es, daß die Wittwen zähere, die Mädchen zartere Naturen hätten, daher die Wittwen ein höheres Alter erreichten, und somit immer nur Wittwen Aebtissinnen würden. Offenbar habe Frau Friedoline das nicht gewollt, sondern daß Mädchen und Wittwen sich in dieses Amt theilten, d. h. abwechselnd es verwalteten. Sie möge es nun gesagt oder nicht gesagt haben, so sei das unbestritten ihr Sinn gewesen.

Man sieht, schon damals konnten die Gelehrten verschiedener Meinung sein und bei der Auslegung von Verfassungen und Gesetzen sich in die Haare gerathen.

Es gab gewaltigen Streit im Klösterlein. Jede Partei suchte Anhang; ihrer Meinung die Oberhand zu verschaffen, war ihre Hauptsorge, welcher sie Alles opferte. Niemand war da, der rechtsgültig den Streit entschieden hätte, der Klostervogt abwesend, der Bischof weit weg, der Beichtvater, wohl jung, schlug sich im Stillen zur letzten Partei und wirkte für sie, wie er konnte und mochte.

Man kann sich's denken, wie bei solchem Streit die Hauptpunkte der Stiftung, die Hälfte des Ertrages für das Kloster, aber nichts zu unnützem Zweck, die andere Hälfte für die Armen zu gebrauchen, im Auge behalten wurden.

An ſie dachte eigentlich Niemand mehr im Ernſte, wenn zuweilen auch ſehr heftig davon die Rede war, wenn eine Partei der andern etwas aufrücken wollte. Wir wollen die Geſchichte der Parteien im Klöſterlein zu Schweißberg, zwiſchen Röthenbach und Signau, im Canton Bern liegend, nicht der Nachwelt überliefern, es iſt die Geſchichte aller Parteiungen, wie man ſie in Ländern und Städten, in Monarchien, Ariſtokratien und Demokratien findet. Eine Partei macht die andere runter und niederträchtig, bis Alles niederträchtig und runter iſt. So ging es auch zu Schweißberg. Der Streit ſetzte ſich feſt, ward chroniſch, wie die Aerzte gelehrt ſich auszudrücken wiſſen. Man weiß, wie in Familien Krankheiten ſich einheimiſch machen und nicht mehr zu heilen ſind, und in Gebäuden Gerüche und Ungeziefer, daß Nichts mehr dagegen helfen will, als das Abbrechen; ſo geht es auch in Häuſern und Gemeinſchaften mit dem Streit, er erbt ſich fort und wird unaustilgbar. Wie es da mit der Zucht gehalten ward, kann man ſich denken. Bald konnten alle leben nach ihrem Wohlgefallen, Niemand wahrte den Dienſt des Herrn und den Willen der Stifterin, es ward geſotten und gebraten den ganzen Tag, und wenn eine ſonſt noch Freude hatte an etwas Anderem, ſo ſtund ihr Niemand im Weg. Und wiederum ward es anders, und nur die einen konnten thun, was ſie wollten, die andern waren unterdrückt, litten am Nöthigſten Mangel und wurden bei der leiſeſten Widerrede geſtraft, wie hart, ſchrieb damals Niemand auf. Hätte es Jemand aufgeſchrieben, es könnte heutzutage manchem Freiburger und Luzerner zum Troſte dienen, daß er ſagen müßte: „Nein, gottlob, ganz ſo arg geht es heut zu Tage doch nicht mehr bei uns, das ſtünden die heutigen Leute ja gar nicht aus!“

Am böſeſten kamen dabei natürlich die Armen weg; an die dachte Niemand mehr, die Nönnlein hatten ja genug an ſich zu denken und an ihre Feindinnen, und wenn was da war zum Brauchen, ſo hatten ſie es für was Anderes

nöthig, als für die Armen: erſtlich für ſich und zweitens für ſich und drittens für ſich. Denn, wenn auch viel außerhalb des Kloſters geſpendet ward, ſo war es doch nicht um Gottes-, ſondern um ſeiner ſelbſt willen, um Jemanden die Augen zu ſalben, einen ſüßen Mund zu machen, ein mild Herz, und gegen allfällige Klagen die Ohren zu ſtopfen, ſeinen Anhang zu ſtärken, der Gegenpartei bös Spiel zu machen. Der Teufel hatte nicht bloß neben die Kirche eine Kapelle gebaut, ſondern die Kirche ſelbſt zu ſeiner Kapelle gemacht.

Dabei waren die Armen wohl zu bedauern, aber mehr doch noch die, deren Herzen gebrochen wurden im Klöſterlein. Es gab auch noch in der Zeit, als der Teufel bereits ſeinen Stuhl aufgeſchlagen hatte im Klöſterlein, es aber noch nicht ſo recht ruchtbar und bekannt war, Solche, welche aus innerem Triebe der Welt entſagten, um ein gereinigt Herz dem Bräutigam der Seelen zuzubringen. Und gerade als die Fäulniß im Klöſterlein ſich anſetzte, gab daſſelbe den blendendſten Schein der Frömmigkeit von ſich. Das waren nun wirklich arme Seelen, man kann es ſich denken. Anfänglich ging es ſchön, jede Partei ſuchte ſie in ihr Intereſſe zu ziehen, allmälig dem Alles verſchlingenden Strudel zuzulocken. Und manche ward verſchlungen, ehe ſie daran dachte, ehe ſie wußte, was ihr geſchah, weinte dann wohl eine Weile bitterlich, bis die Thränen vertrocknet waren, und das Schwimmen mit dem Strome ſie luſtig dünkte. Aber die, welche ſich nicht verlocken ließ, ſondern widerſtand, eine treue Magd des Herrn bleiben wollte, gar vielleicht bekehren wollte, ſich berufen glaubte, den Teufel auszutreiben und den Herrn wieder einzuſetzen in ſein Haus, war in Dornen gebettet unter Scorpionen und Nattern, Gift ihre Speiſe und Abſcheu ihr Trank, bis der Leib verzehret, das Herz gebrochen war in unausſprechlichem Weh. Nun, als das einmal bekannt war, flohen ſolche Herzen die unſelige Stätte. Aber deswegen fehlte es dem Kloſter an Bewohnerinnen nicht. Das weibliche Ge-

schlecht besitzt viel Kühnheit, wagt gerne allerlei Kämpfe, hat den Glauben, wenn es einmal habe, was es wolle, werde das Uebrige sich schon geben, das werde sich schon fügen müssen dem nachhaltigen Willen und der süßen Hand. Was wagt das Weib nicht um einen Mann! was sollte es sich vor einem Kloster fürchten? Zudem muß man nicht vergessen, wie gerne die Klosterfrauen sich durch Verwandte stärken, Nichten und Basen locken mit allerlei Versprechen und Aussichten. Man glaubt nicht, welche schöne Aussicht für die Nichte eine Aebtissin in einem Kloster ist, und welch gewaltige Hülfsmacht für eine Tante Aebtissin, eine hübsche, gescheidte Nichte. Verstehen die beiden sich, spinnen sich die Fäden in die Hände, wird die eine das Haupt der jungen, wie die andere das Haupt der alten ist, dann ist ihre Macht entschieden, die mißgünstigen erfahren es, wie schwer es ist, wider den Stachel zu löcken. Dabei ist es durchaus nöthig, daß beide gescheidt seien, nicht mit geschlossenen Augen in's gleiche Horn blasen. Die vollkommene Einigkeit muß bloß unter der Hand statt finden, äußerlich aber eine anständige Opposition, ungefähr wie das Verhältniß zwischen König und Kronprinz. Hat der Alte die alte Generation, der Junge die junge, kann's da fehlen?

Die Meyer auf der Mutten waren von je mit Kindern reich gesegnet, absonderlich mit Töchtern. Schweißberg und die Mutte lagen nicht gar weit auseinander, und die Töchter von der Mutte paßten absonderlich gut in's Klösterlein zu Schweißberg und namentlich in dessen letzten Zeiten. Sie waren stattlichen Leibes, sinnlicher Art, doch diese untergeordnet der Sucht nach Macht und Besitz, so daß die erstere nicht selten als Mittel gebraucht wurde, der letztern zu dienen. Sie betrachteten nach und nach die Macht im Klösterlein als ein Erbstück der Familie, und wenn diese jemals in andere Hände kam, verschrieen sie es als einen Frevel gegen Gott und Menschen. Dann ging der Streit von Neuem los, und

gewaltig ſpukte es im Kloſter, bis wieder eine Meyerin von der Mutte den Stab in Händen hatte. Damals war etwas nicht, was Manchem komod wäre, es wäre jetzt noch nicht, damals wußte man nichts von Kloſterrechnungen. Nach altem Zeug ſtöbert man in allen Archiven, man findet das wunderlichſte Zeug: Titel und Urkunden von allen Arten, aber keine Kloſterrechnungen aus den alten Zeiten, von denen wir reden. Ja nicht einmal im Aargau, ja ſelbſt nicht im Thurgau, welche Gäuer ſicher ſchon damals in Cultur und Bildung weit voran waren, hat man deren gefunden. Damals brauchte oder verbrauchte das Geld nicht, je nach ſeiner Art und ſeinen Gelüſten, wer die Macht dazu in Händen hatte; damals ward frommes Gut vielfach durch frommen Sinn geſchützt, zuweilen auch aus Furcht vor dem Teufel. Fehlt der fromme Sinn, oder fürchtet man den Teufel nicht, ſchützt man mit Rechnungen frommes Gut nicht, kommt es an die Juden, vide Exempel am Bodenſee. So war es den Muttetöchtern möglich, einen Schatz anzulegen, einen goldenen Sparpfennig für die Zeiten der Noth.

Schweißberg lag im Gebirge, dem Rittervolk zu Brandſchatzungen ab Handen. Von den Hirten des Gebirges war, bei kluger Benützung des Aberglaubens, Bedeutendes zu ziehen; auch das Arznen trug viel ein, wenn man es einzurichten wußte. Um Gotteswillen freilich ſollten die Nonnen helfen, aber wenn ſie dann den Leuten den Verſtand machten, dem Kloſter um Gotteswillen Geſchenke zu bringen, was die Wirkung der Arzneien bedenklich fördere, wer wollte es wehren?

Sie wußten ihr Gut durch Schenkungen und Vergabungen zu mehren und noch auf andere Weiſe, für welche auch noch in den heutigen Rechnungen keine eigene Rubrik angewieſen iſt. Was einmal da war, hielten ſie mit feſter Hand zuſammen, kümmerten ſich um den Willen der Stifterin ungefähr ſo viel, als heutige Majeſtäten. Die mächtigen

und die, welche es mit ihnen hielten, lebten gut und hatten vollauf, den andern überließ man das Beten und Weinen und sorgte dafür, daß sie häufig zu Gott schrieen; um die Armen kümmerte man sich, wie man es gut fand. So lebten sie im Kloster lange und sicher, als ob Zeit und Welt zwei Pferde vor ihrem Wagen wären, die geführt würden an starken Zügeln, mit sicherer Hand, in gewohntem Geleise. So dachten sie zu fahren, bis Zeit und Welt abgekarret seien und untergehen müßten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und Gott wollte es anders, als die letzte Aebtissin, Brunhilde von der Mutte. Es war eine stattliche Frau in den besten Jahren und mit handfester Gemüthsart, eine von denen, welche unserem Herrgott unter den Bart stünden, wenn Er sie bis dahin kommen ließe. Aber gerade solchen pflegt Er am liebsten zu zeigen, wie sie nichts zu zwingen vermögen, wenn Er nicht will, wie sie Alles müssen, was Er will. Es war eben auch ein gut Jahr gewesen, mit Wohlbehagen sah Brunhilde das Mehren ihrer Schätze und hatte nebenbei allerlei Gedanken. Eines Tages sprach ein wandernder Krämer im Kloster vor, wo er, wohl bekannt, gute Kundschaft hatte. Der erschreckte die Nonnen mit dem Bericht, wie eine grausame Pestilenz die Welt verheere, vom Mohrenland sei sie bis in's Welschland gekommen, habe hinter sich eine Wüste gelassen. Wie ein grimmig Thier dringe sie vorwärts, als ob der Tod eine ungeheuere Sense schwinge, und die Menschen das Gras in der Wiese wären, sei es. Wo die Sense durch die Wiese fahre, sei am folgenden Tage kein lebendig Bein zu finden. Die Aebtissin aber erschrak nicht, sie meinte, hier hinauf komme die Pestilenz nicht. Wenn der Tod unten durch die Ebene fege, sei für die da oben, was unten im Thale liege, gute Beute, und viel Erbens, wo viel Wehklagens sei. Als die Nonnen mit Fasten und Beten, mit Klingeln und Räuchern Gnade suchen wollten und Schutz vor der grimmigen Seuche, schalt sie dieselben

hart ob dieſer Säumniß und verſprach viel Siedens und Bratens für die Zukunft.

Ob ſie es aber gethan hätte, wenn es zum Halten gekommen, iſt Gott bekannt, von wegen man hat Exempel bis auf den heutigen Tag, daß nicht Alles gehalten wird, was verſprochen worden von Geiſtlichen und von Weltlichen, vom Genferſee bis an den Bodenſee, und wahrſcheinlich noch einige Stunden jenſeits derſelben.

Die Kunde von dem grimmigen Tod fuhr durch's ganze Land, wie ein Sturmwind und machte die Herzen voll Schrecken, die Wenigſten hatten den kecken Sinn der Aebtiſſin von Schweißberg und meinten, er thue ihnen nichts, ſondern bringe ihnen noch viel Erbens. Von wegen ſie dachten, wenn der Tod die Menſchen mähe, wie das Gras auf der Wieſe, ſo bleibe ja Niemand am Leben, und wer nicht mehr am Leben ſei, was helfe dem das Erben, dann ſei es ja ausgeerbt. Das Volk ſuchte Troſt, Schutz und Abwehr an den gewohnten Orten, wo es dieſelben ſo oft gefunden, in den Gotteshäuſern und an den Altären. Je mehr die Schrecken vor dem Tode wuchſen, deſto tiefer ſank das Irdiſche im Werthe, deſto inbrünſtiger wurden die Gebete, deſto reicher die Gaben für die, welche beten helfen, Fürbitte thun ſollten für die Schafe der zitternden Heerde. Die Gaben hätte Brunhilde gerne genommen, wenn ſie vom Himmel gekommen wären, aber aus Menſchenhänden, welche vielleicht in ihren Händen neben der Gabe auch den Tod hatten, wollte ſie keine, wollte aber auch nicht Troſt bringen in die Hütten, als Lohn dafür den Tod holen. Brunhilde rechnete anders. Sie hätte eine gute Grämplerin (Höckerin) gegeben. Sie wollte nicht Großes wagen an Kleines. Erſt ſchalt ſie das Volk, daß es ſich ſo ſchrecken laſſe von Nichts, es ſolle daheim bleiben und arbeiten, man habe Kunde, der Tod komme nicht und komme er doch, dann ſei es ja früh genug, zu klagen, zu beten und Schutz bei Gott zu ſuchen. Aber ſie

konnte das Volk nicht beruhigen. Das Volk meinte, es sei doch gescheidter, dem Uebel zuvorzukommen, als es erst einreißen zu lassen und dann erst das Loskommen zu versuchen, sowie es auch klüger sei, ein Haus gar nicht anzuzünden, als sich auf das Löschen zu verlassen. Das Volk kam daher in größeren Haufen, je näher der Tod seine Sense schwang, was so nahe geschah, daß jenes bereits das Rauschen der letztern zu vernehmen glaubte. Des Klosters Kirche ward nie leer, ganze Haufen knieeten Tag und Nacht an den Altären. Da fand eines Morgens das Volk das Kloster geschlossen, keine Nonne war zu sehen, auf kein Klopfen kam eine Antwort. Endlich, als der Tag vorrückte, und das Volk ungeduldig ward, kamen aus der Höhe der Kirche dumpf die Worte: der Tod ist da! und dreimal rief es dumpf: der Tod ist da! der Tod ist da! der Tod ist da! und immer langsamer kamen die Worte, und zuletzt so langsam schauerlich, als ob sie vom Tode selbst kämen aus sterbendem Munde. Da ward zu Eis alles Blut, schneeweiß wurden alle Gesichter, wie Todtengebeine klapperten alle Glieder, stille wards, wie im Grabe, und nichts war vernehmbar, als das Klappern der Glieder am Leibe, der Zähne im Munde. Endlich rang eine Stimme sich frei und stöhnte laut: der Tod! der Tod! Und über das Volk kam der Wahn, der Tod sei wirklich da, leibhaft hätte Einer ihn gesehen. Von plötzlichem Schrecken erfaßt, schrieen alle laut auf, warfen sich auf die Flucht unter schrecklichem Geschrei, und jeder so schnell, als seine Beine sich rühren wollten. Hinter sich glaubten sie den Tod, sein höhnisch Gelächter war in allen Ohren. Es war das Gelächter der Aebtissin und der frechsten der Nonnen, welche diesen Spuk mit dem Volke trieben. Als das Volk sich durch der Aebtissin Vorstellungen nicht wollte fern halten lassen vom Kloster, war Zorn und Angst groß in demselben; denn man zweifelte nicht, wenn einmal der Tod wirklich komme in die umliegenden Thäler, flöhen alle da herauf und schleppten mit sich den Tod für alle.

Da lachte der Aebtiſſin Nichte, die hieß Krimhilde, und hatte die größten Anlagen zu einem grimmigen Burſchen, war daneben hübſchen Leibes. „Die will ich raſch von dannen geben," ſagte ſie, „daß Keiner mehr das Kloſter zu ſehen begehrt. Es iſt hartnäckig Volk, aber dümmer als Haberſtroh, mit Verſtand richtet man nichts mit ihm aus, aber wer herzhaft iſt und ein Wort nicht achtet, macht mit ihm, was mit dem Schaf oder der Kuh." „Was meinſt?" frug die Alte. Die Nichte gab Bericht. Das fanden alle gut und lachten deß, nur die jüngſte Nonne nicht, und die hieß Fideli. Die ſagte: „Das ſind freyle Worte, und es iſt Gott verſucht, mit ſolchen Reden läßt ſich nicht ſpielen, was der Menſch Böſes ſich anlügt, das läßt Gott an ihm haften oder an ihn kommen, ſo ſagte meine Großmutter, und die hatte es viel hundertmal erfahren." Da erſcholl ein Lachen, daß die Wände tönten, und weit vor allen Krimhilde's Lachen, und mit Spott ward das arme Kind übergoſſen, daß ſein Schmerz groß ward, ſein Weinen ſo laut, daß es tönte in den Hohn der anderen, wie das Wimmern eines Kindes in der Wölfe Geheul. Ueber dieſes vernahm man endlich die Ungeduld des Volkes und den Lärm an des Kloſters Pforten. Da ſprang Krimhilde auf, ſah Brunhilde an, und als dieſe nickte mit dem Kopfe, ſprang ſie der Kirche zu, Fideli ſprang nach, hing ſich an Krimhilde's Kleid und wollte ſie abhalten von ihrem frevleriſchen Beginn. Aber Krimhilde achtete das arme Kind ſo wenig, wie eine Fliege auf ihrem Rocke und vollführte die Freyelthat. Und es war, als führe in alle der Teufel und lache aus jeder über das arme Volk, das in Todesängſten über den Berg lief, es war', als ob in jeder ein Dutzend Kehlen wären. Als endlich das letzte Mannli verſchwunden, nichts mehr zu lachen war, und man ſich wieder anſah, da fuhr durch alle ein jäher Schreck, einem Blitzſtrahl vergleichbar, und aller Augen ſchauten auf einen Punkt, auf Krimhilden's Geſicht. Krimhilde ſtand da mitten unter ihnen,

ſtarr und ſteif, blau im Geſicht und blutroth die Augen. Der Menſch behält immer ein Gewiſſen, auch wenn ſich eine Kruſte von Granit gebildet hat, der ganze Menſch ein Urgebirge ſcheint. Bekanntlich kann Einer Haut wie Ochſenleder in der Hand haben, Alles todt ſcheinen, d'runter iſt's doch lebendig, es kömmt nur darauf an, daß man tief genug ſchneidet. Bekannt iſt, wie man in Belgien in einer wenigſtens 2000jährigen Steinformation eine lebendige Kröte gefunden; ſie ſchien todt, wurde aber alsbald lebendig, als man die Schichten durchgrub, und ſie lebendige Luft in die Naſe kriegte. Ungefähr ſo iſt auch das menſchliche Gewiſſen, es bleibt lebendig, man mag es begraben, ſo tief man will. Als die Nonnen das Geſicht ſahen, fiel ihnen der Teufel ein, und wie ſie ſich an Gott verſündigt; ſie machten das Kreuze, ſo ſtreng ſie mochten, über Bruſt und Kopf, aber Sinn und Gedanken waren ihnen wie todt. Bloß die Aebtiſſin hatte Beſonnenheit, ſpritzte die Richte tapfer mit Weihwaſſer und legte ſie zu Bette. Jetzt konnte die Alte beten und reden, aber die Richte nicht mehr. Ehe der andere Morgen kam, war ſie ſtarr, ſteif am Leib, und todt und ſchwarz die Augen im blauen Geſichte; denn es war nicht der Teufel, der ſie geholt, ſondern für einſtweilen nur der Tod. Die Aebtiſſin merkte das aber nicht; ſie dachte, die Richte ſei erſchrocken über ihr vermeſſen Thun, und der Schreck hätte ihr dies angethan. Zu jung ſei ſie noch geweſen für ſolch Beginnen. Aber als ſie aufſtand von Krimhilde's Lager und ſich umſah, da ſtanden die Nonnen alle hinter ihr, blau im Geſicht und blutroth die Augen, denn der Tod war da. Der hatte ſie alle gefaßt, bis an Fideli, die war nicht unter denen mit den blauen Geſichtern und rothen Augen. Da ward die Aebtiſſin von ſchauderhaftem Schrecken ergriffen, jetzt wußte ſie, das war der Tod und der war auch in ihr, und ſie entrann ihm nicht. Sie fühlte ſeine Gluth in ihren Eingeweiden, ſie fühlte aber noch eine

andere Gluth in ihrem Gewiſſen und ſie wußte, die erloſch nicht mit dem Tode, wie die andere Gluth in den Eingeweiden. Die mächtige Frau bebte wie ein Thurm im Erdbeben, aber ſie fiel nicht, ſie raffte ſich zuſammen, eilte dem Thore zu, wollte es öffnen, vermochte es nicht, fiel vor demſelben nieder. Da beugte ſich über ſie die arme Fideli, wollte helfen und tröſten; aber Frau Brunhilde nahm ihr die Rede und keuchte mit heiſerer Stimme: „Lauf auf die Mutte, lauf zu meinem Bruder, ſag ihm, hier ſei der Tod eingekehrt und Alles todt. Hier den Schlüſſel bring ihm, hinter dem Altar kann er ihn brauchen. Aber das Halbe den Armen, vom andern Halben nichts z'unnütz. Das ſoll er halten, ſonſt brennen wir beide in einer Gluth, die nicht erlöſcht, ſie brennt, ſie brennt, ſie brennt in mir; lauf, ſag's, ſag's, er ſoll's thun, ſonſt brennt ſie ewig, ewig, fürchterlich.“ So ſtöhnte Frau Brunhilde, winkte heftig nach dem Thore; Fideli öffnete, ward auf der Mutte geſehen und nachher nicht mehr.

Der Tod war darauf auch in's Thal gekommen, hatte weit an die Berge hinauf gemäht fürchterlich. Darob hatten Alle das Kloſter und deſſen Bewohner vergeſſen. Wer leben blieb, hatte nicht Zeit gehabt, um Andere ſich zu kümmern; damals war nur Angſt und Weh in den Herzen, für Neugierde kein Platz. Wer wollte da Troſt und Hülfe ſuchen, wo der Tod zuerſt eingekehrt, wo man ſich ſelbſt davor nicht zu wehren vermocht. Als endlich Alles vorüber war, und die Wenigen, welche noch lebten, es wagten, ſich umzuſehen, wer noch lebe mit ihnen zu Berg und Thal, kam man auch zum Kloſter, fand das Thor offen, Alles todt, unkenntlich, und halb verweſt!

Die, welche es ſo fanden, erſchracken und flohen; lange wagte ſich Niemand hinauf. Als endlich der Schrecken ſchwand und man hinging, war das Kloſter zerſtört durch Feuer; woher aber das Feuer gekommen, ward nie vernommen, und allgemach Schweißberg ſammt Nonnen und Kloſter vergeſſen.

Kurz vor dem Uebergang, d. h. der Einnahme der Schweiz durch die Franzosen, Anno 1798 war es, daß ein Bauer vor seinem Hause saß. Das Haus stand nahe bei der Mutte, und schön schien der Mond. Der Bauer wachte einer Kuh, welche kalben sollte, und weil es so schön draußen war und so heiß im Stalle, hatte er sich an die frische Luft gemacht für eine Weile, da die Kuh nicht Miene machte, pressiren zu wollen. Es war ein frommer, braver Mann, dafür Gott und Menschen bekannt, denn er war fromm von Herzensgrund und that darnach. Plötzlich stund ein Mann vor ihm, als sei er aus der Erde herauf gewachsen, fremd von Gestalt und Gesicht. „Guten Abend," sagte der Mann, „wacheſt?! Hätte Wichtiges mit dir zu reden, wenn du mich hören wollteſt." „Kenne dich nicht, daneben red', wenn du was zu reden haſt," antwortete der Bauer. „Glaub's," antwortete das Mannli, „denn mehr als dreihundert Jahre bin ich alt, und als vor hundert Jahren ich hier war, da hatte Gott dein Leben noch nicht angehen laſſen." „Bezir nicht," ſagte der Bauer, „liebe ſolche Späſſe nicht. Wenn du deren machen willſt, ſo biſt am Unrechten, und dir iſt's nützer, du macheſt dich den Berg ab." „Bezire nicht, mir iſt's nicht darum, habe es verlernt während den 300 Jahren, wo ich nicht zur Ruhe kommen kann. Hörteſt du nie von dem Meyer auf der Mutte, der abhanden kam, als zu Schweißberg der Tod die Nonnen nahm, und der umgehe und nicht zur Ruhe komme?" „Wohl," ſagte der Bauer, „es iſt ein G'red vom Kloſter und von einem Schatz und von Nonnen, welche der Teufel genommen, und meine Großmutter redete davon, wie ſie von ihrem Vater gehört, daß ein Mann umgegangen ſei, der Geld angeboten, aber es habe es Niemand nehmen wollen." „Nun, dieſer Mann bin ich," antwortete die Erſcheinung, „und alle hundert Jahre darf ich umgehen und dem Gut den rechten Platz ſuchen, finde ich ihn, ſo kann ich zur Ruhe. Jetzt iſt die Zeit meines Umgehens wieder da, und

hier der rechte Platz, wo ich meine Bürde ablegen kann, du bist der Mann, mir sie abzunehmen." Der Bauer erschrak sehr ob dieser Zumuthung, denn nun zweifelte er nicht mehr, daß das ein verstoßenes Wesen sei, das nicht zur Ruhe kommen könne, sondern umgehen müsse, bis Jemand es erlöse. Er war kein unbarmherziger Mann, half gerne Jedermann in leiblicher und geistlicher Noth, aber er wußte, daß das Erlösen nicht Kinderspiel ist, daß man darob zu Schanden werden, zu Grunde gehen kann mit Leib und Seele. Er sagte daher: „Du bist am Unrechten, auf solch Ding verstehe ich mich nicht, du mußt zu Jemanden gehen, der mehr weiß von der Sache als ich und sie kräftiger in die Hand nehmen kann." „Gerade du bist der Rechte," sagte der Mann, „und was du wissen mußt von der Sache, sollst wissen. Höre: Ich war wohlhabend für selbe Zeit, hatte Essen und Trinken, was mir wohl that, und wenn auch zinsbar in's Kloster und dem Freiherrn von Signau, doch von keiner Seite gedrückt. Im Kloster hatte ich Verwandte. Der Freiherr aber war reich und stolz darauf, wenn auch seine Leute nicht arm waren. Aber das war mir doch nicht recht, wäre selbst gerne ein Freiherr gewesen und konnte es nie begreifen, warum nicht ich, sondern der Freiherr von Signau in der Burg geboren und Herr daselbst geworden sei. Als der Tod in's Land brach, dachte ich, der mache mir wohl Platz da oben, nehme die alten Freiherren weg, und Freiherr könne dann der werden, dem es zu rechter Zeit einfalle und der dazu thue. So saß ich eines Tages vor meinem Hause, betrachtete die hohe Burg und dachte daran, was ich dort oben treiben wolle, wenn ich Freiherr geworden. Das sah der Teufel, und wie ich so recht im Eifer war mit Denken, kam keuchend eine Nonne von Schweißberg gelaufen, brachte mir einen Schlüssel und die Botschaft meiner Schwester, hinter dem Altar sei ein Schatz, den solle ich an mich nehmen, aber die eine Hälfte den Armen geben, die andere

für mich nehmen, aber nichts unnütz verbrauchen. Ich wußte darum, daß die Glieder unserer Familie im Kloster ein Geheimniß hatten, ich ahnte wohl, daß sie sammelten, denn offenbar war's, daß die Einkünfte nicht verbraucht wurden. Jetzt hatte ich den Schlüssel zum Geheimniß in der Hand. Die Nonne hieß ich alsbald zurückkehren mit dem Bescheid, ich würde nachkommen; sie that es, ich aber nicht. So dumm, dachte ich, sei ich nicht, den Tod würde ich holen im Kloster, statt der verheißenen Schätze. Dort seien diese mir einstweilen sicher, mein Leben zu fristen, sei jetzt die Hauptsache; wenn die Pestilenz vorüber, sei es früh genug, den Schatz zu heben.

„Ich nahm den Stab in die Hand und floh vor dem Tod, freute mich meines Schatzes, ärgerte mich nur über den Antheil der Armen, sann über Mittel, ihn zu schmälern, und unter Schein Rechtens, das Meiste für mich zu gebrauchen. Offenbar, dachte ich, sei nur der Abzug gemeint, und da seien Abzüge zu machen von allen Arten, gegen die Niemand was haben könne. Aber hinter mir her zog auch der Tod und schlug die Menschen. Ich eilte weiter und weiter, und wenn ich tagelang gelaufen und mich gerettet glaubte, hörte ich sein Schnauben dicht hinter mir, und die Menschen, erschreckt von der Kunde, schlossen vor mir die Thüren, als ob ich selbst der Tod sei leibhaftig. Es kam mich ein Schrecken an, als sei ich auch ein ewiger Jude geworden, aber wie der Erste den Tod suche und immer umsonst, so lange die Welt bestehe, müsse ich, der Zweite, vor ihm fliehen, auch so lange die Welt bestehe. Ich wandte mich oft um, dem Schatze zu, aber wie ich es that, hörte ich des Todes Schnauben, kehrte um, floh weiter in unwiderstehlichem Schrecken. Mein Glück lag sicher in Schweißberg hinter dem Altare, was ich wollte, hatte ich, wenn ich am Leben blieb. Was half mir todt der Schatz? Da begann mich ein Zweites zu plagen: meine Schwester. Sie erschien mir alle Nächte, blau im Gesicht, blutroth die Augen, ganz wie die Nonne mir ge-

ſagt, daß ſie dieſelbe verlaſſen. Sie hob zu mir brandſchwarze Hände auf, ſtromweiſe liefen blutige Thränen über die blauen Wangen, ſie ſeufzte markdurchdringend, ſie ſprach endlich, daß mir das Blut in den Adern ſtockte, von ihrer Qual, und wie die nicht milder würde, bis ich den Armen gegeben, was den Armen gehöre; verhaltenes Armengeld ſei Höllengluth, ein Pfennig ſei Höllenqual, mit jedem Pfennig ſei verdoppelt die Qual, ſie leide Qualen über alle Zahlen aus. So ſah ich meine Schweſter; ſie ſchreckte mich, aber ſie rührte mich nicht. Ich dachte, wie groß wohl bei ſolchen Qualen der Schatz ſein müſſe, und wie ich ein Leben führen könnte, wenn ich Freiherr von Signau wäre oder Freiherr an einem andern Orte. Und wenn ich mich dann freuen wollte oder umkehren, ſo ſchnaubte hinter mir der Tod; in grauſigem Schrecken floh ich weiter, und Nachts ſtand ſcheußlicher als nie, die Schweſter an meinem Bette und heulte um Erlöſung. Ich erhörte ihre Bitte dennoch nicht, ich ſorgte für mein Leben. Da ſtand einmal, eben als ich meinte, jetzt ſei ich ſicher, der Tod vor mir; als ich fliehen wollte, war er auch hinter mir, er war mir zur Rechten, zur Linken, er hatte mich, ich mußte ſterben und ward an fernem Orte ſammt dem Schlüſſel zum Schatze, den man bei mir fand, begraben. Aber Ruhe im Grabe fand ich nicht. Ich mußte 99 Jahre im Grabe vor dem Tode fliehen, meine Schweſter blau, blutig, ſchwarz, heulend vor mir haben fort und fort, ohne Schlaf, ohne Unterlaß. Als 99 Jahre um waren, ward mir verkündet, ich könne jetzt Einen ſuchen gehen, der den Schatz hebe und nach Vorſchrift verfahre; fände ich Einen, ſei ich erlöſt. Ich ging, nahm das Suchen leicht, der Gefundene das Halten; der Schatz kam wieder an ſeinen Ort, ich nicht zur Ruhe, ſondern 99 Jahre lang in gleiche Pein. O ſie ſind lang, 99 Jahre in ſolcher Pein! Und wiederum konnte ich ein Jahr umgehen, und wiederum ward ich nicht erlöst. Und wiederum mußte ich 99 Jahre mein grauſes Leben leben,

und wieder gehe ich um zum dritten Male und suche meinen Erlöser. Und lange habe ich gesucht und betzig, um ist bald das Jahr, und habe keinen gefunden, denn ich den Schlüssel annehmen darf, der das Werk vollbringen kann, als dich. Du bist barmherzig und ehrlich; hilf mir. Denke, du rettest eine Seele! Denke an 99 Jahre in unausstehlichen Pein; die wenigstens nimmst du mir ab. Denke, du kannst; willst du nicht, wie wird das vor Gott dir angesehen? Bedenk!" „Du erschreckst mich nicht," antwortete der Bauer, „aber deine Worte nehme ich dir auch nicht übel. Wer weiß, wie ich in ähnlicher Verlegenheit reden würde. Willst du, so will ich deinen Schatz suchen, heben und Alles den Armen geben von Herzen gerne, wenn damit deiner Seele geholfen wird, keinen Kreuzer will ich für mich." „Den Schatz will ich dir schon geben," sagte der Mann; „der ist an selbem Ort, ich sehe ihn von hier, weiß, wie groß er ist, denn die Kraft meiner Wahrnehmungen ist seit dem Tode nicht an die Sinne gebunden und in deren Schranken eingegrenzt. Aber was geordnet ist, bleibt geordnet, und wer eigenmächtig den letzten Willen verletzt, ist geächtet, als hätte er ihn ganz gebrochen. Annehmen oder nicht annehmen, das steht frei, aber einmal angenommen, ist der Empfänger gebunden, und das Recht steht in Gott. Ich darf nicht ändern, nicht deuten, nicht auslegen. Die Hälfte den Armen, die andere Hälfte dir, aber keinen Kreuzer unnütz ausgeben, so lautet das Wort. Hilf mir, du kannst es, hilf mir um Gottes Willen, es ist damit eine Seele erlöst. Bedenk!" „Willst du mir Zeit zum Bedenken lassen?" fragte der Bauer. „Sieben Tage," antwortete der Mann und war verschwunden.

Das waren sieben harte, schwere Tage für den armen Bauer, daß er manchmal fast unwillig wurde und sagte: „Ist's denn auch recht und billig, daß, weil ich schlecht und recht zu leben suche, mir solches auferlegt wird zum Lohn?" Der Bauer hatte eine Frau, und zwar eine gute. Die sah

ihm begreiflich alsbald an, daß er etwas Schweres zu verwerchen hatte, aber sie frug ihn nicht alsbald: „was hast du?“ sie war auch von den schlauen eine und wartete, bis der Mann es hatte wie ein Huhn mit dem Legen, d. h. bis es ihm so recht d'rum war, seine Bürde ablegen zu können. Da brauchte sie bloß mit dem Finger zu düpfen, so hatte sie die ganze Geschichte. Die Sache kam aber der Frau auch schwerer vor, als sie gedacht; so was hatte sie noch nicht erlebt; sie hätte einen blanken Batzen gegeben, sie hätte geschwiegen und sie nicht vernommen. Jetzt erst begriff sie so recht, wie man in Versuchung kommen kann. Das Geld hätte sie sehr gefreut, sehr. Sie hatte Kinder, und namentlich einen langen, langen Sohn, der gar bedenklich essen und trinken mochte, zu dem sie oft sagte: „Johannes, ich weiß nicht, wie du es einst machen wirst, ihrer Sieben schaffen dir nicht genug herbei.“ Sie war eine gute Frau, gönnte den Armen viel und gab gerne, und hätte sie kaum übervortheilt, kaum vielleicht des langen, dicken Uriels wegen. Aber nichts z'unnutz verbrauchen, auch nicht einen Kreuzer! Sie riethen nach allen Seiten, riethen besonnener als die Meisten pflegen; die Rathsherren im Schweizerland könnten sich noch heut zu Tage ein Exempel daran nehmen. Sie riethen Niemanden zu Lieb und Gunst, sie riethen in Treuen um das Heil ihrer und anderer Seelen. Als die sieben Tage um waren, saß der Bauer wieder vor dem Hause; unterdessen war der Mond voll geworden, hell und schön leuchtete er vom unbewölkten Himmel her in die Landschaft hinein. Zur nämlichen Stunde erschien der Mann urplötzlich, wie aus dem Boden herauf, vor dem Bauer. Derselbe erschrak diesmal nicht. „Sitz ab, wenn d' magst,“ sagte er; „an Speis' und Trank wirst nichts begehren, sonst sag's, wenn du es brauchen kannst. Du wirst die Antwort wollen; die kann ich dir geben. Wir haben gedacht und gebetet, mit uns und Gott gerungen, aber können keine andere dir geben, als wir dürfen es nicht, ich

und meine Frau. Meine Frau läßt dir sagen, du müssest Einen ohne Frau und ohne Kinder suchen, der könne es vielleicht halten. Wo aber eine Frau sei, wäre ein Versprechen, keinen Kreuzer z'unnutz auszugeben, Gott versucht und gegen das Wort: du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen!" Da stöhnte der Mann jämmerlich: „Also noch keine Ruhe! Doch," sagte er, „ohne Hoffnung bin ich nicht. Meine Tage des Wandelns sind heute zu Ende, ich muß wieder in's Grab für 99 Jahre, aber dann hoffe ich Erlösung. Zum ersten Mal in meinem freien Jahr erschien mir in der letzten Nacht meine Schwester in großem Jammer, machte mir harte Vorwürfe, daß ich nur hier herum treue, aufrichtige Seelen gesucht, und nur bei den Christen. Das Jahr sei um, und meine Pein wieder da. Wenn aber 99 Jahre vorüber seien, und ich meinen Erlöser finden, ihr Milderung schaffen wolle, solle ich alsbald in's Aargau oder in's Thurgau oder das Elsaß gehen, aber nicht zu den Christen, sondern zu Juden, die hielten noch heilig der Väter Gebote und rein vor unsauberer Berührung, was geweiht sei und rein bleiben solle, die thäten nichts unnutz ausgeben und zögen besonnen jeden Kreuzer zu Rath, die thäten nicht gerne groß mit nichts, wollten gen Himmel fliegen ohne Flügel nach Art heutiger Richter, Rathsherren und anderem Geflügel. Dort im Aargau oder Thurgau oder im Elsaß bei den Juden, die nicht schacherten mit dem Geweihten und einmal heilig Gehaltenen, nicht mit Armengeld die Gurgel schwenkten, dort würde ich meinen Erlöser finden!" So sprach das Mannli und war verschwunden.

* * *

Jetzt wird der Meyer von der Mutte noch im Grab sein schrecklich Leben leben, wenn nämlich was an solchen Sagen sein sollte. Wer nach 47 Jahren im Thurgau oder Aargau oder Elsaß aufpaßt, namentlich von den Juden, wird wohl merken, ob was Wahres an der Sage ist.

Das Erdbeeri Mareili.

Dieſe Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen. Jahrgang 1851.

Peter Haſebohne, Haſe Peter genannt, war noch nicht lange in der Gemeinde Holderberg und ſchon Gerichtſäß geworden. Er hielt ſehr viel darauf, und eher hätte der Sonntag gefehlt, als Peter Haſebohne in der Kirche. Damals hielt man dafür und jetzt noch thäte man wohl daran, der, dem ſeine Nachbaren ein Ehrenamt anvertrauten, der ſei vor aller Welt als Ehrenmann geſtempelt und beſiegelt. Je höher man das Geld ſchätzt, deſto geringer ſchätzt man die Ehre, vide Exempel an Völkern und Menſchen. Je gieriger man nach bezahlten Aemtern jagt, deſto geringer ſchätzt man und deſto mehr verlacht man Ehrenämter; und wer einen wohlbezahlten Poſten kriegt, wird ſiebenmal hochmüthiger, als früher ein Ehrenmann bei ſeinem Ehrenamt. Ein Gerichtſäß mußte in ſeinem Bezirke verſiegeln, d. h. wo nämlich etwas zu verſiegeln war.

Eines Morgens ward Peter Haſebohne in den Tſchaggeneigraben gerufen. Das Erdbeeri Mareili ſei geſtorben, er müſſe verſiegeln, ſo lautete die Botſchaft. Im Tſchaggeneigraben war er noch nie geweſen, vom Erdbeeri Mareili hatte er wohl ſo im Vorbeigehen gehört, kannte aber weder deſſen

Umstände, noch dessen Person. Die Versäumniß kam ihm ungelegen, er brummte: was es sich nöthig hätte, bei solchen Personen zu versiegeln. Indessen Peter Hasebohne ging, denn er war ein Mann, der sein Amt zu hoch hielt, um dessen Pflichten zu versäumen. Er machte zwar keine Gesetze, alle Tage andere nach Laune und Vortheil und hielt selbst keine, er bürdete nicht unerträgliche Lasten auf, die er selbst mit keinem Finger berührte, aber die Gesetze, welche für ihn gemacht waren, und auf die er beeidigt war, die hielt er, denn er war ein Ehrenmann und ein Christ.

Peter Hasebohne wußte nichts von Gesetze hin, Gesetze her, Reglemente hin, Reglemente her, er trieb nicht Schindluder mit Eid und Gewissen.

Das Erdbeeri Mareili wohnte an einem wüsten Orte im Tschaggeneigraben z'hinterst, wo Füchse und Hasen einander gut Nacht sagen, lauter Weid und Wald, kaum ein eben Plätzchen einer Hand groß ist. Als der wohlachtbare Gerichtsäß hinkam, fand er zu seiner großen Verwunderung keine strube, verwahrloste Hütte, sondern eine wohlerhaltene mit ganzen Fenstern, ganzem Dach, und sauber war's darum herum. Das Stübchen glich auch keinem Stall, manche Bäurin hätte ein Exempel daran nehmen können von wegen der Reinlichkeit. Nachbarsleute waren da, wie üblich, ein schlankes Mädchen weinte sehr. Zwei wohlgepflegte Katzen strichen demselben knurrend und tröstend um die Beine, und im Bette lag das todte Erdbeeri Mareili bereits eingenäht. Es schien, als schliefe es nur, so friedlich lag es im saubern Bette. Im ganzen Stübchen sah es gar nicht armüthig aus. In einer Kommode und einem großen Schranke, welche zu versiegeln waren, fanden sich schöne Kleider, reichliches Leinzeug, Schmucksachen, Schriften, und Geld in allen Ecken, in alten Strümpfen unter schmutziger Wäsche u. s. w. Der Gerichtsäß schüttelte bedenklich das Haupt über den Reichthum in diesem abgelegenen Häuschen. Da werde versiegeln

nicht viel helfen, wenn Niemand da sei, als das Meitschi, und Jemand stehlen wolle. Häb nit Kummer, Gerichtsäß, sagte eine alte Frau. Oeppe alleine wird man das Meitschi nicht lassen, daneben wäre es das erste Mal, daß hier gestohlen würde, das ist hier nicht wie in den Dörfern draußen, wo kein Nachbar dem andern seine Sache ruhig lassen kann, und ein Strolch am andern hanget. Hieher kommen diese nicht, hier gibts für sie nichts zu schnausen. Aber wenn du den Todesfall beim Pfarrer angeben und das Grab bestellen wolltest, so wäre das uns anständig, es hat Niemand Zeit, das zu verrichten, und dir geht es im gleichen Gang zu. Sag dem Pfarrer nur, es sei das Erdbeeri Mareili, er kennt es gut und weiß dann das Andere schon. Der Gerichtsäß übernahm den Auftrag, und als er ihn ausrichtete, betrübte er den Pfarrer sehr. Todt das Erdbeeri Mareili, sagte der, und ich wußte nicht einmal, daß es krank wäre. Wieder ein Mensch weniger auf der Welt, der mir lieb war wegen seinem Gemüthe. Der Gerichtsäß berichtete, daß Mareili nicht eigentlich krank gewesen, sondern ausgelöschen sei wie ein Licht und ganz friedlich, als ob es schlafe in seinem Bette.

Es müsse eine seltsame Person gewesen sein, er sage aufrichtig, wenn er schon Gerichtsäß sei und just nicht der Dümmste, so hätte er doch nicht gesucht, was er gefunden an Kleidern und Kleinodien und sonst Alles so gut z'weg. Dahinten sei es allweg zu solchen Sachen nicht gekommen, aber daß es mit solchen Sachen zu hinterst im Tschaggeneigraben, wo man selbst eine halbe Geiß sein müsse, um da wohl zu leben, habe wohnen mögen, das dünke ihn kurios. Daneben hat mancher Mensch einen guten Grund, daß er sich nicht gerne viel vor den Leuten zeigt und lieber da ist, wo er Niemanden vor die Augen kommt und vielleicht gar meint, er sei auch unserm Herrgott aus dem Gesicht. Nit, nit, Gerichtsäß, sagte der Pfarrer, nicht immer das Böseste geglaubt

und den Nächſten gerichtet! Wer vom Erdbeeri Mareili was Böſes ſagt, verſündigt ſich, Mareili war beſſer als ihr und ich. Ja Gerichtſäß, ſo iſt's, und macht nur Augen wie zweicentnerige Käſe, es bleibt doch ſo. Ein ſchöneres, reineres Gemüth wüßte ich in der ganzen Gemeinde nicht, euere und meine Frau nicht ausgenommen. Wegem Pfarrer, daß Erdbeeri Mareili beſſer ſein ſollte, dagegen hätte Peter Haſebohne nichts gehabt, aber daß es beſſer ſein ſollte als ein Gerichtſäß, ſelb war ſtarker Tubak. Der Pfarrer werde wohl wiſſen, was er rede, daneben wundere es ihn doch, was ſo bſunderbar Bravs an der Perſon geweſen ſei, daß es keine ſolche mehr geben ſolle wie die, ſagte Peter Haſebohne. Ja, mein lieber Gerichtſäß, ſagte der Pfarrer, das war nicht ſo Eins von denen, wie die Welt ſie bald rühmt, bald richtet. Sein Leben war kein äußeres, welches in die Augen fiel, es prangte nicht mit Hoffahrt, verrichtete keine Heldenthaten weder mit dem Spieß, noch mit der Zunge; ſein Leben war ein inneres, ſein Weſen war gering vor der Welt, und auf ſolche Weſen verſteht die Welt ſich nicht. Das werde ſein, ſagte Gerichtſäß Haſebohne. Er habe ſchon mehr als ſieben Jahre in der Gemeinde gewohnt und vom Erdbeeri Mareili nichts Appartes gehört. Daneben achte er ſich des Geſchwätzes der Leute nicht viel, er habe Beſſeres zu thun, als Allem abzuloſen. Und hättet ihr euch auch deſſen geachtet, ihr hättet nicht viel gehört. Mareili war ſeit langem nicht mehr in den Mäulern der Menſchen, und doch, wenn's nicht mehr iſt, werden Viele es vermiſſen, Viele nach ihm fragen. Es nehme ihn jetzt bald Wunder, was Merkwürdiges an der Perſon geweſen, ſagte Peter. Den Kleidern an hätte er wohl geſehen, daß die einmal gute Zeiten müſſe gehabt haben. Es wäre ihm anſtändig, wenn der Pfarrer Zeit nehmen wollte und es ihm verzählen. Warum nicht, ſagte der Pfarrer, es hat es wohl verdient, daß man ihm zu Ehren eine Stunde verbraucht, man braucht hunderte unnützer. Da, Gerichtſäß, iſt

Tabak, ſtopft eine Pfeife, von wegen ſo was muß mit Verſtand erzählt und angehört werden. Frau bring eine Flaſche vom Beſſern, Merliger Siebenundvierziger. Als Alles eingerichtet war, um mit Behagen zu erzählen und zu hören, und die Frau Pfarrerin die Erlaubniß erhalten hatte, da zu bleiben, weil keine geheimen Verhandlungen obſchwebten, und ihre Lismete in Gang geſetzt war, erzählte der Pfarrer was folgt. Vor vielen Jahren, ehe ihr und ich von Holderberg etwas wußten, kam Mareilis Mutter hieher in den Tſchaggeneigraben. Sie hatte mit ihrem Mann in Bern gelebt, wo derſelbe einen ſchönen Verdienſt hatte; Beide ließen ſich wohl ſein dabei. Da ſtarb der Mann, eben weil er, wie man ſagt, ſich zu wohl ſein ließ. Der Verdienſt blieb dahinten, für die Zukunft war nicht nur nicht geſorgt, ſondern auf die Zukunft hin verzehrt, was einen beträchtlichen Unterſchied ausmacht. Was da war, nahmen die Gläubiger bis an die Kinder. Mit dieſen wußte die Mutter in der Stadt nichts anzufangen und kam mit ihnen der Gemeinde zu. Sie war eine gute Frau, gönnte Andern, was ſie hatten, arbeitete, was man ihr in die Hand gab, aber unternehmend, angreiflich war ſie nicht, hatte nicht beſondere Einfälle und hätte ſie deren auch gehabt, ſo hätte ſie doch nicht gewußt, wie dieſelben ins Werk ſetzen. So hatte ſie, als der Mann in Bern vollauf verdiente, in Bern eben nur gelebt und nicht geſchafft. Sie hatte daher keinen Verdienſt, der ihr blieb, ſtund mit Niemanden in Arbeitsverkehr, hatte daher keine Leute, welche Vertrauen in ſie ſetzten, Erbarmen mit ihr hatten; ſie konnte nicht mehr in der Stadt leben, ſie mußte heim auf's Land. So geht es noch vielen Leuten, welche an einem Orte eben nur leben, durch keine beſtimmte Thätigkeit einwurzeln, kömmt ein Windſtoß, bläst er ſie fort. Als die arme Wittwe mit ihren Armſeligkeiten in den Tſchaggeneigraben kam, war es Frühling. Die Gemeinde hatte ihr für das erſte Jahr den Hauszins verſprochen und erklärt, dr nebe mußt du luege,

wie du d'King und dih düre bringst, das ist dy Sach. Das waren harte Worte, gaben der Frau zu denken, machten ihr das Herz schwer; sie hatte guten Willen, nur wußte sie nicht recht, was mit machen. Sie begriff, daß sie im Tschaggeneigraben nicht bloß leben konnte, daß sie um zu leben erst etwas vornehmen müßte. Was? Das ist eine strenge Frage, wenn davon das Dasein abhängt und besonders, wenn sie zum ersten Mal Jemanden gestellt wird.

Und hat man auch endlich das „Was" ersonnen, kommt erst noch das „Wie" und am Ende noch die Hauptsache, die Energie und das standhafte Ausharren, was so Wenigen gegeben ist. Die gute Frau sann manch lieben langen Tag und ersann nicht viel. Sie pflanzte, wie auf dem Lande es üblich ist. Sie konnte dieses noch von ihrer Jugend her, doch gings mühsam. Das Land zum Pflanzen gaben gute Leute unentgeltlich, aber begreiflich nicht besser, als man es im Tschaggeneigraben hat. Aber Verdienst und Geld für's Uebrige hatte sie damit doch nicht. Zufällig kamen die Nachbarn darüber, daß die Frau recht gut lismen, nähen, ja sogar selbst zuschneiden konnte und zwar manches nach einem unerhört guten Schnitt. Damals war dies ein Fund. Damals hatte man freilich viel weniger zu lismen und zu nähen als jetzt, damals liefen sogar Gerichtsäße noch barfuß, damals ließ man noch nicht ändern, wenn man eine Sache zweimal angehabt, und hatten die Töchter und Mägde nicht Zeug an den Kleidern, welches weder Sonne noch Mond noch Sterne ertragen mochte. Aber damals waren Näherinnen und Lismerinnen rar, man mußte sie aus dem Solothurner- oder Länderbiet kommen lassen. Damals waren die Näherinnen noch nicht so hageldick wie Nesseln in den Hägen und Steine auf dem Emmengrund. Damals war noch kein Drang darnach, am Schatten bleich zu werden und in Schnürleibern zu ermagern, um schön und vornehm zu scheinen; damals stund ein rothbackig Mensch noch höher im

Curs als eine bleiche Gränne. Damals war die Freiheit, ohne Zucht von Meister und Meisterfrau in einem eigenen Stübchen zu wohnen, wo man aus- und eingehen und ein- und auslassen konnte, wann und wen man wollte, noch nicht so geschätzt wie jetzt. Daher verdiente die Frau damit Geld, wenig zwar, denn die Leute schätzten das Geld höher als die Arbeit, dafür gaben sie ihre Produkte wohlfeil ab. Sie verdiente aber nicht bloß Geld mit der Arbeit, sondern auch die Theilnahme der Menschen, sie ward ein lebendig Glied in der Kette der Bewohner, sie lebte nicht mehr bloß im Tschaggeneigraben, sondern sie gehörte dazu und that was darin. Sie führte indessen doch ein kümmerlich Leben, so recht abtheilen konnte sie nicht, wußte daher oft von einem Tag zum andern nicht, was essen. Die Nachbaren, welche ihr die verdienten Kreuzer nachrechneten und sie durch ein Vergrößerungsglas ansahen, konnten das nicht begreifen, meinten, sie sollte ein Herrenleben führen können. Die guten Leute haben in der Regel für sich und Andere eine ganz andere Rechnungsweise, sie legen ein Maß an Andere, über welches sie gen Himmel schreien würden, wenn Andere es an sie legen wollten. Wenn sie einmal klagte, so sagte man ihr: Ei mein Gott, was, so viel Geld verdienen und es nicht machen können! Es gibt Leute, welche es mit dem Zehnten machen müssen und doch meinen, wie gut sie es hätten. Die gute Frau führte ein schwermüthig Leben, seufzte oft, weinte viel, aber zeigte es daher vor den Leuten so wenig als möglich. Einmal an einem schönen Sonntag, nach Johanni wars, baten und schmeichelten die Kinder nach dem Mittagessen, bis sie mit ihnen in die Wildniß wanderte, hinauf in Wald und Weid. Erdbeeren hatten sie bei anderen Kindern gesehen, nach solchen verlangten ihre Herzchen, die Mutter sollte ihnen welche suchen helfen. Sie gingen lange, lange durch den Wald, Schattseite dem Graben entlang, und auch nicht ein Erdbeeri fanden sie, und traurig wandten sie sich

um, auf der andern Seite heimzugehen, Sonnseite. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, so zupfte das kleine Mareili, das jüngste ihrer drei Kinder, welches der Mutter an der Schürze hing, dieselbe heftig und rief: Mutter, Mutter, lue, warum ist's dort so roth? Und siehe, es war ein großer Fleck voll reifer Erdbeeren an der sonnigen Halde. Sie hatten in der Stadt gelebt und nicht daran gedacht, daß man die ersten Sonnseite, die letzten im Herbst Schattseite suchen müsse. Da war ein Jubel! Sie fanden mehr als sie aßen, großen Vorrath nahmen sie noch heim. Als die Frau die schönen Erdbeeren betrachtete, dachte sie, wenn die jetzt in der Stadt wären, aus denen löste man viel Geld, so schöne sind dort selten. Aber die Stadt war weit, doch dachte sie, liebt man vielleicht in den vielen Herrenhäusern da herum Erdbeeren auch mit Zucker als Erdbeerisalat oder auf andere Weise. Wenn man ihnen brächte, wären sie froh darüber. Wie sie merken mochte, that dies Niemand. Die Leute sammelten wohl auch Erdbeeren, aber für sich zu einem Erdbeeristurm (Erdbeeren in der Milch mit Habermehl) oder Brei, aber nicht zum Verkauf. Sie gedachte es zu probiren. Geldnoth nöthete sie, sich nicht lange zu bedenken. Schon am folgenden Tag ging sie ans Werk. Gesammelt waren bald viele, besonders da die Kinder mit Freude und Geschick ihr an die Hand gingen. Desto schwerer ward ihr das Vertragen.

Es kam ihr vor, als sie mit dem Körbchen auswanderte, als wollte sie betteln gehen, und als sie beim ersten Hause, an das sie klopfte, abgewiesen wurde, entfiel ihr aller Muth, sie wäre alsbald heimgelaufen, wenn ihr nicht zufällig, wie man zu sagen pflegt, eine Herrenfrau begegnet wäre, welcher die angetroffenen Erdbeeren äußerst willkommen waren, die sie bewunderte und alsbald nach Hause tragen ließ. Bringt mir noch mehr, sagte die Herrenfrau, aber nicht weniger schöne, ich nehme sie gerne. Die Leute hier herum bringen nichts

dergleichen zum Hause, ich glaubte, es gebe hier keine. Es sind sicher noch andere Leute froh, wenn man ihnen Erdbeeren bringt. Das war der Anfang eines recht guten Verdienstes. Von da an hieß die Wittwe die Erdbeerifrau und war gewissermassen angesehen und gern gesehen im Lande. Der Tschaggeneigraben, und was dazu gehörte, war eine rechte Schatzkammer voll Erdbeeren und schöner Erdbeeren. Die Erdbeerigwinner machten einander nicht Plätzen ab, die Erdbeerifrau hatte keine Konkurrenten, man gönnte ihr den neuen Verdienst und ließ sie machen. Sie konnte den Beeren vollständig Zeit lassen, auszureifen, brauchte nicht sie halb hart und halb weiß zu nehmen, wenn sie dieselben haben wollte. Ja, Gerichtsäß, es ist ein beträchtlicher Unterschied, nicht bloß zwischen halb und ganz reifen Erdbeeren, sondern überhaupt zwischen halb und ganz reifen Menschen und Früchten. Ja und wie es Jahrgänge gibt, wo keine Frucht reifet, alle sauer und bitter bleiben, so gibt es Zeiten, wo die Menschen nicht reifen, wo man sie nicht reifen läßt, wo sie bloß unreif Mode sind, wie in Deutschland die Stachelbeeren. Mareili, welches die Erdbeeren entdeckt hatte, war ein eigentlich Erdbeerihexli. Die Entdeckung, die Freude der Mutter darüber, die schönen Batzen, welche sie heimbrachte, thaten in dem sinnigen Kind einen eigenen Sinn auf, weckten in ihm ein besonder Leben. Es behielt die Gabe der Entdeckung, es war, als ob es die reichen Erdbeerifelder in der Luft merke, es hatte ein eigenes Auge, die bescheidene Erdbeere, von denen die schönsten am sittsamsten sich bergen unterm dunkelgrünen Laubdach, zu sehen; eigene Händchen, die saftige Beere zu pflücken, daß auch nicht der Schatten eines Druckes an ihr sichtbar war. Das Erdbeerigwinnen war sein Leben, füllte des Tags seine Gedanken, des Nachts seine Träume, daß es davon redete, die Mutter Acht haben mußte, daß das Kind nicht aufstund und schlafend Erdbeeren suchen ging. Wie traurig senkte es sein Köpflein, wenn es

regnete, trauriger ſenkte es kein Erdbeeriſtüdeli. Ein Bauer, der tauſend Garben am Wetter hat, kann nicht ſo ſehnſüchtig harren auf Sonnenwetter, als Mareili harrte. Wie von ſelbſt gab es ſich, daß Mareili der Souverän wurde in dieſem Gebiete, die kleine Erdbeerikönigin. Die ältern Geſchwiſter erkannten es unbedingt an, achteten auf ſeine Winke und führten ſie aus als dienſtbare Geiſter des Meiſters der Geiſter. Aber wie der Frühling vergeht, wo die Elfen tanzen, verging auch der Sommer, der Herbſt, wo die Erdbeerikönigin regierte in ihrem Gebiete. Traurig ſenkte ſie ihr Köpflein, als ſie eines Tages nur noch ein Erdbeeri fand und das letzte. Mareili weinte ihm lange nach, mußte endlich ſich doch ergeben äußerlich. Aber inwendig blieb es Meiſter, ſchuf ſich in ſeinem Inwendigen einen großen, großen Erdbeeriberg mit Sonn- und Schattſeite, mit tiefem Graben, hohen Tannen, ließ da die Sonne ſcheinen, Erdbeeri blühen, reifen, und wandelte darin des Tages in Gedanken, des Nachts in Träumen und pflückte Erdbeeren, ſo herrliche und ſüße, wie es keine noch erlebt. Das iſt eine ſchöne Gabe, wenn der Menſch ſich innerlich erbauen kann, was äußerlich die Zeit ihm wegſchwemmt, oder das Geſchick nie ihm gibt. Es beſitzen ſie wenige Menſchen, es wiſſen ſie wenige zu ſchätzen; dagegen ärgern ſich viele darob, wenn ſie dieſelbe bei andern bemerken, und zwar nicht aus Neid, ſondern aus Unverſtand. Die Mutter ärgerte ſich anfänglich auch über dieſes Träumen und nannte Mareili oft, Du klyne Erdbeeri Göhl. Am Ende gewöhnte ſie ſich daran und ſagte bloß, es ſei ein bſunderbar Kind, nicht eins wie die andern, ſie könne ſich gar nicht auf daſſelbe verſtehn. Wie der Sommer gegangen war, ging auch der Winter, von wegen es geht Alles in der Welt, nicht bloß das Helle, ſondern auch das Trübe, und wie ſchön das Helle iſt, zeigt erſt das Trübe. Es war kein Winter geweſen, in welchem man ums Neujahr Erdbeeren fand, ſondern ein harter und ſtrenger, der die

Kräfte der Erde festgebunden hielt und mit Nebel oder düstern Bysluftwolken der Sonne das Scheinen vertrieb. Aber wie es strengen Herrn zuweilen geht, ward er rasch und unerwartet vom Throne gestürzt, kam um seine Herrschaft vollständig; ein schöner Frühling stand mitten im Lande, zeigte sich sogar im Tschaggeneigraben, ehe die Menschen nur Zeit hatten, ihre Thüren und Fenster aufzuthun. Wie die Erde aufthaute, ging es auch Mareili, sein Gesichtchen glühte plötzlich freundlich, fröhlich jauchzte es auf, als es grünen sah in Busch und Weid, und unermeßlich war seine Freude, als es an einem einsamen Erdbeeristüdeli die erste Blüthe fand. Aber jetzt kam erst die rechte Ungeduld und gramselte ihm in allen Gliedern. Jedes Ding auf Erden will seine Weile haben und zäh und eigensinnig macht es dran, wie es gewohnt ist und bis es fertig ist; auch die Erdbeeristüdeli haben ihren eigenen Gang und eigenen Willen, und machtlos dagegen ist des Menschen Ungeduld. Darein konnte Mareili sich fast nicht schicken, was uns nicht wundert, können doch größere Leute, welche Erfahrung haben sollten, so oft nicht in Geduld sich ergeben und in den geordneten Gang der Dinge sich nicht schicken. Nun es hat aber auch Alles seinen Nutzen. Die kleine Erdbeerenkönigin, die in ihrem Blangen fast alle Tage nach reifen Beeren suchte, lernte ihr Gebiet besser kennen. Dies ist ein großer Vortheil, namentlich für Königinnen, große und kleine, welchen es oft begegnet, daß sie bloß an den Früchten sich erlustigen, aber nie den Boden kennen, auf welchem sie wachsen, und es ist namentlich für eine Hausfrau nichts fataler, als wenn sie die Bäume nicht kennt, auf welchen das Obst wächst, Birnen auf Nußbäumen sucht und Pfirsiche da, wo die Tannzapfen wachsen, oder einmal, wie jene Frau Pfarrerin, buchene Tannzapfen bestellt. Der kleinen Königin wuchsen dabei auch Augen, welche nicht bloß Erdbeeristüdeli und die Beeren daran sahen, sondern auch die Thiere alle, welche ihr Gebiet bewohnten, die Hasen

und Eichhörnchen, die Amseln und Drosseln, die Rinderstaren und Herrenvögel u. s. w. Sie wußte, wo jedesmal, wenn sie kam, Amseln waren, fand bald auch die Nester, ward ihnen auch alle Tage eine bekanntere Erscheinung, vor der sie erst flohen, wenn ihr Tritt ihnen von weitem hörbar war, später immer mehr ihre freundliche Harmlosigkeit erfassend, die Zweige des Tannenbuschlis, unter dem sie brüteten, auseinander biegen, sich begucken ließen ohne abzufliegen. Solche Nestchen waren Mareili Geheimnisse, welche es Niemanden verrieth. Die Entdeckungen jedes Nestchens, auf dem so ein dunkler Vogel saß mit dem gelben Schnabel und den sinnigen Augen, machten ihm größere Freude, als dem Seefahrer die Entdeckung irgend einer unbekannten Insel in den schwarzen, weißen, stillen, eisigen Meeren. Das Nestlein betrachtete es als sein Eigenthum, ein Schlößchen seiner Vasallen. Aber gütiger als manche andere Herrin, ließ es das Nestchen unberührt, nahm die Jungen nicht aus, noch weniger Jung und Alt zusammen, es begnügte sich am Augenscheine und später sperrten dumme Jungen die weiten Schnäbel auf, wenn sie was nahen hörten und schluckten, was es brachte, als obs von Mutter oder Vater wäre, die dummen Jungen machten keinen Unterschied. An der Sonne sah es die Häsin mit ihren Jungen spielen. Wenn die schüchternen Jungen bei seinem Nahen in die Sträucher schlüpften oder ins Moos sich duckten, blieb die graue kluge Alte noch lange sitzen, die langen Ohren über den Rücken gelegt, als ob sie zum Tanze anspringen wolle, einem hoffährtigen Mädchen gleich. Dies machte ihm die Ungeduld weniger peinlich, und wenn schon nicht Erdbeeren, so fand und sah es doch alle Tage was Neues. Endlich röthelten die Beeren, endlich fand Mareili eins und wieder eins zum Versuchen, endlich gabs ein Krätchen voll; der erste Batzen erschien wieder willkommen wie der erste Storch im Frühjahr. Die Beeren mehrten sich, doch langsam. Mareili konnte keine Beere unreif brechen, sie

mußte ihm willig und gerne ins Händchen fallen, mußte groß, dunkel, süß und saftvoll sein und wie es thaten auch seine Geschwister. Wenn dann am Abend die Mutter die gesammelten Beeren Heerschau passiren ließ, Kries und Gras daraus that, die Portionen in Krätchen vertheilte, sahen die Beeren so frisch und kerngesund aus, daß es eine Freude war. Die Kinder sahen zu und jubelten, es war, als ob sie jede Beere kannten. Dies habe ich gefunden, rief Eins, ich dies, rief das Andere, dies bei der langen Birke, dies unter dem alten Haselstock, dies am Reckholderkuübeli, so tönte es, bis die Mutter fertig war.

Als diese nun wieder leichtern Herzens mit neuen Erdbeeren hausiren ging, war sie überall eine willkommene Erscheinung. Mama, Mutter, die Erdbeerifrau ist wieder da, die so schöne hat, schrieen in vielen Häusern die Kinder, und Mama kam selbst, hieß die Frau willkommen, sagte, sie hätte schon gefürchtet, sie komme in diesem Jahre nicht wieder, da schon lange Erdbeeren kämen, aber nicht halb so schöne, als sie gebracht. So sammelte sie Lorbeeren, die thaten ihr im Herzen wohl. Wir lassen sie reifen, ich und meine Kinder, sagte sie, wir dürfen kein unreif Beeri abbrechen, wenn wir schon wollten, Mareili thäte es nicht. Wenn dann die Leute wissen wollten, wer das Mareili sei, das da regiere, so erzählte die Mutter mit Andacht von dem bsunderbaren Kinde, welches nicht sei wie die andern, sondern wie sie noch keines gesehen, darum es ihr auch so großen Kummer mache, dieweil sie gehört, solche Kinder lebten nicht lange. Dann bettelten die Kinder dies und jenes der Mama ab für Mareili und ließen ihm Botschaft werden, das nächste Mal solle es die Mutter begleiten, sie möchten es auch einmal sehen. Kam die Mutter am Abend heim, mußte sie die Geschichte des Tages erzählen, die Häuser beschreiben, in denen sie gewesen und wiederholen, was die Leute gesagt, so daß die Kinder ganz genau bekannt wurden mit den Kun-

den der Mutter. Wenn sie die Botschaft an Mareili ausrichtete, so freute dieses Mareili, die andern Kinder nicht weniger und keins fragte, lassen sie mich nicht auch grüßen, soll ich nicht auch zu ihnen kommen? Es war ihnen, als verstünde es sich von selbst, daß dieses nur Mareili gelte, welches dann aber auch den bessern Theil der Geschenke an sie gelangen ließ. Die Mutter zu begleiten, weigerte es sich lange, es ging lieber zu seinen bekannten Erdbeeristüdeli, als zu den unbekannten Menschen. Einmal hatte es hart geregnet bis in den Vormittag hinein, Erdbeeren konnte man nicht gwinnen, wollte man nicht die Stüdeli verderben, die Beeren verdaren. Die Mutter wollte einige Körbchen vertragen, nur in kleinerem Kreise, da endlich ließ Mareili sich bewegen, sie einmal zu begleiten. Wie ein junges Reh, welches aus dem Walde ins offene Feld setzt mit gespitzten Ohren und aufgesperrten Augen, so trippelte Mareili in die Welt hinaus. Als es an der Mutter Schürze und hinter derselben halb verborgen zum Hause des ersten Kunden kam, ertönte alsbald durchs ganze Haus das Geschrei: d's Mareili ist da, d's Erdbeeri Mareili! Und von diesem Tage an hieß es das Erdbeeri Mareili bis auf den heutigen Tag. Damals war es ungefähr 8 Jahre alt und soll ein schönes Kind gewesen sein mit dunkelblauen Augen, halb scheu, halb wild, länglichtem Gesicht, verschlossenem Munde, blondhaarig und schweigsam. Mit weit offenen Augen sah es bald die Menschen an, die um ihns sich sammelten, bald zu der Mutter auf. Auf die ungezählten Fragen antwortete es nur durch die Mutter gestoßen, lächelte und dankte für Gutthaten, welche man ihm erwies, reichte langsam das Händchen, wenn man es verlangte, antwortete den Kindern auf ihr freundliches Gerede mit freundlichen Blicken.

Aehnliches wiederholte sich in den meisten Häusern, an einigen Orten machte man über das Mareili laut Bemerkungen, als ob es taubstumm sei, hie und da freilich quasi welsch,

das aber doch fast so verständlich wie deutsch klang. Es wurde dem Kind nach und nach unheimlich, angst, es erwildete und zog nach heim, keine Geschenke und Versprechen hielten es mehr. Es wäre der Mutter ausgerissen, wenn sie nicht den Rückweg eingeschlagen hätte. O Mutter, ist's noch weit bis heim, o Mutter, sind wir nicht verirrt, jammerte es in einem fort. Es beruhigte sich erst, als sie ihr Häuschen sahen, denn bis dahin hatte es nicht einmal glauben wollen, daß sie wirklich im Tschaggeneigraben wanderten. Sie hatten einen reichen Erntetag gehabt. Mareili hatte große Freude, mit dem Besten seine Geschwister glücklich zu machen, und doch wollte es nicht mehr mit der Mutter gehen: Mag das G'red und G'stürm nicht mehr hören und das Welschen nicht; o erdbeeren ist viel schöner, sagte es. Umsonst frugen seine Geschwister, Mareili, willst nicht noch einmal gehen, umsonst ließ man ihm von allen Seiten entbieten, man hätte etwas für ihns, es solle es holen. Mag nicht, sagte Erdbeeri Mareili, und dabei blieb es.

Als im folgenden Sommer die Erdbeerifrau sich wieder zeigte, hatte sie eine schwarze Schürze um. Dessen erschraken alle Leute und frugen, ob das Erdbeeri Mareili gestorben. Aber es war nicht Mareili, sondern Bäbeli, das gestorben. Dann entrann den Leuten wohl: He nu, Gottlob, so machts denn nichts. Aber so war es doch der Mutter nicht. Bäbeli war ihr auch lieb gewesen, sie wußte viel von ihm zu rühmen, wie die Kinder sich lieb gehabt, wie Mareili ihm abgewartet und sich fast nicht habe wollen trösten lassen. Erst als die Erdbeeren reiften, wurde es wieder munter und fleißigte sich doppelt, damit die Mutter nicht weniger verkaufen könnte. Und es schien, als hätten die Erdbeeren den gleichen Sinn, als wollten sie ihrem Mareili zu seinem Vorhaben helfen, denn nie blüheten sie schöner und dauerten länger, als in diesem Jahr. Die Frau brachte ihre Finanzen in Stand, tilgte die Rückstände, plagte die Nachbaren nicht, konnte den

Hauszins zahlen ohne Hülfe der Gemeinde. Das brachte die Frau in Reſpekt, denn Fleiß, Sparſamkeit und Niemanden zur Laſt fallen, galten von jeher viel im Bernerland. Marei, ſagten die Nachbaren, Marei, wenn es Alle ſo machten wie du, die Gemeinden wären weniger geplagt mit Armen. Wenn Eine begehrt etwas zu verdienen, ſo iſt immer noch etwas zu machen, der alte Gott und gute Leute leben immer noch und die Kirſchbäume blühen alle Jahre.

Wenn du was mangelſt, ſo ſprich zu, es ſoll nicht Rein ſein, wenn wirs einmal haben. Es iſt dann doch nicht, daß wir die wüſteſten Hüng ſyge, aber d'Lüt müſſe auch darnach thun. Das ſei guter Beſcheid, ſagte dann Marei, es danke dafür, aber ſo lange es ihm möglich ſei, plage es lieber Niemanden. Daß es ihnen Ernſt ſei, hatten die Nachbarn erzeigt, als das Kind krank war, gingen ihm zum Doktor, brachten, was ſie gut glaubten, was dann freilich nicht immer das Beſte war.

Es ſchien, als habe der Tod eine beſondere Freude an Mareis Kindern, denn im nächſten Winter erſchien er wieder und holte Mareili's Brüderchen ab. Da war ein großer Schmerz in der Hütte, Mutter und Mareili konnten ihn kaum verwinden, zuweilen hörte man ein leiſes Weinen, ſonſt war es ſtille bei ihnen wie im Grabe. Die Mutter koſtete ihr bitteres Leiden, ſie mochte wollen oder nicht, fort und fort ſchluckte ſie an dieſer bittern Arznei, dachte an die Zukunft, was Alles ihr noch warte, ob ſie das Bitterſte wohl auch noch erleben müſſe? Mareili lebte ein ſeltſam Leben, bald im Himmel, bald auf Erden, beide waren eins und eng verflochten in einander. Es dachte an ſeine Erdbeeren in Weid und Wald im Tſchaggeneigraben, an ſein Schweſterchen, ſein Brüderchen im Himmel, ob ſie dort oben wohl auch einen Erdbeeriberg hätten, und wie groß und ſchön wohl die Beeren wären. Ach, und vielleicht ſei kein Winter da oben, ſondern Sommer alle Tage, und reife Erdbeeren das ganze Jahr durch, und nie Schnee und Froſt? Wenn doch

einmal Schwesterchen und Brüderchen kämen und ihns berichteten, wie es da oben sei, wie schön das Leben und wie groß die Erdbeeren? Wenn sie doch einmal zu ihm kämen, wenn es oben im Walde alleine sei, wenn doch einmal in den Erdbeeristüdelen Schwesterchen und Brüderchen säßen, zwei weiße Engelein, grüßten es freundlich und erzählten ihm von dem Wohnen im Himmel, und wie lieb der liebe Gott sie hätte, brächten ihm viel Beeren mit von Oben und Krätchen und Körbchen für ihns und für die Mutter! Wenn in den langen Abenden die Lampe schläfrig wurde und düster, die Mutter emsig das Rad trieb, der Wind mächtig ums Häuschen rauschte, da gab Mareili seinen Träumen Worte, begann leise zu reden von den Engeln und zu fragen, ob sie noch immer auf die Erde kämen, ob wohl, wenn man recht fleißig sei und fromm und man dem lieben Gott so recht anhielte, man einen Engel sehen könnte, und wenn es und die Mutter recht beteten, er wohl Schwesterchen und Brüderchen erlauben würde, ihnen zu erscheinen und mit ihnen zu reden?

Die Mutter erschrak über solche Gedanken und wehrte ihnen. Sie glaubte, man könnte damit sich versündigen, die Kindlein an der Ruhe stören, daß sie wieder kommen müßten. Und denke doch, Mareili, sagte sie, was die Leute sagen würden, wenn sie wieder kämen? Sie würden ja meinen, die Kinder hätten sich so schwer versündigt, daß sie nicht an die Ruhe könnten; zugleich machte es sie traurig, denn sie hielt solche Reden für Vorboten des nahen Todes. Kinder, die viel von Engeln sprächen, würden bald auch solche, und Kinder, welche viel vom Himmel redeten, fühlten wohl, daß Gott sie bald holen lasse in den Himmel. Sie hatte schwere Angst, der dritte Winter koste sie das dritte und letzte Kind. Du mußt nicht von solchen Sachen reden, sagte sie, der liebe Gott hat es ungern, und du könntest dich versündigen, und um Mareili's Gedanken abzuwenden, erzählte sie ihm dann Ge-

ſpenſtergeſchichten von gränlicher Art, daß ſie Beide ſchlotterten wie Espenlaub und vor Schlottern kaum zu Bette konnten. Die Mutter konnte Mareili wohl das Reden wehren, aber nicht das Denken. Die Bilder der Seele geſtalteten ſich um ſo lebendiger, es geſtaltete ſich in ihm ein faſt zuſammenhängend Leben mit den Geſtorbenen, lange, lange Geſpräche führte es mit ihnen. Immer ungeduldiger ward es im engen Stübchen, ſehnte ſich immer mehr nach dem Warmen der Sonne, daß ſie den Schnee ihm vertreibe und die Blümlein wieder wecke in der Erde Schooß. Die Mutter dagegen freute ſich nicht darauf, es machte ihr angſt. Es bangte ihr, das Kind ſo alleine gehen zu laſſen in die Wildniß, ſie verſuchte, ihre eigene Angſt dem Kinde einzuimpfen. Sie ſtellte ihm vor, wenn es ſich verirren würde, die Mutter nicht mehr fände und elendiglich verhungern müßte im Walde. Mareili ſagte, ich verirre mich nicht, ich wußte värn und vorvärn den Weg immer am beſten und verirrte nie, warum ſollte ich jetzt noch verirren? Ja wenn du verhexet würdeſt, ſagte die Mutter, man hat Beiſpiele, daß man in bekannten Wäldern ſo verhexet wurde, daß man nie mehr den Ausgang fand. Aber Mutter, warum wurden wir värn und vorvärn nicht verhexet, es ſollte doch den Hexen mehr dr werth geweſen ſein, Drei zu verhexen, als nur Eins, und was hätten wir machen wollen? Ja, aber es könnte was anders geſchehen, denk, es gibt Drachen im Walde, böſe Thiere, welche die Kinder freſſen und Berggeiſter, welche Kinder ſtehlen und ſie in unterirdiſche Höhlen führen, wo ſie Sonne, Mond und Sterne nie mehr ſehen, ſagte die Mutter. Aber Mutter, ſie hätten uns ja värn und vorvärn auch ſtehlen können, ſagte Mareili, und haben es doch nicht gethan. Es wäre an einmal zu viel, ſagte die Mutter, und willſt du dann deiner eigenen Mutter nicht mehr glauben, ei, aber Mareili, das duret mich, habe doch geglaubt, du ſeieſt nicht wie die andern wüſten Kinder, welche Vater und Mutter nichts mehr glauben

wollen, und machst es mir jetzt so! Mutter, ich will dir Alles glauben, wenn du mich willst erdbeeren lassen, sonst will ich sterben, dann komm ich zu Brüderchen und Schwesterchen und kann mit ihnen erdbeeren, wo keine Unghürer sind und alle Tage Sommer ist. Aber Mareili, rede nit von Sterben, könntest dich versündigen, wollen ja erdbeeren wie sonst, aber mußt mir nicht mehr so reden, sagte die Mutter.

Auch dieser Winter verrann, und alle Tage mächtiger zog die Sonne das Kind an die warme Halde, wo die ersten Erdbeeren blühten und reiften. Die Mutter konnte es nicht mehr halten und ging mit ihm, las aber, weil es sich für eine arme Frau nicht schickt, müssig spazieren zu gehen, Holz auf und brach Reckholderschützlig ab. Sie mußte sich wirklich wundern, wie Mareili überall Bescheid wußte im weiten Walde, jede Tanne kannte, immer zum voraus sagen konnte, was kommen werde, ein Bach, die größte Tanne oder die, welche der Blitz gespalten. Und als sie an die Sonnseite kamen, wo schon Alles lebendig war, zeigte es ihr das frühste Erdbeeristüdeli und fand zu seiner großen Freude schon Blüthen dran. Mutter, dort war ein Amselnest, ist wohl wieder eins da? Richtig saß unter dem Tannbuschli brütend die Amsel und flog überrascht diesmal weg, doch nicht weit. Auch die bekannte Häsin sprang auf, setzte über einige Stauden weg, dann auf die Hinterbeine und sah sich verwundert um, als wenn sie sich vergwissern wollte, obs das Mareili sei oder Jemand anders; deß verwunderte sich die Mutter sehr, es wollte ihr aber fast vorkommen, als ob dies nicht natürliche Thiere seien, sondern verzauberte, es ward ihr anfangs unheimlich dabei. Sie begleitete anfangs das Kind beim Beeren und gewöhnte sich an die verzauberten Hasen und andern Vögel, daß sie ihr ganz natürlich vorkamen. Nach und nach aber ließ sie Mareili alleine gehen, denn sie sollte pflanzen und verdienen; die Krankheit des Kindes hatte sie zurück gebracht. Wo der Verdienst nur kreuzerweise eingeht,

da wird jeder Kreuzer, der nicht eingeht, und jeder Kreuzer, der unerwartet ausgeht, schwer empfunden, hinterläßt Nachwehen.

Mareili wußte dies wohl, kannte beim Kreuzer Schulden und Vermögen der Mutter. Je kleiner die Hütte ist, desto kleiner werden die gegenseitigen Geheimnisse; wo Hühner und Menschen in einem Stübchen wohnen, kann Eins vor dem Andern nicht viel verbergen. Mareili hatte diesmal Mühe, die Erdbeeren so recht reifen zu lassen, und jeder trübe Tag war eine Prüfung Gottes, die Mutter hatte um so länger kein Geld und es doch so nöthig. Endlich bleibt nicht ewig aus, endlich wars erlebt, das Gewinnen begann, aber jetzt nur noch mit zwei Händchen zumeist, statt mit sechs, und die Mutter hatte mehr Geld nöthig als nie. Zudem schien es kein Erdbeerjahr werden zu wollen, es regnete viel und war nicht heiß. Kornjahre und Weinjahre kennt man, nicht bloß jedes Kind weiß, was sie zu bedeuten haben, sondern sie haben große Bedeutung in der Weltgeschichte. Von Erdbeerijahren redet kein Mensch, kein Geschichtschreiber zeichnet sie auf, und doch haben sie große Bedeutung für arme Kinder und arme Weibchen. Nun das wird eben daher kommen, daß die Geschichtschreiber sich mehr kümmern um Weinherren und Kornwucherer, als um arme Kinder und arme Weiber. Mareili wollte mit Fleiß ersetzen, hatte weder Ruhe noch Rast, war früh und spät, daß die Mutter oft die Hände über dem Kopfe zusammenschlug über den Segen, den es heim brachte. Da ward noch dazu das Wetter beständig, die Sonne heiß, Alles wollte auf einmal reif werden, Mareili wußte gar nicht wie wehren. Begreiflich ward das Kind bei der verdoppelten Anstrengung sehr müde. Wenn es des Morgens erwachte, waren ihm die Glieder wie angeleimt im Bette, daß es sie kaum heben und bewegen konnte. Die Mutter mahnte oft zur Ruhe, oder einen Tag daheim zu bleiben, aber Mareili wollte nicht, und ließ sie es eines

Morgens ausschlafen und weckte es nicht, weinte es so bitterlich und ward böse über die Mutter, daß sie es nicht mehr that. Mareili wollte nichts versäumen, sondern wollte immer zu rechter Zeit auf dem Platze sein. Brüderchen und Schwesterchen wüßten, dachte es, um welche Zeit sie sonst das Gwinnen angefangen, wenn sie nun einmal zu der gleichen Zeit kämen, und es wäre nicht da, und es käme immer nicht, so konnten sie ja meinen, es sei nicht mehr da, komme nicht wieder, konnten dann gehen und nie mehr kommen. Mareili träumte im Stillen immer von diesem Erscheinen, aber es ließ es die Mutter nicht merken, weil es sie betrübte im Gemüthe. Alle Morgen, wenn es durch den Wald ging, war es gefaßt auf eine Erscheinung hinter den Bäumen hervor, oder es finde sie sitzen an der Halde mitten in den Erdbeeren, oder wenn es beim Gwinnen aufsehe, stünden sie plötzlich vor ihm in weißen Engelskleidern.

Wie oft es vergeblich träumte, es träumte doch am folgenden Morgen das Gleiche wieder, es war auch eine von den Hoffnungen, welche alle Tage neu werden. Oft ging es den ganzen Tag nicht heim, wenn es an entferntern Orten beerte. Dann geschah es wohl, daß wenn die Sonne mitten am Himmel stand, es heiß ward auf Erden und es am Schatten sein Stücklein Brod verzehrte und aus einem Krüglein einen Tropf Milch dazu, Meister Schläflein kam, sich in Mareili's Augen ein Nestlein baute, die Vorhänge nieder fallen ließ, um süß zu schlummern im Dunkeln. Es wehrte sich wohl dagegen, und wenn es aufwachte und merkte, was geschehen war, hatte es es ungern, aber Meister Schläflein ist ein gar mächtiger Mann, kann schlafen wo er will, Könige zwinget er, geschweige denn Kinder. Eines Tages war sein Suchen besonders gesegnet. An ein neu Plätzlein war es gekommen, wo es noch nie gewesen und sonst noch Niemand, so dicht, groß und dunkelroth hatte es die Beeren noch nie stehen gesehen. Um Mittag aber ward es gar grimmig heiß,

aber faſt ein ganzes Tagwerk hatte es ſchon vollendet. So ſetzte es ſich mit ruhigem Gewiſſen an Schatten, aß ſein Brod, und als auch diesmal Vetter Schläfli kam, wehrte es ſich nicht ſo nöthlich und ließ ihn machen. Alsbald träumte es wieder. Es wußte, die Engelein waren da, aber es ſah ſie nicht, es hörte ſie nicht, es wollte ſie ſuchen, aber es konnte nicht, ſeine Glieder waren gebunden. Plötzlich hörte es eine Stimme dicht über ſich wie vom Himmel herab, es fuhr auf, und vor ihm ſtund ein Engel und beugte ſich über ihns. Ein wunderſchöner Engel wars mit dunkeln Augen und dunkelm Haar, von hoher Geſtalt, mit weißen Kleidern angethan. Leiſe, den Kopf zur Seite geneigt und das ganze Geſicht voll Liebe ſprach der Engel zum Kinde gar hold und weich, aber das erſchrockne Kind verſtund ihn lange nicht. Es war nicht das Brüderchen, nicht das Schweſterchen, der Engel war viel größer und ſchöner, blickte ſo lieblich aus ſeinen dunkeln Augen und doch mit wunderbarer Kraft, als vermöge er die Seelen zu ziehen aus dem Körper des Menſchen, als ſei er der Engel, der umgehe auf Erden, die ſchönſten Seelen zu ſammeln und dem Vater ſie zuzuführen. Endlich verſtund Mareili, wie er ihm zuſprach, nicht erſchrocken zu ſein, ihns liebes, liebes Kind hieß, ſonſt viele holde Worte ihm ſagte, endlich nach den Erdbeeren ihns fragte, ob es wohl geben wollte von den prächtigen, die da im Krätchen neben ihm ſtunden? Mareili ſah mit offenen Augen den Engel an, aber reden, antworten konnte es nicht, es nickte bloß, es reichte ihm die ſchönſten, und als der Engel davon aß, glänzte ſein Geſicht auch wie das Geſicht eines Engeleins, und als der Engel fragte, ob er das ganze große Krätchen haben könnte, nickte Mareili noch freudiger und faltete die Hände, als ob es beten wollte.

Da küßte der Engel das Kind auf die Stirne, gab ihm ein glänzend Silberſtück, ging in die Bäume, ſah noch einmal nickend ſich um, und wie ſchöne Sterne glänzten ſeine

Augen, da verschwand er. Jetzt hatte Mareili einen Engel gesehen, es war nicht Brüderchen, nicht Schwesterchen, aber ein Engel war's gewesen. Erstaunt hörte die Mutter Mareili's Bericht, aus dem sie lange nichts machen konnte, da die Worte wirr durcheinander flogen, wie ab einem Kirschbaume die Blüthen, wenn der Wind darein fährt. Endlich sagte die Mutter, es sei ein Traum gewesen und anders nicht. Da zeigte Mareili das Silberstück, da wußte die Mutter nicht, was sie sagen wollte, der Verstand stund ihr lange still. Endlich ging er wieder, und sie sagte, sie hätte eigentlich nie gehört, daß die Engel Geld hätten, nach den schönen weißen Kleidern sei das eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter gewesen, die hätten solche Kleider und schönes Geld. Aber Mareili meinte, es wüßte nicht, warum die Engel nicht Geld haben könnten, Gott könne ihnen ja geben, was Er gut finde, und wenn Er den Menschen so viel Geld gebe, so könne Er den Engeln ja noch viel mehr geben. Es beschrieb die Erscheinung noch viel englischer und herrlicher, daß die Mutter wirklich nichts mehr zu entgegnen wußte und halb und halb sich in den Glauben des Kindes gefangen gab, besonders als alle Nachbarn sich auf die Seite des Kindes stellten. Wie wollte doch eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter dahin gekommen sein, von einem Engel hergegen könne man es wohl begreifen, sagten sie. Eins kränkte Mareili. Es hatte dem Engel nichts gesagt, ihn nicht gefragt nach Brüderchen und Schwesterchen, ihm nicht Grüße an sie aufgetragen, ihn nicht gefragt, ob auch ein Erdbeerenberg im Himmel sei, und wie schön die Beeren daselbst würden? Sein Trost war, er werde wieder kommen. Dann wollte es ihn aber auch zur Mutter führen, damit die auch einmal einen Engel sähe und künftig ihm glaube, wenn noch mehrere zu ihm kamen. Aber der Engel kam nicht wieder, und andere kamen auch nicht. Umsonst setzte es sich, so oft es sich thun ließ, um Mittagszeit ans gleiche Ort,

dann kam Vetter Schläfli, kamen Träume, aber nie weckte ihns wieder eines Engels Stimme, nie stund, wenn es die Augen aufschlug, ein Engel da. Darum verklärte sich der Engel in Mareili's Gedanken immer herrlicher, und der Glaube, daß es wirklich ein Engel gewesen, wurde alle Tage fester. Wäre es kein Engel gewesen, so wäre er wieder gekommen, sagte man.

Je mehr der Glaube an den Engel sich fest setzte, desto mehr wuchs der Mutter der Kummer, der weiße Engel bedeute den Tod, daß dieser das dritte Kind im dritten Winter holen werde. Was wollte er anders bedeuten, sagte sie. Der dritte Winter kam mit großer Angst und vielem Bangen, aber Gottlob ohne Tod. Mareili war auch nicht ein einzigmal krank, und als der Frühling kam, war es selbst das schönste Erdbeeri in Wald und Weid. So lebten sie fort Jahr um Jahr in glücklicher Gleichförmigkeit, von Gott gesegnet. Der Segen war freilich nur klein. Güter der Welt gewannen sie nicht, aber er genügte ihnen, machte sie glücklich, und was will man mehr? Was änderte, war, daß Mareili alle Jahre größer und stärker wurde, die Mutter älter und schwächer, die Gliedersucht war es, welche sie hauptsächlich plagte. Das Gehen ward ihr beschwerlich, wenn es ander Wetter geben wollte, konnte sie die Beine fast nicht mehr vorwärts bringen. Mareili mußte sich daher nach und nach auch ans Vertragen gewöhnen. Es gewöhnte sich aber schwer daran, es ward ihm unheimlich draußen in der weiten Welt unter den vielen Menschen. Die langen und breiten Straßen langweilten ihns gar unendlich. Es erzeigte es aber der Mutter so wenig als möglich, damit sie sich nicht über ihre Kräfte anstrenge, um selbst zu gehen. Der Eintritt Mareili's in die Welt erregte Aufsehen und Freude bei der Kundschaft, die sich durch ihns noch vergrößerte. Mareilis Wesen hatte etwas Eigenes, fast möchte man sagen, Vornehmes, trotzdem daß es barfuß ging. Es war kurz in seinen Worten, aber

freundlich, hielt feste Preise, hielt sich höchst selten an einem Orte länger auf, als es sein mußte, wie gerne man auch mit ihm geplaudert hätte, und wenn ein Herr, besonders ein junger, ihm was sagen wollte, so lief es davon wie ein Reh, das einen Hund anschlagen hörte. Es brachte in seinen Absatz nach und nach eine Art System und zwar nach Sympathie und Antipathie. Es entdeckte nach und nach etwas, welches vielen Leuten verborgen bleibt, denn Mareili hatte eine dünne Haut, der meisten Leute ihre ist dagegen mit Sohlleder gefüttert. Es fühlte, daß ihm aus jeder Hausthüre ein eigener Geist entgegen wehe und an jeder Thüre ein anderer, und zwar an den meisten Orten stätig der gleiche, nur wie auch der Wind geht, schärfer oder leiser, ein milder freundlicher, ein roher hochmüthiger, ein geiziger oder mildthätiger, ein theilnehmender, ein harter, ein lustiger oder ein lüsterner, ein nobler oder ein gemeiner, kniffsüchtiger.

Es war ihm schon ums Haus herum, als fühle es diesen Geist und selten täuschte es sich. Er kam ihm aus der Hausthüre entgegen, es nahm ihn wahr, je nachdem man ihns warten oder nicht warten ließ, ihm auf seinen Gruß dankte, die Körbchen ihm abnahm, die Waare beurtheilte, marktete, das Geld brachte, und was für Geld. Je nachdem der Geist war, je nachdem wurde ihm das Haus lieb oder widerlich. Es gab Häuser, vor welchem es floh, als sei die Pest darin, vor die man ihns mit keinem Lieb gebracht hätte. O wenn die Leute so gierig nach einem Körbchen haschten, mit den Fingern darin herumfuhren, die schönsten Beeren hervorgrübelten, Alles verchareten, von einem Körbchen zum andern fuhren, ein Mensch nach dem andern zum Versuchen kam, Alles beschnüffelten, verherggeten, verblizgeten, und am Ende nichts kauften oder für einen Batzen oder zwei und kaltblütig ihns laufen ließen mit seinen entehrten Körbchen, die es vor keines Menschen Auge mehr abdecken möchte, wie ihm da das Herz blutete, wie es das Haus floh für immer,

als hausten darin Hunger, Pestilenz und Krieg und die übrigen bösen Geister alle. Es hatte verschiedene Striche, welche es besuchte, und in jedem Striche Häuser, welche höher oder tiefer standen in seiner Gunst, je nach dem Geiste, der darin wehte. Darnach ordnete Mareili auch seine Erdbeeren und seine Wege. Es mußte nicht zu machen sein, so steckte es einem Lieblingshaus, wo man es freundlich begrüßte, billig behandelte, namentlich die Kinder manierlich thaten, gute Worte ihm gaben, das schönste Krätchen zu, daß Alle hell auffjauchzten, die Hände über dem Kopf zusammenschlugen über die prächtigen Beeren und dringlichst ihns hießen bald wiederkommen. Mit der abnehmenden Gunst nahmen auch die Erdbeeren ab an Größe und Schönheit oder waren allesammt mittel gut, doch immerhin so gut, als irgend ein Erdbeerimeitschi sie im Lande herum trug. In der Regel kam es glücklich seinem Vorrath ab, und blieb ihm zuweilen auch ein Krätchen oder Körbchen übrig, he nun, so machten sie daraus einen Erdbeeristurm und lebten auch wohl daran. Dann gab es in jedem Sommer einige unglückliche Tage, wo nichts ihm ging, wie es wollte, sondern immer das Gegentheil, wo es ihm schien, als sei es verkauft und verrathen oder gar verhexet. Die schönsten Erdbeeren wurden ihm weggeschnappt, es wußte nicht wie, die besten Kunden traf es nicht an, hier war man schon versorgt, dort laxirte man und konnte Erdbeeren nicht brauchen. Dann mußte es die Runde erweitern, an neue Häuser klopfen, das that es äußerst ungern. Zu jedem neuen Hause ging es mit Schrecken, es wußte nicht, welch Geist ihm aus dem Hause entgegenkomme, was für ein Hund vor dem Hause bellen werde. Vor solchen Häusern, wo man ihns nicht kannte, ging es ihm selten gut, es wurde grob behandelt, grob abgefertigt, manchmal durch eine Stimme aus irgend einem Loche her, es wußte nicht ob über oder unter der Erde. Nun war es an Mareili, Bericht aus der Welt zu bringen, der Mutter seine Erlebnisse mit-

zutheilen. Solche Berichte waren das Labsal der Mutter, aber die Hauptsache darin blieb ihr immer, wer nach ihr gefragt, ob man an die Erdbeerifrau noch denke? Man ist nicht gerne vergessen schon bei Lebzeiten, man lebt gerne lange und wenn man auch sterben muß, möchte man doch gerne noch lange leben nach dem Tode. Es ist kaum ein Bettelmannli auf Erden, welches nicht an dem Gedanken, wohl lebt, was wird man sagen, wenn ich nicht wiederkomme, man wird noch oft an mich denken. Und ach, wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode gucken könnten aus irgend einem Himmelsfenster in die hinterlassenen Häuser, in die hinterlassenen Herzen hinein, es würden den meisten übel werden, trotzdem daß sie im Himmel sind. Ja, und wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode wieder kommen könnten auf Erden, so würde es den meisten betrübten Hinterlassenen übel werden, daß sie meinten, sie müßten sterben, ja da würde es auch wahr, daß der zweite Schmerz größer wäre als der erste. War es möglich, so zwängte die gute Frau alle Jahre ihre schweren Beine noch einmal in die Welt hinaus den Kunden nach, um sich persönlich zu überzeugen, wie lieb die Leute sie noch hätten und noch lange nicht vergessen. Und wenn sie dabei von weitem ein Tönchen aufgabeln konnte, als hätten die Leute sie noch lieber als Mareili, als hätte sie ihre Sache doch noch besser gemacht, so war sie überglücklich. Das war denn auch das Erste, was sie Mareili berichtete und wie sie glaube, sie hätte noch das größere Zutrauen und brächte eine größere Losung z'weg. Mareili gönnte diese Freude der Mutter von Herzen, in demselben war keine Spur von Eifersucht. Hatte es ja doch auch seine eigenen Freuden, welche die Mutter nicht kannte. Hatte es doch so innige Freude an den Erdbeeren nicht bloß um der Losung, sondern um ihrer selbst willen, weil sie ihm so lieb waren. Hatte es doch sein ganzes inneres Leben mit all seinen Träumen, wo der von dem schönen weißen Engel

aber ihm einer der liebſten blieb, und die Hoffnung, es werde ihn doch einmal wiederſehen. Das gute Kind lebte am liebſten in der wunderbaren dunkeln Welt, die jenſeits unſerer Sonne liegt, nach welcher ſeit Jahrtauſenden die Gelehrten ausziehen mit Fackeln, Stangen und Spießen, ſie zu erobern, und wenn ſie dann lange mit ihren Stangen und Spießen im Nebel herumgeguſelt vergeblich, ſie nie an ihren Spieß gekriegt, ihr Daſein in Abrede ſtellen und der Welt klar demonſtriren, es exiſtire keine ſolche unſichtbare Welt, weil, wenn eine wäre, ſie dieſelbe hätten an ihren Spieß kriegen müſſen, nun hätten ſie aber keine dran gekriegt, ergo ſei auch keine. Nun exiſtiren aber, Gott ſei Lob und Dank, gar viele Dinge, welche Gelehrte und Weiſe dieſer Welt nie und nimmer kriegen an ihren Spieß, dieweil ſie trotz aller Weisheit nie faſſen und begreifen werden, was als Himmelsgabe kindlichen Gemüthern gegeben iſt und über allen Verſtand der Verſtändigen geht, kein Chemiker es mit ſeiner ſubtilen Waage wägen, mit irgend einem Stoffe faſſen, zerſetzen oder binden kann. Je verſtändiger und ſinniger Mareili ſein Tagewerk betrieb und Ordnung in deſſen Verlauf brachte, deſto eifriger trachtete es darnach, ein beſtimmtes Kennzeichen ſich zu merken, ob ein Tagwerk glücklich oder unglücklich ablaufen werde. Wie viel konnte es ſich erſparen, wenn es an unglücklichen Tagen nicht hinausging in die Welt, wo es nichts fand als Verdruß und Mühe.

Aber es ging ihm ſonderbar. Glaubte es eins entdeckt zu haben, weil es einigemal eingetroffen, und wollte darauf abſtellen, ſo fehlte es das nächſte Mal gänzlich, es ging ganz das Widerſpiel. Es achtete ſich auf die Träume der Nacht, des Beines, welches zuerſt aus dem Bette kam, des erſten Vogelgeſchreis, des erſten begegnenden Menſchen, des Stolperns und Nichtſtolperns, und alle Zeichen waren gut und alle Zeichen täuſchten, und kehr um glaubte Mareili an jedes mit immer feſterem Glauben. Zu einer Zeit, als eben

sein Glauben auf Träume sich gestellt, hatte es immer und immer wieder mit trübem wüstem Wasser zu thun, es war in Todesängsten und Todesnöthen. Mutter, sagte es am Morgen, heute habe ich einen bösen Tag, lauter Unglück und Verdruß, wenn es nur zu machen wäre, ich bliebe daheim, trübes Wasser ängstigte und nöthete mich gar zu grusam. Das ist bös, sagte die Mutter, gehst nicht, so charen die Erdbeeren, darf sie nicht mehr vertragen, hast von zwei Tagen beisammen, was wir Beide gwinnen mochten, und es gab so wohl aus. Weiß es wohl, Mutter, antwortete Mareili, sagte ja bloß, wenn es zu machen wäre. Will es in Gottes Namen probiren, mich grusam in Acht nehmen, z'tödte wird es nicht gehen. Mareili ging. Die erste Person, welche ihm begegnete, war eine alte böse Frau, welche im Rufe stund, sie könne mehr als Brod essen, sie könne hexen. Es ist doch gut, sagte Mareili, halte ich nicht mehr Alles auf der Sache, die hätte mich sonst können zurücktreiben. Als es dahin kam, wo der Tschaggeneigraben ins weite Land sich mündete, käderten ein ganzes Regiment Aegersten gar mörderlich. Alle Bäume waren voll, es war, als ob sie eigens wegen Mareili hier eine Versammlung angestellt hätten.

Das stellte Mareili. Soll ich, oder soll ich nicht, sagte es. Auf dem Vogelgeschrei halte ich nicht am meisten, aber es trifft ja Alles zusammen, das muß etwas zu bedeuten haben, viel Böses allweg. Aber i Gotts Name, sei das jetzt, wie es wolle, es muß gegangen sein. Ich will brav beten, es ist doch am Ende der liebe Gott der Meister, und d'Aegerste werde nit Alles könne zwänge. Und am Ende, was sy soll, muß ja sy. Indessen mit dem Mißgeschick schien es denn doch Ernst zu sein, es ging ihm Alles verkehrt und wie verhexet. Im ersten Hause, für welches es seine schönsten Erdbeeren gebeizt, war Niemand daheim, als eine alte böse Magd. Diese hatte Mareili schon lange auf dem Strich,

mißgönnte ihm jedes gute Wort, jedes Geſchenk, welches man ihm gab, als wenn es von ihrer Sache genommen wäre. Wie die jetzt glücklich war, daß ſie es einmal in Schußweite vor ihrem Maule hatte. Man brauche nichts, ſagte ſie. Es würde ihm auch beſſer anſtehen, etwas zu arbeiten, als nur den faulen Hund zu machen, alle Tage den Leuten vor der Thüre zu ſtehen. Das ſei nicht viel anders, als gehe betteln; wer bettle, ſtehle und mach ſonſt noch, was er könne, bſunders ſo große Meitſcheni, pfo Täfel! Vor dem G'ſindel käme man ſelbſt nicht mehr zur Arbeit, werde alle Augenblicke davon geſprengt. Mareili bekam den Hals ſo voll, daß es nicht einmal fragen konnte, wenn es wieder kommen ſolle und ging weiter; fand in einem Hauſe die Leute, welche Erdbeeren aßen, krank; ein ander Haus mit Erdbeeren ſo überfüllt, daß ſie nicht alle brauchen konnten; an einem vierten Orte ſagte man ihm trocken: mangeln keine. Und als es ſagte: es hätte doch ſo ſchöne, ließ man es einfach ohne Antwort ſtehen, bis es endlich ging. Das that ihm ſo weh, man glaubt es nicht. Sein Herz ward ihm ganz ſchwer, ſein Gemüth voll Elend, denn mit ſeinen Kunden ſtund es nicht bloß in einem Erdbeerverkehr, ſondern in einem gemüthlichen, ſie waren ſo gleichſam ſeine Freunde und Verwandte. Sein Elend half ihm nicht von den Erdbeeren, es mußte ſeinen Ring weiter ſchlagen, mußte zu neuen Häuſern, mußte ſogar vor Wirthshäuſer. Dieſe waren ihm in der Regel am meiſten zuwider, da fiel es in die Hände der Köchinnen und Stubenmägde, die gar zu gerne ſchnöd und ſchnippiſch mit den Leuten umgehen, beſonders mit Erdbeerimeitſcheni. Mareili fürchtete ſie auch mehr als die großen Hunde vor den neuen Häuſern, von denen es noch nicht wußte, aus welchem Ton ſie bellen. So ſetzte es endlich wohl etwas von Erdbeeren ab, doch langſam und mit Verdruß ſtatt mit Freude. Wenn es vor dem G'ſchänden nicht einen ſo großen Grauſen gehabt, und die Erdbeeren da-

für ihm nicht zu lieb gewesen wären, es hätte sie hinter einen Zaun geschüttet und wäre heim gelaufen.

Da könne man sehen, dachte es, ob man sich der Zeichen achten solle. Wenn man doch nur immer den rechten Glauben hätte, könnte es einem nicht fehlen. Bei einem Hause gab ihm endlich eine freundliche Frau Bescheid. Kann sie wäger nicht nehmen, Meitschi, sagte sie, ich thäte es dir sonst gerne zu Gefallen, aber wir essen keine Erdbeeren, sie erkälten uns zu sehr. Aber weißt was, ungefähr eine Viertelstunde von hier ist ein großes Herrenhaus, haben immer viele Leute dort. Dorthin gehe, hast schöne, brauchst sie sicher. So weit war Mareili noch nie gegangen, so weit von Hause nie gewesen, noch nie des Nachts ausgeblieben, schon so spät und noch so weit! Solche Angst um Absatz hatte es nie empfunden. In Gottes Namen, dachte es, eine Viertelstunde zwingt nicht Alles, aber dann keinen Schritt weiter, sondern heim. Es war eine lange Viertelstunde. Maßleidig schleppte Mareili sie ab. Endlich merkte es an wohlgepflegten Baumgängen die Nähe des Herrenhauses. Mit Bangen betrat es sie, und dieses Bangen mehrte sich bei jedem Schritte. Es war so einsam in denselben, so seltsam knirschte der Kies unter seinen Tritten, so feierlich rauschte der Wind in den alten Bäumen, es kam ihm vor, als ginge es zu einem Zauberschlosse, von dem die Mutter ihm oft erzählt hatte, wo Alles, was in dessen Nähe kam, verzaubert und verwandelt wurde in Pflanzen oder steinerne Säulen oder gebannt in Bäume und Brunnen. Es trappete immer leiser gerade ab, wie wenn es des Morgens durchs Stübchen ging und die Mutter nicht wecken wollte. Plötzlich sah es seinen Engel neben sich stehen, weiß und schön, wie vor Jahren die mächtige Fee im Zauberschlosse, die Alles verwandelte, was in ihre Nähe kam. Und Mareili versteinerte, starrte mit offenem Mund und Augen, wie damals an der Erdbeerihalde, die Erscheinung an. Der Engel sah

das plötzliche, lautlose Erstarren des Mädchens, betrachtete es schärfer, länger mit seinen wunderbaren tiefen Augen, rief dann freudig: Was, mys Erdbeeri-Engeli von den Bergen! Bist's oder bist's nicht, red, mys Kind, oder kannst nit, bist stumm, doch nicht? Gäll, du kannst reden? Und des Engels Macht, welche in seinen Augen war, löste den Bann, zog die Stimme aus der zusammengezogenen Brust, und das Erdbeeri-Engeli sagte endlich: Gottlob nit! Es ist ein selten Ding auf Erden, daß zwei Engel sich begegnen, sich Jahre lang im Andenken bewahren und als Engel wieder finden — auf Erden. Der eine Engel war das Schloßfräulein, der andere das Erdbeeri Mareili. Das Erdbeeri Mareili war innig bewegt, seine Augen begannen zu strahlen in feuchtem dunkelblauem Glanze, es freute sich seines Engels, aber still und innerlich.

Des Schloßfräuleins Freude war lauter, so weit seine weiche Stimme reichte, sammelte es die Leute, stellte das Erdbeeri Mareili unter sie und erzählte, wie endlich das Erdbeeri Mareili gefunden sei, von dem es ihnen so oft erzählt, wie es dasselbe gefunden, als sie auf ihren Berg gegangen, oben in einer Weide, schlafend unter einer Haselstaude, dasselbe aufgeweckt und ihm Erdbeeren abgekauft, und so reuig gewesen, daß es dasselbe so schnell verlassen, weil es gefürchtet, die übrige Gesellschaft nicht mehr zu finden. Das Kind habe ganz einem Engelein geglichen, aber nicht geredet, es wisse nicht, ob aus Furcht, oder weil es stumm gewesen. Mareili mußte Auskunft geben, wer es sei. Es komme aus dem Tschaggeneigraben, man sage ihm nur das Erdbeeri Mareili, berichtete es. Da war wieder eine große Freude unter Allen, denn Alle hatten schon von dem Erdbeeri Mareili gehört, und das Fräulein sagte, es habe sich schon lange geärgert, daß das Mädchen nicht zu ihnen komme, Aufträge gegeben, daß man es ihnen zuweise, aber keine Ahnung gehabt, daß das Engeli und das Mareili Ein Wesen seien. Daß

Mareili seinen Erdbeeren abkam und bewirthet wurde, versteht sich, und recht betrübt war das Fräulein, als Mareili heim presſirte und für kein lieb da über Nacht bleiben wollte, weil d's Müetti Angſt hätte, und ein gut Meitſcht macht, ſo viel an ihm, dem Müetti nie Angſt. Es mußte verſprechen, bald, bald wieder zu kommen, und doch ſah lange das Fräulein traurig ihm nach mit den Augen voll Liebe, als ob es ſchon oft erfahren, daß verſchwunden und nicht wieder gekommen, was es geliebt, und wieder fürchte, es möchte die liebe Erſcheinung auch ſchwinden und nicht wieder kommen. Von Mareili war alle Müdigkeit gewichen; es kam heim, als hätte es Räder unter ſeinen Füßen, als hätte die Freude ihm Flügel wachſen laſſen. Einen Augenblick nur hatte es ihns betrübt, daß es nicht ein wirklicher Engel geweſen, des Fräuleins holdes Weſen hatte ihns bezaubert, jetzt war es glücklich, ſeinen Engel auf Erden zu haben in Menſchengeſtalt. Jetzt ſei es doch gut geweſen, dachte es, daß es den Weg unter die Füße genommen trotz trübem Waſſer, alten Weibern und der Aegerſten Gekreiſch. Indeſſen hätten die doch allweg etwas zu bedeuten gehabt, einen ganzen Tag voll Verdruß und Unglück. Aber weil es das Alles ausgehalten, ſich in nichts verſündigt, die Beeren nicht hinter den Zaun geworfen, ſei am Ende doch Alles gut gekommen, große Freude und Glück, welche es nie gehabt, wenn das Mißgeſchick ihns nie ſo weit getrieben hätte.

Und allweg hätte es nicht Alles annehmen und aushalten können den ganzen Tag, wenn es nicht gemahnt worden wäre an Unglück und Verdruß und ſich darauf hin hätte faſſen können. Wie gute Eltern den Kindern gute Ermahnungen auf den Weg geben, daß ſie ſich in Acht nehmen möchten vor allem Böſen und ſtandhaft ſein in allem Guten, ſo werde es auch Gott thun, wenn man ihn lieb habe. Darum ſei gut, wenn man ſich Allem achte und denke, es komme von Gott. Die Mutter verſtaunete ganz, als Mareili

berichtete, wie es ihm heute ergangen, und wie es den Engel lebendig auf der Welt gefunden. Als sie aber vor Erstaunen zu sich selbsten kam, sagte sie alsbald: Habe ich es nicht von Anfang gesagt, es sei kein Engel gewesen, sondern eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter? Daran, daß sie es von Anfang an gesagt und nur um Mareilis willen geschwiegen, lebte sie wenigstens eben so wohl als am Engel selbst. Mareili gönnte und ließ der Mutter die Freude, recht gehabt zu haben, wie die Mutter ihm die Freude am Engel, und wo Jedes dem Andern seine Freude gönnt, da ist's schön, da ist Friede. Wo ein gefundener Engel in einen Lebenskreis trittet, da gibt es neues Leben begreiflich. Um ihn bewegten sich ihre Gespräche, er bildete den Mittelpunkt ihres Erdbeerilebens. Mit besonderem Geiste wurden für das Fräulein die schönsten Beeren gewonnen. Mareili kannte natürlich die Stellen, wo sie am schönsten und größten wuchsen, dort sammelte es, wenn es ins Schloß gehen wollte. Zweimal in der Woche geschah es anfänglich, bis die Beeren rarer wurden, das waren seine Festtage, sorgfältiger kleidete es sich, früher machte es sich auf den Weg, rascher ging es, es war ihm fast, wie wenn es an großen Feiertagen zur Kirche ging. Das Fräulein sah es fast allemal, fühlte die magnetische Kraft in den dunkeln Augen, die ihm das Herz bewegten, fast wie der Engel das Wasser im Teiche Bethesta, mit dem Unterschied jedoch, daß es Mareili nicht trüb ward im Herzen, sondern hell und licht, eine klare Freudenflamme loderte. Das Fräulein sprach, wenn immer thunlich, mit Mareili, freute sich seiner und war theilnehmend, doch etwas ungleich, freundlicher und ernster, milder und erregter. Mareili fühlte den Unterschied und betrübte sich darüber, doch nur um des Fräuleins willen, dachte nicht von ferne daran, den Grund dieser Verschiedenheit bei sich zu suchen. Das Fräulein war sein Engel geblieben, seine Erscheinung ihm jedesmal eine himmlische. War diese Erscheinung trüber, dunkler,

ſo kümmerte es ſich darüber, ſah mit größerer Liebe zu ihr auf und hätte fragen mögen, was fehle, ob es helfen könne?

Und wenn es auch nur die Erſcheinung hatte, ſie ihm bloß von ferne zunickte und auch nicht nickte, ſo war Mareili zufrieden und dachte wohl darüber nach, was Alles ihr Leben bewege, was ihr weh thue oder Freude mache. Mareili dachte ſich den lieben Gott auch von Empfindungen bewegt, traurig und zornig, vergnügt und hellauf, Alles nach dem Thun der Menſchen; wenn es dem lieben Gott ſo geht, warum ſollte es einem Engel nicht auch ſo gehen und zwar um ſo mehr, je ähnlicher er dem lieben Gott iſt. Das betrübte Mareili ſehr, wenn es das Fräulein gar nicht ſah. Fragen durfte es nicht nach ihm. Es ſtellte ſich dann alles mögliche vor, dachte ihn, auch verſchwunden für ihns, war nicht eher wieder froh, bis es ihn wieder ſah und dann gewöhnlich freundlicher als nie. Wann kommſt wieder? frug das Fräulein, als es eben einmal ſo freundlich geweſen. Nicht mehr, ſagte Mareili, und aus ſeinen großen Augen rollte Thräne um Thräne. Es waren heute die letzten. Das Fräulein erſchrak ſelbſt ob dieſer Antwort. Was ſoll ich machen, wenn mein Erdbeeri Mareili nicht wieder kommt? ſagte es. Aber warum weinſt ſo? fragte das Fräulein. Haſt dann nichts mehr zu verdienen? Aber ihr werdet wohl nicht Alles gebraucht, ſondern etwas zurückgelegt haben für den Winter? Es iſt nicht wegen dem, ſchluchzte Mareili, aber ich habe gruſam Längizyti! Liebes Kind, ſagte das Fräulein, man muß ſich an Alles gewöhnen in der Welt und es nehmen, wie Gott es gibt. Es iſt dir ſicher gut, wenn du dich auch gewöhnſt an das Daheimbleiben, es iſt wohl langweiliger, das beſtändige Herumlaufen iſt kurzweiliger, macht aber auch die Menſchen leichtſinnig, und wer ſich zu ſehr an das Straßenleben gewöhnt, wird zu vielen Gutem untauglich und nimmt ſelten ein gutes Ende. Es ging dem guten Fräulein, wie es manchem Prediger, berufenen und unberufenen, geht,

ſie zielen wohl gut und treffen richtig, aber nicht in die rechte Scheibe. Es ging dem Mareili tief ins Herz, daß das Fräulein meine, es hätte Anlagen zur Landſtreicherin, aber es konnte es nicht ſagen, ſondern bloß denken oder fühlen, daß eine ganz andere Längizyti als die nach der Straße ihns plagen würde. Statt der Antwort rollten ſeine Thränen nur noch größer und dicker. Tröſte dich, mein liebes Mareili, fuhr das Fräulein fort, ſei dieſen Winter recht fleißig, die Zeit geht ſchnell, ein anderer Sommer iſt bald wieder da, dann kannſt du wieder gehen den Erdbeeren und ihren Eſſern nach und zu uns kömmſt wieder und bringſt die erſten, hörſt du, daß du mir nicht fehlſt. Da ſah Mareili ſo eigen zu dem Fräulein auf, daß dasſelbe ſeine weiße Hand auf deſſen Kopf legte und zu ihm ſagte: Und hörſt, in ſechs Wochen, achte dich deſſen wohl, ziehen wir in die Stadt, vorher kommſt du noch einmal zu mir und frägſt nur mir nach, hörſt du wohl, und komme ohne Fehler. Da Mareili nichts darauf ſagte, ſondern ihns nur anſah, ſo fuhr es fort: Du biſt ein wunderliches Kind, du mußt beſſer antworten lernen. Aber höre, kömmſt du nicht, ſo kaufe ich dir auch keine Erdbeeren mehr ab. Das Fräulein war an ein ganz anderes Benehmen der Untergebenen gewöhnt, die wiſſen gewöhnlich mit Worten und Gebehrden ganz anders auszudrücken, was ſie angenehm und einträglich glauben. Gäll du kömmſt, ſagte das Fräulein, reichte Mareili die Hand und ſah es an.

Mareili brachte kaum ein Ja aus dem Weinen heraus.

Es gſpäßigs Meitſchi, ſagte das Fräulein und ſah ihm ſinnend nach.

Mareili fand ſich zur anberaumten Zeit ein. Die dazwiſchenliegende Zeit war ihm eine Wüſte geweſen ohne Baum, ohne Haus, ein unwirthlich Land, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Wie der Tag nahte, wo es gehen wollte, da dämmerte es, tagete endlich. Das Fräulein beſchenkte das Kind reichlich mit Winterkleidern für ihns und die Mutter,

denn große Wohlthätigkeit war Familiensitte, man gab viel und gern, man begriff, daß Geben seliger als Nehmen sei. Als Mareili wohl sich freute, sehr dankte, aber beim Fortgehen doch noch mehr weinte, da sagte das Fräulein wieder, es gspäßigs Meitschi, und sah ihm sinnend nach. Im folgenden Sommer knüpfte der Verkehr sich wieder an und hatte nichts an Innigkeit verloren, am wenigsten von Mareilis Seite, das Fräulein blieb sein Engel, dessen Erscheinung sein Herz mit Freuden füllte. Auch das Fräulein blieb bei seiner Theilnahme und Freundlichkeit, und nicht bloß wegen dem romantischen Anfang ihrer Bekanntschaft, wegen dem Interessanten, welche derselbe auf sie Beide warf, sondern es war ein seltsam Etwas, welches dasselbe an Mareili fesselte, von dem das Fräulein zwar immerfort sagte, es gspäßigs, es kurioses Meitschi. Es dankte ihr viel weniger als Andere für Gutthaten, es brauchte nie schöne Worte, nie schmeichelnde Redensarten, aber es liebte die Hand, aus der sie kamen, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe, das war das Gspäßige in seinem Wesen, das so natürlich war und doch lange ein Räthsel blieb. Man fordert Dankbarkeit vom Armen, Ergebenheit aber an die persönliche Liebe denkt man nicht, begreift sie darum nicht, man denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß wo weit die Stände scheiden, die Herzen in wahrer Liebe, die eine persönliche ist, sich dennoch einen können.

So liebt der Wohlthäter wohl die Armen, d. h. er fühlt Mitleiden mit ihnen und übt Wohlthaten an ihnen, aber wo ist der Arme, den er persönlich als einen Bruder liebt, als einen Bruder erzieht, als ein Bruder sich ihm gibt. Hier liegt noch ein dunkles Gebiet, in welches unser Herrgott seine Sonne auf einmal so recht sollte scheinen lassen. Die Macht dieser Liebe fühlte das Fräulein, wenn es auch an die Liebe selbst nicht dachte, das Mädchen zog ihns an, interessirte ihns sehr, wie das Fräulein sagte und unbewußt

vielleicht mehr fühlte, als sagte. Das war der wahre Grund, warum das Verhältniß sich nicht abnutzte, nicht in Gleichgültigkeit zerfloß oder gar lästig wurde.

Was sich verlor, war Mareilis Schüchternheit und fast gänzliches Verstummen vor dem Fräulein. Es durfte reden, antworten, sich ordentlich mittheilen über seine Verhältnisse. Es sprach von ihrem häuslichen Leben, und das Fräulein entdeckte, wie gut Mareili und seine Mutter die weiblichen Arbeiten kannten, weit besser, als man damals es gewohnt war. Das war eine sogenannte Trouvaille, ein Fund, und von da an war viel Verdienst im Häuschen. Wenn nur die Mutter besser hätte arbeiten mögen, jetzt wären sie geborgen gewesen. Aber der Mutter Zustände kümmerten Mareili mehr und mehr. Die gute Frau mußte viel leiden und wie sie doktoren mochte, es wollte nicht bessern, sie wurde immer unbehülflicher. Wenn nicht gute Nachbarn gewesen wären, Mareili hätte sich nicht mehr vom Hause entfernen, seinen Gewerb, an dem es noch immer hing mit großer Innigkeit, aufgeben müssen. Was willst anfangen, wenn die Mutter stirbt? hatte das Fräulein oft gefragt. Darf nicht daran denken, hatte das Mareili geantwortet. Wenn es ginge, ich bliebe am liebsten im Tschaggeneigraben und thäte wie bisher, was will ich mehr? Das wird nicht gehen, hatte dann das Fräulein gesagt, aber Mareili begriff nicht, warum das eigentlich nicht gehen sollte, doch widerredete es nicht. Wovon man lange gesprochen und was man doch nicht erwartet hatte, geschah endlich, Mareilis Mutter starb. Es war zur Winterzeit, das Fräulein befand sich in der Stadt, Mareili war alleine und damals vielleicht 18 Jahre alt. Es hatte viel mit der Mutter gehabt in den letzten Tagen, aber die Liebe hatte Alles leicht gemacht, und jetzt konnte es sich kaum darein schicken, keine mehr zu haben, sie fehlte ihm bei jedem Schritt und Tritt. Sein einziger Trost im Leben war das Fräulein, aber das war fern einstweilen. Als die Mutter

begraben war, und es allein im Häuschen blieb, wollte es ihm faſt das Herz abdrücken, es kam ſich vor wie ein im Walde von ſeinen Eltern, wenn es Nacht werden will, verlaſſenes Kind. Ganz arm war Mareili nicht, es waren zwei Betten da und Hausrath, den man in dieſer Hütte nicht geſucht, auch ein Sparpfennig fehlte nicht. Die Nachbaren waren gut gegen ihns, waren ihm in der ſchlimmen Zeit treu beigeſtanden. Und doch ward es ihm ſo alleine im Häuschen bald unheimlich, es begriff, daß es in die Länge hier nicht bleiben konnte. Es merkte bald, daß Jedermann auf ihns ſpekulirte in gar vielfachen Beziehungen. Es iſt kurios, wenn Jemand ſtirbt, möchte Jeder etwas erben, und wärs nur ein Andenken, möchte mit der Hinterlaſſenſchaft auf irgend eine Weiſe die eigene Lage verbeſſern. Man ſpekulirt auf Geld oder auf Perſonen oder auf beides zuſammen.

Die Menſchen haben offenbar ein bedenklich Stück von einem Jagdhund in ihrer Natur, haben eine feine Naſe und wittern ſie das kleinſte Börthelchen, kömmt ſie das Jagen an unwiderſtehlich. Die Einen wollten Mareili zu ſich nehmen, es ſollte ihnen nähen, dienen und in ihrem Lohn Erdbeeri gwinnen; Andere wollten zu ihm ziehen und gemeinſam Haushalt mit ihm führen, Andere gar es heirathen — man denke! Es meinten es ſicher Alle zum allerbeſten und Alle meinten, ſie hätten eigentlich bloß Mareilis Beſte im Auge und ſuchten ihm mit allem Eifer dieſes begreiflich zu machen, und doch wurde es Mareili unheimlich dabei, und es mochte faſt nicht warten bis die Zeit um war, und das Fräulein wieder kam. Und jetzt, was willſt? frug das Fräulein, als beim Wiederſehen den erſten Fragen und Antworten ihr Recht geſchehen. Mareili berichtete und kam zum Bekenntniß, ſo weh es ihm thue, zweifle es doch, daß es ſo bleiben könne, ſo alleine könne es doch nicht bleiben, aber was dann, wiſſe es nicht. Fort, weit weg zu gehen, werde ihm das Herz zerreißen. Weißt du was, ſagte das Fräulein, bleibe bei mir,

es ist ja gerade, als ob es so sein sollte, so trifft es sich. Meine Kammerfrau, Gattung, hat mir heute aufgesagt. Sie kränkelt und redete schon lange davon. Heute sagte sie mir in allem Ernst, ich solle nach Jemand anderem sehen, sie könne nicht mehr, und jetzt gerade kömmst du. Mareili fiel wie aus den Wolken über diesen Vorschlag, es entsetzte sich darob, theils aus Freude, theils aus Schrecken. Es sollte immer beim Fräulein sein können, das war die Freude, es sollte den Tschaggeneigraben und seine Freiheit verlassen, sollte ins Schloß unter die Dienerschaft, im Winter aber gar in die Stadt, das war der Schrecken. Das Fräulein hatte aber auch Ueberwindung gebraucht zum Vorschlag. Ein undressirtes Bauernmädchen, welches nicht welsch kann, zur Kammerfrau in einem vornehmen Hause zu erheben, das braucht Muth und Aufopferung. Wo es hoch hergeht, ist so eine Kammerfrau eigentlich der zweite Leib, der die meisten Dienste verrichtet, welche eigentlich dem Leibe der Herrin zustünden, alle bis ans Essen ꝛc. Es ist die potenzirte Kindermagd, wie ein Fräulein und andere Menschen eigentlich auch nichts anderes sind als potenzirte oder erwachsene Kinder. Und wie die Glieder des Leibes den Gedanken des Geistes unterthan sind, sie ausführen, sobald sie entstehen, so soll die Kammerfrau die Gedanken entstehen sehen und sie ausführen, ohne daß es der verzögernden Rede bedarf.

Mareili verstund freilich das Nähen, Stricken und Flicken wohl, aber das Plätten nicht und eine Toilette hatte es kaum je gesehen von weitem, geschweige denn sie je gebraucht, man denke! Mareili gab eine sehr schöne Kammermagd, aber erst, wenn es gehen konnte auf den gewichsten Dielen, erst wenn es mit Manier sich präsentiren und anmelden, erst wenn es wenigstens oui und n'est ce pas und qui est là sagen konnte mit Anstand. Es gibt in jedem Hause, welches repräsentirt, eine Sitte, welche von Jedem und besonders von einer Kammermagd gehandhabt werden muß, wenn nicht

Aergerniß entstehen soll. Das Fräulein überwand seine Bedenken, war der große Engel dem Erdbeeri-Engeli gegenüber, sprach liebenswürdig dem bangen Mädchen zu, welches endlich sagte: ach, mein Gott, ich wüßte ja nichts Besseres, es ist mir das Liebste, was ich ersinnen könnte, aber ich kanns nicht verbringe, ich bins nicht im Stande. Da rief das Fräulein die alte Gattung. Die war kein so tüfelsüchtig Käf, wie man Exempel hat, daß alte Kammerfrauen geworden, welche nichts mehr freut als junge Geschöpfe zu kujoniren, und wenn die Herrschaft mit ihren Nachfolgerinnen herzlich schlecht fährt oder gar nicht fahren kann. Gattung war gutmüthig, und Erdbeeri Mareili war ihr lieb. Sie fand freilich den Gedanken des Fräuleins vermessen, aus Mareili so urplötzlich eine Zofe zu machen, und zu Rathe gezogen, würde sie denselben für unausführbar erklärt haben. Gattung hatte Selbstbewußtsein, kannte ihres Amtes Bedeutsamkeit, wußte, was ihre Erfahrung wog, was sie in vierzig Jahren gelernt und was sie leistete, und ein achtzehnjähriges Bauernmädchen sollte sie ersetzen, mon dieu! Indessen es war geschehen, und Gattung sprach dem Meitschi Muth ein und bot sich an, wenn es alsbald komme, nachzuhelfen und bis zu ihrem Abgang ihm wenigstens einen Begriff des Dienstes und das allernöthigste Welsch beizubringen. Das Fräulein sei si bonne, daß es sich schon geduldig erweisen werde. Mareili ließ sich bereden, nur eines mußte das Fräulein ihm versprechen, ihns alle Jahre einige Tage in seine Erdbeeren gehen zu lassen. Das that das Fräulein gerne und sagte, vielleicht komme es selbsten mit. Nun begann für Mareili ein ganz ander Leben, es war ein noch viel ärgerer Gegensatz, als wenn es aus einem Welttheil in einen andern gewandert wäre. Da war Alles, Alles anders, bloß der Himmel nicht, der gleiche stund über dem Tschaggeneigraben und über dem Schlosse. Dagegen die Erde im Tschaggeneigraben war Erde,

wie ſie Gott eben erſchaffen hatte, ums Schloß herum dagegen war ſie mit Kies bedeckt.

Es war die erſten Tage in fortdauerndem Zittern, es möchte ein unerſetzlich großes Unglück anrichten, wie ein Kind, das man mit Licht in eine Pulverkammer ſtellt, es durfte faſt nicht trappen, nichts anrühren aus Angſt, es zerbreche etwas oder laſſe es fallen. Gattung ſchüttelte bedenklich den Kopf. Indeſſen es ging, wie es heißt, die Liebe duldet Alles, überwindet Alles. Nachdem die erſte Angſt überſtanden war, faßte Mareili unglaublich ſchnell ſeine Aufgabe, ſo daß Gattung wiederum bedenklich den Kopf ſchüttelte und ſagte, pour une jeune allemande, ſtelle Mareili ſich merveilleusement, ſo was hätte ſie nie erlebt. Jetzt trug die Zartheit, mit welcher Mareili ſeine Erdbeeren behandelt hatte, gute Früchte. Das Fräulein behauptete, eine ſo leichte Hand, die man faſt nicht fühle, wenn ſie am Leibe herum handthiere, habe es noch nicht erlebt. Und als einmal die Angſt überwunden war, fühlte Mareili ſich faſt glücklich in ſeinem neuen Verhältniß. Es ſah das Fräulein immer und ſann Tag und Nacht daran, wie es ſich ihm treu und gefällig erweiſen und in ſeinen Augen leſen könne, was dasſelbe, denke, fühle, wünſche. Das Fräulein war glücklich, keinen Mißgriff gethan zu haben und freute ſich des Kammermädchens, das ſo anſtändig und geſchickt war, zu einem vornehmen Hauſe paßte und ihm wohl anſtand. Das Fräulein war gewohnt, die Dienſtboten anſtändig zu behandeln, mit kurzer Gemeſſenheit der Rede, ſo lange es ſeine Gefühle in die konventionellen Schranken zu bannen vermochte. Dieſe konventionellen Schranken ſind nicht abſolut-allgemeine, ſondern faſt jedes Haus hat ſeine eigenen, engere oder weitere. Ja man ſieht zuweilen in einem Hauſe große Rückſichtsloſigkeit in Sitten und Manieren und dabei ein ängſtliches Hüten aller Formen, eine um ſo ſtrengere Gemeſſenheit im Reden und im Bewegen, und dieſe Form wird um

Alles gezogen und Alles muß ſich in dieſelbe fügen, die ſtärkſten Gefühle, Liebe und Religion, oder Liebe zu Gott und Menſchen. Wo irgendwie dieſe Form durchbrochen wird, giltet es als Sünde, als ſehr ernſte Sünde, welche oft weder vergeſſen, noch vergeben wird. Familienglieder, beſonders weibliche, welche ihre Gefühle nicht immer in dieſer konventionellen Hausſchranke bergen können, werden beſtändig mit einer Art von Aengſtlichkeit betrachtet, mit bedenklichem Achſelzucken wird verblümt von ihnen geſprochen, als ob man ſagen wollte: man kann nicht wiſſen, was Tüfels die noch anſtellt.

Es iſt aber eine gleichſam heilloſe Methode, daß alle Glieder einer Familie die gleiche Schnürbruſt tragen ſollen, und zwar gar zuweilen noch durch verſchiedene Geſchlechter hindurch, daß dieſer Schnürleib gleichſam die Familien-Zwangsjacke ſein ſoll für alle höheren menſchlichen und religiöſen Gefühle. Man denke die Folgen einer ſolchen Schnürbruſt für die Leiber der Menſchen, und um wie viel zarter und leichter verkrüppelt ſind die Geiſter der Menſchen. Wohlverſtanden, wir reden hier nicht von den allgemeinen Schranken, welche ſittliches Gefühl und chriſtlicher Geiſt ziehen, ſondern von den ſonderbündleriſchen Schranken der verſchiedenen Häuſer.

In einem ſolchen Schnürleib ſtack das arme Fräulein, fühlte ihn vielleicht oft lange nicht, er ſchien ihm zur andern Natur geworden, bis bei beſondern Anläſſen oder beſondern Stimmungen die Gefühle ſchwollen, gegen die Bande drängten, Kopf und Herz zu platzen drohten, endlich in eine Schwäche bis zum Tod der Brand verlief. So war Mareili's Fräulein. Aber Mareili fühlte dieſe übliche Gemeſſenheit nicht, machte keine Anſprüche auf Aeußerungen der Liebe, auf Gegenliebe. Es fühlte ſich glücklich in ſeiner Liebe. Wenn der Ton des Fräuleins in Gegenwart von Fremden noch kälter als ſonſt gegen ihns war, ſo tröſtete es ſich ſicher an einem freundlichen Blick, den das Fräulein ihm nach-

sandte. Und wenn zuweilen das Fräulein gereizt war, und diese Stimmung Mareili fühlbar ward, so schrieb es sie einem innern Leiden zu, und seine Liebe ward um so inniger, seine Sorge um seinen Engel um so größer. Dann reichte wohl nachher das Fräulein Mareili die Hand und sah es an mit seinen wunderbaren Augen wie ehemals, und Mareili schoß das Wasser in die Augen, und es hatte seligen Lohn. Zuweilen auch, wenn die innere Gluth und die kalte Welt so recht in schneidendem Gegensatze stunden, dem Fräulein es so enge ward, daß der Athem ihm ausgehen wollte, wo es ihm ward, als stünde es auf der höchsten Spitze des allerhöchsten Schneeberges in alter und neuer Welt, da frug es wohl: Mareili hast du mich lieb? und wenn dann Mareili das Wasser in die Augen schoß, und es sagte: O Fräulein! so gab dasselbe ihm die Hand und sagte: So behalte mich lieb. Das waren Augenblicke, welche Mareili für Alles entschädigten, was es wohl auch sonst zu tragen hatte, welche seine unverfälschte Liebe immer neu stärkten, welche es nie irre werden ließen am Fräulein, auch wenn dasselbe viele, viele Tage kein Zeichen besonderer Theilnahme ihm gab, es mit einer kühlen Gemessenheit behandelte, die akurat aussah, wie Hochmuth gegen Niedere, die man drei Schritte vom Leibe haben will.

So verliefen die Jahre Mareili fast unbewußt, von ihm kaum gezählt. Es litt nichts Besonderes, es erwartete nichts Besonderes, es zählte jeden Tag mit Weisheit, füllte ihn mit Treue, genoß mit Dank, was Gott ihm gab, und war er vorüber, so empfahl es ihn Gott, daß Er denselben ihm zu gut legen möge in Huld und Gnade, und nahm einen neuen Tag aus seiner Hand mit der Bitte, daß Er ihns bewahren möge vor Versuchung und erlösen von allem Bösen und ging mit Liebe dran, ihn zu verbrauchen in allen Treuen. So gehen die Jahre rasch vorüber, immer fühlbarer wird das Nahen der göttlichen Ewigkeit, wo die Jahre Augenblicke sind, je göttlicheren Sinnes man wird. Und im Maße die

Jahre das Fräulein der Ewigkeit näher trugen, verglomm in demſelben das Wehe eingeklemmter Gefühle, die Stürme legten ſich, verklärten in Frieden ſich; gereizte Nerven ſtörten ihn nicht mehr, und Stück um Stück, wie vermodertes Zeug, das friſche Luft nicht verträgt, fiel der Schnürleib ab, und eine erleuchtete Perſönlichkeit trat hervor, der wahre Engel, dem das Reich Gottes gehört. Am ſchönſten trat derſelbe hervor in der verblümten Liebe zu Mareili. Das Fräulein hatte unwillkürlich empfinden gelernt den großen Unterſchied zwiſchen der Dankbarkeit für erhaltene Wohlthaten und der eigentlichen Liebe zu der Perſon des Wohlthäters. Beides iſt etwas ganz Anderes und wird nicht bloß oft verwechſelt, ſondern das letztere gar nicht bemerkt oder gering geachtet. Das Fräulein fühlte dadurch ſich beſchämt und gehoben, es ſtieg höher auf der Leiter chriſtlicher Vollendung, es begann nicht bloß die Wohlthätigkeit zu lieben, es begann auch arme Perſonen zu lieben, es begann ſich vor Allem der Liebe zu Mareili bewußt zu werden, welche eigentlich ſchon lange in ihm war, die es aber, ſo lange der Schnürleib ſeine Gefühle in alter Gemeſſenheit erhielt, nicht bemerkt, an die Möglichkeit ihrer Exiſtenz nie gedacht hatte. Mareili wurde des Fräuleins Freundin und eine immer innigere, je ſchwächer des Fräuleins Verband mit der Welt wurde, je mehr Kränklichkeit dasſelbe zu einem einſamen Leben zwang. Die äußeren Dienſtleiſtungen blieben ſich gleich. Mareili verdoppelte ſie, ſobald irgendwie es nöthig wurde, aber es blieb ihr Verkehr eben nicht auf dieſe äußern Dienſtleiſtungen beſchränkt, ſondern das innere Leben ſchloſſen ſie ſich auf, und als Pilgerinnen, welche keine bleibende Stätte haben, ſondern eine zukünftige ſuchen, wanderten ſie Hand in Hand dem gleichen Ziele zu. Wie Mareili über die Stürme erſtaunte, welche im innern Leben ſeines Fräuleins gewaltet, über die Klippen erblaßte, die ſo drohend in dasſelbe hineinragten, ſo erſtaunte das Fräulein über das ſinnige liebliche Gelände, welches

Mareili eröffnete, wo es wohl Regenschauer gab, aber keine Orkane, Steinchen im Grase, aber keine Klippen.

Wenn es die beiden Leben zusammenstellte, so war das Eine ein peinlich Ringen gegen das Ersticken, ein Wandeln an Abgründen, ein Schmachten in dürren Landen, das Andere ein Weilen in kleinem Wiesengrund unter schattigen Bäumen, das Erstere bei vollem Ueberflusse an Allem, was die Erde bietet, ohne mühsamen Erwerb, das Letztere in stätiger Arbeit für dürftige Nothdurft. Das Fräulein hätte oft weinen mögen in solchen Betrachtungen und schmollen mit Gott, daß Er den Pfad ihm so schwer gemacht, wenn es nicht zu tief erkannt, wie Alles von Gott kömmt und wie Er Jedem seine Bürde ordnet nach den zugetheilten Kräften, und wie im stillen Grunde bei einförmiger Arbeit sein reger Geist und weites Herz nicht die Befriedigung gefunden wie Mareili, sondern vielleicht wieder um nur die engen Fesseln, welche es sein Lebtag getragen, nur anders geflochten und aus anderm Stoffe. Wenn sie zusammen saßen in vielen einsamen Abendstunden, so waren sie ähnlich zwei Nonnen, welche die Welt hinter sich gelassen, und über der Welt zu Schwestern geworden waren. In der Welt blieb Mareili die Dienerin, mißkannte nie seine Stellung, wie oft es auch dazu veranlaßt wurde. Sein Verhältniß zum Fräulein war wohl bekannt. Die Einen wollten es mißbrauchen in selbstsüchtigen Absichten, die edlern Verwandten begegneten ihm mit einer Achtung, die bei minder demüthigem Sinn sein Wesen hätte vergiften können, allein es blieb das Gleiche, es erhob sich nicht, mißbrauchte seinen Einfluß nicht. So lebten sie, bis Gott einen andern Engel sandte, der das Fräulein abrief. Nun war Mareili wieder alleine, da ward ihm zu weit in der Welt, obschon es schön hätte leben können darin, denn das Fräulein hatte es reich bedacht. Aber es konnte wirklich sagen, sein Engel sei am Throne Gottes und sein Wandel im Himmel. Alles, was es geliebt in der Welt, war dort,

Es kaufte die Hütte im Tſchaggeneigraben, in welcher es mit ſeiner Mutter gewohnt, und ließ dort ſich nieder. In den erſten Jahren, die es beim Fräulein war, kam es zur Erdbeerizeit wieder, ſammelte Erdbeeren und brachte großen Jubel ins Schloß, wenn es mit ſeinen Körbchen voll der prächtigſten Früchte wiederkehrte. Später blieb es aus, jahrelang war es nicht in der alten Heimath geweſen, als eine Art von Heimweh es wieder dahinzog. Es richtete freundlich ſich ein und freute ſich auf das alte Leben, denn wenn es auch nicht mehr Gewinn und Gewerb zum Lebensunterhalt für ſich treiben wollte, ſo wollte es doch ſeine Freude an ſeinen lieben Erdbeeren wieder haben.

Es hatte noch alle Wege und Stege im Kopf, alle Birken und Haſelſtauden, es hoffte noch den alten Stock zu finden, wo immer das erſte Stüdeli blühte. Aber wie ward Mareili getäuſcht, als es den Schaden umſah! Es fand die Weiden nicht mehr, wo früher die erſten Erdbeeren reiften, es war in einer andern Welt, man mußte ſie weggetragen haben. Kein Buſch war mehr da, keine Birke, keine Reckholderſtaude, nichts als Erdäpfel für die Menſchen und Gras fürs Vieh. Es weinte über die alte Wildniß, welche die Kultur ihm verſchlungen. Es fand endlich wieder Erdbeeren, faſt hinten an der Welt. Aber da war es nicht mehr das Erdbeeri Mareili, da fand es andere Kinder, welche erdbeerten und damit ſein altes Gewerbe trieben. Es liefen ihm die Augen über und im Herzen thats ihm weh, als es ſah, wie roh ſie mit den Beeren umgingen, halbreif ſie abriſſen, achtlos die Stüdeli zertraten, zerriſſen, die halbe Ernte verdarben, mit feindſeligen Blicken es anſahen, und endlich in Schimpfen ausbrachen gegen das fremde Weib, als ob dasſelbe unberechtigt in ihr Eigenthum käme, und war doch Mareili die erſte Herrin dieſes Gebietes geweſen, hatte den Leuten den Verſtand zu dieſem Erwerb gemacht, und jetzt ward ihm das Recht beſtritten, ſein altes Reich

zu betreten. Das hat Mareili ſehr weh getan und bald wäre es wieder fortgezogen aus dem Graben. Aber es bezwang die erſten Regungen, es bedachte, daß es, weil die Welt in ewigem Wechſel kreist, denn doch nicht das Recht hätte, von Gott und Menſchen zu fordern, daß ſie ihm den Tſchaggeneigraben, der dazu nicht einmal ſein Eigenthum war, unverändert laſſen ſollten. Nicht umſonſt werde Gott ihm die alte Liebe dazu erweckt und ihns dahin zurückgeführt haben. Etwas werde Er wohl für ihns hier zu thun haben, wenn es die Augen nur recht aufthue, werde es dasſelbe ſchon finden. Und Mareili that die Augen auf und ſah bald, was Gott von ihm wollte und welch Tagewerk Er ihm beſtimmt hatte. Es zwang ſich und ging wieder ans Erdbeerigwinnen und mit den Erdbeeren ſuchte es die Kinder zu gewinnen, ſich ihnen lieb zu machen und Zucht und Ordnung in ihr Treiben zu bringen. Mareili gelang es nach und nach, aber mit Mühe. Sie wollten ſich nicht von ihm befehlen laſſen, aber ſie thaten am Ende freiwillig, was es angab, ſie fanden ihren Nutzen darin, und wirklich ging nach und nach in einem und dem andern Liebe auf, denn Mareili war einnehmend und freundlich, wußte gar Vieles zu erzählen, hatte ein offenes Herz und eine offene Hand.

Wohl ſtellte ſich zuweilen ein ungezogener Junge ungebehrdig ein, aber Mareili überwand ihn allgemach mit Sanftmuth und Liebe, und wenn es eines Tages ausblieb, mißten es die Kinder und hatten Langeweile. D's Erdbeeri Mareili iſt da, oder d's Erdbeeri Mareili iſt nit da, war das Feldgeſchrei der Kinder. Dieſer Verband hörte im Winter nicht auf. Mareili fühlte bald, daß es nicht allein ſein konnte, nahm daher das Kind, das ihm das Liebſte geworden, zu ſich, und andere Kinder kamen zu dieſem und Alle, die kamen, lernten von Mareili Gutes für's Herz und Nützliches für die Finger, denn in allen weiblichen Arbeiten war es eine Meiſterin. Es koſtete kein Lehrgeld und ſo ganz trocken ohne Eſſen und

Trinken kamen die Kinder selten fort, Mareili hatte es und gönnte es. Damit trieb es die Kinder nicht fort, man kann es sich denken. Mareili und sein Geld gefielen noch Anderen wohl, nicht bloß Kindern, aber Mareili machte allen Gelüsten ein schnelles Ende, es wußte zu klar, wo seine Liebe war. Im Anfang hatte sein Wiedererscheinen Aufsehen gemacht, aber es lebte so still und anspruchslos, es zeigte sich so wenig außerhalb dem Graben, daß man es nach und nach vergaß, und nur um ihns wußte, wer mit ihm in tägliche Berührung kam, und die Kinder, denen es als eine Mutter sich zeigte. Das Mädchen, welches ihr dort getroffen, Gerichtsäß, ist das dritte, welches Mareili erzogen hat. Mareili war nicht selbstsüchtig, meinte nicht, wenn es Kinder erziehe, erziehe es sie für sich, sondern es erzog sie für sie. Es fand es nicht passend, ein erwachsenes Mädchen in dieser Einsamkeit an sich zu bannen durch allerlei Hoffnungen. Sobald es an der Zeit war, sandte es sie hinaus in die Welt, wohl ausgerüstet mit Geschicklichkeit und Gottseligkeit. Es wußte, wo sie gut aufgehoben waren, dahin gab es sie, und eine solche Gabe wurde fast angesehen wie eine Gnade. Die Mädchen hielten sich brav, wurden glücklich, haben Mareili viel Freude gemacht. Aber sein selig Fräulein blieb seine rechte Liebe, und nur in seinen besten Stunden, wo seinen Kindern sein Herz so recht aufging, erzählte es ihnen von seinem Engel.

Aber die Thore zu diesem Andenken, seinem Allerheiligsten, öffnete es selten, nur wenn es ihm gar feierlich war im Gemüthe. Dann erschien aber auch das Fräulein in einem Glanze, daß man nicht wußte, war es ein wirklicher Mensch oder ein überirdisches Wesen, und die Kinder schauerten und bebten so süß, als säßen sie mitten in der wunderbaren noch unsichtbaren Welt. Es war mir lieb, das Erdbeeri Mareili, das so still und so schön wirkte für das Reich Gottes, und ein fleißiger aber unbemerkter Arbeiter war in dem großen

Ernteseld. Sein Tod thut mir weh, aber ich mag ihn ihm gönnen, denn nun ist es wieder bei seinem Engel und ist selbst ein Engel. Ich muß es aber noch einmal sehen und mit dem Kinde reden, welches es bei sich hatte, das wird Trost und Rath bedürfen, wenn sonst auch für ihns gesorgt sein wird. Aber, und jetzt, Gerichtsäß, was meint ihr, hatte ich recht, als ich sagte, das Erdbeeri Mareili sei besser gewesen als ihr und ich? Ja, ja, sagte Gerichtsäß Hasebohne, so für ein Weibervölchli mags angehen, und daß es sich mit dem Mannevolk nicht angelassen, wie es scheint, daneben kann man es nicht wissen, gfallt mir bsunderbar wohl. Es sollten es Alle so machen, dann thäte es weniger arme Kinder geben. Aber ob es dann im Stande gewesen, Pfarrer zu sein oder gar Gerichtsäß, selb müßte ich doch zwyfle, dazu bruchts Vrstang, wome hingen eme ne Wybervölchli nit singt. Unser Herrgott wird nicht umsonst zweier Gattig Menschen erschaffen haben, Weibervolk und Mannevolk, wo eigetlich nit z'sämme zelle sy u z'verglyche, wie dr Herr Pfarrer wohl weiß, vo wege Mannevolk ist doch geng Mannevolk und Wybervolk blybt i Gotts Name geng Wybervolk. Nit für ungut, Frau Pfarreri, aber es isch emel so, u wird nit angers, so lang d'Welt steyht. Aber jetzt muß ich heim. Meine wird luegen, wo ich herkomme, die gibt mir eine Kappe, es ist e Handligi! Lebit wohl u Dank heygit u chömets cho yzieh, es würd is freue. Kanns geben, sagte der Pfarrer, bot dem Gerichtsäß Hasebohne die Hand und auch die Frau Pfarrerin that also und derselbe ging nach Hause. Jetzt weißt du, sagte der Pfarrer, was Gerichtsäß Hasebohne auf dem Weibervolk hält und wie er es schätzt? Das wundert mich nicht, sagte die Frau Pfarrerin, von einem Gerichtsäß, soll ja ein Kirchenkonzilium, wie du mir selbst erzählt, noch viel dümmer gewesen sein. Nun, es kömmt uns wohl, sind solche nicht der liebe Gott und wird ihr Urtheil nicht viel zu bedeuten

haben vor Ihm. Aber jetzt komm, wenn du die Suppe nicht kalt willſt, es iſt die höchſte Zeit, und Röſi ſtellt, wie du weißt, nicht an die Wärme. Es gäb d'Lüt am beſte zuche, we me nehs kalt gäb, was ſie nit heyge möge, wos warms gſi ſyg, behauptet es.

Eine gute Regel für manche Haushaltung.

Die Wege Gottes
und
der Menschen Gedanken.

Volks-Kalender von Karl Steffens. Jahrgang 1848.

Ein grauer Himmel wölbte sich über die düstere Erde, auf einem schwarzen Acker sah man eine Reihe Menschen. Die Einen schlugen die Erde um, die Andern lasen am Boden etwas auf, hinter ihnen standen aufrecht, ebenfalls fast wie in Reih und Glied, eine ansehnliche Menge Säcke. Bei Seite lag ein Dorf in Bäumen wohl versteckt. Dorther kam ein Wagen mit vier Rossen bespannt. Auf dem Sattelrosse saß, denn die Wege waren kothig, auf Weiber Weise die Beine an einer Seite hinunterhängend, ein untersetzter Mann mit breitem Gesicht, wiegte sich behaglich in des Rosses Bewegung und schmunzelte vergnügt vor sich hin.

Der Mann auf dem Rosse war ein Bauer. Der Acker, auf welchem die Säcke standen, war sein. Die Säcke waren mit Kartoffeln gefüllt, beinahe überall waren dieselben mißrathen, denn das Jahr 1816 rollte über die Erde; doch dieser Acker hatte gut getragen. Der Bauer aber war kein Hegelianer, nicht sein Ich war sein Gott, sondern das Geld, er hatte dessen auch ungefähr hunderttausend Thaler zusammengekratzt.

Als dieser Mann gegen den Acker einlenkte, sprang er vom Roß und sein Gesicht war total ein anderes. Sauer

sah er drein, schnauzte die Leute an rechts und links, ob sie nicht fleißig gewesen oder ob es weniger gebe, daß nur 15 Säcke da ständen, Mittags habe er doch 18 heimgeführt, und in einem halben Tage sollte es so viel geben, als im andern. Aber wenn man nicht immer dabei sei, gehe es so, dem Bauer werde der Lohn gestohlen und verschwatzt, und dem Herrgott die Zeit.

Sie hätten gemacht, was sie gemocht und genommen, was es gegeben, war die kurze Antwort, aber düsterer noch als der Himmel waren die Gesichter, mit welchen man dem Bauer die Säcke laden half. Mit Mühe kam er von dem nassen Acker trotz seiner starken Rosse, denn gar tief schnitten die Räder in den weichen Boden ein. Knechte und Taglöhner mußten am Wagen stoßen und speichen, und wenn mehr geladen gewesen wäre, so wäre der Wagen eingesunken, wie eine träge Dame in ein weiches Kanapee, und von Fortbringen wäre keine Rede mehr gewesen. Sobald er auf festem Boden war, fuhr der Bauer rasch zu, mit der Mahnung, nicht zu säumen, schnell nachzukommen, damit man vor Nacht fertig würde mit dem Abladen. Aber Befehlen und Gehorchen waren von je Zwei. Sobald man seinen Rücken sah, ging's hinter ihm los, daß kein guter Faden an ihm blieb. Der Schnitzfritz sei der wüsteste Mensch auf dem Erdenrund, hieß es. So reich schon, und doch nie genug! Er mache wenigstens 200 Säcke Erdäpfel (der Sack 2 Centner), weit und breit fehlten sie, wie theuer sie würden, wüßte man nicht, und doch hätte er noch nicht genug, der wüste Unflath. Der werde die armen Leute zu schinden wissen, wenn sie kämen und bei ihm Speise kaufen wollten, dieweil weit herum keine mehr zu haben sei um blankes Geld. Darin aber hatten sie sich sehr geirrt. Schnitzfritz schund keinen armen Menschen, er verkaufte vielmehr keinem um eines Kreuzerswerth. Und wenn sie kamen mit Geld in den Händen und ihn baten um Gotteswillen und mit Thränen in den Augen nur um so

viel, damit ſie ſechs hungerige Kinder ſpeiſen könnten, welche daheim um dem leeren Tiſch ſäßen, mit weiten Augen und leerem Magen, ſo jagte er ſie fort mit groben Worten, und fragte wohl, was ſie ſich einbildeten, der Schnitzfritz ſollte um der elenden paar Batzen willen hinunter in den Keller gehen? Finge er einmal an, ſo hätte er den ganzen Tag nichts zu thun, als hinauf und hinab zu gehen, und dem Geſindel um ſchlechte Münze ſeine ſchönen Erdäpfel auszumeſſen. Verkaufen wolle er, aber kurz und gut, alle auf einmal und um ſchön Geld. Das that er denn auch und verkaufte alle, welche er übrig hatte, einem Spekulanten, den Sack zu acht Thalern. Verkaufte Schnitzfritz armen Leuten nichts, ſo ſchenkte er ihnen noch viel weniger etwas, die Bettler umgingen ſein Haus wie ſchlaue Mäuſe die Fallen, und von ihm konnte man nicht bloß ſagen, die Linke wiſſe nicht, was die Rechte thue, ſondern auch die Rechte wiſſe nicht, was die Linke thue, denn es thaten alle beide nichts. Für das Lumpenpack ſei man nicht in der Welt, ſagte Schnitzfritz, und wer ſich nicht ſelbſt durchbringen könne, dem könne man nichts Beſſeres gönnen als den Tod, dann ſei er allem Elend los und plage Niemanden mehr.

Was ſagte Schnitzfritzens Frau dazu? denket man vielleicht; denn gar manche Frau gibt es, welche bei der hintern Thüre gut macht, was der Mann bei der vordern ſündigt, und im Kämmerlein den Fluch abzubeten ſucht, mit welchem der Mann ſein Gut belaſtet. War aber der Mann wüſt, ſo war die Frau noch viel wüſter, allgemein hieß ſie die Pfeffergret. Die armen Leute fürchteten ſie mehr als die Krähen eine Vogelſcheuche, aber wenn ſie dazu kommen konnten in dunklen Nächten, ihren Kohl auszureißen oder ihren Hanf abzumähen, ſo ſparten ſie es nicht. Die Kinder waren nicht beſſer, aber anders: viel brauchen und wenig thun, das war ihre Luſt. Dies galt beſonders von den beiden Buben, die

Mädchen waren noch kleine Kinder. Die Leute sagten oft, da sehe man wieder, wie auf den Sparer der Verschwender komme. — Schnitzfritz hatte aber mehr zu verkaufen als Erdäpfel, seine Kornkasten waren angefüllt bis obenaus, denn über zweihundert Malter Getreide von allen Sorten, trug man jährlich aus seiner Tenne, und mehr als fünfzig Malter brauchte er kaum im Jahr für seinen Hausgebrauch. Er wußte es darnach einzurichten, war in dieser Richtung sehr konservativ, liebte das Alte und das Brod am meisten, welches den längsten Bart hatte. In seinem Speicher hatte er große Vorräthe von früher her, und auch in diesem Jahr sehr ansehnlich geerntet, weit mehr als alle Bauern rundum. Es ist gar sonderbar in solchen Jahren, da kömmt erst so recht an Tag, wie einfältig der Mensch ist, und wie unerforschlich Gottes Rathschläge, wie seine Wege nicht unsere Wege sind, und unsere Gedanken nicht seine Gedanken. Da tragen Güter reichlich und Aecker haben gesunde Früchte, und Bäume stehen voll Obst; in weiter Runde aber ist Alles mißrathen, unvollkommen und mit Krankheit befleckt jede Frucht des Ackers. Dann spricht man wohl von nassem und trocknem Lande, von schwerer und leichter Erde, von Bysluft und Westwind, von früh Säen und spät Säen, und hier trifft es zu, dort aber nicht. Das Entgegengesetzte könnte man eben so gut behaupten, und wer aufrichtig ist, muß gestehen, daß hier eine Macht, die über unsere Weisheit geht, waltet nach ihrem Wohlgefallen. Nun sollte man glauben, theile diese Macht ihren Segen aus nach dem Werthe der Besitzer, dem Guten lasse sie reiche Ernten wachsen, dem Bösen schlage sie seinen Acker mit Mißwachs.

Nun aber ist das wieder ganz anders, weder Regel noch Gesetz kann der Mensch ergründen, nach denen Alles geht, ja wenn er etwas Bestimmtes festsetzen wollte, so wäre er fast versucht anzunehmen, daß die Gottlosesten, Geizigsten, Wüstesten in solchen Zeiten vor Allen bedacht scheinen, ja

daß man glauben möchte, Gottlosigkeit sei der waltenden Macht am wohlgefälligsten.

Aber der Christ hat die Ueberzeugung: denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten. Reichthum und Armuth, Gesundheit und Krankheit, gute und schlechte Jahre; und denen, die Gott nicht lieben, dienen diese Dinge alle zum Fluch und zur Verdammniß. Denn es ist die gerechte, hohe Hand, welche kleine und große Dinge austheilt und gute und böse, welche die Wage hält und wiegt das Thun der Menschen, und austheilt Kronen der Gerechtigkeit oder stempelt mit dem Brandmal der Verwerfung.

Schnitzfritz und Pfeffergret waren glücklich, wenn sie an ihre vollen Kästen und Kisten dachten, und während arme Leute hungerten und beteten in schlaflosen Nächten, thaten sie sich gütlich im Hinterstübchen und rechneten, wie sie ihren Mammon am meisten mehren, den allerbesten Nutzen aus der Noth der Armen ziehen möchten. Daß eben dies Wucher sei, daran dachten sie nicht, und hätten sie daran gedacht, so hätte es sie nicht gekümmert.

Ihre glücklichsten Augenblicke waren die, wenn sie in ihren Geldkisten Neues zum Alten legen, an diesem ihrem Himmel ihre Augen weiden konnten. Die armen Tröpfe dachten nicht daran, wie schwarz es vor solchen Augen in einer andern Welt werden muß, wenn ihr Himmel hienieden bleibt und auf ewig für sie dahin ist. Vor dreißig Jahren war man unter den Bauern noch nicht so darauf versessen, so rasch als möglich aus dem Gelde Prozente zu ziehen, man war noch kindlicher und hatte seine Freude am Beschauen des Schatzes, wie Kinder an ihren Sparbüchsen. Bei ihrer Freude an den harten Thalern fiel ihnen nicht von ferne bei, welche Freude sie hungerigen Kindern mit weichen Kartoffeln machen könnten. Solchen Menschen fällt es nie bei, daß sie andern Menschen eine Freude machen könnten; sehen sie Freude bei einem Menschen, zu welcher sie durchaus nichts

beigetragen, so ärgern sie sich darüber und rechnen es ihnen als Sünde zu. Hatten sie sich erquickt am Anblick ihres Schatzes, denselben wieder wohl verschlossen, so begannen sie zu rathen, was am nächsten Markttage am vortheilhaftesten zu versilbern sei. Man glaubt gar nicht, was so ein Bauernspeicher von altem Schrot und Korn alles in seinem Bauche birgt, selbst Vater Noah, der doch eine artige Vorrathskammer gehabt hat, würde große Augen machen, wenn er einen solchen sähe.

Einmal kam Schnitzfritz heim mit viel Geld, aber einer bösen Nachricht. Man habe bösen Bericht, habe er gehört, so theilte er seiner Pfeffergret im Vertrauen mit, es komme fremdes Getreide, die Regierung habe gekauft, und andere Schelmen noch, welche den Bauern die gute Zeit nicht gönnen möchten, man erwarte einen großen Abschlag, wer was lösen wolle, müsse sich sputen. Es war gut, daß nicht alle Leute hören konnten, welche Zärtlichkeiten die Pfeffergret diesen Abend losließ gegen die Regierung und die andern Schelme, welche den Bauern ihr Bischen gute Zeit nicht gönnen mochten. Es wurde im geheimen Rath beschlossen, Schnitzfritz sollte am nächsten Markttage ein vierspännig Fuder zu Markte bringen. Damit aber Niemand sein Vorhaben merke und ausplaudern könne, wollten sie die Woche durch in aller Stille die gehörige Anzahl Säcke füllen, geladen sei das Fuder bald, bei einbrechender Nacht könne man es machen. Gesagt, gethan, und durch eine lange schwarze Nacht fuhr Schnitzfritz mit einem schweren Fuder dem Markte zu.

Es waren keine Sterne am Himmel, aber voll Sterne war Schnitzfritzens Gemüth, die Sterne waren die Thaler, welche er zu lösen gedachte, es war ihm, als hörte er sie schon klimpern in seinen Taschen.

Nur hier und da kam ihm ein Aergerniß, wenn er durch die stille Nacht einen Wagen fahren hörte dem Markte

zu. Das müſſe ein verfluchter Hund ſein, dachte er, der ihm da in den Weg fahren wolle. Hätte er die Macht, ſagte er, ſo ließe er einen Befehl ausgehen, daß über den andern Markttag Niemand Getreide auf den Markt ſtellen dürfe als der Schnitzfritz. Potz Himmeltürk, da wollte er den Leuten die Thaler aus der Taſche drehen, daß Haut und Haar damit kämen und Pfeffergret ihr Lebenlang ein Geſicht kriegte, ſo ſüß als wie ein Zuckerſtock! Er war beinahe der erſte auf dem Markte. Es freute ihn, daß Wenige den Spaß gemerkt, denn das Munkeln vom Abſchlag begann wieder. Käufer waren da, aber thaten flau, das ſtärkte Schnitzfritz den Glauben: preſſiren möchte gut ſein, hintenaus könnte es fehlen. Er gab denen, welche um den Wagen herumſtrichen, weniger groben Beſcheid als gewöhnlich, und ehe eine Stunde verging, hatte er das ganze Fuder verkauft um einen ſchönen Preis, einen ganzen Sack voll Geld und das Herz voll Freude. Während ſeinem Handel war Wagen um Wagen gekommen und Schnitzfritz harrte, an ſeinen leeren Wagen gelehnt, voll freudiger Bosheit des großen Abſchlags. Aber bald blieb die Zufuhr aus, wer hatte kommen wollen, hatte geeilt, weil er die frühe Zeit die günſtigſte glaubte, der Gerüchte wegen. Als zehn Uhr vorbei war, ward das Getreide rar auf dem Markte, von fremdem Getreide keine Spur, von der Regierung nichts zu ſehen und zu hören. Die Käufer drängten ängſtlicher den Wagen nach; wo noch was ſtund zum Verkauf, entſtand ein Gedränge, die Preiſe ſtiegen von Minute zu Minute. Es waren Müller da aus entfernten Berggegenden, die wollten und mußten Getreide heimbringen um jeden Preis. Sie hatten gezögert mit dem Kaufen, waren ſpäter gekommen, unterdeſſen hatten die auf Ort und Stelle oder in der Nähe Wohnenden, wohlbekannt mit dem ausgeſtreuten Gerüchte, zu rechter Zeit ſich verſorgt und ſahen jetzt mit vergnüglichem Behagen dem Gewimmel zu. Ganz anders aber war dem Schnitzfritz zu Muthe. Mit zornigem

Staunen sah er die unerwartete Wendung, sah nach allen Seiten sich um nach dem fremden Getreide, hörte hier, hörte dort mit wachsendem Zorne die wachsenden Gebote, die drängenden Käufer, sah, wie die Waare mangelte. Leer stand sein Wagen. Einen Thaler mehr, als er aus dem Sack gelöset, hörte er bieten, er sprengte fast seine engen Hosentaschen mit den geballten Fäusten. Bald hörte er zwei Thaler mehr bieten, da fuhr er mit den Fäusten in der Luft herum, fuhr damit gegen den eigenen Kopf. Noch hatte es nicht zwölfe geschlagen, galt der Sack drei Thaler mehr, als er ihn verkauft hatte. Da ertrug er es nicht länger, das Herz wollte zerspringen, er meinte, er müsse ersticken vor Zorn und Elend. Rasch spannte er die Pferde ein, die seitwärts mühsam an einem Bogen voll Heu nagten, fuhr in gestrecktem Trabe zum Thore hinaus, ohne einen Fuß in ein Wirthshaus gesetzt, einen Bissen Warmes zu sich genommen zu haben. Laut schrieen die Leute auf vor und hinter dem toll gewordenen Bauer. Trümmer von Milchkarren stoben umher, Holzhauer fluchten ihm nach wegen zerfahrenen Sägeblöcken. Aber Schnitzfritz sah sich nicht um, fuhr nicht langsamer, mit gehobener Peitsche hielt er die Rosse im Laufe, die Leute im Respekt. Er hatte auch weder Sinn noch Verstand, wußte nicht, ging es bergauf oder bergab, kam oder ging ein Wagen, dachte nicht daran, daß seine Rosse Hunger oder Durst haben könnten. Er dachte bloß daran, daß er sich habe übertölpeln lassen, daß, wenn er gewartet hätte und gethan wie sonst, er vielleicht hundert Thaler mehr der Pfeffergret heimbringen könnte. Er wußte fast nicht, wie er heim kam, nicht einmal wie langsam. Denn erst wollten seine Rosse nicht mehr springen trotz allem Peitschen, dann mochte er selbst nicht mehr peitschen, ja nicht einmal der Gedanke kam ihm, den ganzen Handel der Pfeffergret zu verschweigen, damit er nicht noch ihr Elend zu dem seinen hätte und die hundert vermarkteten Thaler sich nach Weiberweise

nicht bloß wie das Gemüse zwei oder dreimal müsse aufwärmen lassen, sondern so lange er lebe. Denn am Ende wird die größte Portion Gemüse aufgegessen, besonders wenn man kein anderes kriegt, bis das alte zu Ende ist, aber hundert Thaler, welche ein Mann verleichtsinnigt hat, das ist ein Ding, welches kein Ende nimmt, welches keine Pfeffergret vergißt, alle Tage aufzuwärmen. Der Zustand, in welchem Mann und Roß endlich heimkamen, fiel begreiflich alsbald auf. Pfeffergret kriegte große Angst: Bist um's Geld gekommen? schrie sie, bist angefallen worden? hast dich nicht wehren können? Schnitzfritz antwortete nichts, reichte ihr aber einen alten Dragonermantel vom Wagen, in welchen das Geld eingewickelt war. He nun Gottlob, sagte Pfeffergret, sobald sie den Trost im Arme fühlte, komm herein, erzähle, was es gegeben. Buben, seht zu den Rossen, sie haben es nöthig. Fehlt dir was? Gottlob, allweg ist das Geld da, sagte drinnen die Pfeffergret, und wie mich dünkt, hast wohl gelöst, das Säcklein ist schwer. Du wirst einen Schluck über den Durst genommen haben? Es wäre mir lieb, du fingest dies nicht an.

Als endlich Schnitzfritz Bericht gab, da ward auch Pfeffergrets Zorn und Jammer groß. Erst schalt sie den Mann schrecklich aus über seine Dummheit. Nein, so sich übertölpeln zu lassen, müsse man eine Kuh sein und zwar eine von den allerdümmsten, sagte sie. Da Schnitzfritz aber sagte, sie hätte es ja auch geglaubt, so gut als er, und es sei noch Andern gegangen wie ihm, da wandte sich ihr Zorn, und sie begann gar schrecklich zu fluchen über die verfluchten Berner und über die Herren, und wenn sie alle verhungern müßten, kein Körnlein lasse sie mehr bringen auf ihren Markt. Bauern schinden, sei von je ihr Vergnügen gewesen, jetzt, wo sie das Heft in den Händen hätten, wollten sie ihnen auch zeigen, was die Bauern könnten! Ihrethalben könnten sie die Steine auf den Gassen, die Ziegel auf den Dächern

mahlen laſſen und freſſen. Die Lumpenhunde! Die gute Pfeffergret war gewohnt, alles Unheil den Bernern und den Herren zuzuſchreiben. Daß das falſche Gerücht von einigen pfiffigen Müllern kam, deren keiner ein Herr und Berner, ſondern alle hoch aus Bauernſtamm entſproſſen waren, das hätte ihr kein Engel eingeredet. So narren ließen ſie ſich nicht, ſie vermöchten abzupaſſen die beſte Zeit; und ehe der Sack nicht zwanzig Thaler gelte, komme kein Korn mehr aus ihrem Speicher, ſo lautete ihr endlicher Entſchluß. Und ſie hielten ihn beſſer als gar manche Obrigkeit, welche heute das beſchließt und morgen das Gegentheil thut, die ihrigen. Schnitzfritz erſchien alſo nicht mehr auf dem Markte, ſein Speicher wurde bloß dem Müller, der für Schnitzfritz zum Hausbrauch mahlte, alle drei Wochen einmal geöffnet. Was er Schlechtes im Speicher hatte, gab er dem Müller, das gab dann Brod ſchwarz wie ein Hut und trocken wie Sandſchollen, und doch war der Tag, an dem Schnitzfritz Korn geben mußte, immer ein ſchwarzer Unglückstag für ihn. Er mußte immer und immer rechnen, wie viel Geld er löſen könnte aus dem Korn, und wie man vom Selbereſſen gar nichts hätte. Es ſei eine leidige Sache von unſerem Herrgott geweſen, und wenn er was Ungeſchicktes gemacht hätte, ſo ſei es das, daß er den Leuten das Eſſen angethan, er hätte ſie ſchaffen können ohne das. Aber das ſei auch nur geweſen, um die Bauern zu plagen, es ſei halt ein Herr wie der andere, der Herrgott nicht ausgenommen!

Deſto mehr Freude hatte das Ehepaar an den Marktkarten, auf welchen die Preiſe der verſchiedenen Getreidearten verzeichnet waren. Von Woche zu Woche ſtiegen ſie, nahten ſich dem verhängnißvollen Ziele, und allemal, wenn ſie zuſammen ſaßen in ihrer hintern Stube und rechneten, für wie viel Geld ſie noch Vorräthe hätten, wuchs anſehnlich die Summe, ſtieg zu einem großen Kapital und vielfach war eingebracht, was Schnitzfritz vermarktet hatte. Je mehr der

Mangel stieg, desto gräulicher ward die Freude in ihren Herzen, und desto sorgfältiger bewachten sie die kleinsten Bissen Speise, fast wie der bekannte Höllenhund Cerberus das Höllenthor. Allerdings fast wie eine Hölle ward des harten Ehepaars Haus und Speicher angesehen, gar mancher Fluch ward ausgestoßen, wenn ein Armer scheu an demselben vorüber schlich, und selbst Reichere konnten nicht ohne Aerger und Kümmerniß vorüber gehen, und ohne zu sagen: das sind wüste Leute, wenn sie alle so wären, so gnade Gott der Welt. Aber warum unser Herrgott Andern nimmt und diesen gibt, solches verstehen wir nicht. Wunder nimmt es uns, wie er es damit meint, und wie die Sache einen Ausgang nimmt.

Längst war der Frühling warm und schön in's Land gekommen, und das Getreide stand gut. Alles versprach ein gesegnetes Jahr, und doch stiegen die Preise immer noch und der Hunger ward groß im Lande. An manchen Orten kochte man aus Noth jungen Klee und starb davon an grimmigem Bauchweh, und mit dem Hunger wuchs des schaurigen Ehepaares gräuliche Freude und Hoffnung. Noch ein Markttag oder zwei, und sie hatten ihr Ziel erreicht, denn daß es wohlfeiler werden könnte, daran dachten sie nicht, daran glaubten noch viele andere Leute nicht. Schnitzfritz und Pfeffergret brachten mehr als einen vergnügten Abend damit zu, daß sie in ihrer Schatzkammer Platz machten für die neuen Ankömmlinge, akurat wie andere Leute mit Freuden Herberge bereiten für liebe Gäste.

Die Sonne vom Jahr 1817 war nicht die vom Jahr 1816, so wenig wie die Sonne von Austerlitz die bei Waterloo war. Im Jahr 1817 waren die Nebel von der Sonne weg, die Löcher oder Flecken an der Sonne geflickt, und heiß ward es wieder auf Erden. Die Ernte stand schön, reifte frühe, aber an's Wohlfeilwerden dachte man nicht. Die Gerste fiel unter der Sense, und mit heißem Gebete ward das gute

neue Brod begrüßt. Nun kam das Korn an den Tanz, und Schnitzfritz mähte selbst mit, der schweren Aehren sich freuend und bloß darüber sich ärgernd, daß er nicht alleine schwere Aehren hatte, sondern Andere auch. Als er eines Mittwoch Morgens eben aufstehen wollte, das Gesinde zu wecken, noch schimmerte keine Morgenröthe am Himmel, klopfte es draußen an der Thür. Rasch schob Schnitzfritz ein Schiebfensterchen auf und schnob hinaus: Was gibts, was ist's? Nur ich, antwortete eine Stimme aus der Finsterniß, wollte dir bloß sagen, daß gestern das Getreide runter gemacht hat, zwei Thaler der Sack. Hab gedacht, es gebe ein schön Botenbrod, wenn du es höreſt. Das wäre der Teufel, schrie Schnitzfritz. Willst mich zum Besten haben, du Lumpenhund! Geh, gib ihm das Botenbrod mit einem buchenen Scheit, schrie von hinten die Pfeffergret. Hinaus im Hemde stürzte Schnitzfritz, aber er kriegte Niemanden, er mußte bloß hören, wie es lachte durch die Finsterniß. Es war fast, als ob jeder Zaunstecken und jeder Haselstock ein Maul bekommen hätten und lachen thäten aus Leibeskräften. Die Nachricht ging dem Ehepaar im Leibe herum wie Wurmpulver. Sie glaubten nicht daran, aber ſie mußten immer denken: ist's oder ist's nicht? Zu Nachbarn gehen und fragen, mochte Fritz nicht, er wollte nicht zeigen, daß ihm was daran gelegen sei. Sei es, so vernehme er es frühe genug, sei es nicht, so sei es um so besser, und Niemand könne ihn auslachen, als hätte er umsonst Angst gehabt. Er ging also auf den Acker und mähte mit seinen Leuten, auf dem Felde war er der Erste. Als es dämmerte, kam hieher ein Bauer gezogen mit seinem Gesinde, hoch auf der Achsel die Sense, wie ein Hauptmann vor seiner Kompagnie auf den Sammelplatz, wenn es zur Schlacht gehen soll. Der erste Bauer machte Halt bei Schnitzfritz und schrie ihn an: Du wirst wissen, wie es gestern in Bern gegangen ist? Ohne daß man es dachte, ist der Preis für den Sack um zwei Thaler gefallen. — Es ist schon

Manches geſagt worden, es war nicht wahr, und Kinder und Narren haben es einander nachgeſagt, antwortete Schnitzfritz häſſig. Wird ſich bald erzeigen, antwortete der Bauer und marſchirte weiter, kichernd ſeine Kompagnie ihm nach. Weißt, Fritz, was geſtern in Bern geſchehen iſt? Gefallen iſt um drei Thaler der Malter! ſchrie ein Zweiter ihn an. Sag doch gleich fünf Thaler, es geht in einem zu, ſchnauzte Fritz wieder. Wer weiß, antwortete der Bauer kaltblütig; was nicht iſt, kann werden! Weißt, Fritz, ſchrie es wieder, geſtern ging's luſtig zu Bern, runter wie der Teufel, und das ganze Kornhaus voll eingeſtellt. Jetzt wär's gut zu Markte zu fahren, Fritz! — Fahr du, meinetwegen, ſo kannſt deine Schulden zahlen, ſie plagen dich übel genug, entgegnete Schnitzfritz zornig. — Sieh du nur zu, daß dich dein Korn nicht mehr plagt als mich meine Schulden, rief lachend der junge Bauer und ſtimmte ein luſtig Liedchen an, in welches alsbald ſein Geſinde einfiel und luſtig fürbas zog. Geſtern ging's in Bern den hundsharigen Bauern ſchön an die Beine, ſchrie es von anderer Seite her. Unſer Herrgott iſt wieder erwacht, und will zeigen, daß ihm Reich und Arm gleich lieb ſind. Es war ein Meiſterknecht bei einer Wittwe, welcher als Oberlieutenant der Dienſtboten das Regiment führte. Es iſt gut, wenn der Herrgott wieder erwacht iſt. Es gibt deren, welche ihn mehr zu ſcheuen haben als die Bauern; da mögen ſich die in Acht nehmen, welche Schelmenfinger an den Händen haben und ſie raſch in die Taſchen ſtecken, es heißt, unſer Herrgott klopfe abſonderlich gerne ſolche aus, entgegnete Schnitzfritz. Glaub' es auch, antwortete der Meiſterknecht, und Schelmenfinger, an Bauernhänden gewachſen, welche zweierlei Korn in den Sack thun, Waſſer in die Milch und Stroh in's Heu, welches ſie verkaufen, denen kann's übel gehen. Ein ſchallend Gelächter erſcholl aus ſeinem Heerhaufen, während er weiter marſchirte. Es ſtach Schnitzfritz im ganzen Leibe vor Zorn und Angſt, aber er

hätte es den Schelmen allen nicht zu Gefallen gethan, vom Acker zu laufen oder sonst zu zeigen, wie tief das Gerede, welches zu glauben er sich immer noch wehrte, ihm ging. Er suchte sich einzureden, es sei eine Abrede getroffen worden, um ihn böse zu machen. Aber den Schelmen und Spitzbuben wolle er es eintreiben, das versiegelte er mit manch' schwerem Wort. Als endlich der lange Morgen überwunden war, er heim konnte und seiner Pfeffergret das Vorgefallene erzählte, so war diese weniger geduldig und standhaft. Sie wetterte in der Küche herum, daß man hätte glauben sollen, Schüsseln und Pfannen hätten sich den Krieg erklärt und schlügen sich in der Küche herum auf Tod und Leben. Sie brüllte das Gesinde an, jetzt würden sie meinen, sie könnten wieder fressen wie Schafe, die des Jahres dreimal so viel fressen thäten, als sie werth seien, und müßten Bäuche haben wie ein alter Stadtammann oder eine alte Müller-Stute.

Endlich wandte sich das Wetter gegen den Mann. Und du, wenn du kein Narr wärest, wärest längst zum Vetter im Saukasus gegangen, der kann dir wahren Bericht geben und vielleicht vernimmst du etwas, wo ihr Jemanden den Honig nehmen könnt oder Einen über den Löffel barbieren, heute kannst doch nicht Garben machen. Aber Schnitzfritz konnte laufen wohin er wollte, zum Vetter im Saukasus oder zu einem Andern, die Sache war wahr, blieb wahr und nicht bloß das, sondern von Markttag zu Markttag fielen die Preise, und alle Hoffnung zu irgend einem Steigen ging gänzlich dahin. Was das für ein Elend war in Schnitzfritzens und Pfeffergrets Herzens; es läßt sich nicht beschreiben. Es war Beiden, als befände sich in ihrem Leibe ein großer Knäuel bissiger Würmer, als nagten diese Würmer an den Wänden, welche sie umschlossen, und könnten sich doch nicht durchnagen. Dies Elend trugen sie gemeinsam und machten sich nicht gegenseitige Vorwürfe; denn sie waren in Allem eines Sinnes gewesen. Waren auch eines Sinnes

in der Anſicht, daß man den Leuten nicht die Freude machen wolle, das vorräthige Korn wohlfeiler zu verkaufen. Auslachen wollte man ſich nicht laſſen, man vermöge es zu behalten, bis es beſſer werde. Merkwürdig war es, wie ſie ihren Zorn das Korn entgelten ließen, faſt wie Kinder zornig über die Steine werden, über welche ſie ſtolpern. Sie mochten das Korn gar nicht anſehen im Speicher, öffneten denſelben ſo ſelten als möglich, wollten eigentlich gar nicht mehr daran denken, aber dies vermochten ſie nicht; die Gedanken waren Meiſter und hörten im Schlafe die Gedanken auf, kam im Traume das Korn wieder, und der Preis, und die Leute, und das Lachen, kurz eine Qual, die entſetzlich war. Darum wollten ſie eben das Korn nicht mehr anſehen.

Da kam eines Tages ihr älteſter Bube und ſagte: Vater, komm und ſieh! Wollte im hinterſten Käſtchen Taubenfutter nehmen und da war Alles lebendig; es gramſelte mir in den Fingern als ich hineingriff, es hätte mir bald zu grauſen angefangen. Mit einigen Flüchen ſtieg der Vater dem Sohne nach und hintendrein, daß es Niemand merken ſolle, kam die Pfeffergret, denn bei wachendem Zuſtande träumte ſie, aber nichts Gutes.

Im Speicher erwartete ſie was Schreckliches, noch ganz was Anderes, als das Gramſeln inwendig. In der Grütze für die Tauben war allerdings Alles lebendig; aber dieſes Leben war nicht da entſtanden, ſondern kam von oben, kam vom obern Boden. Oben, im letztjährigen Korn, welches feucht eingeſammelt, feucht in den Speicher gekommen war, dort waren die Würmer entſtanden. Jemehr Korn im Speicher war, deſto mächtiger war dieſes Leben, denn deſto heißer war das feuchte Getreide geworden. Durch die Spalten oben fielen die Würmer hinunter in's ältere und beſſere Korn, ſo war Leben überall; ein Leben, welches dem Schnitzfritz und ſeiner Pfeffergret an's eigene Leben ging und ihnen das Haar zu Berge ſtellte. In ihrem Zorn über das Korn hatten

ſie nicht oft genug nach demſelben geſehen, Niemanden in den Speicher gelaſſen, vergeſſen, daß das Korn des naſſen Sommers im darauf folgenden heißen Sommer des Aufſchüttens und Werfens bedürfe, hatten ob dem Einen Alles vergeſſen, was ſie ſonſt ſo gut wußten. So rächte ſich, als die Hitze kam und ſo recht vaterländiſch in den Speicher drang, dieſes Vergeſſen und ſonſt noch Anderes an ihnen ſchrecklich. Jetzt hatten ſie Mäuler genug zum Füttern und zwar Mäuler, welche nicht erſt an die Thüre klopften und um was baten, ſondern Mäuler, die zufraßen, ſo lange ſie was fanden und weder Bauer noch Herrn darum fragten. Sie, der Schnitzfritz und die Pfeffergret, ſtanden da, ſprachlos, verblüfft, wie man zu ſagen pflegt, noch viel anders, als wenn Feuer aus den vier Enden des Hauſes gebrochen wäre. Da hätten ſie zu löſchen und zu retten geſucht, aber jetzt, was half retten, was half löſchen? Was lebendig war, das war lebendig. Da half weder Kunſt noch Kraft. Pfeffergret bekam zuerſt die Zunge wieder, begreiflich, ſie war ein Weib. Mach nur nicht, daß es Jemand merkt, das iſt die Hauptſache, ſprach ſie. Das begriff Schnitzfritz, es war ihm gerade auch ſo. Sie ſchloſſen den Speicher wieder, und Niemand ſollte darum wiſſen. Wie es aber geht, wenn man in einem Hauſe Feuer verheimlicht und mit zu ſchwachen Kräften es zu löſchen verſucht, iſt bekannt; Würmer im Korn zu verheimlichen, insgeheim ihrer los werden zu wollen, iſt noch viel dümmer und hilft nichts. Wenn alles Volk auf dem Felde war, verſuchten ſie wohl Rath zu ſchaffen, das Korn zu rühren und zu werfen, aber Alles umſonſt. Erſtlich merkten alle Leute, was Trumpf war in Schnitzfritzens Speicher, und zweitens merkten dieſe endlich ſelbſt, daß ſie das ſchlechteſte Korn aus dem Speicher ſchaffen müßten, wenn ſie was vom beſten retten wollten. Es iſt in allen Dingen das, Guts und Schlechts thuts halt nicht zuſammen; ſchafft man zu rechter Zeit das Schlechte nicht fort, wird das Gute ſchlecht. Wie ſie auch ſchafften

und ſchwitzten, es half nichts. Endlich begriffen ſie, das Schlechte müßte fort, aber wie, daß nicht aller Welt Hohn und Spott auf ſie fiel? Das gab Schnitzfritzens und Pfeffergret lange zu denken. In einem wilden Waldgraben, wo in hundert Jahren nicht zwei Menſchen hinkamen, Gruben zu graben, in finſtern, wilden Nächten das lebendig gewordene Korn dorthin zu fahren und dort zu vergraben, ward endlich beſchloſſen. Hätten ſie dafür geſorgt, daß die heiligen Worte, welche ſie in Schule und Kirche zu hören bekamen, nicht vergraben worden wären in ihrem Herzen vom Geſtein und Gerölle dieſer Welt, ſondern lebendig geworden wären, ihr Korn wäre ihnen im Speicher nicht lebendig geworden; ſie hätten es jetzt nicht zu vergraben brauchen in ſchwarzer Nacht, in wildem Walde. So geht es halt, wer für das rechte Leben nicht ſorgt, wird von ungeſuchtem Leben geplagt, vielleicht verzehrt. Was aber das für Fahrten waren mit dem Korn in den Wald! Heimlich ſollte Alles geſchehen, bloß ein alter Knecht, der zugleich Verwandter war, wurde in's Geheimniß gezogen. Heimlich, wie man meinte, wurde das Korn im Speicher in Säcke geſchüttet. Wenn es recht finſter war oder ſtürmte draußen, dann wurde um Mitternacht eine Portion in den Wald gefahren und vergraben. Mit dem Knecht ging bald der Vater, bald der Sohn. Pfeffergret hätte man zu ſolcher Zeit um kein Geld in den Wald gebracht. Sie war abergläubiſch; wenn es dunkel wurde, fürchtete ſie den Teufel ſchrecklich und ſah ihn in allen Ecken; daß es immer Nacht war in ihrer Seele, merkte ſie nicht und den Teufel darin fürchtete ſie nicht, im Gegentheil, er war ihr lieb von ganzem Herzen. Ja, das war jetzt noch ein ganz anderes Fahren mit verdorbenem Korn in den Wald als vom Markte heim mit zu geringem Erlös. Zwei, dreitauſend Thaler hätte Schnitzfritz heim fahren können und die nächtlichen Fahrten ſich erſparen, wenn er genügſamer geweſen wäre, nicht an der Noth der Armen ſich hätte bereichern

wollen, nicht ein Wucherer gewesen wäre und zwar einer von der bösesten Sorte. Anfangs ging's mit dem Beiseiteschaffen des verdorbenen Korns wohl heimlich, aber mit den Geheimnissen geht es wie mit den Lichtern, welche man verbergen will, selten ist eine Ritze, durch welche nicht Licht schimmert, und die nicht Lauscher lockt.

Erst sprach man, es spuke in Schnitzfritzens Speicher; dann ging die Rede, es gehe um im Kesselgraben, es poltere dort gar schrecklich in schwarzen Nächten, man höre Pferde wiehern und Wagengerassel, wahrscheinlich fahre der alte Zwingherr von Schüpfen wieder um. Indessen vor Nachtbuben (junge Bursche, die Abends und Nachts ihren Vergnügungen nachlaufen) ist Niemand sicher, nicht einmal Gespenster. Ein solcher Nachtbub erguckte zuerst den Grund, warum Nachts Licht war in Schnitzfritzens Speicher; ein anderer merkte, daß ein ganz natürlicher Wagen ohne Zwingherrn vom Kesselgraben herkam, und ehe Schnitzfritz mit seinen Fuhren zu Ende war, hatte das Publikum den Zusammenhang zwischen dem gespenstigen Speicher und spukhaften Kesselgraben herausgebracht. Man kann sich denken, was über Schnitzfritz und seine Pfeffergret gelacht und gestichelt wurde und unter Allen, welche von der Sache hörten, war auch nicht Einer, der Mitleid mit den Leuten gehabt und nicht gesagt hätte, es geschehe ihnen recht und es sollte allen so gehen. Der Unterschied unter den Menschen war bloß der, daß es die einen bei obigen Worten und tapferem Lachen bewenden ließen, während dagegen andere schrecklich fluchten und sagten: es nehme sie doch Wunder, ob ein gerechter Gott im Himmel sei? Wenn die jetzt nicht gestraft würden, daß die Schwarten krachten, so möchten sie für die himmlische Gerechtigkeit keinen Kreuzer geben. Etwas Schrecklicheres, als arme Leute pressen, sein Korn lieber den Würmern lassen als hungerigen Kindern, könne doch kaum erhört werden zwischen Himmel und Erde. Die guten Leute, welche so aufbegehrten, bedachten zwei Dinge nicht. Erstlich, daß sie selbst

in großer Sünde begriffen, der Balken im eigenen Auge ihnen verborgen sei. Dem Christen ziemt es nicht, sich der Strafe der Brüder zu freuen, sondern der Gnade sie anzuempfehlen, nicht der strafenden Gerechtigkeit. Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun, hatte Christus am Kreuze gebetet. Zweitens wußten diese Leute gar nicht, was Strafe Gottes ist, und wie Gott straft. Wußten diese Leute denn nicht, daß Schnitzfritz und Pfeffergret viel ärgere Würmer hegten in der Seele, als sie im Kesselgraben begraben hatten? Wie hatten sie sich wegen 100 Thalern geplagt und gehärmt, und jetzt 2—3000 Thaler im Loch, und Schand und Spott dazu, und das in sich verdrücken müssen, und zugleich darauf achten, daß Niemand ihnen was anmerke, die Qual und Pein ertragen und keine Miene verziehen dabei und sicher sein, daß Nachts die Würmer noch gräulicher gramseln, noch giftiger nagen würden als des Tages, und zwar nicht im Speicher, sondern im Herzen!

Die guten Leute meinen, wenn Gott strafen wolle, so müsse Er hageln lassen, oder Häuser anzünden, oder Vieh und Menschen mit Krankheit schlagen, oder sonst was Absonderliches, Schreckliches machen, daß weit herum Alles aufschreien und mit den Fingern darauf zeigen könne: seht, seht wie Gott die straft und züchtigt, wie es doch denen einmal recht geschieht. Gott Lob und Dank, und wenn es doch nur Allen so ginge! So meinen die Leute, möchten gerne Spektakel haben, gleichsam auch eine Anerkennung der eigenen Gerechtigkeit, und geben doch damit an den Tag, daß sie wenig höhern Sinn haben; wähnen, Gott könne nur äußerlich strafen und namentlich am Gelde, was für die Meisten doch trotz allem Gerede den höchsten Werth hat im Himmel und auf Erden. Gottes Rathschläge sind unerforschlich, und seine Wege nicht unsere Wege. Wie viel Er innerlich straft und wie schwer Er die Seelen züchtigt, das wird nicht offenbar. Ja, die Gezüchtigten, die in Pein und Angst

ſchlaflos auf ihrem Lager ſich wälzen, merken es oft nie, oder lange nicht, daß es Gottes Hand iſt, welche ſtrafend ihre Seelen züchtigt. So fiel es Schnitzfritzen und Pfeffergret nicht von ferne bei, daß Gott ihnen ihre innerlichen Qualen geordnet habe, den Ausſchlag an der Seele, der zehnmal ärger biß und brannte, als die giftigſten Geſchwüre auf der Haut brennen. Den Verluſt wollten ſie einbringen, wurden nun noch wüſter gegen Menſchen und Thiere, als ſie ſchon vorher waren, ſo ſauer im Gemüthe, daß ſie weder den Kindern noch ſich unter einander ein freundlich Wort mehr gaben. Ihr Haus glich einem Pfefferſalat, wo man puſten, nieſen, huſten muß, wenn man nur daneben vorbeigeht. Bald darauf heirathete der älteſte Sohn und zwar eine reiche, hübſche Frau, die bloß noch eine ſchwächliche Schweſter hatte, von der man hoffte, ſie werde das Heirathen nicht erleben. Da war großes Geſchrei im Lande, da ſehe man die himmliſche Gerechtigkeit. Oben drauf kriege jetzt der Sohn noch eine ſolche Frau; jetzt wolle man nichts mehr ſagen, jetzt ſehe man wohl, je wüſter, deſto beſſer, und am klügſten thue, wer thue, was ihm wohlgefalle! Der Sohn war ein baumſtarker, ſchöner, nicht unbegabter Burſche, von Mutter und Vater im Zaum gehalten wie ein jung Füllen, aber ohne Furcht vor Gott und Menſchen, ohne Grundſatz, wild im Gemüthe, wie man nur wild ſein kann. Nun ward er frei, bekam Geld die Hände voll, während er vorher knapp gehalten worden war, Pfeffergret ihm die Batzen nachzählte und jeden verthanen ſechs Wochen vorhielt. Ho! wie ging das nun hoch und in Freuden, und was der junge Mann nicht Alles trieb! Eine Ader von den Alten hatte er doch. Wenn er ſo recht vaterländiſch verſchwendet hatte, reuete ihn ſpäter das Geld bitterlich. Er wandte ſich daher vom theuren Weine dem wohlfeileren Branntweine zu, der in kleineren Portionen größere Wirkung thut.

Die Eltern achteten wenig darauf. Die Frau wehrte

nicht beſonders ab; es war faſt, als ob es ihr wäre, wenn es doch ſein müßte, ſo wolle ſie am liebſten, er treibe es recht, deſto ſchneller gehe es dann zu Ende. Dazu kam es denn auch. Der blühende Mann ward ein wüſter Trunkenbold. Jetzt wollten die Eltern wehren, aber es war zu ſpät, der Branntweinbrand verzehrte ihn, und ein Vierteljahr nach ſeinem Tode hielt das ſchwächliche Mädchen, welches er zu beerben gehofft hatte, glänzende Hochzeit. So geht es mit den menſchlichen Rechnungen: Der Menſch denkt, Gott lenkt.

Nun hatten ſie noch einen Sohn und zwei Mädchen. Am Sohne hingen Beide vorzüglich, obgleich er der unangenehmſte Burſche war, welchen man antreffen konnte im Kanton Bern. Er war wüſt und wild, zornmüthig und hochmüthig, neidiſch, geizig und doch verſchwenderiſch dabei und zu Allem dem noch dumm, dumm wie der Lappländer, zum ordentlichen Leſen brachte er es nie. Aber er ſollte die Eltern einſt vertreten auf Erden, ſollte der Herr ihres Gutes werden, und darum liebten ſie ihn ſo blind. Wenn Hans ſo recht wüſt that, ſo freute es Schnitzfritzen ſehr; der werde einſt ſein Volk in Ordnung halten, daß dasſelbe wiſſe, daß es einen Meiſter habe, ſo ſei es recht, ſonſt wäre Niemand mehr ſicher. Wie man die Jagdhunde halten müſſe, immer halb hungrig und mager, ſo müſſe man auch Knechte und Mägde halten, fette Hunde ſeien faul, ſchliefen ſtatt zu jagen, und gerade ſo hätten es auch Knechte und Mägde, da ſei halt kein Unterſchied.

Es war, als ob Schnitzfritzens und Pfeffergrets Augen ganz verhexet ſeien, ſie mußten an Hans Alles anders ſehen als andere Leute, ſchneeweiß, was Andere für ſchwarz hielten. Da durfte Niemand was ſagen, es wäre geweſen, als ob Einer ihnen in die Augen hätte ſtechen wollen, dem hätten ſie auf die Finger geklopft, daß ihm die Verſuche, dummen, mit Blindheit geſchlagenen Eltern den Staar zu ſtechen, zeitlebens vergangen wären. Es war ſehr merkwürdig, wie

viele schöne Gründe die geizigen Alten vorzuzählen wußten, wenn ihr Hans Geld verklopfte, daß anderen Eltern die Augen übergegangen wären, und wie sie eine Freude hatten, wenn er Bettler mit der Peitsche vom Hause jagte, oder einen armen Menschen, dem er Heu für seine Ziege verkaufte oder sonst etwas, betrog und hintendrein ausspottete. Das gebe Einen, sagten sie, man werde die Augen aufthun, wenn er einmal zu seinen Jahren gekommen sei. Ob dieser Freude und im Maße, als die Thaler in der Schatzkammer sich häuften, war das Korn im Kesselgraben vergessen worden, und die Würmer im Herzen hatten sich zur Ruhe gelegt. Aber Hans kam nicht zu seinen Jahren. Die Welt sperrte über ihn die Augen nicht auf, wohl aber rissen sie die Eltern auf und dann gingen sie ihnen zu. Eines Morgens früh klopfte man an's Haus, fast wie damals am Mittwoch, um des Kornes Abschlag ihnen zu verkünden, aber diesmal war es an einem Sonntag. Nicht halb so rasch als an jenem Mittwoch gab Schnitzfritz Bescheid, er pflegte am Sonntage gerne der Ruhe, arbeiten durfte er nicht und gegen Gott hatte er nichts zu versäumen; er hatte ihm abgesagt ungefähr wie ein Schuldner, welcher dem Gläubiger nicht nur die Zinsen verweigert, sondern auch das Kapital verleugnet. Hart klopfte es zum zweiten Male, zornig stieß Schnitzfritz das Schiebfensterchen zurück, fuhr mit dem Kopfe durch, harte Rede auf der Zunge. Aber bald stockte sie, denn draußen auf einer Bahre lag sein Hans und rührte sich nicht. Es ist ein Unglück passirt, sagte Einer von denen, welche ihn gebracht hatten, er ist zu Tode gefallen, aber er ist selbst schuld, es kann Niemand was dafür. Hans war nach seiner Weise Samstag Nachts herumgefahren wie ein Kobold, hatte überall Spektakel gemacht, getrunken bis oben aus, war endlich von einer hohen Treppe hinunter gefallen und hatte den Hals gebrochen. Hatte ihn Jemand hinaus geworfen oder gestoßen, oder hatte sein schwerer Kopf Schuld an seinem

Sturz, das ward nie ermittelt. Hans konnte nichts ſagen und Niemand wollte dabei geweſen ſein und wiſſen, wie es zugegangen. Das Gepolter des Fallenden hatte die Hausbewohner geweckt, und dieſe Hans ſchon todt gefunden, ſo hieß es. Nun war der Jammer ſehr groß bei Schnitzfritz und der Pfeffergret, es war, als lägen ihnen Mühlſteine auf dem Herzen, als ſei ihnen der Speicher verbrannt, das Geld geſtohlen worden, die Seele aus dem Leibe und müßten ſie nun als hohle Geſpenſter umgehen an hellem Tage. Aber ihr Elend und ihr Jammer war nicht naß, that ſich nicht in Heulen und Wehklagen kund, es war ein trocken, verbiſſenes Elend, und ſo eines thut viel mehr weh, als das naſſe und feuchte. Es brennt gar heiß in der Seele, wenn nicht Thränen die Gluth löſchen.

Die beiden Alten lebten nun ein ſchaurig Leben, hatten keine Hoffnung mehr, weder für dieſes Leben noch für jenes. Zwei Mädchen hatten ſie noch, aber ſie waren gewohnt, ſie für nichts anzuſehen, und dieſe Gewohnheit änderten ſie nicht. Sie hatten Niemanden mehr, in deſſen Händen ſie mit Freuden ihr Vermögen ſahen, es im Geiſte verwalten ſahen nach ihrem Sinn und wachſen über alle Zahlen hinaus. Sie hatten keine Hoffnung auf den Tod, denn in ihnen waren alle entſchlafenen Würmer wieder erwacht, die Vergangenheit tauchte in ihnen auf, alle Tage anders und peinigender und doch immer die gleiche. Reue, Zorn, Verdruß, Gram, Angſt wechſelten ab in ihren Gemüthern alle Tage, wie in ſchlechten Jahren alle Stunden die Winde wechſeln. Am Leben hatten ſie keine Freude, an den Tod durften ſie nicht denken, aber arbeiten und geizen thaten ſie auf gleiche Weiſe, aber ohne Zweck, wie todte Körper zuweilen die Glieder rühren ſollen, ſo wie ſie im Leben es gepflegt.

Das ſeien ihnen doch die wüſteſten Menſchen, ſagten die Leute, die ſeien immer die Gleichen, es möge ihnen geben, was es wolle. Sie glaubten, wenn man ringsum die Welt

mit Pulver in die Luft sprengen würde, die würden sich nicht umsehen, sobald ihr Hof stehen bliebe. Weiche Menschen waren sie wirklich nicht, aber doch anders als die Leute sie dafür ansahen. Wer sie hätte seufzen hören in der Nacht, gesehen, wie sie sich schlaflos im Bette wälzten, der hätte vielleicht gedacht, es könnte inwendig was sein, was man ihnen auswendig nicht ansehe. Aber merkwürdig war es, daß, obgleich in Schnitzfritz und Pfeffergret ungefähr das Nämliche sich regte, ähnliche Stimmungen wechselten, sie doch mit keinem Worte darüber zusammen sprachen, jedes seine Qual bei sich allein verwand. Es ist sehr merkwürdig, wie bei der heißen, trocknen, innern Qual der Mund stumm bleibt, und wie unchristliche Gemüther, wie schmerzlich es in ihnen sich regen, wie groß ihre Pein auch sein mag, sich nicht darüber aussprechen, sondern wie Leute, die in der Stille einen Brand löschen wollen, alle Tage von vornen beginnen, die innere Gluth zu unterdrücken und es doch nicht vermögen. Es ist das Ringen eines Angegriffenen, der sich nicht ergeben will. Sie stehen im Wahn, wenn sie in sich Qual und Gluth löschen könnten, so wäre auch außer ihnen nichts zu fürchten, sondern Alles aus. Darum können Prediger mit einer Masse von Menschen nichts anfangen, und eine Masse von Menschen erschrickt vor jedem Pfarrer, der in ihre Nähe kommt aus Furcht, er möchte ihre Arbeit unterbrechen, Gluth anfachen, statt zu löschen, sie in Versuchung führen, zu reden von ihrem Inwendigen. Um solchen Voruntersuchungen zu entgehen, werden die meisten Versuchten sackgrob. Es ist merkwürdig, wie erst, wenn die innere Noth zu Worten kommt, Buße und Bekehrung möglich werden, daß, je weiter Einer in der Bekehrung schreitet, er um so lieber über innere Zustände sich ausspricht.

So glommen die beiden Alten neben einander in gleicher Qual, und Keins tröstete das Andere oder stärkte es. Endlich verglommen Beide, und Beide in düsterm Schweigen. Schnitz-

fritz ſtarb zuerſt und am Tage, an welchem er begraben wurde, fegte ein ſchrecklicher Sturmwind über's Land. Die, welche mit der Leiche gingen und den nächſten Verwandten nicht zu nahe, die ſahen einander gar bedenklich an und ſagten: Geſtürmt wie heute hat es lange nicht, aber auch nicht umſonſt, man weiß warum. He nun, es iſt gut, wenn es noch zuweilen ein Zeichen gibt, ſo weiß man doch, daß der gerechte Gott noch lebt. Es iſt nur ſchlimm, daß man oft lange Stücke nichts von Ihm merkt. Bedenklich reich werde Schnitzfritz ſein, aber wenn man ihn ſchon alleine beerben könnte, die Reiſe, welche er jetzt machen müſſe, möchte man nicht mitmachen, dem Teufel zwiſchen den Hörnern. He nun, was recht ſei, ſei recht, wenn es nur aus und vorbei ſei, und Schnitzfritz am Ort, wo er hingehöre.

In Jahresfriſt verglomm auch Pfeffergret, und als man ſie zu Grabe trug, da ſtürmte und windete es wieder und ſchrecklich, daß die Männer kaum ihre ſchwarzen Trauermäntel verhindern konnten, ihnen um die Köpfe zu flattern und das Leichenbegleit nicht einer großen Schaar ungeheurer Raben ähnlich wurde. Es war Niemanden wohl dabei; man ſah ſich wiederum ſehr bedenklich an. Obſchon das Leichenmahl reich, der Wein gut war, ſo wohlete es den meiſten erſt, als ſie wieder heim waren und die Thür hinter ſich zugemacht hatten; und Mancher ging ſchnurſtracks hinter den Tiſch, nahm die Bibel oder ein Betbuch und gab weder Beſcheid noch Antwort, ehe er ein gut Stück laut geleſen hatte. Noch hatte der Mond ſeine Scheibe nicht umgerollt, als man allenthalben reden hörte, wie es nicht geheuer ſei im Keſſelgraben, nicht richtig um Schnitzfritzens Gehöfe herum. Seufzen wollte man hören, Laternenſchein im Speicher ſehen; bald hörte man einen Karren fahren und ſah ihn nicht; bald ſah man ihn fahren und hörte ihn nicht; bald kriegte Jemand ein geſchwollen Geſicht, ein Anderer ein lahm Bein. Da ſprach man wohl von Abbüßen; aber bald

klagte man, daß man selbst damit gestraft werde und wünschte, das Teufelzeug hörte bald auf, und die Leute kämen an die Ruhe, man hätte so jetzt nichts mehr davon, als Schrecken und Angst.

Zwei Töchter hatten die Gestorbenen hinterlassen; reichen und hübschen Mädchen fehlen Freier nicht, und ganz junge Mädchen, die Niemand hindert, säumen selten, aus den Eltern einen zum Manne zu machen, akurat wie Kinder Naschwerk nicht lange unangefochten in der Tasche herumtragen können. Beide hatten früh Männer, die ebenfalls reich, jung und hübsch zum Ansehen, aber roh und der Materie ergeben waren, sie mochte Gestalt und Form haben wie sie wollte. Bloß wenn sie in Gestalt von Kraut erschien oder in der von Kartoffeln, welche sie essen sollten, wandten sie sich um, gewöhnlich mit einem Fluche. Solche Leute, sinnlich und geizig, sich Alles gönnend, Anderen nichts, gehören zu der wüstesten Sorte zweibeiniger Geschöpfe, auch wenn sie hübsch von Ansehen sind, ja selbst wenn sie hübsche Scharfschützen, Dragoner oder gar Großräthe wären.

Also die beiden Männer der Erbinnen waren vom gleichen Schlage, auch ihre Weiber schienen es; waren wenigstens äußerlich sich sehr ähnlich, innerlich trat ebenfalls kein Unterschied hervor. Indessen, damit ist es kurios. Es entfaltet sich im Laufe des Lebens sehr oft etwas Besonderes, Eigenthümliches, dessen Dasein keine Seele geahnet hat, in einem Gemüthe, und zeichnet dasselbe vor hundert andern Gemüthern aus, bezeichnet eine ganz andere Lebensrichtung. Wer sagt uns, war das Eigenthümliche bereits da und entwickelte sich bloß im Verlaufe der Zeit, wie viele Blumen ganz gleiche Knospen haben und doch durchaus anders sich färben; oder kam von außen her ein Besonderes, etwa gleich einer neuen Flüssigkeit in eine chemische Retorte, und gab der darin kochenden Mischung eine ganz andere Entwicklung, eine neue Natur, an die Niemand gedacht? So sah man geraume Zeit

wenig Unterſchied bei den Paaren. Abſonderliches paſſirte nichts; um das Gerede der Leute kümmerten ſie ſich nicht, und als ob die Sonne gerade ob ihnen ſtünde und nie untergehen wolle, kam es den Leuten vor. Indeſſen ſo war es doch nicht. Klaus und Gret, das eine Paar, dem ſah und ſieht man noch nichts Beſonderes an, ſie leben nach dem Grundſatze: Selber eſſen macht fett, ſcheinen ſich einſtweilen noch wohl dabei zu befinden, um Weiteres ſich nicht zu kümmern, wie lange noch, weiß Gott. Aber anders ward es bei Chriſten und Bäbeli, welche auf dem väterlichen Hofe wohnten. Bäbeli ward ſtiller, unvermerklich, entzog ſich allgemach den Freuden der Welt, und im Maße, als dies geſchah, wurde Chriſten ausgelaſſener; es war, als ob er ausſchweifen müßte in jeglicher Richtung, ein ganzer Unflath werden. Namentlich ward er wüſt gegen die armen Leute, noch viel ärger als Schnitzfritz, ſein Schwäher, geweſen war, und was dieſer nicht gethan hatte, das that Chriſten. Er ward unſauber in Gemeindsſachen, betrog handgreiflich, und wo eine reiche Wittwe oder Waiſe war, da wollte er Vormund ſein und Jedermann wußte, warum. Aber dem reichen Chriſten ohne Gewiſſen ſtand Niemand gerne im Wege, und nicht Einer getraute ſich, je eine Bemerkung zu machen, wie himmelſchreiend das Unrecht auch zu Tage lag. Es herrſcht in dieſer Beziehung eine gar merkwürdige Courage, und zwar zu Stadt und Land.

Je wüſter Chriſten wurde, deſto größere Milde trat bei Bäbeli hervor. Mit einer gar ſeltſamen Aengſtlichkeit ſuchte ſie Alles gut zu machen, was Chriſten Böſes that, ja noch viel darüber aus. Chriſten fiel es nicht auf, er war wenig daheim, und wenn Einer viel umherläuft mit beſonderer Haſt und Hitze, ſo achtet er ſich deſſen, was daheim vorgeht, wenig; an ſolcher Unachtſamkeit iſt ſchon gar manche Wirthſchaft zu Grunde gegangen. Bei Chriſten war das einſtweilen nicht zu beſorgen, der Reichthum und die Vorräthe waren

zu groß, als daß sie so leicht zu erschöpfen gewesen, ja daß nur eine besondere Verminderung an den Tag getreten wäre. Den Leuten hingegen fiel Bäbeli's wachsende Mildthätigkeit alsbald auf. Einer reichen Bäurin schenken oft im Guten und Bösen alle Leute mehr Aufmerksamkeit als der eigene Mann; bekanntlich merken auch oft Wespen weich werdende Trauben viel früher als der Eigenthümer. Man wunderte sich sehr darüber, denn Mildthätigkeit war neu in der Familie. Man wollte den Grund dazu suchen, für so was Appartes mußte es auch ein ganz apparter sein. Bei so was sind die Leute selten verlegen, in diesem Falle fehlt es wenigen Menschen an Erfindungskraft, zumeist finden sich der Gründe nur zu viele, und das Schwerste ist, aus den vielen den rechten zu finden. Zwei zogen hier hauptsächlich, um sie sammelten sich die Meisten. Bäbeli thue es aus Verdruß, hieß es, und Christen zum Trotz; Bäbeli kenne Christens Untreue und wolle ihm auch Verdruß und das Vermögen drauf machen helfen. Darum dürfe Christen nichts sagen, aus Furcht, Bäbeli möchte scheiden wollen, dann müßte er das Vermögen herausgeben. Die Andern behaupteten: daran sei nichts und Bäbeli wisse von Christens Gängen nichts. Aber Bäbeli werde schwermüthig, sie habe erfahren, wie ein Fluch auf der Familie sei, die Eltern ewig verdammt seien, nicht zur Ruhe könnten und umgehen müßten, spuken im Speicher und im Kesselgraben. Einige wollten auch eine besondere Geschichte wissen, wie die Eltern Bäbeli erschienen seien ganz feurig und mit wilden Gebehrden und sie angefleht, sie doch zu erlösen, aber sie hätten ihr nicht sagen können, auf welche Weise. Das mache Bäbeli so angst, weil sie im Ungewissen sei, darum werde sie auch mager und still. So redeten die Menschen, und Niemand traf es, und hatten doch Alle in etwas recht.

Bei Bäbeli war Ernst entstanden und das Gemüth war weich geworden, sie wußte selbst eigentlich nicht recht wie.

Die Rohheit von Christen that ihr weh, und dieses Weh verbitterte Bäbeli nicht, sondern machte sie weichmüthig, weckte ein immer innigeres Verlangen nach Liebe; Kinder hatte sie nicht. Dabei wurde sie ernsthafter und dachte über's Vergangene nach, und dachte, wie sie eigentlich nie geliebt worden, und wie es eigentlich hart und wüst zugegangen schon bei den Eltern. Allerlei, welches sie hatte munkeln hören, fiel ihr ein, und wer 'mal eine Spur hat und fleißig sie verfolgt, kommt endlich zu dem, was er will; so Bäbeli mit großem Schreck zu Allem dem, was die Welt von den Eltern glaubte und erzählte.

Gewöhnlich setzten die Leute, wenn sie sahen, daß ihre Berichte Bäbeli nahe gingen, hinzu: so sagen die Leute; aber du brauchst es ja nicht zu glauben, gewiß wird nicht Alles wahr sein, es wäre ja am Halben zuviel. Was wahr sei oder nicht, wußte Bäbeli nicht, aber das fühlte sie tief, wie schwer ihr Haus sich versündigt hatte, und das wußte sie, wo Sünde sei, müsse Buße sein, wenn die Sünde solle können vergeben werden. Bäbeli that viel Gutes, betete viel, und manchmal kam es ihr, wie es wäre, wenn sie einmal um Mitternacht hinausginge in den Kesselgraben? Vielleicht daß ihr dann Vater oder Mutter erscheinen und offenbaren würden, wie sie sie erlösen könne. Indessen denken und thun sind zwei. Bäbeli durfte es nicht wagen, es wäre auch zu viel gewesen für ein schwaches Weib. Bäbeli dachte, wenn es Gottes Wille sei, daß sie etwas für die Eltern thue, so könnten sie ihr ja auch hier erscheinen, da sie in ihrem Hause wohnte und manchmal Abends spät noch um's Haus gehen mußte und in die Nähe des Speichers. Gar manchmal, wenn ihr Mann nicht heimkam bis nach Mitternacht, und sie so alleine im Stübchen saß, oder im Bette war, in welchem beide Eltern gestorben waren, und sie an dieselben dachte, und wo sie wohl jetzt sein möchten, und wie es ihnen wäre, rieselten ihr Schauer um Schauer den Rücken herauf. Bald

schien ihr ein Gesicht gelehnt an's Fenster, bald rauschte es seltsam im Vorhang des Bettes, bald wuchs aus der Thür des Schrankes heraus etwas — war's Vater oder Mutter? Dann rauschte es so wunderlich, bald wie Seufzer, bald wie Weinen, bald wie leises Rufen, und Bäbeli bebte und zitterte und floh doch nicht; sie erwartete die ersehnte Kunde und hielt mit der Hand die Brust, daß das klopfende Herz sie nicht sprenge. Doch umsonst bebte Bäbeli, rieselten kalte Schauer durch ihr Blut, nichts wollte erscheinen, Niemand vernehmlich zu ihr sprechen. Wohl tönte in die Schauer hinein ein Gepolter durch die Nacht; aber es kam nicht von einem Geiste, sondern von Bäbeli's Mann, der heimstolperte, halb oder ganz trunken. So ging es durch mehrere Jahre; Christen wurde immer wilder, Bäbeli immer milder; Keins war mit dem Andern zufrieden, aber Keines störte das Andere in seiner Weise.

Da kam das Jahr 1845. Zum erstenmale fehlten die Kartoffeln, aber wie im Jahre 1816 Schnitzfritz und Pfeffergret, wurden jetzt auch Christen und Bäbeli verschont, machten eine reiche Ernte. Bei Beiden war die Freude groß, aber bei Jedem hatte sie einen andern Grund. Bäbeli freute sich, wie eine wohlthätige Fee mitten im Jammer zu stehen und mit vollen Händen dem Hunger wehren zu können bei so vielen von der Krankheit Geschlagenen. Christen aber freute sich, mit vollen Händen einsäckeln zu können den Tribut der Armuth. Er hatte schon lange über die wohlfeilen Zeiten geflucht und ein Jahr gewünscht wie das Jahr 1816.

Er hatte nicht nöthig, Platz zu machen in der alten Schatzkammer, aber entstandene Lücken wollte er wieder verstopfen. So mußte Streit und Elend bei Bäbeli so recht erst anfangen. Anfangs ging es stillschweigend zu. Bäbeli ärgerte sich im Stillen über Christen's Freude, welche er unverhohlen vor Gesind und Tagelöhnern kund gab; betete oft: Vater, vergib ihm, er weiß nicht, was er sagt, und

nahm ſich vor, aus Leibeskräften gut zu machen alte und neue Sünden. Chriſten aber gedachte, wenn einmal die Erdäpfel eingekellert ſeien, ſolle es ihm Jemand verſuchen, von denſelben wegzugeben ohne ſeinen Willen, und er begann vorläufig manches harte Wort gegen die verfluchten Weiber, wie er ſich auszudrücken pflegte, zu ſprechen, welche meinten, ſie wollten die Beſten ſein weit umher, die dem Manne die Haut ſtehlen und verſchenken würden, wenn er ſie machen ließe.

Die Leute meinten, der werde auch in den Keſſelgraben wollen, er thue darnach, daneben ſei es nicht ſchade um ihn, es wäre ſchade um jeden andern Ort, an welchen er käme. Wenn ſie Herrgott geweſen wären, ſie hätten das ganz anders gemacht, ſie hätten dem Chriſten ſeine Kartoffeln verſengt und den armen Leuten ihre deſto beſſer gerathen laſſen.

Nun kam die Zeit, wo Bäbeli's Elend recht anfing, Chriſten kein Verſchenken mehr dulden wollte und den Hund auf Bettler gehetzt hätte, wenn er einen gehabt. Aber glücklicher Weiſe hatte er ihn abgeſchafft, weil die Hundeſteuer ihn reuete. Es war aber auch für ihn eine ſtrenge Zeit. Er mußte mehr daheim ſein als ſonſt, weil ihn immer Kummer und Mißtrauen plagte, Bäbeli möchte in ſeiner Abweſenheit doch Mittel und Wege finden, Armen wohl zu thun. Sonſt iſt's in einem Bauernhauſe üblich und beſonders wenn die Frau Vermögen gehabt hat, daß ſie die Schlüſſel zu Allem hat, ſowohl als der Mann, mit dem Rechte, über das Geld und über's Korn zu gehen, wie man zu ſagen pflegt. Chriſten hatte Bäbeli die Schlüſſel entzogen, ſie eingeſchränket, mehr konnte er nicht, und doch traute er nicht; denn in einem ſo großen Bauernweſen hat die Frau gar manche Gelegenheit, etwas bei Seite zu ſchaffen, wegzugeben, ohne daß es Jemand merkt, wenn man ſie nicht auf der That ergreift. Was Bäbeli dabei leiden mußte, kann man ſich denken. Eine reſolute Frau hätte Krieg angefangen und mit Chriſten ſich geſchlagen, ihm alle Tage gedroht, ſie thäte

ihm das Wüſteſte alles an, was ihr möglich ſei, bis Chriſten mürbe geworden wäre, man weiß, ſo eine recht zähe, zornige Frau bringt ſich endlich beim größten Unflath in Reſpekt. Aber Bäbeli hatte eine ſtille, eingedrückte Natur, konnte nicht viel mehr als weinen und beten und hie und da was nehmen, was eben Niemand ſah und es hinter dem Hauſe Jemanden heimlich zuſtecken. Bäbeli hatte lange mit ſich gerungen, ehe ſie dieſes that, es kam ihr vor, als ſei es geſtohlen, wiſſentlich ſündigen wollte aber Bäbeli nicht. Indeſſen es ſchien ihr Pflicht, Almoſen zu geben und eine ſolche Pflicht müſſe man erfüllen, mache man es nun wie man wolle. (Der Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, verſtecket ſich in viel mehr Redensarten und Schlußweiſen, als man denkt.)

Am Ende kam Chriſten doch darüber, mißhandelte Bäbeli und begann ihr zu drohen, er wolle es ihr machen, wie der berüchtigte gottloſe Kuhbauch zu Zapfenwyl, welcher ſeine Frau für verrückt ausgab, ſie jahrelang einſchloß und wie ein Vieh behandelte, ohne daß ſich eine Seele ernſtlich darum gekümmert hätte. Das ſchlug tief ein bei der armen Frau. Verrückt ſein ſollen und es nicht ſein, gibt es etwas Gräßlicheres? Eingeſchloſſen werden, beraubt von Allem, was das Leben dem Menſchen gibt, behandelt werden wie ein Vieh und kein Vieh ſein, gibt es etwas Grauſigeres? Solche Drohungen können einen Menſchen aber wirklich verrückt machen, abſonders ein ſtill Weib, welches ohnehin Gram und Bekümmerniſſe genug hat, auch wenn es reich iſt. Gram und Kümmerniſſe ſind beim Reichthum ſo oft als bei der Armuth, und wo ſie ſind, da drücken ſie viel ſchwerer auf den Reichen als ſie den Armen drücken. Es war Bäbeli, als hätte man ſie vor den Kopf geſchlagen, ganz ſturm war ſie und mußte denken: bin ich denn verrückt oder ach, mein Gott, werde ich es noch! Es war ein Zuſtand, dem ähnlich, in welchem ein Menſch ſich befindet, welcher von einem Hunde

gebiſſen worden, von dem er nicht weiß, iſt er toll oder nicht. Das muß auch ſchrecklich ſein, nicht zu wiſſen, kriegt man die Waſſerſcheu oder nicht; Tag und Nacht lauſchen zu müſſen auf das Rieſeln des Blutes in den Adern, ob's heißer wird, ob's ſpringen wolle; zum Waſſer zu gehen und zu verſuchen, ob man noch Waſſer möge oder nicht. Dieſe Angſt und das Erbarmen mit den Armen, welche von ferne das Haus anſahen, nicht hinzu ſich wagten, welchen das Haus gleichſam geſtorben war, oder einer Hand glich, welche ſich ihnen geöffnet milde zu jeder Stunde, die der Tod aber zuſammengezogen und krampfhaft geſchloſſen hatte, zehrten an Bäbeli ſichtbarlich, ſie ſah aus wie ein Marterbild und ging herum wie ein Schatten an der Wand.

Die mache es nicht mehr lange, ſagten die Leute, es ſei ſchade, gut hätte die Frau es gemeint, als ſie noch recht bei Verſtand geweſen, denn ſchon munkelte das Publikum von nicht mehr recht im Kopfe ſein. Etwas müſſe an der Sache ſein von der Gerechtigkeit, und daß die Sünden der Eltern an den Kindern geſtraft werden bis in's dritte und vierte Geſchlecht. Aber warum der liebe Gott gerade an Bäbeli ſeine Rache nehme, begriffen ſie nicht, es dünke ſie, die andere Schweſter verdiene es beſſer. Aber es ſei halt ſo, als wenn auch der liebe Gott die Armen vergeſſen thäte. Chriſten mußte Bäbelis Zuſtand ſehen, und was er dabei dachte, wiſſen wir nicht, jedenfalls hatte er nicht milde, verſöhnliche Gedanken, im Gegentheil ward ſein Betragen eher noch rückſichtsloſer und roher. So verging der Winter, die Noth der Armen zog ſich nach und nach in den Hintergrund, das Böſeſte hoffte man überwunden. Der warme, ſchöne Sommer that auch Bäbeli wohl, und noch wohler that es ihr, als Chriſten wieder häufiger ſeine alten Wege ging und ſeiner Frau größere Freiheit ließ. Da, ganz unerwartet, lief ein Gemurmel um, die Erdäpfel ſeien wieder krank. Das Gerücht fuhr Bäbeli durch alle Glieder, und

wenn man ihr mit einem Dolche in's Herz gefahren wäre, es hätte sie nicht empfindlicher schmerzen können. Sie betete inbrünstig, wenn es sein sollte, wenn die Krankheit wirklich da sei, so möchte doch der liebe Gott ihre Kartoffeln vor allen andern schlagen, ja, sie zerstören bis auf die letzten. Es graute Bäbeli vor neuen Sünden, es zitterte Bäbeli, Hunger zu sehen, die Fülle zu haben und den Hunger nicht stillen zu dürfen, sie fühlte es gramseln im Gehirne, sie fühlte, daß sie verrückt werden müßte. Sie betete alle Tage das gleiche Gebet; doch ihr Kartoffelfeld blieb gesund und wohlbehalten, kein schwarzer Fleck zeigte sich an den Stauden, es war das schönste weit herum. Nun ward Bäbelis Elend im Gemüthe groß. Vor Augen hatte Bäbeli Christens teuflische Freude über die Noth der Andern und seinen Gewinn, mußte täglich seine Spekulationen hören, Spekulationen eines Blutsaugers, der zwei Beine hatte, einen Menschen vorstellen sollte, aber nichts war, als eben ein heilloser Blutsauger. Bäbeli bat nun Gott inbrünstig, er möchte sie doch bald erlösen und Herbst und Winter nicht erleben lassen. Diese Bitte schien Gott erhören zu wollen. Bäbeli ward alle Tage blasser, es ward ihr so weh um's Herz, so matt in den Gliedern, daß, wenn sie des Abends sich niederlegte, sie jedesmal mit dem Gedanken es that, diese Nacht möchte die letzte sein, und Gott um ein selig Ende bat. Verwundert war sie allemal, wenn sie am Morgen erwachte noch in dieser Welt, ihre Glieder noch rühren mochte, noch Kraft hatte in denselben, das Bett zu verlassen.

Und Bäbeli lebte fort, mußte erleben, wie die Kartoffeln reiften, die Zeit ihrer Ernte kam, mußte den ersten Tag erleben, als Christen mit einer großen Schaar auszog, die Gefangenen zu erlösen aus der Erde. Ein lustig Lied pfiff Christen vor seinem Volke her, und wenn er an den öden Aeckern Anderer vorbeikam, pfiff er noch einmal so lustig und lachte dazu, akurat wie der Teufel lachen mag, wenn

er irgendwo seine Netze ausgespannt hat, und die Menschen. Vornehme und Arme, schaarenweise hineinfahren sieht, wie die Fische in Petri Netz. Bäbeli verweinte den Morgen daheim und bat Gott, daß er sie doch erlöse aus dem Leibe, ehe ihre gefangene Seele versinke in die Nebel der Schwermuth oder des Wahnsinns. Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe, setzte sie mit schwerem Seufzer aus der Tiefe des Herzens hinzu. Draußen pfiff es lustig, es stach Bäbeli im Herzen durch und durch. Es war Christen, der heim kam, Wagen und Pferde zu holen, um Kartoffeln heim zu fahren; es gab deren so reichlich, daß man nicht bis zum Abend warten konnte, wenn man nicht zweimal fahren wollte. Christen schirrte im Stalle die Rosse, dann kam er in die Stube gepoltert, wo Bäbeli war, ging dort über einen kleinen Schrank, in welchem eine Flasche und ein Glas standen. Es war Kirschgeist in der Flasche, und rasch trank Christen zwei Gläser voll, während er boshaft zu Bäbeli sagte, es gebe ganze Haufen Kartoffeln, noch ganz anders als im sechszehner Jahr, aber er wolle es gescheuter anfangen als der alte Schnitzfritz, die wolle er zu Gelde bringen, daß es eine Art hätte, und sollten sich die Leute das Geld aus den Augen kratzen. Bäbeli raffte sich auf und bat ihn um Gotteswillen, er solle doch nicht so sein, denken, wie er sich versündige, wie Gott solchen Frevel strafen müsse. Christen lachte hell auf. Mit solchem Altweibergestürm solle sie ihn ruhig lassen, meinte er. Heut zu Tage sei man gescheuter als sonst, lasse sich nicht mehr mit Mährchen erschrecken wie Kinder. Von einer Gerechtigkeit im Himmel möge er nichts hören; wenn eine wäre, es ginge anders. Fünf Schoppen auf eine Maß, das sei die beste Religion.

Polternd ging er, spannte ein, setzte sich seitwärts auf das Pferd, akurat wie Schnitzfritz es auch gepflegt, und ließ in starkem Trabe die Pferde laufen. Dreißig Jahre waren

verflossen, seit Schnitzfritz auch so gefahren war, doch bloß im Schritt, aber mit gleicher Freude im Herzen.

Bäbeli weinte bitterlich, kümmerte sich nicht um die Zeit, aber dachte, wie es doch schrecklich sei, wenn man den Segen Gottes zum Fluch mache und zittern und beben müsse, wenn man ihn in's Haus bringen sehe. Endlich kam die Magd und sagte: es nehme sie Wunder, was es gegeben habe, längst sollten sie da sein, längst sei gekocht, noch zeige sich Niemand, was sie machen solle? Während sie so mit einander überlegten, was machen, hörte man draußen Stimmen, ein Getümmel. Die Magd schoß mit dem Kopf zum Fenster aus, Menschen kamen daher, vier trugen eine Bahre, hintendrein schleppte man einen zertrümmerten Wagen. Rasch schoß die Magd mit dem Kopfe zurück. Du mein Gott! schrie sie, sie bringen Einen, ich glaube todt, er liegt auf der Bahre wie ein Stein und rührt sich nicht, den Hosen nach ist's der Meister. Es wird nicht sein, sagte Bäbeli, und hielt sich an der Wand, während die Magd zur Thür hinaus schoß.

Es war wirklich der Meister; die Aussicht auf viel Geld hatte ihn aufgeregt, und er hatte seine Rosse angetrieben. Als er aber an einem steilen Berge, welcher zwischen dem Acker und dem Hause lag, pannen wollte, gab es etwas, was? konnte Christen so wenig erzählen als Hans hatte erzählen können, wie er von der Treppe gefallen sei. So viel sah man, daß das Rad ihm über den Kopf gegangen war, er war schrecklich zermalmt, die Augen waren nicht mehr zu sehen. Die Pferde waren den Berg hinuntergerannt, unten in einem Graben zusammengestürzt. Bäbeli war Wittwe. Aber merkwürdig war es, Bäbeli loderte nicht freudig auf, einem Gefangenen ähnlich, von dessen Händen Banden und Ketten, um den die Kerkermauern nach allen vier Seiten auseinander fallen. Auf Bäbeli schien eine neue Last gefallen zu sein, die zehnmal schwerer drückte, als alles frühere Leid. Eine Seele mehr war auf ihre Seele gefallen, eine Seele, von

der Bäbeli wußte, wie sie von der Welt geschieden und wie weit sie entfernt gewesen von Buße und Bekehrung. Sie mußte glauben, Christen komme auch nicht zur Ruhe, müsse umgehen, eine Erlösung suchen, welche vielleicht nie zu finden sei. Die Leute sahen es eben so an. Das sei wieder ein Zeichen, daß noch ein Gott sei, sagten sie. Bäbeli könne sie dauern, daß sie das habe erleben müssen, und ihr Mann ein Gespenst sei, welches seiner Frau nicht Ruhe lassen werde. Indessen werde das so sein müssen, es werde Bäbeli geordnet sein von wegen den Eltern. Allweg sei an der Sache das Gute, daß die Armen jetzt das Unglück zu genießen hätten, das Haus werde wieder lebendig werden für die Armen, die Thüren sich öffnen, und eine milde Hand wieder Gaben austheilen.

Das that dann wirklich auch Bäbeli, aber mit bekümmertem Herzen und blassen Wangen. Es that ihr wohl, ungestört walten zu können mit dem Segen Gottes nach ihrem Sinn, aber dabei war doch keine Freudigkeit, sondern eine unerklärliche Traurigkeit. Bäbeli bat inbrünstiger als je um ein Zeichen, wie ihre armen Verwandten möchten erlöst und gesühnt werden. Die Hoffnung, das zu können, war die Ursache, warum Bäbeli noch zu leben wünschte und einen Arzt berieth. Der fragte Allerlei, sagte Allerlei, gab Allerlei, schüttelte endlich den Kopf und meinte, das sei ein Fall, welcher ihm noch nie vorgekommen sei. Er wolle jetzt einige Zeit mit Arzneien innehalten, wenn es nichts anders gebe, wolle er am Neujahrstag, wo er ohnehin hier durchkomme, sehen und anrathen, was zu machen sei.

Er hielt Wort, kam, traf Bäbeli im Bett, doch nicht allein, im Arm hielt sie ein munteres Bübchen, ihr Gebet war erhört worden, sie hatte ein Zeichen erhalten, daß Gott gesühnt, der Fluch vom Hause genommen sei, wenn Bäbeli

dem Bübchen das Herz zu geben wisse, an welches es Gott gelegt.

* * *

Die Leute aber meinten, darwider könnten sie nichts haben, es werde so haben sein müssen, und Bäbeli sei die Freude zu gönnen. Aber besser hätte es ihnen geschienen, Bäbeli wäre kinderlos geblieben. Die Armen würden es zu genießen gehabt haben; man wisse wohl, wie es gehe, wenn einmal Kinder da seien. Man könne es nicht erwehren, daß die Haut näher sei als das Hemd, das werde halt so in der Natur sein. Aendern wäre schwer, gleich Anfangs hätte es der liebe Gott besser einrichten sollen.

Der Besenbinder von Rychiswyl.

Deutscher Volkskalender von Nieritz. Jahrgang 1852.

Glücklich möchten alle Menſchen werden. Wenn ſie reich wären, würden ſie auch glücklich ſein, meinen die Meiſten, meinen, Glück und Geld verhielten ſich zuſammen wie die Kartoffel zur Kartoffelſtaude, die Wurzel zur Pflanze. Wie irren ſie ſich doch gröblich, wie wenig verſtehen ſie ſich auf das Weſen der Menſchen, und haben es doch täglich vor Augen!

Die heilige Schrift ſagt: Denen, die Gott lieben, thäten alle Dinge zum Beſten dienen, und ſo iſt es auch. Geld iſt und bleibt Geld, aber die Herzen, mit denen es zuſammen kommt, ſind ſo gar verſchieden; daher erwächst aus den verſchiedenen Ehen von Herz und Geld ein ſo verſchiedenes Leben, und je nach dieſem Leben bringt das Geld Glück oder Unglück. Auf's Herz kommt es an, ob man durch Geld glücklich oder unglücklich werde. Klar hat Gott eigentlich dies an die Sonne gelegt, aber leider ſehen die Menſchen gar ſelten die klarſten Dinge klar, machen ſie vielmehr dunkel mit ihrer ſelbſt gemachten Weisheit. Am Beſenbinder von Rychiswyl greifen wir aus den hundert Exempeln, an welchen wir die obige Wahrheit angeſchaut, eines heraus, welches ein Herz zeigen ſoll, dem Geld Glück brachte.

Beſen ſind bekanntlich ein ſchreiendes Bedürfniß der Zeit und waren das freilich ſchon ſeit langen Zeiten. Derartige Bedürfniſſe, die täglich und wöchentlich befriedigt ſein wollen, gibt es viele in jedem Haus, und allenthalben Menſchen, welche es ſich freiwillig zur angenehmen Pflicht machen, die Bedürfniſſe zu befriedigen. Immer weniger achtet man der Perſonen, welche dieſes thun, wenn man nur das Nöthige kriegt und ſo wohlfeil als möglich. Ehedem war es nicht ſo. Ehedem ward das Beſenmannli, das Eierfraueli, das Tuft- oder Sandmeitſchi u. ſ. w., ſo gleichſam zur Familie gerechnet; es war ein feſtes Verhältniß; man kannte die Tage, an welchen dieſe Perſonen erſchienen; je nachdem ſie in Hulden ſtanden, ward ihnen etwas Abſonderliches verabreicht, und fehlten ſie um einen Tag, ſo entſchuldigten ſie ſich das nächſte Mal, als hätten ſie eine Sünde begangen, und ſprachen von ihrem Kummer, man möchte vielleicht geglaubt ſie kämen nicht mehr, und ſich daher anderweitig verſorgt haben. Sie betrachteten ihre Häuſer als die Sterne an ihrem Himmel, gaben ſich alle Mühe, ſie gut zu bedienen, und wenn ſie mit dieſem Gewerbe aufhörten oder ſich ſelbſt auf einen höheren Zweig beförderten, ſo gaben ſie ſich alle Mühe, einem Kinde, einer Baſe, einem Vetter oder ſonſt ſo wem zu ihrer Stelle zu verhelfen. Es war da ein gegenſeitig Band von Anhänglichkeit und Vertrauen, welches leider in unſerer kalten Zeit, wo alle Familienwärme ſich immer mehr verflüchtigt, immer lockerer und loſer wird.

Ein ſolcher Hausfreund war der Beſenmann von Rychiswyl, der viel in Bern zu ſehen, ſo recht eigentlich aber in Thun angeſehen und beliebt war. An kleineren Orten geſtalten ſich alle Verhältniſſe viel inniger, einzelne Perſönlichkeiten werden mehr bemerkt und gelten auch mehr. Eher hätte der Samstag im Kalender gefehlt, als an einem Samstag das Beſenmannli in Thun. Er war nicht immer das Beſenmannli geweſen, ſondern lange, lange nur der Beſenbub, bis man

dahinter kam, daß der Beſenbub Kinder hatte, die an ſeinem Karren ſtoßen konnten. Sein Vater war ein ehemaliger Soldat geweſen und früh geſtorben; der Bube war jung, ſeine Mutter kränklich. Vermögen hatten ſie nicht und betteln gingen ſie nicht gerne. Eine ältere Schweſter war ſchon früher ausgewandert, barfuß, und hatte bei einer Frau, welche Tannzapfen und Sägemehl nach Bern trug, ein Unterkommen gefunden. Als ſie ſich ihre Sporen, d. h. Schuhe und Strümpfe verdient hatte, beförderte ſie ſich und ward Hühnermagd bei einem Pächter auf einem herrſchaftlichen Gute in der Nähe der Stadt. Mutter und Bruder waren ſtolz auf ſie und redeten mit Reſpekt von dem vornehmen Bäbeli. Hansli konnte die Mutter nicht verlaſſen, die mußte Jemanden haben, der ihr für Holz ſorgte und ſonſt half. Sie lebten von Gott und guten Leuten, aber bös. Da ſagte einmal der Bauer, bei dem ſie in Miethe waren, zu Hansli: Bub, es dünkt mich, du ſollteſt was verdienen, wärſt groß und liſtig genug. — Wollte gerne, ſagte Hansli, wenn ich nur wüßte wie? — Ich wüßte dir was, worin ein ſchöner Kreuzer Geld wäre: fange an mit Beſen zu machen. In meiner Weide iſt Beſenreis genug, es wird mir nur geſtohlen, und koſten ſoll es dich nichts, als alle Jahre ein Paar Beſen. — Ja das wäre wohl gut, aber wo ſoll ich das Beſenmachen lernen? ſagte Hansli. — Das iſt kein Hexenwerk, ſagte der Bauer, das will ich dich ſchon lehren, machte viele Jahre alle Beſen, welche wir brauchen ſelbſt, und wills mit allen Beſenbindern probiren. Das Werkzeug iſt eine geringe Sache, und bis du's ſelbſt anzuſchaffen vermagſt, kannſt das meine brauchen. — So geſchah es auch, und Glück und Gottes Segen war dabei. Hansli hatte großen Trieb zur Sache, und der Bauer große Freude an Hansli. Spar nicht, mach d'Sach recht, mußt machen, daß du das Zutrauen bekommſt, haſt das einmal, ſo iſt der Handel gewonnen, mahnte der Bauer immer, und Hansli that darnach. Natürlich ging es im Anfang lang-

sam zu, aber er setzte doch immer sein Fabrikat ab, und im Verhältniß, als es ihm besser von der Hand ging, nahm auch der Absatz zu. Es hieß bald, es habe Niemand so brave Besen wie der Besenbub von Rychiswyl. Je augenscheinlicher der gute Erfolg wurde, desto größer ward auch Hanslis Eifer. Seine Mutter lebte sichtbar auf. Jetzt sei es gewonnen, sagte sie, so bald man sein ehrlich Brod verdienen könne, habe man Ursache zufrieden zu sein, was wolle man mehr? Sie hatte nun alle Tage genug zu essen, gewöhnlich noch was übrig für den folgenden Tag, konnte alle Tage Brod essen wenn sie wollte. Ja es war schon geschehen, daß Hansli der Mutter ein weißes Mütschli heim gebracht aus der Stadt. Wie sie so wohl dran lebte und wie sie Gott dankte, daß er ihr in ihren alten Tagen ein solches Guthaben geordnet!

Hansli dagegen machte seit einiger Zeit ein sauer Gesicht, endlich fing er an zu muckeln, so könne es nicht länger gehen, so stehe er es nicht aus. Als ihn endlich der Bauer fragte, was das bedeuten solle, und was er eigentlich meine? kam es heraus, daß er nicht im Stande sei, die Besen zu tragen; auch wenn sie ihm der Müller zuweilen führe, so sei es ihm sehr unkommod, er sollte nothwendig einen Karren haben, die Besen zu ziehen, das gehe ringer, und er komme weiter. Er habe aber das Geld nicht dazu, und wisse Niemanden, der ihm es leihen würde. Bist ein dummer Bub, sagte der Bauer. Hör du, werde mir nicht einer von denen, welche meinen, wenn ihnen was durch den Kopf schieße, müsse es ungeschafft sein. So kann man das Geld brauchen und Andern die Fische ins Netz jagen. Ja wolle, du einen Karren kaufen! Mach einen. — Mit offenem Maul und Augen, in denen das Weinen im Anzuge stand, sah Hansli den Bauer an. — Ja mach einen, das bringst z'weg, wenn du nur willst und Fleiß hast, fuhr der Bauer fort. Du kannst ziemlich schnitzeln und was du nicht weißt, kann ich dich brichten. Das Holz wird dich nicht viel kosten, was ich nicht

habe, hat ein anderer Bauer, kannſt Beſen dafür geben. Zum Beſchläg wird ſich altes Eiſen wohl auch finden in einer Kammer. Wir haben auch noch ſo ein alt Karrli irgendwo; wollen es hervorreißen, kannſt es wohl in's Auge faſſen und einſtweilen meinethalb brauchen. Der Winter iſt vor der Thüre, dann kannſt dran gehen, im Frühjahr iſt's fix und fertig und nicht manchen Batzen haſt dafür ausgegeben. Kannſt es vielleicht auch beim Schmied mit Beſen machen, und vielleicht kann man es ohne Schmied auch machen, wer weiß. — Jetzt machte Hansli wieder große Augen: Er und einen Karren machen! Was denkſt, wie wollte ich das können, habe ja noch nie einen gemacht! — Du dummer Bub! fuhr der Bauer auf; Ein Mal muß immer das erſte ſein, kuraſchirt dran hin, ſo iſt es halb gemacht. Glaub's, wenn die Leute das rechte Kuraſchi hätten, es ſäße Mancher, der als Bettler herum läuft, im Gelde bis über die Ohren, und nicht etwa geſtohlenes, ſondern rechtmäßig erworbenes. — Hansli hätte faſt den Bauer fragen mögen: ob er Verſtand habe oder keinen? Es kam ihm vor, als thäte er ihm ein großes Unrecht an, ſo was ihm zuzumuthen. Indeſſen der Gedanke ergriff doch Hansli, er ging ſachte drauf ein, ungefähr wie ein Kind in kaltes Waſſer. Der Bauer half, und im Frühjahr war der neue Karren fix und fertig, am Dienſtag nach Oſtern zog ihn Hansli zum erſten Mal nach Bern, am Samstag darauf zum erſten Mal nach Thun. Was Hansli für einen Stolz hatte und für eine Freude an ſeinem neuen Karren, davon kann ſich ſchwerlich Jemand eine richtige Vorſtellung machen. Wenn man ihm auch den Oſtermontagſtier, der Tags zuvor in Bern herumgeführt worden war und wohl ſeine fünfundzwanzig Centner wog, zum Tauſch angeboten, er hätte das Anerbieten mit großem Hohn von der Hand gewieſen. Es ſchien ihm, als ſtünden alle Leute ſtill und ſchauten auf ſeinen Karren, und wo er zu Platz kommen konnte mit Reden, da zeigte er mit beredter Zunge

alle Vortheile, welche dieser Karren vor allen habe, welche bisher auf der Welt gewesen. Er behauptete mit großer Bestimmtheit, er gehe ganz von selbst; nur bergan müsse man etwas nachhelfen. Eine Köchin sagte, sie hätte nicht geglaubt, daß er so geschickt wäre; wenn sie einen Karren nöthig hätte, er müßte ihr auch einen machen. Diese Köchin erhielt, so oft sie ihm Besen abkaufte, zwei ganz kleine Handbeselchen für den Heerd obendrein; die sind sehr kommod für Köchinnen, welche auch die Ecken gerne rein haben — das sind die, welche sich auch an den Werktagen waschen und sogar hinter den Ohren, so gar häufig sind die aber nicht.

Erst jetzt kam Hansli so recht in Eifer, sein Karren war ihm sein Bauernhof, und er war fleißig mit großer Freudigkeit, und Freudigkeit ist ganz was anderes, als Verdrießlichkeit, sie verhalten sich zu einander wie ein scharfes und ein stumpfes Beil beim Holzhacken. Die Bauern in Rychiswyl hatten große Freude an dem Jungen. Es war keiner, der ihm nicht sagte: wenn du Reiser mangelst, so nimm nur in meiner Weid', aber g'schände mir die Birken nicht, und denk an mein Weibervolk, das braucht dir Besen, es weiß kein Teufel wie viel, das Jahr durch. — Das that denn auch Hansli und war den Bäurinnen gruſam anständig. Für Besen hatte man kein Geld auszugeben, das Männervolk sollte sie liefern. Nun weiß man, wie das geht, ist dasselbe ja oft zu faul zum Holzspalten, geschweige denn zum Besenmachen. So geschah es denn oft, daß die Weiber in große Besennoth kamen, ja daß der Hausfriede mächtig wackelte. Jetzt war Hansli da mit Besen ehe man dran dachte, und sehr selten geschah es, daß eine Bäurin sagen mußte: Hansli, vergiß uns nicht, wir sind am letzten. Zudem waren die Besen gut, ganz anders als die, welche das Mannsvolk mit Unlust zusammengebaggelt, die auseinander fuhren oder stumpf waren, als wären sie gemacht aus Haferstroh. Die Besen gab Hansli natürlich umsonst, und doch waren es nicht die

wohlfeilſten, welche aus ſeinen Händen gingen. Nicht wegen den Birkenreifern, welche er umſonſt hatte, ſondern wegen den Gaben, welche ſie ihm das Jahr durch eintrugen, an Brod, Milch und allerlei der Art Dinge, welche eine Bäurin zur Hand hat und nichts rechnet. Selten wurde an einem Orte gebuttert, daß es nicht hieß: Hansli, morgen anken wir, wenn du einen Hafen bringſt, kannſt Ankenmilch haben. Obſt hatte er mehr, als er brauchte, und Brod brauchte er wenig zu kaufen. So konnte es nicht fehlen, daß Hansli ſich gutſtand, denn er war ſparſam. Wenn er an den Tagen, wo er in die Städte fuhr, einen Batzen brauchte, ſo war es viel. Am Morgen ſorgte die Mutter dafür, daß er tapfer frühſtücken konnte, dann ſteckte er meiſt noch etwas zu ſich, hie und da kriegte er etwas in einer Küche, wo er wohl bekannt war. Endlich meinte er nicht, es müſſe alsbald gegeſſen ſein, wenn es einen gelüſte. Hunger haben mache gar nichts, wenn man wiſſe, wann man zu eſſen bekomme, es dünke einen nur deſto beſſer. Aber Hunger haben und nicht wiſſen, ob man je wieder was zu eſſen kriegt, das thue weh. Das wußte Hansli, daß, ſobald er heim kam und ſeine Sachen geſchermt hatte, er eſſen konnte bis genug, dafür ſorgte die Mutter treulich. Sie wußte, was das für eine Bedeutung hat, ob ein Menſch, wenn er heim kömmt, zu eſſen findet oder nicht findet. Wer da weiß, er findet daheim, der kehrt nicht ein, bringt einen leeren Magen heim, und wie er ihn füllt, wird es ihm wohl daheim. Wer nichts findet daheim, füllt ihn draußen und bringt einen vollen Kopf heim, der iſt nicht wohl daheim, ſondern thut wüſte. Hansli war nicht geizig, aber ſehr ſparſam, für nützliche, anſtändige Sachen reute ihn das Geld nicht. In Eſſen und Kleidern wollte er, daß die Mutter es recht habe, er ſchaffte ſich ein gutes Bett an, große Freude hatte er, wenn er ein ſchönes gutes Meſſer oder ein ander Stück Werkzeug kaufen konnte. Er ſelbſt kam brav daher, nicht koſtbar, aber währſchaft

(ſolid). Wer ein gutes Auge hat, ſieht es den meiſten Menſchen und Häuſern an, ob es da auf- oder abgehe. Bei Hansli war das Aufgehen recht ſichtbar, aber eben nicht in der Hoffahrt, ſondern in der Reinlichkeit und Sorgfältigkeit. Daran hatten die Bauern große Freude und mochten es Hansli von Herzen gönnen, kam er doch nicht mit Stehlen zu ſeiner Sache, ſondern durch Fleiß. Dabei ließ er vom Beten nicht, machte am Sonntag nicht Beſen, ging in die Kirche des Morgens, las Nachmittags der Mutter, deren Augen ſtark böſeten, ein Kapitel vor und gönnte ſich dann ſpäter wohl auch ein Privatvergnügen. Dieſes beſtand darin, daß er ſein Geld hervor holte, es zählte und betrachtete und rechnete, wie es gemehret und wie es noch mehr mehren werde u. ſ. w. Unter dem Gelde waren ſchöne Stücke, überhaupt meiſt ſauberes Silbergeld. Hansli war ſtark auf dem Eintauſchen, er nahm gerne Münze ein, aber bewahrte ſie nicht gerne auf, es dünke ihn immer, der Wind komme gar zu leicht dahinter und trage ſie fort. Die größte Freude hatte er an blanken neuen Silberſtücken, den ſchönen Bernerthalern mit dem Bären und dem ſtattlichen Schweizermann. Wenn er ein ſolches erhaſchen konnte, war er manchen Tag glücklich. Er hatte aber auch Verdruß und ſeine bitterböſen Tage. So z. B. war es ein böſer Tag für ihn, wenn er einen Kunden verloren hatte oder verloren glaubte, wenn er gerechnet hatte, in einem Hauſe ein Dutzend Beſen abzuſetzen, und mit dem Beſcheid: ſind ſchon verſehen! barſch abgewieſen wurde. Es war vielleicht eine neue Köchin eingezogen und die wußte nichts vom bekannten Beſenbub und ließ ihre harthölzige Stimme die Treppe herunter erſchallen: wir mangeln keine! Nun dachte Hansli nicht an die wahre Urſache, wußte nicht, daß man an Orten mit den Köchinnen wechſeln muß wie mit den Hemden, manchmal faſt noch öfter. Er meinte dann Wunder, was er gefehlt, ob ein Beſen nicht recht gebunden geweſen, ob er verleumdet worden? Er nahms ſehr zu Herzen,

es irrte ihn im Schlafen, er ruhete nicht, bis er den wahren Grund vernommen. Später nahm er es aber auch kaltblütiger, selbst wenn eine Köchin, der er wohl bekannt war, ihn wegschnauzte. Er dachte, Köchinnen seien so zu sagen auch Menschen, und wenn Herr oder Madame die Köchinnen schnauzten, weil sie die Suppe verpfeffert und die Sauce versalzen, dieweil ihr Schatz in's Land gegangen, wo der Pfeffer wächst, so hätte die Köchin auch Menschenrechte und könne wieder Andere abschnauzen.

Doch noch bösere Tage machte ihm Folgendes, und das lernte er nie kaltblütig nehmen. Seine Birken kannte er nachgerade alle, ja für sich hatte er den Weiden und sogar einzelnen Bäumen bestimmte Namen gegeben, den schönsten Birken schöne Namen, Anne Marelli z. B., Liseli, Röseli, Sternenblume u. s. w. Diese Bäume freuten ihn das ganze Jahr über, er theilte die Lust, ihnen ihre Reiser abzunehmen, sich ordentlich ein, behandelte die Bäume mit Zärtlichkeit, brachte die Besen von denselben seinen liebsten Kunden. Das waren denn auch wirkliche Staatsbesen, die diesen Namen besser verdienten als mancher andere Besen. Wenn er aber dann voller Freude in die Weide kam, und sein Röseli, seine Sternenblume waren gräulich gestumpet, der ganze Baum arg mißhandelt, dann that es ihm im Herzen so weh, das Wasser lief ihm d'Backe ab, und vor Zorn ward allmälig sein Blut so heiß, daß man Schwefelhölzer daran hätte entzünden können. Das machte ihm lange böse Tage, er konnte es nicht verwinden, er trachtete nach nichts, als den Frevler in die Finger zu kriegen, nicht wegen des Werthes der Reiser, sondern weil er ihm seinen Baum geschändet. Hansli war nicht groß, aber er wußte Kraft und Glieder wohl zu brauchen und hatte ein kuraschirtes Herz. Da war's, wo er der Mutter nicht gehorchte, wenn sie ihm um Gotteswillen anlag, er solle doch die Sache vergessen, er habe ja Reiser genug, er solle ja nicht nach den Thätern trachten, sie könnten ihn tödten oder

ſonſt unglücklich machen. Aber dem allem frug Hansli nichts nach, er lauerte und ſtrich herum, bis er Jemanden kriegte. Dann gab's Schläge und mächtige Kämpfe geſchahen in den einſamen Weiden. Manchmal ſiegte Hansli, manchmal kam er erzauſt nach Haus. Aber das gewann er in alle Wege, daß man mehr und mehr ſeine Weiden in Ruhe ließ, wie es immer geht, wo etwas mit nachhaltiger Tapferkeit vertheidigt wird. Warum ſoll man ſich Schlägen ausſetzen um etwas, das man anderwärts ohne Gefahr ſich verſchaffen kann? Zudem hatten die Rychiswyler Bauern Freude an ihrem muthigen kleinen Bannwart. Wurde er einmal gezauſt, ſo ſagte ihm wohl der oder dieſer: Es macht nichts, der muß ſeine Heiligen wieder haben. Sag es mir, wenn du wieder was merkſt, ich will dann auch dabei ſein, dem wollen wir das Beſenhauen ein für alle Mal verleiden. — Dann ſagte es Hansli, wenn er was merkte; der Bauer verſteckte ſich, Hansli that den Angriff; der Gegner in der Meinung, er ſei der Stärkere, floh nicht, wartete, wollte es machen wie das vorige Mal. Hatte Hansli einmal gefaßt, ließ ſich der Bauer hervor. Dann wohl, dann hätte der Frevler gerne Herſengeld gegeben, aber Hansli ließ nicht los, er mußte herhalten, bis er den Buckel voll Schläge und den Kopf ohne Haare hatte.

Das war ein ſehr wirkſames Mittel gegen das Birkenplündern, Mareili und Bäbeli blieben nachgerade ſo ziemlich ſicher in den einſamſten Weiden. So trieb es Hansli manches Jahr in ganz kurzweiliger Einförmigkeit, dachte gar nicht daran, daß es anders gehen könnte. Eine Woche ging ihm um wie der Zeiger an der Uhr, er wußte nicht wie, ehe er ſich's verſah, war es Dienſtag, wo er nach Bern fuhr; und kaum war der Dienſtag zum Loch aus, war der Samstag da, wo er nach Thun mußte, er mochte wollen oder nicht, denn wie hätte man es in Thun machen ſollen ohne ihn? Zwiſchendurch hatte er die Hände voll zu thun,

ſeine Ladungen zu bereiten, Nachbarsleuten zu genügen, d. h. ſolchen, welche ihm anſtändig waren. Unſer Hansli war auch ein Menſch, und jeder Menſch, wenn er immer dazu kommen mag, hat gnädige und ungnädige Launen. Wer ihn leicht je getreten, der mußte es klug anfangen, wenn er Beſen von ihm kriegen wollte. Der Frau Pfarrerin z. B. hätte er nicht für das doppelte Geld einen Beſen abgelaſſen; ſie mochte ſchicken, wann ſie wollte, ſo war es ihm immer leid, daß er keine vorräthig hätte. Sie hatte ihm einmal geſagt, er mache es wie Andere, er thue einige lange Reiſer außen um, in der Mitte ſei dann lauter kurzes G'ſtümpel. In dieſem Falle komme es ja auf Eins heraus, ob ſie ihre Beſen bei ihm oder bei Jemand anderem nehme, ſagte er darauf und dabei blieb er, und die Frau Pfarrerin ſtarb, ehe ſie wieder einen Beſen von ihm bekommen hatte.

Eines Dienſtags fuhr er wieder auf Bern mit ſchwer beladenem Karren, den ſchönſten Beſen von ſeinen liebſten Bäumen, von Röſeli, Sternenblume u. ſ. w. Er zog mit Mühe und ſchwitzte ſtark. Er dachte, es ſei kurios, ſein Karren gehe nicht mehr ſo von ſelbſt, wie Anfangs, er müſſe gar zu ſchwer ziehen, es werde wohl irgendwo fehlen. Er hielt öfters an, um zu Athem zu kommen und die Stirne abzuwiſchen. Wenn er nur den Stalden auf wäre, der mache ihm Kummer, dachte er. So hielt er auch ſtill beim Murihölzli, gerade vor der Leubank. Auf der ſaß ein Mädchen mit einem Bündelchen neben ſich und weinte bitterlich. Hansli hatte ein gut Herz und fragte: was weinſt? Das Mädchen ſagte, es ſollte in die Stadt, und es ſei ihm ſo z'wider, es dürfe faſt nicht. Sein Vater ſei ein Schuhmacher und habe ſeine beſte Kundſchaft in der Stadt. Da habe es ſchon lange Schuhe hinein getragen und nichts anders gewußt. Jetzt habe es in der Stadt einen neuen Haſchirer (Gensdarmen) gegeben, gar e gruſam böſen; der habe es ſchon mehrere Dienſtage, wenn es zum Thore hineingekommen, ſchrecklich geplagt und

ihm gedroht, wenn es noch ein Mal komme, ſo nehme er ihm die Schuhe weg, und es müſſe in's Gefängniß, es ſei verboten, Schuhe in die Stadt zu tragen und damit zu hauſiren. Es hätte ſagen mögen was es gewollt, Alles habe nichts geholfen. Es habe dem Vater angehalten, er ſolle es nicht mehr ſchicken, aber der ſei gar ein exakter und preußiſcher, der habe geſagt, es ſolle nur gehen, er wolle dann ſchon ſehen, wenn man ihm was thue. Aber was ihm das helfe? d'Sach hätte es dann ausgeſtanden und die Schande gehabt, daß die Haſchirer es genommen. Hans fühlte großes Mitleiden, beſonders weil das Mädchen ſolch Zutrauen zu ihm gehabt und ihm ſein Leid geklagt hatte, was es wohl nicht Jedem gethan. Aber es hab' es ihm auf den erſten Blick angeſehen, daß er nicht der Wüſteſte ſei und was für ein Herz er habe, dachte er. Der gute Hansli! Aber der Glaube mache ſelig, heißt es. — Meitſchi, da iſt dir z'helfe, ſagte er; gib mir deinen Sack, ich kann ihn zwiſchen die Beſen thun, daß ihn kein Menſch ſieht. Ich bin wohl bekannt, da kommt keinem Menſchen in Sinn, daß deine Schuhe zwiſchen meinen Beſen ſind. Kannſt mir ſagen, wo ich ſie abgeben oder dir warten ſoll, und von weitem hinterdrein gehen, daß es keinem Menſchen z'Sinn kömmt, daß wir etwas mit einander hätten. Das Mädchen machte keine Komplimente: Wollteſt? frug es mit aufgeheitertem Angeſicht, das ginge mir viel zu gut. Es brachte den Bündel, und Hansli barg ihn, daß keine Katze was davon merken konnte. Soll dir ſtoßen oder helfen ziehen? fragte das Mädchen, als ob es ſich von ſelbſt verſtehe, daß es das Seine beitrage. Wie du lieber willſt, eigentlich wär's nicht nöthig, gſchweret hats wegen der Paar Schuhe nicht. Anfangs ſtieß das Mädchen hinten am Karren, doch nicht lange gings, ſo war es vorne und zog an der Stange. Es dünke ihm, es ſchicke ſich ihm hier beſſer, ſagte es. Es zog brav, man kann ſich's denken, und hatte doch noch Athem genug zu reden und beiher von

Allem Bericht zu geben, was ihm im Kopf und auf dem Herzen lag. Sie waren oben am äußern Stalden, Hansli wußte nicht wie; die lange Allee schien ihm um die Hälfte kürzer geworden zu sein. Hier blieb nach getroffener Abrede das Mädchen zurück, und Hansli zog mit Bündel und Besen unangefochten zur Stadt ein, unangefochten gab er dem Mädchen seinen Bündel, aber ehe sie noch weiter mit einander gesprochen, ehe das Mädchen gedankt, wurden sie durch die Fluth von Leuten, Vieh und Fuhrwerken auseinander gedrängt, Hansli mußte sorgen, daß sein Karren ihm nicht entzwei gerissen würde. Somit war die Bekanntschaft aus. Es ärgerte Hansli nicht wenig, doch sann er der Sache nicht weiter nach, geschweige, daß er es zu Herzen nahm. Wir können leider nicht sagen, das Mädchen hätte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, es war auch nicht darnach. Es war ein vierschrötig Ding mit breitem Gesicht, seine größten Schönheiten waren ein gutes treues Herz und unermüdlicher Fleiß, diese Züge stechen aber gewöhnlich nicht besonders hervor, und Viele halten nicht einmal viel darauf. Am folgenden Dienstag jedoch, als Hansli wieder den Karren zog, kam er ihm sehr schwer vor, er hätte nicht geglaubt, sagte er zu sich selbst, was das mache, wenn Zwei dran zögen statt nur Eins. Ist's wohl wieder da? sagte er, als er gegen das Murihölzli kam, ich wollte ihm gerne sein Säckli nehmen, wenn es wieder ziehen hülfe, es geht ohnehin nirgends so sauer als von hier bis in die Stadt. Und richtig, das Mädchen saß da auf der Leubank wie vor acht Tagen, weinen that es aber nicht. Hast mir wieder was zu laden? frug Hansli, dem der Karren schon vom bloßen Sehen des Meitschis ganz leicht wurde. — Es ist mir doch nicht bloß wegen diesem, daß ich da sitze; wenn ich schon nichts in die Stadt zu tragen gehabt, ich wäre gekommen, antwortete das Mädchen; konnte dir vor acht Tagen nicht einmal danken und fragen: ob's was koste? Das fehlte mir noch, gingest mir ja für ein Haud-

roß, und fragte dich auch nicht, was du für's Ziehen wollest. Wie wenn es sich von selbst verstünde, brachte das Mädchen seinen Bündel, Hansli barg ihn und als ob es es gelernt, stellte sich das Mädchen an die Stange. Es hätte erst gedacht, als es schon von Hause gewesen, es hätte einen Strick mitnehmen sollen, den man hinten am Wägli hätte befestigen können, so könnte es viel mehr abbringen. Das andere Mal aber, wenn es komme, wolle es den Strick nicht vergessen. Dieses Bündniß in Betreff gegenseitiger Hülfleistung ging ohne weitläufige diplomatische Verhandlung zu, daß einfacher es wirklich kaum möglich war. Diesmal traf es sich, daß sie auch zusammen heim wanderten, so weit ihre Wege zusammen gingen, doch so klug waren Beide, daß die Haschirer sie nie zusammen im Thore sahen. Die Mutter hatte seit einiger Zeit sonderbare Freude an Hansli. Es dünke sie, er sei so aufgeheitert, sagte sie, er könne den ganzen lieben langen Tag pfeifen oder singen und er pützerle sich z'weg, es habe keine Gattig (Art). Er habe sich letzthin eine halbleinene Kutte machen lassen, er komme darin so staadisch, nit viel gefehlt, wie der Landvogt. Sie möge es ihm aber auch gönnen, er sei so gut gegen sie, der liebe Gott im Himmel wolle es ihm vergelten, sie könne es nicht, sie könne nichts, als für ihn beten. Es sei denn aber doch nicht, daß er Alles an die Hoffahrt hänge, er habe Geld auch. Sie glaube gewiß, wenn der das Leben habe und Gottes Segen, der bringe es einmal zu einer Kuh, von einer Geiß habe er schon lange geredet, aber sie werde es nicht erleben, es sei auch nicht, daß sie so dran hange und meine, es müsse sein. — Mutter, sagte einmal Hansli, ich weiß nicht wie es geht, ob der Karren schwerer wird, oder ich schwächer, ich mag ihn seit einiger Zeit fast nicht mehr allein g'regieren, es geht mir gar hart an, besonders nach Bern hinein, es geht da so viel bergauf. Glaub's wohl, sagte die Mutter, warum ladest alle Wochen mehr auf, es gruſete mir schon manchmal für dich,

von wegen, das gibt böse Alter. Dem ist aber gut zu helfen, lade drei oder vier Dutzend weniger, dann magst wohl gfahren wie ehedem. — Mutter, das kann ich nicht wohl, sagte Hansli, habe ohnehin fast immer zu wenig, und zweimal in der Woche zu fahren, habe ich nicht Zeit; Thun will ich auch nicht fahren lassen, habe meine besten Leute dort. — Hansli, und wenn du sehen würdest ein Eselein zu bekommen? habe schon oft davon gehört, wie das die allerkommodsten Thiere seien, sie kosteten fast nichts, sie fräßen fast nichts und ganz unwerthe Sachen, zögen trotz einem Roß und sogar die Milch könnte man brauchen — nit daß ich möchte, aber nur so zu sagen. — Nein, Mutter, sagte Hansli, sie sollen auch bsunderbar köpfig sein, so daß man längs Stück nichts mit ihnen machen kann, und für was sollte ich es die fünf anderen Tage brauchen? Nein, aber Mutter, ich hätte an eine Frau gedacht, was sagt ihr dazu? — Aber Hansli, warum nicht lieber an eine Geiß oder an einen Esel, was dir nicht z'Sinn kommt? was willst mit einer Frau machen? — He Mutter öppe was ein Anderer, sagte Hansli, dann dachte ich, könnte sie mir helfen den Karren ziehen, es ginge mehr als einmal so leicht, wenn mir Eine hülfe, und in der Zwischenzeit könnte sie pflanzen und helfen Besen machen, wo man weder eine Geiß noch einen Esel dazu anreisen kann. — Aber Hansli, meinst du findest Eine, die dir hilft den Karren ziehen, und die für andere Sachen auch noch was nütze ist? frug bedenklich die Mutter. — O Mutter, es ist Eine, welche mir schon oft geholfen hat den Karren ziehen, antwortete Hansli, und die wäre noch für mehr Sachen gut; aber ob sie die Frau werden wolle, habe ich nicht gefragt. Ich dachte, ich wolle es euch zuerst sagen. — Du Dillersbub, was du mir nicht sagst! jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, rief die Mutter. Was, bist du auch so Einer? das hätte ich unserm Herrgott nicht geglaubt, wenn er es mir gesagt hätte! Was, Eine hat dir am Karren geholfen, und hast sie expreß

angestellt dafür? Nein, aber jetzt traue Einer noch einem Menschen! — Da erzählte Hansli die Umstände, wie das so zufällig sich getroffen, und wie das ein Meitschi sei, gerade wie für ihn gemacht, exakt wie eine Uhr, nicht hoffährtig, nicht verthunlich und ziehen thue es, er wette, ein mittelmäßig Kuhli möchte es nicht. Geredt mit ihm derentwege habe er nicht, aber er glaube, unanständig sei er ihm nicht. Es habe oft gesagt, z'heirathen pressire es ihm apparti nicht, aber wenn's es zu machen sehe, daß es nicht noch böser haben müßte als jetzt, da besänne es sich nicht lang und thäts. Es wüßte doch dann auch, für was es auf der Welt wäre. Die jüngeren Geschwister wüchsen nach, und es wisse wohl, wie das gehe, die jüngeren seien immer werther als die älteren, und man sinne den älteren nicht daran, daß sie die jüngeren hätten nachschleppen müssen. — Das gefiel der Mutter nicht schlecht, und je mehr sie das Unerwartete verwand und über die Sache nachdachte, desto anständiger kam sie ihr vor. Sie legte sich auf Nachricht aus und vernahm: Schlechtes wisse man nichts von ihm, es gehe den Eltern brav an die Hand; daneben z'fischen werde es da nicht viel geben. He nun sodann, desto besser, dachte die Mutter, so hat doch Keins dem Anderen was vorzuhalten. Als am Dienstag Hansli den Karren rüstete, sagte ihm die Mutter: He nun sodann, so red mit dem Meitli, wenn es will, mir ist's recht, aber nachlaufen thue ich ihm nicht, es soll am Sonntag zu uns kommen, so kann ich es g'schauen, und man kann mit einander reden. Wenns gattlig (artig) thun will, so wird es schon gut kommen, einmal wird es doch sein müssen.

He Mutter, das steht nirgends geschrieben, daß es sein müsse, ist's euch nicht anständig, so kann man es ja unterwegen lassen, entgegnete Hansli. — Stürm nur nit, und fahr du jetzt und sag dem Meitli, wenn es mich für die Mutter halten wolle, so solle es mir Gottwilche (mit Gott willkommen) sein.

Hansli fuhr und fand sein Meitschi, und als Hansli in der Stange, das Meitschi jetzt am Strick, wacker zogen, sagte er: Es geht doch mehr als z'halb ringer, wenn Zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen. Ich war am letzten Samstag in Thun und mußte mich fast tödten. — Habe es schon oft gedacht, sagte das Meitschi, es sei einfältig von dir, daß du nicht Jemanden anstellest; es ging dir Alles z'halb leichter und der Verdienst wär größer. — Was willst, sagte Hansli, bald sinnet man zu früh auf eine Sache bald zu spät, man ist halt gäng (immer) e Mensch. Aber jetzt dücht es mich, ich möchte Eine anstellen; wenn du wolltest, du wärst mir gerade recht. Ich wollte dich heirathen, wenn es dir anständig ist. — He warum nicht, wenn ich dir nicht z'wüst und z'arm bin, antwortete das Meitschi. Hast mich einmal, so nützt dich dann das Verachten nichts mehr. Ich werde es auch nicht viel besser treffen; öppe Einen bekömmt man immer, aber dann was für Einen? Mir bist brav genug, hast Sorg zur Sache, und wirst e Frau nit für e Hund haben. — He sie kann es haben wie ich, und ist ihr das nicht gut genug, so kann ich nicht helfen, antwortete Hansli. Aber ich denke, schlimmer als du's bisher gehabt, würdest du es bei mir nicht haben. Ists dir recht so, so sollst am Sonntag zu uns kommen, die Mutter läßt dir sagen, du solleſt Gottwillche sein, wenn du sie für die Mutter halten wolleſt. — He, sagte das Meitschi, was sollte ich anders, bins gewohnt, die Mutter für die Mutter zu halten, mich zu unterziehen, und es anzunehmen wie es kömmt, böser und minder böse, sauer und minder sauer. Habe nie geglaubt, ein böses Wort mache ein Loch, da hätte ich ja kein Stück Haut einen Kreuzer groß am ganzen Leib. Daneben wolle es, wie üblich und bräuchlich, Vater und Mutter vorbehalten haben. Doch würden die nichts dagegen haben, es seien ihrer noch genug daheim, und sie würden froh sein, vorabzustoßen, was gehen wolle.

So war es auch. Am Sonntag erſchien das Meitſchi richtig zu Rychiswyl. Hansli hatte es gut brichtet, ſo daß es nicht lange zu fragen brauchte, wo der Beſenbinder wohne? Die Mutter examinirte es gut über Pflanzen und Kochen, wollte wiſſen, was es bete und ob es leſen könne im Teſtament und auch in der Bibel — es ſei für die Kinder bös und die hätten ſich deſſen zu entgelten, wenn eine Mutter ſich nicht darauf verſtehe, ſagte die Alte. Ihr gefiel das Meitſchi, und die Sach ward richtig. Eine Schöne haſt nicht, ſagte ſie vor dem Meitſchi zu Hansli, und wegem Reichthum wirſt auch nicht viel zu rühmen haben. Daneben macht das nichts; von der Hübſchi hat man nicht gelebt, und mit dem Reichthum ward ſchon Mancher angeſchmiert, daß er meinte, wie eine Reiche er habe und hinterdrein konnte er dem Schwäher die Schulden zahlen. Wenns gſunder Art iſt und werkbar, ſo wird die Sache ſich ſchon machen. Ein paar gute Hemder und eine doppelte Kleidung, daß du am Sonntag und Werktag nicht gleich daher kommen mußt, ſondern dich anders anziehen kannſt, wirſt du wohl haben. — Bhütis ja, ſagte das Meitſchi, wegen ſelbem braucht ihr keinen Kummer zu haben. Ich habe ein ganz neues Hemd, zwei ganz gute und dann noch viere, die aber nicht mehr alles ſind. Aber die Mutter hat geſagt, ich müſſe noch eins haben, und der Vater hat geſagt, er wolle mir die Hochzeitſchuhe machen, und ſie ſollen nichts koſten. Dann habe ich noch eine b'ſunderbar gute Pathe, die gibt mir allweg auch etwas Schönes, vielleicht gar ein Pfänneli oder ein Breitüpfi, und wer weiß, obs da nicht einmal was zu erben gibt? Sie hat zwar Kinder, aber die könnten ſterben.

Gegenſeitig vollkommen befriedigt, beſonders von des Mädchens Seite, welchem die Wohnung, die ſauber gehalten war, neben ihrem Schuhmacherloch voll Leder, Leiſten und Kinder wie ein Palaſt vorkam, gingen ſie auseinander, um bald wieder zuſammen zu kommen und zuſammen zu bleiben.

So geſchah es auch, Einſpruch gab es keinen, die Vorbereitungen nahmen ebenfalls nicht Monate weg, neue Schuhe und ein neues Hemd ſind bald gemacht, wenn man nämlich die Sachen dazu hat, und nach vier Wochen zog Hansli zu Zwei den Karren nach Thun, und kurios war es, der alte Karren ging wieder ganz leicht und wie von ſelbſt. Er hätte nicht geglaubt, daß ein Karren ſich ſo zum Guten ändern könnte, es könnte mancher Menſch an ihm ein Exempel nehmen. Um Hansli reute es manches Mädchen, den hätte es auch mögen, dachte es; wenn es geglaubt, dem preſſire es, ſo hätte es ihm ſchon in den Weg kommen wollen, daß er das Plättergeſicht nicht mit dem Rücken angeſehen. Es hätte nicht geglaubt, daß Hansli ſo dumm wäre, der hätte ganz anders weiben können, wenn er es gewußt hätte anzuſtellen; der werde noch reuig werden vor der nächſten Faſtnacht, aber es möge es ihm gönnen, ſelber thun, ſelber han. Aber Hansli war nicht ſo dumm und ward nicht reuig, er hatte grade ein Fraueli, wie es für ihn paßte, ein demüthiges, arbeitſames, genügſames Fraueli, dem es bei Hansli war, als hätte es den Himmel erheirathet.

Gar lange freilich half es dem Hansli den Karren nicht ziehen, der mußte bald wieder einſpännig fahren. Aber als einmal ein Bube da war, tröſtete er ſich; ein ſonderbar munterer ſei er, ſagte er, im Hui ſei der nachgewachſen, daß er ihm helfen könne und unverſehens ziehe er den Karren alleine. Sein Fraueli wollte zwar bald wieder ſich einſpannen. Wenn ſie ſich preſſirten mit Heimkommen, ſo möge es der Bub wohl aushalten, die Großmutter gebe ihm unterdeſſen ſchon zu trinken, meinte es. Aber der Bub meinte es anders, wohl der machte ihnen den Marſch. Sie hatten ſehr preſſirt mit dem Heimfahren, aber noch waren ſie mehr als eine halbe Stunde vom Hauſe entfernt, als das Fraueli ausrief: Mein Gott, was hört man? Es waren Töne, als ob man ein junges Schwein am Meſſer hätte. Mein Gott, was

dort, was hat's gegeben! rief wiederum das Franeli, ließ den Karren fahren und lief davon. Es war die Großmutter, welcher der Bub mit Brüllen den Angstschweiß ausgetrieben, und die sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn der Mutter entgegen zu tragen, in tausend Aengsten, er falle in Krämpfe. Der schwere Bub, die Angst und das Laufen hatten die alte Frau so außer Athem gebracht, daß es die höchste Zeit war, daß Jemand ihr den Bub abnahm. Sie war außer sich, und lange gings, bis sie sagen konnte: Nein, so will ich nicht dabei sein, so einen Handlichen habe ich mein Lebtag nie gesehen, lieber will ich den Karren ziehen. — Die guten Leute erfuhren es, was es heißt, einen Zwingherrn im Hause zu haben, wenn es auch nur ein kleiner war. Das that aber ihrem Haushalt keinen Abbruch, das Franeli waltete verzweifelt brav daheim, pflanzte viel, half Besen machen, überstürzte nichts, aber machte immer was, als ob es nie müde würde, und Alles ging ihm flink von der Hand. Hansli war ganz verwundert, wie gut er z'weg kam mit einer Frau, und wie sein Geld sich mehrte. Er empfing ein Äckerli, die Mutter erlebte eine Geiß, als käme sie von selbst, und bald zwei. Eseli wollte Hansli keins, aber er mußte sich mit dem Müller, der in die Stadt fuhr, verbinden, um einen Theil seiner Besen führen zu lassen, was freilich den Profit etwas schmälerte und Hansli sehr reute, denn jeder Kreuzer that ihm weh, der nebenaus ging.

Hanslis Leben gestaltete sich wiederum glatt und eben, die Tage folgten einander ungefähr wie die Wellen im Fluß, eine von der anderen kaum zu unterscheiden. Die Besenreiser wuchsen alle Jahre, seine Frau brachte fast alle Jahre ihm ein Kind, ohne daß es sie viel irrte. Sie bekam es, legte es ab, es schrie alle Tage ein wenig, es wuchs alle Tage ein wenig, und handumkehrt konnte man es schon brauchen. Die Mutter sagte, sie sei alt und habe das nie so gesehen. Sie mahnten sie an nichts besser, als an junge Katzen, die

nach sechs Wochen schon mausen könnten. Und mit den Kindern war der Segen da, je mehr Kinder, desto mehr Geld. Ja, man denke, die Mutter erlebte die Kuh noch. Wenn sie aber nicht gesehen hätte, wie Hansli sie bezahlt, sie hätte sich kaum ausreden lassen, er habe sie gestohlen. Und hätte die Mutter noch zwei Jahre länger gelebt, so hätte sie erlebt, daß Hansli Eigenthümer wurde des Häuschens, in welchem sie seit Jahren gewohnt, mit einer Taglöhner-Gerechtsame, welche ihnen mehr als genug Holz brachte und Land wohl für eine Kuh und zwei Schafe, welche besonders kommod sind, wenn man Kinder hat, welche wollene Strümpfe brauchen. Hansli blieb freilich ziemlich viel darauf schuldig, aber es war festes Geld, welches ihm stehen blieb, so lange er fleißig zinsete. Uebrigens machten ihm, wenn er das Leben hätte, die Schulden keinen Kummer, sagte er und er hatte Recht. Hansli erfuhr es, wie die ersten Kreuzer zu erübrigen am schwersten hält. Es ist immer ein Loch da, durch welches sie entschlüpfen wollen, oder ein Mund, der sie verschlingen will. Ist einmal nachgewerchet, daß man ohne Schulden ist, mit ganzen Kleidern behaftet und ohne was vorgefressen zu haben, dann geht es schon. Es bildet sich der Boden unter den Füßen, es zaunet immer besser, der Bach breitet, d. h. das Vorschlagen wird leichter und größer, wenn nämlich eins nicht ist, wenn sich die Lebensweise nicht ändert. Da liegen Klippe und Sandbank neben einander, und die Durchfahrt ist merkwürdig schmal. Da wachsen gerne aus dem Boden herauf die Bedürfnisse über Nacht wie Schwämme auf dem Mist, und wenn nicht beim Mann, so doch beim Weib, und wenn nicht bei den Eltern, so doch bei den Kindern. Auf einmal sind hundert Dinge nöthig, an die man nicht gedacht, und anderer schämt man sich, wo man sonst nichts anderes gewußt. Man überschätzt, was man hat, weil man vorher nichts gehabt, überschätzt sich, weil man das Gedeihen sich selbst zuschreibt, überschätzt seine

Zukunft, weil man sie für nothwendige Fortsetzung der Vergangenheit hält und ändert die ganze Lebensweise. Im Verhältniß, daß der Verbrauch zunimmt, nimmt der Fleiß ab und somit der Erwerb, und wie man aufgeschossen, fällt man wieder. Die Herrlichkeit vergeht, wie sie gekommen, denn es ist noch immer wie ehedem: der Hochmuth kommt vor dem Fall.

Das war nun bei Hansli aber nicht. Er lebte und schaffte durchaus im Gleichen fort, verthat fast kein Geld, freute sich dann aber auch, daheim was Warmes zu finden und that sich daran gütlich. Er änderte nichts, als daß nach und nach die schaffenden Kräfte sich mehrten. Das Fraueli besaß, sich selbst ganz unbewußt, die merkwürdige seltene Kunst, die Kinder alsbald zu gebrauchen, sie sich selbst helfen zu lehren, jedes nach seinem Alter und das ganz ohne viel Redens, es wußte selbst nicht, wie es das machte. Ein Pädagog hätte sicherlich darüber kein vernünftig Wort von ihm heraus gebracht. Sie warteten sich gegenseitig, halfen dem Vater mit dem Besenmachen, der Mutter trugen sie ab und zu, halfen beim Pflanzen, keines bekam eine Ahnung von der Süßigkeit des Müssigganges, des träumerischen Herumlungerns, und doch wurde keines straplizirt oder vernachlässigt mit Speise oder Unreinlichkeit. Sie wuchsen wie die Weiden am Bach, waren gesund und froh. Die Eltern hatten nicht Zeit, mit den Kindern Narretheі zu treiben, aber die Kinder fühlten die Liebe der Eltern, sahen, daß sie mit ihnen zufrieden waren, wenn sie ihre Sache gut machten. Die Eltern beteten mit ihnen, und am Sonntag las der Vater sein Kapitel und erklärte, was er wußte, und derentwegen hatten die Kinder großen Respekt vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede, und wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland. Der wahre Respekt der Kinder vor den Eltern hängt ganz bestimmt vom Verhältniß der Eltern zu Gott ab, wie es die Kinder wahrnehmen können. Wenn das nur alle Eltern bedächten! Ja

unſer Hansli war ſelbſt unter andern Leuten als nur unter den Kindern eine Art Reſpektsperſon. Er war ſo beſtimmt, ſo zuverläſſig, geſcheute Worte gingen von ihm, man ſah ihn niemals anders als ehrbar, er that nicht groß, machte aber auch nicht den Bettler, daß gar manche vornehme Herrenfrau expreß in die Küche kam, wenn ſie hörte, das Beſenmannli ſei da, um zu vernehmen, wie es auf dem Lande gehe, und wie dies und wie jenes gerathe. Ja, in manchem Hauſe in Bern vertraute man ihm das Liefern von Wintervorräthen an, und das trug manchen ſchönen Batzen ein. In Thun war das wohl nicht der Fall, denn dort iſt jede Frau Rathsherrin eine halbe Bäurin und pflanzet für Menſchen und Vieh, daß es ſie faſt verſprengt. Aber ſie kamen doch in die Küche, hießen ihn gar in die Stube kommen und verklapperten mit ihm manch trautes Halbſtündchen bei ſüßem Thunerwein. Denn wenn ſie ſchon ſelbſt pflanzten, ſo meinten ſie deßwegen nicht, daß ſie nicht das Recht hätten zu klappern, mit wem ſie wollten, ſo gut wie die andern Frauen Rathsherrinnen, welche nicht pflanzten. Ja ſogar die Frau Schultheißin ſprach mit ihm, es war ſo zu ſagen ihr zum dringenden Bedürfniß geworden, ihn alle Samstage zu ſehen, und wenn ſie mit ihm ſprach, ſo war es ſogar erlebt worden, daß der fragende Herr Schultheiß auf Antwort warten mußte. Von wegen, es thut auch einer Frau Schultheißin wohl, einmal in der Woche ein vernünftig Wort zu hören und zu reden.

Da einmal geſchah es, daß Samstag war in Thun, aber in Thun war kein Beſenmannli zu ſehen. Das gab großes Aufſehen und bedenkliche Geſichter. Manche Köchin ſtand unter der Thüre mit eingeſtemmten Armen und ließ kaltblütig oben in der Küche Suppe und Pfanne in einander machen, daß man mit keinem Lieb ſie mehr auseinander brachte. Haſt ihn nicht geſehen, nichts von ihm gehört, frug Eine die Andere? Manche Frau ſchoß in die Küche und wollte

die Köchin abputzen, daß ſie ihr nicht gerufen, als das Beſenmannli da geweſen. Aber da fand ſie keine Köchin, fand nichts, als was auf dem Feuer, das ſtank wie der Teufel, das war die Pfanne und die Suppe, die Hochzeit hielten. Selbſt die Frau Schultheißin kam in Bewegung, nahm erſt ihren Herrn, dann dem Landjäger vor, und als Beide nichts wußten, ſtieg ſie nach dem Eſſen ſelbſt in's Städtchen hinab, um nach ihrem Beſenmannli zu fragen. Sie ſei ganz aus mit Beſen, habe in der folgenden Woche fegen wollen, und jetzt keine Beſen, man ſolle denken! — Aber das Beſenmannli erſchien nicht. Es war die ganze folgende Woche eine gewiſſe Leere fühlbar in der Stadt, und am nächſten Samstag große Spannung. Kommt er? kommt er nicht? war das Loſungswort. Und er kam, er kam wirklich, aber ringer wäre er daheim geblieben. Wenn er auf alle Fragen hätte Antwort geben wollen, ſo hätte er acht Tage in Thun bleiben müſſen. Er fertigte die Leute mit dem einfachen Beſcheid ab, er hätte z'Leicht an eine Begräbniß müſſen. — Wem? frug ihn die Frau Schultheißin, die er nicht ſo kurz abfertigen konnte. — Meiner Schweſter, antwortete das Beſenmannli. — Wer war ſie und wo wurde ſie begraben? frug die Dame weiter. — Das Beſenmannli antwortete kurz aber wahr, da rief die Frau Schultheißin plötzlich aus: Aber mein Gott! was? ſeid ihr der Bruder von der Köchin, die ſo großes Aufſehen machte, weil es nach dem Tode des Herrn ſich herausgeſtellt, daß ſie ſeine Frau geweſen und ihn alſo erbe und die dann darauf plötzlich ſtarb? — Gerade der bin ich, antwortete Hansli trocken. — Aber du meine Güte! rief die Frau Schultheißin und ſchlug die Hände zuſammen: 50,000 Thaler geerbt zum Wenigſten, und jetzt noch mit Beſen im Lande herumfahren! — Warum nicht, antwortete Hansli, habe das Geld noch nicht, und wegen der Taube auf dem Dache laſſe ich den Spatz in der Hand nicht fahren. — Taube auf dem Dache! rief unwillig Frau

Schultheißin. Erst diesen Morgen haben ich und der Herr Schultheiß mit einander darüber geredet, und der sagte, d'Sach sei richtig, das Vermögen müsse dem Bruder zufallen. — He nun, desto besser, antwortete Hansli. Aber was ich fragen wollte: soll ich über acht Tage Besen bringen, oder über vierzehn? — Ach bah Bese! rief die Frau Schultheißin, kommt herein; ich möchte sehen, was mein Herr für Augen macht. — Ich wär pressirt, antwortete Hansli, ich habe weit heim, und die Tage sind kurz. Kurz oder nicht kurz, kommt, befahl die Herrin, und Hansli mußte gehorchen, versteht sich. — Sie führte ihn nicht in die Küche, sondern in's Eßzimmer, befahl der Gattung oder Fanchette oder wie die Kammermagd hieß, dem Herrn zu sagen, das Besenmannli sei da, und eine Flasche Wein zu bringen, und hieß das Mannli sitzen, wie auch das Mannli protestirte, er habe nicht Zeit und müsse weiter. Der Herr war da im Augenblick, setzte sich, schenkte sich auch Wein ein, machte Gesundheit, wünschte Glück, und Hansli mußte erzählen, wie er dazu gekommen. Er machte es kurz. Er könne nicht viel sagen, erzählte er. Bald, als die Schwester vom Herrn gewesen (konfirmirt worden), sei sie fortgegangen, um Arbeit aus. So sei sie von Platz zu Platz gekommen und stark gefördert worden mit Schein. Um sie daheim habe sie sich nie viel gekümmert, sei in der Zeit bloß zwei Mal heim gewesen und seit der Mutter Tode nie. Er habe sie wohl in Bern angetroffen, aber nie habe sie ihn heißen in's Haus kommen, wo sie gedient, nichts als den Gruß befohlen an Weib und Kinder und wohl gesagt, sie komme nächstens, aber es sei nie geschehen. Freilich sei sie nicht viel in Bern gewesen, sondern habe viel in Schlössern auf dem Lande herum gedient, sei auch im Welschland gewesen, wie er vernommen. Sie habe ein unruhig Blut gehabt und einen wunderlichen Kopf, und die blieben nie lange an einem Orte. Darneben war sie b'sunderbar treu und fromm, man konnte

ihr unbeſorgt anvertrauen was man wollte. Vor Kurzem ſei die Rede gegangen, ſeine Schweſter habe einen alten reichen Herrn geheirathet, der es den Verwandten zum Trotz gethan, weil ſie ihn ſchwer erzürnt, aber er habe der Sache nicht viel Glauben gegeben und ihr nicht nachgedacht. Da habe er plötzlich Beſcheid bekommen, er ſolle alsbald zu ſeiner Schweſter gehen, wenn er ſie noch lebendig antreffen wolle, ſie wohne im Murtenbiet; das habe er gethan und ſei noch früh genug gekommen, um ſie ſterben zu ſehen, aber viel habe er mit ihr nicht mehr reden können. Als ſie beerdigt geweſen, ſei er wieder hergekommen, es habe ihm preſſirt; ſeit er hauſe, habe er nie ſo viel Zeit verſäumt. Du mein Gott, ſagte die Frau Schultheiß, verſäumt, wenn man dabei 50,000 Thaler erbt? und wollet ihr denn bei einem ſolchen Vermögen fortfahren Beſen machen und damit hauſiren? He, das iſt ſo, Frau Schultheißin, ſagte Hansli. Ich traue der Sache nicht recht, es dünkt mich, es hätte keine Gattig (Art), daß ich ſo viel erben ſollte. Daneben ſagt man mir, es könne nicht fehlen, und wenn die Zeit um ſei, werde ich es frei und frank in die Hände bekommen. Nun, ſei das wie es wolle, ſo fahre ich einſtweilen im Alten fort. Wenn es fehlen ſollte, müßten die Leute nicht lachen: der hat ſchon gemeint, er ſei ein Herr und kann ſchön wieder an ſeinem Karren ziehen! Habe ich einmal das Geld, werde ich es mit den Beſen wohl laſſen, obgleich es mich reut und mir nicht erleidet iſt. Aber die Leute würden doch reden und ein Geſpött haben, wenn ich es thäte, und das mag ich auch nicht. Bauer ſein iſt auch eine ſchöne Sache, und wenn man Geld hat, wird ſchon ein Hof zu kaufen ſein. Ich habe Gottlob ein Häuschen und Land faſt für zwei Kühe, und bei meinem Fahren habe ich manchmal gedacht: wäre ich nicht das Beſenmannli, ſo möchte ich Bauer ſein, und vielleicht brächte ich es z'weg, ſo einen mindern Hof zu kaufen, wo für alle meine Kinder zu arbeiten und zu eſſen genug wäre, feſt kann man dann ſitzen. — Aber

ist das Vermögen in saubern Händen? können da keine Gefährde getrieben werden? frug der Herr Schultheiß. — Ich glaube, es sei sicher, sagte Hansli. Ich habe die, welche am meisten dran machen können, probirt. Ich habe ihnen Geld angeboten, wenn sie machten, daß ich zum Erben komme. Da haben sie gescholten und gesagt: G'hörs mir, werde ich es erhalten, g'hörs mir nit, mache man da nichts mit Geld, für die Kosten werde man mir seiner Zeit die Rechnung machen. Da sah ich, daß die Sache am rechten Orte ist, und mag jetzt wohl warten, bis die Zeit um ist. — Nein aber, sagte die Frau Schultheißin, das ist mir unbegreiflich, das ist mir eine Kaltblütigkeit, die in Israel selten gefunden wird, die mich aus der Haut triebe, wenn ich eure Frau wäre. — Die thut es nicht, sagte Hansli, bis sie Jemand brichtet, wie sie wieder hinein könnte. — Diese Kaltblütigkeit und das Fortfahren mit den Besen versöhnte viele Leute mit dem sonst so gerne beneideten sogenannten Glücklichen, während Andere es als Beschränktheit und Dummheit verhöhnten. Einige meinten, Hansli sei dumm, und wer gescheut sei, könne da was zu fischen kriegen. Sie liefen ihn an, suchten ihm Angst zu machen und hinten drein mit dem Anerbieten ihrer Hülfe zu trösten. Andere wollten das Erbe ihm abkaufen, er kriege es doch nicht, sagten sie. Es gebe da Prozesse, deren Ausgang er nie erlebe, wo da Geld nehmen, um sie zu speisen? He, sagte Hansli, es sei Alles ungewiß auf der Welt, einstweilen wolle er sich noch besinnen, es sei dann noch frühe genug zuzusehen, wenn die Sache sich stecken sollte.

Die Sache steckte sich aber nicht. Zur gesetzten Zeit erhielt er Bericht, er solle auf Bern kommen; d'Sach sei im Reinen.

Als er als ein reicher Mann heim kam, weinte seine Frau gar mörderlich und himmelschreiend. Er mußte mehrmal fragen: Was hats gegeben, ist ein Unglück geschehen? —

Jetzt, sagte endlich die Frau, die, je seltener sie weinte, um so schwerer zu sich selber kam, jetzt wirst mich verachten, da du so reich bist, und denken, hättest nur eine Andere. Ich that, was mir möglich war, aber jetzt bin ich nichts mehr, ein alter Kratten. O wenn ich nur schon unter der Erde wäre! — Da setzte sich Hansli auf den Vorstuhl und sagte: Hör, Frau, du weißt, fast dreißig Jahre haben wir gehaushaltet im Frieden, was das Eine wollte, wollte das Andere auch. Geprügelt habe ich dich nie, ja die bösen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt. Jetzt, Frau, fang mir nicht an wüst zu thun und ein Neues anzufangen, es soll zwischen uns beim Alten bleiben. Das Erb kommt nicht von mir, es kommt nicht von dir, es kommt von Gott für uns Beide und für unsere Kinder. Das kann ich dir sagen, und das soll fest sein wie ein Wort aus der Bibel, daß, so bald du mir noch ein Mal davon anfängst, mit Heulen und ohne Heulen, so prügle ich dich mit einem neuen Seil, daß man dich am Bodensee kann schreien hören. Dabei bleibts, jetzt mach was du willst!

Das lautete sehr bestimmt, bestimmter als der Briefwechsel zwischen Preußen und Oesterreich. Die Frau wußte woran sie war, sie kannte Hansli, sie wärmte dieses Lied nicht mehr auf, es blieb unter ihnen beim Alten. Sie zogen einträchtig am Karren und der Karren blieb ganz leicht.

Hansli kaufte alsbald einen großen Hof, damit er für seine Kinder zu arbeiten und zu essen hätte. Aber ehe er als Besenmannli abtrat, machte er ein schön Stücklein, allen seinen Kunden brachte er ein Dutzend Besen als Geschenk ins Haus. Er sagte nachher oft und gewöhnlich mit Wasser in den Augen, das sei der Tag, den er am wenigsten vergessen könne, er hätte nie geglaubt, daß er den Leuten so lieb sei. Er behielt als Bauer den gleichen Fleiß und die gleiche Einfachheit, betete und arbeitete wie vorher und doch wußte er zwischen Bauer und Besenbinder den

Unterschied zu machen, daß der Erste zu geben, der Andere zu nehmen hatte, that beides gleich unbeschwert. Er hatte längst gewußt, was einem Bauernhause wohl anstehe, das vergaß er nicht und führte es jetzt in seinem Hause aus. Was er gerne gehabt für sich, das that er auch an Andern. Das gleiche Maß hielt er mit den Kindern, das war wohl der schwerste Punkt. Er wußte wohl, daß er sie jetzt etwas besser kleiden mußte als des Besenbinders Kinder, aber den rechten Grad darin zu treffen, war nicht ganz leicht, nicht leicht war es, die Kinder zu befriedigen und es dem Publikum zu treffen, daß es nicht schrie über das Zuwenig oder das Zuviel. Hansli traf es nicht übel, und seine Frau stimmte ihm bei. Sie kleideten ihre Kinder dauerhaft und stattlich, meist in selbstgemachtes Zeug, aber er duldete nichts Auffallendes, in die Augen Schreiendes an ihnen. Er sagte ihnen oft: Kinder, thut nicht groß, macht nie den Narren, sei es mit was es wolle. Sobald Eins von euch die Leute ärgert, sei es mit diesem oder jenem, so zählt darauf, ihr müßt von allen Seiten hören: das mag wohl, es ist ja des Besenbinders Kind, der zöge noch am Karren, wenn er nicht geerbt. Es wäre noch Mancher reich, wenn er es erben könnte, das ist keine Kunst. Ich schäme mich mein Lebtag dessen nicht, es kann mir Besenbinder sagen, wer will, aber ich bin auch nicht hochmüthig; werdet ihr es aber, so werdet ihr euch des Vaters und der Mutter schämen, und die Leute werden euch den Besenbinder vorhalten euer Leben lang. Darauf zählt!

Die Kinder glaubten daran und thaten darnach. Indessen wollen wir nicht sagen, daß Eltern und Kinder alle Färbung ihrer frühern Lebensweise hätten abstreifen können und immer ganz fest und sicher auf dem neuen Boden umhergeschritten wären, das ist wohl unmöglich, und es braucht Generationen, um in einen neuen Stand hinein zu leben, und je ängstlicher man es will, je verlegner man thut, was

jedoch bei unſerm Beſenbinder nicht der Fall war, deſto weniger gelingt es.

Der liebe Gott ließ ſie lange leben, er gab ihnen noch die Freude, zu ſehen, wie brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren, und brave Söhnisweiber die Eltern um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten, und wenn ſie noch jetzt auf Erden wären, ſo würden ſie ſehen, wie die Familie Wurzel geſchlagen, blüht und Früchte trägt unter den Ehrbaren des Landes, denn ſie bewahrt noch jetzt die wahren Lebenskeime der Familie: Fleiß und Frömmigkeit, ein währſchaft kernhaft Weſen, das nicht alle Tage ein anderes wird, je nachdem der Wind geht und die Umſtände wechſeln.

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Deſſau

Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Vierter Band.

Berlin, 1853.

Verlag von Julius Springer.

jedoch bei unſerm Beſenbinder nicht der Fall war, deſto weniger gelingt es.

Der liebe Gott ließ ſie lange leben, er gab ihnen noch die Freude, zu ſehen, wie brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren, und brave Söhnisweiber die Eltern um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten, und wenn ſie noch jetzt auf Erden wären, ſo würden ſie ſehen, wie die Familie Wurzel geſchlagen, blüht und Früchte trägt unter den Ehrbaren des Landes, denn ſie bewahrt noch jetzt die wahren Lebenskeime der Familie: Fleiß und Frömmigkeit, ein währſchaft kernhaft Weſen, das nicht alle Tage ein anderes wird, je nachdem der Wind geht und die Umſtände wechſeln.

Druck von Moritz Katz (Gebrüder Katz) in Deſſau

Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Vierter Band.

Berlin, 1853.

Verlag von Julius Springer.

Inhalt

des vierten Bandes.

	Seite.
Der Ball	1
Der Sonntag des Großvaters	91
Der große Kongreß auf dem Kasinoplatz in Bern	138
Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht	169
Riggi Ju	197
Barthli der Korber	217
Wie ein Wälsch Wein verkauft	299
Ein Bild aus dem Uebergang 1789	309

Chapter

Red Riding Hood

Page
1

Der Ball.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen Jahrgang 1853.)

Es war einmal ein Mann, der war Vater und ſogar Rathsherr, war mit ſechs Kindern geſegnet und namentlich mit einem Sohne, den man Jacot nannte. Auf dieſen hatte er gehofft, er ſolle ſein Nachfolger ſein in Ehr und Aemtern, ſeine rechte Hand in Familie und Haushalt, und aus dem allen wollte es nichts werden. Jacot war ein herzguter Burſche, aber über ſeiner Wiege hatte die Sonne nicht geſchienen; er war unbehülflich, hatte immer Unglück; was er anfing lief ihm krumm. Er hatte ein Pöſtlein, aber ein ſehr mageres, es erhielt ihn dürftig beim Ordinäri; gabs aber leicht etwas extra, mußte der Vater an Tanz, und Väter haben eine ſehr große Aehnlichkeit mit den Kühen, bei denen nichts ſchmerzlicher iſt, als wenn man immer noch rupft und milcht, und iſt längſt keine Milch mehr im Euter, kein Geld mehr im Sack. Herrn Gygampf plagte dieſes ſchmerzlich, er hatte ſeinen Jacot deßwegen an einen großen Schießet geſandt, wo er ſich mit Schießen und Reden einen Namen machen, mit hohen Eidgenoſſen bekannt werden könnte, wo ihm dann eine gute Anſtellung nicht fehlen konnte, hatte eine beträchtliche Handvoll Geld geſchwitzt und es war wieder All nichts. Jacot hatte nicht geredet, ſchlecht geſchoſſen, nicht einmal eine Nummer im Stich; und von den hohen Eidgenoſſen ſagte er, man habe ſie ihm gezeigt von Weitem und beinahe hätte er ſie gehört,

n, wie sie hie-
m gesagt, aber
acot stund vor
ein streng Ka-
du der gleiche
für eine Plage
? Wenn man
am Maul ab-
jedem Babi,
eist, den Staub
weiß Gott auch
Mühe geben und
hilft weiß Gott Alles
einem am Herzen, dafür kann
Natursache; man möchte sie versorgen,
wo in einem Spital sterben müßten, hätte
gern, obschon, wenn man gestorben ist, es auf
kommt, sei man in einem Spital gestorben oder in einem
da schreit Alles nach Geld, die Frau will Geld,
wollen Geld, der Anstand will Geld, die verfluchte
keit, was in der Mode ist, will Geld, Alles will
von Vorschlagen ist keine Rede, ein Quartal reicht
zum andern, und wenn das Jahr um ist und wie Heu-
schrecken obendrein noch die Contos kommen und die heillosen
Büchlein, möchte man manchmal aus der Haut fahren und
diese dem Schinder verkaufen. Vermögen sammeln kann man
bei den Lumpenbesoldungen also nicht, außer in den Canto-
nen, wo man schöne Gelegenheit hat, etwas nebenbei zu
machen; man muß suchen die Kinder gut zu placiren im
Staat oder mit Heirathen, aber da müssen sie selbst auch
Beine machen und nicht blos die Maulaffen. Und beim Hei-
rathen heißts auch immer wieder Geld, Geld. Der Haufe
muß zum Haufen, und unsereiner mag sein Gärnli aus-
werfen, wie er will, so fischet er nichts, kann allemal, wenn

er nachſteht, ſagen, aber nüt, aber nüt! Höchſtens ſteht er
nen alten abgemagerten, halbabgeſtandenen Hürlig, den man
ſelbſt erhalten ſollte. So kann ich dsLiſette und dsGritli
ben, ſie auf die Bälle ſchicken allemal in einem neuen
und hier und da tanzt Einer, der ein Pöſtlein will,
macht ſich zärtlich mit ſüßen Augen, und hat er das
ht er ſie nicht mehr mit dem Rücken an. Am Ende
entgelten, an allem ſchuld ſein, heulen mir
wären ſie elegant geweſen, hätten ſie wenig-
gt, wenn nicht Zwei die dummen Dinger,
Barthlome Moſt holt und was Trumpf
! Wenn ich nicht mehr da bin, haſt du ſie
Hals, kannſt da ſehen, wie machen und wie weit
kommt, wenn man nichts iſt, gar nichts als ein hölzer-
ner Stock. Vater, ſagte Jacot, dem dieſe Predigt durchs
Leder zu dringen begann, Vater, ihr ſeid ungerecht gegen
mich, ich thue was ich kann, bin immer zu rechter Zeit auf
dem Bureau, mache meine Arbeit fertig, ehe Andere dieſelbe
angefangen, muß daher doppelt ſo viel machen als Andere,
weil der Chef ſagt, ich mache ſie am beſten und werde damit
auch zu rechter Zeit fertig. Ich beſuche die Vorleſungen re-
gelmäßig, ſchreibe ſogar nach, ja repetire ſelbſt zuweilen, ich wills
im Examen mit Jedem probiren. Pah, Examen, Dummheiten!
ſchreit Herr Rathsherr Gygampf, mach daß du zu guter Ge-
ſinnung kommſt und dieſelbe an den Tag legen kannſt. Trage
die Standesfarbe Tag und Nacht, wo man ſie am weiteſten
ſehen kann; ſtelle dich dar als Trumpf, mit dem man ſtechen
kann, Könige, Königinnen und Aeſer ſoviel man will, opfere
dich dem Vaterland, trage nur, z. B. wo vaterländiſche Feuer
brennen, einige Reiswellen dazu, wirſt du deinen Weg hun-
dertmal beſſer machen, als wenn du alles wüßteſt, was in den
Büchern ſteht und die Andern alle nicht wiſſen.

Mach jetzt, was du willſt, entweder thue wie ich dir
ſage, oder ſuche eine reiche Frau; aber das ſollſt wiſſen, daß

ich dir nicht mehr mit Geld nachhelfen kann oder will. Jacot ſtand da wie die Butter an der Sonne, und als er wieder was ſagen wollte, war der Vater fort. Es wurde ihm ganz elend im Gemüthe, er fiel in ſehr bedenkliche Gedanken. Er dachte, wenn ihm bis dahin nichts geholfen, was noch ſein könnte, was ihm helfen könnte, und wenn nichts ſei, was dann? Endlich ſchien ſein Geſicht ſich aufzuheitern; es war ihm nämlich etwas eingefallen. In einem der vielen eidgenöſſiſchen Feldzüge in den vierziger Jahren, in welchem wiſſen wir nicht, hatte er als Unterlieutenant ſeinen Muth ebenfalls im Lande herumgetragen und war einige Zeit in einem Quartier gelegen, wo zwei Töchter waren, ein Sohn und zwei lebende Eltern, wie man zu ſagen pflegt. Die Leute waren ſehr reich, aber ſo recht bäueriſch, wie man ſie ſelten mehr ſieht, waren ſehr mißtrauiſch und ſehr ſtolz, aber eigentlich mehr innerlich als äußerlich, denn Stolz und Reichthum hätte man von weitem nicht hinter ihnen geſucht. Nur wenn ihnen Jemand zu nahe auf den Leib rückte, gaben ſie zu verſtehen, ſie ſeien dann noch wo daheim, zählten ſich nicht zu allen Leuten, und könnten es machen ohne irgend wen, und ob höflich oder nicht höflich, ſei ihnen ganz gleichgültig, ſie thäten, wie es ſich ihnen ſchicke, hätten nicht viel auf dem Federleſis machen, könnten es ohne das. Sie arbeiteten wie Pferde und Vergnügen kannten ſie weiter keine als zuweilen z'Markt gehen, und an den üblichen Tagen brav küchela und Fleiſch kochen, daß Jeder ſich zweimal mehr als ſatt eſſen konnte und noch übrig blieb, oft mehr als gegeſſen wurde, faſt ſo viel als jener Witfrau, die an einer Aufrichti kochte, nicht nur daß 200 Perſonen mehr als ſatt wurden, die Meiſten heimtrugen ſondern endlich nach vier Wochen die Arbeitsleute alle ſammt fortliefen, weil die Reſte noch kein Ende nehmen wollten und nicht mehr recht appetitlich waren. Dabei waren ſie nicht zänkiſch aber ebenſo wenig freundlich, es war als wenn über ihrem Hauſe immer ein umwölkter Himmel ſei, die Sonne

nie ſcheine. Mit Leſen gaben ſie ſich nicht ab, außer an einem Sonntag, wo Betbücher zur Hand genommen und in der Bibel geleſen wurde. Wiſſentlich und abſichtlich thaten ſie nichts Böſes, aber ſie forſchten nicht ſonderlich nach, was böſe ſei, und hielten gar Manches nicht für ſchlimm, weil es ihnen kommod war und von Jugend auf angewöhnt, und es paßte doch zur rechten Frömmigkeit wie eine Fauſt auf das Auge. In ihr Haus war noch keine Zeitung gekommen und wer ſich darüber verwunderte, den ließen ſie es merken, daß ſie Zeitungen für eigene Werke des Teufels hielten, und die, welche an den Zeitungen Freude hatten, für leibhaftige Kinder des Teufels.

Sie waren wohlthätig, aber nach ihrer Weiſe, und wollten ſelbſt die gütigen Geber ſein. Wer für ſogenannte wohlthätige Zwecke ſammelte, kriegte nie einen Kreuzer, konnte froh ſein, wenn er vom Ringgi nicht beläſtigt wurde. Man könne nie wiſſen, wer die Sache am Ende bekäme, es ſei nicht alles ſufer in der Welt, und wenn ſolche Stürmine recht Lüt wären, ſo hätten ſie nicht Zeit, für Andere im Lande herumzufahren, ſondern genug zu thun, zu ſich ſelbſt zu ſehen.

Bei dieſen Leuten war unſer Jacot einquartirt geweſen längere Zeit und war wohl für die Leute geweſen. Jacot war gutmüthig, beläſtigte nicht, bramarbaſirte nicht, wußte in langen Abenden kurzweilig zu erzählen, ging ſogar in die Kirche, ohne daß er expreß hinein kommandirt war.

Mit dem Sohne ſtand er auf gutem Fuße und mit den Mädchen auf noch beſſerm, beſonders mit Trineli, welches die feinere Art hatte als Stini (Chriſtine) die jüngere, welche die größte Freude und volles Genügen hatte, wenn die Schweine wuchſen, zum Mäſten ſich gut anließen, die Kühe viel Milch gaben und das Heu melchig wurde, während Trineli etwas an Weltſchmerz litt; Europamüde und lebensſatt war es zwar noch nicht, aber es klagte ſehr, wie ſie keine Freude hätten, nirgends hin kämen, ganz verſauern müßten. Werchen

allem Ernſte. Nicht daß es an einen frevlen Tod dachte, bewahre, aber es ſagte ſich, es glaube, es habe die Auszehrung, es ſei ihm ſeit einiger Zeit ſo ſchwer im Gemüth und in den Beinen und habe an nichts in der Welt mehr Freude, und darum ſei ihm das Sterben recht. Was es doch auch auf der Welt für gut Sach hätte? Eſſen und Trinken genug, ja wohl, aber keine Freude. Einen Tag wie den andern am Angſtkarren der Haushaltung ziehen, faſt mehr als man möge, und nicht etwa wegen der Nothdurft, ſondern wegen dem Ueberfluß, daß man noch alle Tage noch mehr z'viel hätte. Vater und Mutter hätten daran ihre Freude, es gönne ſie ihnen wohl, aber warum auch es daran ſeine einzige Freude haben ſolle, das dünke ihns ſtrengs. Es arbeite recht gerne, aber unnöthig Hund ſein, ſelb nit. Warum da jetzt Tage hintereinander Rüben abhauen, wo man es in der halben Zeit machen könnte, wenn man armen Kindern einige Batzen für z'helfen geben würde. Die thäten es nicht nur gern, ſondern wünſchten noch Gottes Glück und Segen dazu. Aber das müſſe nicht ſein, weil Großvater und Großmutter es auch nicht gemacht, und ſich im Grab umdrehen würden, wenn nicht Alle im Herbſt halb erfrieren und die Geſundheit verderben würden, wie ſie es auch gethan. Ein Bettlerkind hätte es beſſer. Komme eins vor die Thüre und begehre ſich zu wärmen, ſo laſſe man es in die Stube und einen ganzen Tag auf dem Ofen, bis es Wärme genug habe. Und gehe es zweimal hinein im halben Tag, ſo ſage die Mutter: biſt ſchon wieder da, du magſt doch weiß Gott nichts erleiden, und der Vater ſage: wenn es länger währte, ſo wollte ich dir einen expreſſen Ofen im Tenn machen laſſen. So trüb ſah es in Trineli's Seele aus, und wollte es Stini klagen, ſo lachte daſſelbe es aus und ſagte, es ſei ein Zipperyuli und möge nichts ertragen. Was es doch für eine Arbeit wolle, die ringer gebe als dieſe? Hocken könne man ja dabei und wie viel man abhaue, zähle Niemand nach. Was wottſch beſſers, he? Bei der Ausſicht auf ſolchen Troſt klagt

man lieber nicht und seufzet eben blos. Als es am besten daran war, sah man von weitem den Polizeier kommen. So ein Polizeier, wenn er sein Handwerk versteht, ist ein wichtiger Mann, und, namentlich auf abgelegenen Höfen, ein wahrer Weibertrost. Er weiß zu berichten, was man begehrt, verrichtet alles, was man will, giebt Allen recht und besonders den Weibern, wenn der Mann nicht daheim ist und sie über die Männer klagen, er macht für die Mutter den Spion, für die Tochter den Botschafter, rühmt seine Heldenthaten gegen die Bettler, versichert, sie vollständig bettelfrei machen zu wollen.

Er hütet sich aber wohl, einen Bettler anzurühren, ja er ist im Stande, wenn er einen von weitem sieht, einen andern Weg einzuschlagen oder wenigstens hinter einen Baum oder Hag zu stehen, um ihn nicht sehen zu müssen; er weiß aber wohl warum. Es geht den Gemeinden zuweilen wie den Bettlern. Wenn diesen nämlich die Läuse gar zu lästig und üppig werden, so setzen sie sich an einem schönen Nachmittag an die Sonne und beginnen einen Läuselesel und verschaffen sich für einige Zeit einige Erleichterung. So machen es zuweilen auch die Gemeinden, wenn sie vor Bettlern und Vagabonden fast nicht mehr Platz haben vor ihren Häusern. Sie geben scharfe Befehle an ihre Polizeier, bei Verlust ihrer Stellen, sich hinter die Bettler herzumachen, Bettlerlesel zu halten und bettelfrei die Gemeinde zu machen. Nun müssen die Polizeier doch ein Zeichen thun, wenn sie bei ihrem wichtigen Amte bleiben wollen, müssen einige Personen mit großem Lärm aufgreifen und mit vielem Bombast aus der Gemeinde führen, alles im Troste, daß nach 14 Tagen das Gebot veraltet, kurz alles im Alten sein werde. So kam einmal ein solches Bettlerfieber zwei aneinander stoßende Gemeinden an, und die Polizeier kriegten Instruktionen bei Hängen und Köpfen. Es war den Mannlene zwider, aber Muß ist über Suppe. An einem schönen Morgen griff der

Polizeier von Körbliwyl eine Frau auf, that als ob er ſie freſſen wollte und führte ſie ihrer Heimath Salbinigen zu. Die Frau ſtarb nicht am Schrecken, ſondern wartete ihm auf dem Wege mit Redensarten auf, daß er dachte, o hätt' ich ſie nicht, o hätt' ich ſie nicht, ſo kann ich es ausfreſſen, was die Manne einbrocken. Als er gegen das Brücklein kam, welches die Grenze zwiſchen Körbliwyl und Salbinigen ausmacht, ſah er von der andern Seite her den Polizeier von Salbinigen kommen und der eskortirte ebenfalls eine Frau. He, dachte er, das trifft ſich, da können wir tauſchen, ich komme der Täſche los und kann es kürzer abthun. Wahrſcheinlich dachte der von Salbinigen das Nämliche. Als der von Körbliwyl näher kam, dachte er: was hat der Andere für Eine, ſie kommt mir ganz bekannt vor, die ſollte ich kennen, wohl der will ich! Akurat das Gleiche dachte der Andere über des Körbliwylers Frau. Aber kurios wars, je näher ſie ſich kamen, preſſirten ſie immer weniger; ſonſt macht der Gwunder ſchnelle Beine, aber es verging ihnen, je länger, je mehr der Gwunder, und wenn ſie jüngere Beine gehabt, ſie hätten rechtsum gemacht, ehe ſie an der Grenze zuſammengetroffen. Da hab' ich dir Eine, ſagte der Körbliwyler zu dem Salbiniger, das iſt e Rechti, kennſt ſie? Warum ſollt' ich nit, ſagte der Salbiniger kleinlaut. Da haſt aber auch Eine, und die iſt dem Teufel ab dem Karren gefallen, kennſt ſie? Nur z'gut, ſagte der Salbiniger. Wie heißt ſie? frug der Andere. He, es iſt meine Frau, antwortete der Salbiniger, und deine wie heißt die? Es iſt auch meine, antwortete der Körbliwyler.

So, das chunt ſufer uſe, ſagte der Salbiniger zu dem Körbliwyler, du Meine und ich Deine, wem ſollen wir ſie jetzt bringen? Verſtummt ſahen ſie einander an und ſtunden da, wie Butter an der Sonne. Aber nicht lange, denn nun ging das Mundſtück den Weibern los, faſt wie eine verdeckte Batterie auf unvorſichtige Baskiren oder Koſaken.

Das feuerte, als ob ſie es lange vorher abgeredet, aufs Tempo, die Polizeihelden verſtummeten ganz und erſt als Kinder und Weiber herbeiliefen, um ſich gratis zu ergötzen, ging ihnen das Maul wieder auf und der tuſig Gottswillen hielten ſie den Weibern an, ſie ſollten ſchweigen, an ihre Kinder denken und heimgehen. Ja du, krachte es wie aus einem Munde, du Pudel und Saufhund, denke du zuerſt daran und gieb d'sExempel. Wart du, ich will dir auch den Marſch machen, nicht acht Tage gehts, ſo will ich dich auch auf dieſes Brücklein führen bei den Ohren, wenn du ſtatt zu polizeiern bei deiner Brenle hockeſt und ſäufſt und ſpielſt und Bettelmenſcher gaſtfrei hältſt, und dann will ich mit dir zu wem du willſt, nur zum Schinder nicht, ſonſt müßte ich am Ende noch die Koſten zahlen und was gilts, die Andere bringt ihren, wo der Mann ſein ſollte, auch daher. Kein Haar beſſer als der Meine iſt er, und wiſſen wird ſie auch, mit welcher Täſche er ſein Geld verbraucht, ſonſt kann ich es ihr ſagen, dann wollen wir abrathen, zu wem wir ſie führen wollen, und nicht fragen, zu wem ſie begehren. So gings fort und je mehr Leute kamen, deſto lauter ſchrien ſie und machten die Polizeimänner ganz zu Staub und Aſche. Sie thaten es in vollem Bewußtſein, daß ſie dem ganzen Publikum Autoritäten ſein müßten in dieſem Fache und im Intereſſe aller Bettlerorden, denn vor dieſen zwei Helden waren eine gute Weile alle Bettlerweiber und andere Bettler vollſtändig ſicher. Ob der anrückende Polizeimann einer von den beiden war, welche von ihrem Weibe ſo zuſammengedonnert wurden, wiſſen wir nicht, aber er hätte es ganz gut ſein können, er und ſeine Frau. Derſelbe war auch Briefträger, was aber in dieſer Gegend wenig oder keine Bedeutung für ſeine Perſon hatte, denn ein Brief war in dieſen Landen ein rarer Vogel, und brachte er Einen, der nicht frankirt war, kriegte er Verdruß wegem Porto, und war einer ſogar mit Nachnahme behaftet, da konnte er Vorſicht brau-

chen und zusehen, daß er nicht die ganze Pastete auf dem Hals behielt. Der war Trineli ein großer Tröster, war ihm wie ein Stern einem Schiffer, der demselben den Weg zum Hafen zeigt. Denn wenn der Polizeier kam, konnten die Mädchen, wenn nicht dringliche Arbeit draußen war, ohne Anstand in die Stube. Denn daß, wenn der Polizeier da war, die Meitschi der Gwunder treibe und der Gwunder eine Berechtigung habe, darüber hatte die Mutter keine Zweifel, sondern war vollständig einverstanden. Gravitätisch kam der Mann daher, wurde von weitem von Stini angerufen: lebst du auch noch, hab' gemeint du seiest gestorben und e Kindlifresser worde! Wenn selb' wär, antwortete der Polizeier, so hätte ich gleich bei dir angefangen, ich glaub' das schlechtest Fleisch hättest nicht, nit ds zärtest aber küstigs. Bidank mih, sagte Stini, bigehre emel einist noh nit so vo me ne alte Polizeier gfresse zwerde. Lieber de vo mene Junge, antwortete der Polizeier? Allweg, sagte Stini, wenn's gfresse sein muß, vo wege ein Junger hätte bessere Zähne, machte g'schwinder. Es weiß kein Mensch, wie lange du mit deinen Storzen machen würdest, käulst ja an einem Brodraubst vom Neu bis zum Wedel. Der Polizeier, der fühlen mochte, daß hier sein Mundstück so wenig ausreiche, als Jenen die ihren gegen die Weiber, wandte den Discurs und frug: Wo habt ihr den Bruder, hätt' einen Brief für ihn? Was, einen Brief, woher, von wem, gieb her, zeig' ihn, scholl es wie aus einem Munde. Ein Brief bei ihnen war eine seltene Sache, und daß gar der Bruder welche bekam, unerhört. Aufgebote erhielt er wohl zuweilen, aber Briefe, wer sollte ihm welche schreiben. Gravitätisch zog der Polizeier seine Brieftasche aus einem seiner hintern Klopfer, sperrte sie auseinander, blättert langsam drin herum, daß die Mädchen ungeduldig aufsprangen, ihm wollten suchen helfen, bis die Brieftasche ihm aus den Händen fiel und der ganze Inhalt unter Kraut und Rüben kam. Ihr dillers Meitschen, daß

ihr doch nicht warten könnt! Ihr könnt jetzt zuſammenleſen, mein altes Kreuz mag das Bücken nicht ertragen, aber ume hübſchli, ume hübſchli, vo wege er koſtet e Batze, und ich muß machen, daß ich ihn kann wiedergeben, wenn er ihn etwa nicht wollte. Wenn er verſalbet iſt, nimmt der Poſthalter mir ihn nicht wieder ab, von wege das iſt e Kurioſe. Die Mädchen ſchoſſen in den Papieren herum, lagen auf den Knieen, wollten leſen, was auf den Briefen ſtand, brachten es ſelten weiter als bis zum Buchſtabiren, konnten mit der neumodiſchen Gſchrift gar nichts machen, riſſen einander die Papiere aus den Händen, weil jede glaubte, ſie könne es beſſer als die Andere. Dem Polizeier ward himmelangſt. Nit, nit, rief er in einem fort, laßt mich machen, ihr verderbt mir ja alles, warf ſich endlich auch auf die Knie, ſuchte zu retten, ſo viel möglich, ſchrie mit den Mädchen, ſie mit ihm, bis es endlich unter dem Tennsthore dunkel ward, weil unter demſelben ſtund die kleine dicke Haſelbäurin, haſtig fragend: was Tüfels gibts? Sie hatte den Polizeier auch geſehen und ordentlich heiter war es ihr ins Geſicht gefahren, aber da er ſo lange ausblieb, ſprengte ſie die Ungeduld vor die Thüre, um zu erkunden, bei welchem Babi er ſtehe, oder in welchem Loch er ſtecke. Vor der Thüre hörte ſie mit großem Zorn den Lärm im Tenn und kam daher wie ein Pulverfaß, im Stande, die ganze Scheune ſammt der Mannſchaft in die Luft zu ſprengen. Als ſie Alle auf den Knieen ſah, ſogar den Polizeier, und der Ruf ertönte: Mutter, e Brief, Bäni Bendicht hat einen Brief, er ſeyt dr vo, er ſöll' e Batze koſte, ja und da leerten ſie mir die Taſche aus und hurſchen mir alles durcheinander, da kam die Neugierde über den Zorn, ſie ſchalt ein wenig wegem Ungattig thun, frug aber um ſo eifriger, wo iſt er, wo habt ihr ihn? Endlich ward der Rechte gefunden, in die Stube gezogen, nach dem Bäni gerufen. Der wollte lange nicht kommen. Was ihn der Brief angehe, ſagte er, es hätte ihm Niemand

zu ſchreiben. Man könne nicht wiſſen, es könnte was darin ſein. Akurat das Gleiche ſagte im Sonderbundsfeldzuge ein Dragoner-Offizier. Es marſchirte eine Colonne gegen Luzern, vorauf an der Spitze eine Abtheilung Dragoner. Plötzlich ſtockt die Colonne, will gar nicht mehr ab Platz. Ein Major ſprengt vor, kommt zu den Dragonern, findet ſie halten ein Paar hundert Schritte vor einem Wäldchen, durch welches die Straße führt. Z'Donner, Herr Leutenant, was ſolls, warum rücket ihr nicht vor, brüllt der zornige Major. Verzeiht, Herr Major, antwortete der Lieutenant, es könnt' öpper drinne ſy. Gerade ſo hatte es Bäni, er fürchtete, es könnte öppis drinne ſy. Es wäre ihm doch zwider, den Brief zurückzunehmen, ſagte der Polizeier, er ſey gſchmuslet, er zwyfli, daß der Poſthalter ihn wiedernehme und ein Batzen ſei ſchon Geld für ihn. Es wär' doch auch nicht recht, ſagte Trineli, wenn er unſeretwegen in Schaden käme, thu' du ihn auf, Bäni, und zahl' dr Batze. Mach' es nit, ſagte er, ha den Brief nicht verſchmuslet, wer's g'macht hat, ſoll's zahle. Du meinſt nur, rief Stini, welches der Gwunder am meiſten plagte, es ſchreibe dir Eine, ſie hätte dich nöthig und macht dir e B'ſtellig und das ſoll Niemand wiſſen, wenn's nur dr Batzen wäre, würdeſt du wohl auf machen. He, wenn dich Wunder nimmt, ſo zahle du den Batzen und mach' ihn auf. Giebſt einen halben Batzen, ſagte Stini zu Trineli, ſo gebe ich den andern, und dann iſt er unſer. Was gilt's, er iſt einen Batzen werth. Trineli willigte mit Freuden ein, die beiden Halbbatzen wurden zuſammengeſucht, da keine für die andere einen ganzen geben wollte und endlich der Brief behändigt und aufgemacht. Die ganze Haushaltung ſtund eng gedrängt d'rum herum und guckte drein, der Polizeier ausgenommen, der behaglich an ſeinem Schnapſe ſaß. Theurer Freund, konnte endlich Trineli, welches die gelehrteſten Anlagen hatte, leſen. Wie thür wohl? gloſſirte Stini; wenn Einer kein Kreuzer werth iſt, ſo iſt öppis z'viel. Nun

waren ſie aber auch mit ihrem Latein zu Ende, es war ihnen alles ganz, aus dem ſie nichts machen konnten, denn es war wieder neumodiſche Gſchrift. Endlich brachten ſie von der Unterſchrift das Wort Gygampf und endlich Leutenant heraus, und endlich dämmerte es ihnen, und endlich rief Trineli: ei das iſt ja der Leutenant, wo bei uns einquartirt geweſen u ſo e ordliche gſi iſt und gſeit het, er well dr ſchrybe und mr ſo höhn worde ſy, daß ers nit tho het. Nun wollten Alle den Brief haben, ſehen, ob's wirklich von dem ſei und was drin ſei, beſonders Bäni, dem es ordentlich gewohlet zu haben ſchien. Er ſagte, er ſei an ihn geſtellt, die Schweſtern aber ſagten, ſie hätten ihn bezahlt, ſo daß ihm das Schickſal wieder nahe ſtand, das ihm ſchon einmal gedroht. Zum Glück konnte Bäni am allerwenigſten damit machen, denn er war noch in dem ſeligen Glauben erzogen, was er nicht könne, das vermöge er ums Geld durch Andere machen zu laſſen. Trineli kam wieder ans Brett, und mit Hülfe des Polizeiers, der als Briefträger in dieſem Fach Studien gemacht, brachte es heraus, daß der Brief wirklich von Jacot Gygampf ſei, der ſich noch einmal bedanke für alle erhaltenen Gutthaten, und wie er ſie Alle nie vergeſſen könne, und noch auf dem Todtbett ihrer werde gedenken müſſen, und die bei ihnen verlebten Tage nie werde vergeſſen können, denn es ſeien die glücklichſten ſeines Lebens geweſen. Es war ſo rührend, daß ſelbſt die Mutter und Bäni naſſe Augen bekamen, und der Polizeier ſagte, das iſt e Gſchichte, ich las viel Briefe, aber ein ſolcher kam mir noch nicht unter die Augen. Und ein Guter muß es ſein, er könnte ſonſt nicht ſo ſchreiben, es könnte es mancher Pfarrer nicht ſo, er würde ſonſt nicht ſo trocken predigen, daß man daran faſt erſtickt, wie an ſechswöchigem Krüſchbrot oder a nere ungſchmuzete Erdäpfelröſti. He, nun die Einen ſind ſo, die Andern anders, es wird halt o nit Alle gä ſy. Schließlich kam man noch darüber, daß er ver-

lange, ſie wieder zu ſehen und nicht erſt jenſeits änet dm Grabe, ſondern noch dießſeits auf dieſer Welt. Jetzt begann es der Mutter ſtark zu rinnen, man denke, wie es den Töchtern ging! Es ſei ihm, er habe von einer Parthie gehört, welche der Adel ihrer Gegend alle Winter hätte an einem beſtimmten Tage, wenn ihm recht, am alten Neujahr. Nun hätte er großen Muth und ſein Herz verlange ſehr darnach, derſelben beizuwohnen, wenn er wüßte, daß er ſeine theuern, ewig unvergeßlichen Bekannten dort antreffen würde. Wenn ſie auch noch an ihn dächten und wenn ſie Theil nähmen an dieſer Parthie, ſo ſollten ſie es ihm doch melden, und zugleich auch, wann das alte Neujahr ſei, ob vor dem Neujahr oder nach dem Neujahr, damit er ſich zu rechter Zeit einrichten könnte. Herr Jeſes, ſagte der Polizeier, es Rathsherre Sühnli und weiß nit, wann das alt Neujahr iſt. Es giebt doch dumm Lüt in den Städten, viel dümmer als auf dem Lande; wenn das Alt Neujahr iſt, weiß doch bei uns jedes Kind. Mit Schyn weiß dann der auch nicht, wenn der alt heilig Tag iſt, und iſt doch ſo e wichtige! Ja, man ſagt nicht umſonſt, ſie lernten in den höchſten Schulen am mindeſten und gar keine Religion, vo wege da ſeien nur Fremde angeſtellt mit langen Schnüze, und kämen die Meiſten aus Heidenländern, wo man Kinder freſſe und ander Lüt. All weg wüſt Uſläth ſys, ſagte der Polizeier, ih ha nere aſe g'ſeh. Endlich ſchloß der Brief mit ſo ſchönen Worten, daß es ſelbſt dem Polizeier übers Herz kam und er ſagte, nun es iſt zwar eine ſtrenge Sache, daß e Mönſch, und gar noch es Rathsherre Sühnli nit weiß, wenn das alte Neujahr iſt, aber ganz möge haben ſie ihn doch noch nicht, Religion hat der noch, er glaubt noch an etwas, das merkt man gut dem Schreiben an, und wenn der zu rechten Leuten käme, wohl, der ließe ſich berichten, der wäre noch auf den rechten Weg zu bringen.

Jacot hatte aber auch wirklich ſehr angewendet. Auf des Vaters Herzensergießungen hin war er innerlich ganz

zerſchlagen worden und hatte einen feſten Entſchluß gefaßt. Das müſſe jetzt ganz anders kommen, dem Vater wolle er zeigen, daß er nicht ein ſolcher Maulaff ſei, wie er meine, daß er für ſich ſelbſt zu ſorgen wiſſe. Trineli wolle er heirathen, ſeinen Poſten aufgeben, zur Frau aufs Land gehen und in der Landluft vergnügte Tage leben. Wenn er einmal eine reiche Frau habe, dann hätte man ihn gerne wieder in der Stadt, er wiſſe es wohl, und ein ſchöner Poſten könne ihm nicht fehlen, denn Leute mit Geld fehlten da und hätte man ſie doch ſo nöthig wie Milchküh, aber oha, dann wolle er auch nicht, dann habe er ſie auch nicht nöthig, dann wolle er ihnen ſagen, wo ihm wohl ſei, und wenn ſelbſt der Vater komme, wolle er ihm ſagen: Vater, du wollteſt ja ſelbſt, daß ich einmal zu mir ſehe und dir ab dem Hals komme, jetzt wirſt doch nichts dawider haben. Wenn es dann endlich doch ſein müßte, ſo wolle er ausleſen, wenigſtens ein tauſendkröniger Poſten müſſe es ſein, anders gehe er nicht. Darum hatte er mit dem Brief ſo angewendet, wie noch nie. Darum hatte er aber damit einen ſo tiefen Eindruck gemacht, ſo daß ſogar Niemand mehr daran dachte, daß er nicht wiſſe, ob das alt Neujahr vor oder nach dem Neujahr ſei. Den Mädchen ging damit eine Sonne auf. Von dieſer Parthie hatten ſie mit dem Leutenant wohl geſprochen, waren aber nie dran geweſen, die Eltern hatten es nicht thun wollen. Von ſelligem Zeug, ſagte der Bauer, hätte man ſeiner Zeit nichts gewußt und ſei doch wohl dabei geweſen, das ſei nüt anders als e Meitſchi Märit, und auf ſolchem hielten ſie nichts, die beſten Kühe kaufe man bekanntlich im Stall. Auf ſolchen Plätzen wolle Eins dr größer Narr ſein als ds Andre, und brächten nichts heim als dr Gring voll neue Sachen, und meinten, gleich müßten Schneider, Schuhmacher, Näherin, und dr Hung wiſſe, wer noch alles, zweg und alles machen, was ſie noch nicht hätten, und alles muß zwängt ſein, und hätten den Hals voll Plärens bis zletzt Nägeli

eingeschlagen sei, und sollte es ein ganzes Jahr gehen, und pläret sein müssen dreimal im Tag, Morgens, Abends und Nachts. Die Mutter redete ungefähr eben so, und machte besonders den Trumpf geltend, daß sie nie auf einem Tanzboden gewesen und doch einen Mann bekommen mit einem zahlten Hof und anders dazu, und sei doch nicht die Reichste gewesen, viel Reichere als sie stünden noch jetzt bei jedem Zaunstecken still und frügen: Wettisch mih öppe? Wend mih Neuis schätzist, du chöntisch mih viellicht übercho. Wär für mys Alter no e verflucht e Bravi u wüßt afe Neuis vo dr Hushaltig und angere Sache. Solche Reden hatten die Mädchen beschwichtigt, wenn auch nicht befriedigt. Sie dachten, wenn es die Mutter so zweg gebracht, ohne Parthie, so wüßten sie nicht, warum sie es nicht noch viel besser machen müßten, denn sie hätten doch ganz ander Nase und wären gegen die Mutter ein Herrenfressen. Aber wohl verstanden, so dachten sie, sie sagten es der Mutter nicht ins Gesicht, sie waren zu wohl erzogen dazu, d. h., die Mutter hatte für ihr Alter noch eine verdammt brave Hand und wo sie hinschlug, da klepfte es, wie wenn die beste Wäscherin ein achtpfündig Hemd auf einem Waschbrett sauber klopft. Indessen waren die Dinge denn doch anders, als zu der Mutter Zeiten. Damals waren noch keine Bälle gewesen, wie jetzt; bei der Mutter Eltern war kein so vornehmer Leutenant, dessen Vater Rathsherr war, und der Jacot Gygampf hieß, einquartirt gewesen, und es nahm sie gar zu Wunder, wie es so an einem Ball gehe, und wie man mit einem Leutenant fortkomme im Tanzen. Ein glücklich Zeichen war, daß die Mutter am Brief Freude hatte. Sie hatte nicht geglaubt, daß e sellige Herr an sie noch denke, es Rathsherre Sohn, man denke!

So bald der Vater heim kam, erzählte sie ihm die wichtige Begebenheit, von wem sie einen Brief erhalten, und wie sie das für eine Ehre anzusehen hätten und daß Bäni ihm schreiben solle, ob das alt Neujahr vor oder nach dem Neu-

jahr ſei, von wegen er möchte gerne an den Ball kommen und ſie ſollten auch kommen. Der Vater war nicht halb ſo hingeriſſen, wie die Mutter. Ho, ſagte er, wegen der Ehre möge er nicht viel hören und auch wegen der Liebe nicht. Man könne leicht zehn Rathsherren auf die Wage thun, ſie zögen nicht was ein währſchafter Bauer, und wegen der Liebe denke er, der Leutenant erinnere ſich mehr an ihre Hammen und Magen-Würſte, nach denen werde er mehr Appetit, haben als nach ihnen. Aber Vater, nicht wahr, wir können gehen, Bäni ſoll ihm ſchreiben, wenn das alte Neujahr iſt? ſchrieen die Mädchen. Wegem Schreiben kann Bäni machen, was er will. Es iſt die Frag, ob er euch nicht will für e Narre ha? Daß Einer in der Stadt nicht weiß, wenn das Alte Neujahr iſt, ſelb brichtet mich Niemand und noch dazu es Rathsherre Söhnli. Aber gehen können wir doch? frug Stini. Es iſt noch lang, ſagte der Vater, man kann ſich bſine! Daneben wüßt ich nicht, warum ihr gehen ſolltet, ihr ſeid ja noch nie geweſen, was brucht es ſi jez? He, einmal muß immer das erſtemal ſein, antwortete Stini. We Niemere hürathe wet, wenn er nit ſcho ghürathet gha hätt, wer wär uf der Welt? frug Stini, des Vaters Liebling. Allweg du, du hätteſt deine Naſe zvorderſt gha, gäb ghürathet oder nit ghürathet, antwortete der Vater und brach ab. Damit aber war die Sache begreiflich nicht abgethan; wenn die Könige auch ſchweigen, deretwegen redet das Volk doch. Bäni mußte erſtlich ſchreiben, d. h. Trineli mußte in ſeinem Namen ſchreiben und ſetzte auch keck, ohne von dem bedenklichen Falſum Notiz zu nehmen, Bänis Namen unter den Brief. Der Brief lautete:

Geliebter Freund!

Deinen Brief hat mir der Polizeier gebracht, und es hat uns gefreut, daß Du uns nicht vergeſſen haſt, und noch weißt, wo wir wohnen. Es wird uns freuen, Dich

zu ſehen, denn wir hatten lange Zyt nach Dir, und thaten Dich zum Eſſen rufen, als Du lange ſchon fort warſt. Aber mit dem alten Neujahr thuſt Du vexiren. Du weißt ſo gut als wir, daß es nach dem Kalender aufs nächſte Jahr am 13. Jänner iſt. Du kannſt zeigen ob es Dir Ernſt iſt, wenn ich kann, komme ich auch, und vielleicht meine Schweſtern kommen auch, wenn Vater und Mutter es erlauben. Es wird mich freuen Dich zu ſehen, um wieder Bekanntſchaft mit Dir zu machen. Du warſt uns Allen gar anſtändig, und ich und die Andern auch, haben oft zuſammen geſagt, wenn man immer ſolche Einquartirung bekäme, ſo hätte man ſich ihrer nicht zu erklagen, ds Gunträri ſie wäre einem noch werth und wenn ſie fort ginge, thäte man noch an ſie denken. Denk auch an uns und komm am alten Neujahr, wir wollen auch kommen, wenn Vater und Mutter es erlauben, aber es thäte uns ſehr gmühen, wenn Du nur vexiren würdeſt. Ich ſoll viele Grüße vermelden und grüße Dich aufrichtig und vergiß nicht Deinen

aufrichtigen Freund
Bendicht Treu.

Es iſt doch ſonderbar wie ſo ein Brief verſchiedenen Klang haben kann, jenachdem ein Name darunter ſteht! Nun dem Jacot Gygampf klang er gar nicht ſchlecht mit dem Bendicht Treu darunter, aber was meint man, wenn unter demſelben Trineli Treu geſtanden wäre, wie hätte er dann geklungen, was meint man? Der Brief hatte die trüben Gedanken aus Trinelis Seele verjagt wie ein friſcher Morgenwind die Nebel auf dem See, ja er hatte ſelbſt das Rübenabhauen in die angenehmſte Arbeit verwandelt, er hatte Stoff zu Geſprächen gebracht, die am ſchönſten ungeſtört ſich führen ließen, denn weder Vater noch Mutter gaben ſich mit Rübenabhauen ab. Beim jungen Volk war der Beſuch eine

vollendete Thatſache, aber die Vorbereitungen zur definitiven Vollendung dieſer Thatſache boten eine Welt voll zum Reden dar. Wer einige Erfahrungen in der ſchönen Welt gemacht hat, weiß, daß vor einem Ball die Mädchen zwei Hauptſtoffe zur Unterhaltung haben: Wer ihn beſuche und was ſie anziehen wollten, die Toilette. Mit dem erſten Stoff wollen wir uns nicht beſchäftigen, da das umliegende Publikum uns nicht intereſſirt, es uns ganz gleichgültig iſt, was für Notabilitäten der Umgegend am Rübhaufen gemuſtert und durch die Hecheln gezogen wurden. Von den Toiletten dagegen müſſen wir etwas erwähnen, indeſſen nur kurz, wie weitläufig auch die Verhandlungen geführt wurden. Als reiche Töchter waren ſie ziemlich verſehen, hatten ſchöne und koſtbare Kleider, ſogar ſehr ſchöne Strümpfe, welche ſonſt zuweilen ſelbſt bei den Hoffährtigſten, die aber doch das comme il faut nicht verſtehen, zu fehlen pflegen. Aber zwei Factoren fehlten ihnen, welche in jüngerer Zeit in der ländlichen Toilette ſich Rechte erworben — Mäntel und Shawls. Mit dem Einen oder dem Andern kann man es auch ſchon machen, aber wer es zu Beiden bringen kann, feiert Triumphe. Ob Mantel oder Shawl oder Beide und wie dazu kommen, das waren die zu löſenden Hauptfragen. Mit denſelben wurde begreiflich zuerſt um die Mutter herumgeſchwänzelt, denn in der Regel muß man erſt mit dieſer im Reinen ſein, ehe man ſolche Gegenſtände vor den Vater bringen darf. Aber, Mutter, wie habt ihr es gemacht ohne Mäntel, ohne Shawls, wenn es regnete, ſchneite oder ſo recht kalt war, und man noch wenig gedeckte Fuhrwerke hatte, wie brachtet ihr weiß und trocken die Hemden davon, und erfroret nicht halb oder ganz? O wegen ſolchem hatte man keinen Kummer, man hatte wärmer als jetzt. Wars kalt, ſo zog man von des Vaters Mutzen (wollene Unterleibchen) unter dem Hemd an, und machte es ſtrub dazu, ſo zog man über alles große weiße tuchene Kaputröcke, wie man ſie in jedem

Hause hatte, über alles an und auf den Kopf nahm man einen großen Wetterhut, wie ihn das Männervolk beim Wässern braucht, da konnte man fahren wohin man wollte, man wurde weder naß noch hatte man kalt, und wenn man auspackte, kam man wie aus einem Drulli. Die Mädchen lachten hell auf über diese Schutzmittel, wo man ausgesehen haben werde wie ein alter Chorrichter. In der That geschmackvoll mögen die weiten elben Röcke mit den großen Knöpfen und die niedern breiten Hüte nicht ausgesehen haben, aber praktischer waren sie sicher als Paraplnie, Mäntel und Shawl, deß sind wir sicher, selbst wenn in Ermanglung einer tuchenen Kutte ein alter Chorrichtermantel den Dienst verrichten mußte. Endlich möchten wir doch fragen, was für ein Mädchen vortheilhafter war, wenn das Publikum in der Bilmergerkutte einen alten Chorrichter oder Gerichtsäß erwartete, und dann auf das Angenehmste überrascht war, wenn ein munter lustig Meitschi unter dem Wetterhut hervorblickte und aus der Kutte sich wickelte, oder wenn aus der eleganten Hülle, in der man eine Löwin des Tages erwartet, ein gelbes Granggelbein sich herausschält? Die Mutter war bald erobert, die Mädchen brauchten nur ihren Stolz in Wallung zu setzen, sie wußten, daß sie nicht die sein wollte, welche es weniger vermöchte, als Die und Jene, oder daß man sagen könnte, sie vermöchtens, aber sie sind zu geizig, bsunderbar die Mutter, sie ließ sie nackt laufen, wenn sie nicht fürchtete, sie müsse vors Chorgericht.

Als die Sache vor den Vater kam, sagte dieser, das ist nur es Gstürm, wer sagt daß sie gehen, wer hats erlaubt? Es braucht sich dessen nicht. Ich war auch niemals an einem Dinggeläri-Ball, oder wie man sagt, und wurde doch Chorrichter, und wer weiß ob ich nicht Ammann werde, weiß darum gar nicht, warum sie so unnütz Geld verklopfen wollen. Die Mutter begehrte sehr auf, ob er denn den Kindern nichts gönne, man müsse den Kindern auch was gön-

nen, wenn ſie arbeiten ſollen, und es nähme ſie Wunder, ob ſie nicht auch ſo gut ſeien, als andere Leute, welche auch an den Ball gingen? Ball, Ball, ſagte der Vater, es iſt nicht nur der Ball, dSach hatt eine noch ganz andere Naſe, da kann man Schneider, Schuhmacher, Näherinnen ſieben Wochen auf der Stör haben und d Kramer manche Stund ringsum auskaufen, daß es key Gattig het und einem das Liegen weh thut, und es iſt, als ob alles eines Tages verthan ſein müſſe. Ja haſt Du nicht Geld, ſo muß man ſehen, daß man es bekommt, es iſt ſchon Jemand der vorſtreckt, und wenn wir gedroſchen haben, ſo können wir Korn verkaufen und können es dann wiedergeben. Halt ds Mul Frau, ſo komm mir nicht; hab genug des Kärs. Es iſt noh lang bis derthi, me cha genug noh luege. Mi cha de luege, das iſt ein mächtig Wort, das iſt kräftiger als viel Pfund Pulver, mit dem hat man ſchon manche ſchwere Frau alle Wände aufgeſprengt.

Jacot Gygampf hatte große Freude am Briefe, wenn er auch die Hand nicht kannte, die ihn geſchrieben, daher auch den rechten Geiſt nicht faſſen konnte, der in den Buchſtaben lag. Aber der große Schiller ſingt davon, wie ſich auf Erden miſche das Weiche mit dem Harten, und das wäre gut ſo, aber es miſcht ſich auf Erden auch das Süße mit dem Sauren und das lieben nicht alle Leute, die Miſchung wird nicht blos bitter, ſondern geht oft bis zur Gattung der Wienertränkli. Die haßte Jacot in den Tod und doch war es ſein Schickſal, nicht ſelten ſolche zu ſich nehmen zu müſſen, und zwar gerade in Zeiten, wo er Hoffnung kriegte, jetzt könnte es ihm bald werden wie einem Fiſchlein im Bache. Wir wiſſen ſchon, daß Jacot eine oder zwei erwachſene Schweſtern hatte, von denen eigentlich nur eine ſo recht zählte, ſintemalen, man denke, ſie bereits über zwanzig Jahre alt, und äußerſt ſehnſüchtigen Gemüthes war. Ach wenn Liebe nicht wär, ich lebte nicht mehr, war der Text zum Grundton ihrer ſchönen Seele. Wenn Liſette ſich im Spiegel

[illegible] und endlich so recht besehen hatte, hinten und vornen, so sagte sie: schön, was man sagt schön, bin ich nicht, das muß ich selber sagen, auch eigentlich nicht recht, was man sagt lustig, aber dagegen angenehm, höchst angenehm, und das ist doch die Hauptsache, das bleibt, von wegen das kommt vom Herzen. Hergegen was ist mit der Schönheit? die ist übernächtig, und man hat viel Exempel, daß es in kurzer Zeit aus den Schönsten die wüstesten alten Hexen gegeben hat, und böse nota bene. O ja, wenn man mir ins Herz sehen könnte, da könnte man sehen was für eine Liebe und was für ein Glück für Alle, die auch mich lieben wollten, darin wohnt. O wenn ich doch nur bald an Tag legen könnte, was mein Herz schwellt, daß es zerspringen möchte! Man sieht, ächt weibliche Gesinnung durchströmte die gute Lisette und sie war nicht hohl, schwach, konnte höchstens Worte gebären wie andere Sorten von Liebe, z. B. die vom Vaterland und von der Freiheit, o nein, sie war lebensfähig, bereit je eher je lieber thatsächlich sich zu bewähren. Aber die Gelegenheit wollte nicht kommen, denn wenn sie gekommen wäre, Lisette hätte sie ganz gewiß beim Schopf ergriffen. Ihr Schuld war es also nicht, sie lag darin, daß leider die Gelegenheit nicht kam, nur hier und da schimmerte Morgenröthe von irgend einem Aspiranten her, der auf des Vaters Gnade lauerte. War aber der Moment vorbei, wo er sich erzeigen konnte, oder erzeigt hatte, verfinsterte sich der Himmel wieder, statt Sonnenschein gab es Regenwetter, weil der erschienene Stern sich unsichtbar gemacht. Nun mit dieser Lisette wäre Einer gewiß nicht so schlecht gefahren, denn neben ihrem Herzen hatte sie noch Fleiß, war gutmüthig, konnte Strümpfe flicken und eine Suppe kochen und schrie nicht alle Tage nach einem neuen Rocke, wie nach einer Wasserquelle; auch konnte sie ganze Abende daheim bleiben, ohne sich aus Langerweile, und zugleich als Mittel dagegen, am Boden herum zu wälzen, oder die Haar sich aus dem Kopfe zu

raufen. Aber das ſind halt Tugenden, nach denen der Zeitgeiſt eben nicht ſchreit wie ein Hirſch nach einer Waſſerquelle, und Liſette machte ſich nicht ſplendid, war nicht reich, und der gute Herr Gygampf war nicht der Mann, der eine ſolide Garantie eines immerwährenden Credites darbot, man ſah ihn in kundigern Kreiſen blos als eine zufällig aufgetauchte, ſchnell vorübergehende Celebrität an. Der gute Jacot ließ nun unglücklicher Weiſe in ſeiner Freude Worte von dem Balle und ſeinen Ausſichten fallen, und dieſe Worte waren in Liſettes Herzen was Funken in einem Pulverfaß, mit dem Unterſchiede nur, daß Funken in einem Pulverfaß eine Exploſion verurſachen, hier jedoch Liſettes Herz blos mit ſtarker Gluth und ſtillen Flammen füllten.

Begreiflich wollte ſie mit Jacot, mit ihm ſiſchen gehen nach dem lange erſehnten Glück, denn das war eine Gelegenheit, und was ſie da gelten, was ſie für Aufſehen machen müßte! Als er nicht gleich ſich willig zeigte, ein ärgerlich Geſicht machte, da weinte ſie der Mutter, wie Jacot ſo unartig ſei, ſo ſelbſtſüchtig, da flatterte ſie um den Vater und ſagte ihm, er ſei das beſte Papali unter der Sonne, wenn Jemand ihr ein Freudeli gönne, ſo ſei ers. Nun wolle der Jacot an einen Ball und ſie nicht mitnehmen, und doch koſte ja ein Chaisli oder ein Schlitten gleich viel, fahre Eins oder fahren Zwei. Und wenn man den Schlitten brauchen könnte, hätte ſie eine ſchreckliche Freude, denn mehr als ſieben Jahre ſei ſie nicht im Schlitten gefahren. Bei ſolchen Gelegenheiten macht man oft die angenehmſten Bekanntſchaften, Vaterli! Vaterli, gäll, ich kann gehen? Mi cha de luege, ſagte Herr Gygampf. Das ſtellte Liſette vollſtändig zufrieden; wenn Herr Gygampf einmal geſagt hatte, mr wey de luege, ſo wußte man, die Sache war vollſtändig entſchieden, wenn man ſie ſich nicht ſelbſt verdarb. Herr Gygampf dachte nicht daran, daß Liſette dem Jacot läſtig ſein könnte, ſondern ſeufzte blos über vermehrte Koſten,

indeſſen in der Hoffnung, es ſei eine Wurſt an eine Speckſeite, ließ ſich ſchon was wagen. Uebrigens gehörte Herr Rathsherr Gygampf zu den Vätern, welchen es keine Beſchwerde war, ſondern eine Freude, voraus auf der Chaiſe eine Tochter im Lande herumzuführen, und dabei in väterlichem Ergötzen zu denken: O lauget doch und ſehet, was das für Eine iſt, o wenn ihr recht wüßtet wie das Eine iſt, ich wäre des Lebens nicht ſicher, weil ſie Alle wollten und doch nur Einer ſie haben könnte. Es iſt wirklich rührend, Väter zu ſehen, wenn ſie mit ihren Töchtern zu Markt fahren in väterlicher Zärtlichkeit, und dieſe Zärtlichkeit nicht abnehmen will, im Gegentheil zunimmt, wie ſie viele, viele Jahre durch die gleichen Töchter zu Markt führen und jedes Jahr beſſer voraus auf die Chaiſe. Ein ganz anderes iſts mit den Brüdern, bei denen iſt der Zärtlichkeit nicht halb ſo groß und währt nicht ſo lang, es ſei denn die Schweſter ein Liebesleiter nach Art, wie man auch Weinleiter hat. Aber wenn man das Schleppthau ſein ſoll und bei jedem Schritt und Tritt wenigſtens zwei an den Kuttenſäcken hat und viere haben müßte, wenn man vier Kuttenſäcken hätte, ja, dann wird das Leben ſchwer.

Ach, der gute Jacot war ſchon ſo oft Schleppthau geweſen und behülflich war ihm die Liſette nie geweſen und hier konnte ſie es am allerwenigſten ſein, ſie kannte die Mädchen, nach welchen Jacot angeln ging, nicht, ſie konnte ihm nur im Wege ſein, ſie gab ihm nicht Anſehen, Relief, wie der Welſch ſagt, ſie zog mit ihrem unſcheinbaren, auf dem Lande lächerlichen Weſen, ihm zum allerwenigſten Spott zu, vielleicht gar die Frage, wie manche ſolche Schweſter er noch habe. Jacot ward unwirſch, ja er kriegte ſogar ein Stück Weltſchmerz, er frug, ob er denn dazu geboren ſei, keine Freude ungetrübt genießen zu können? Einer nach dem alten Glauben hätte gefragt, ob ihm keine reine Freude geordnet ſei? Am Ende kömmts auf Eins hinaus, klingt aber ganz

anders, und so ist's noch mit vielen andern Redensarten. Desto größere Freude hatte die gute Lisette, die jetzt wieder einmal an die Sonne sich stellen konnte, sie erzählte allen Menschen ihre Aussichten, die Glückliche. Sie hatte eine Freundin, Rosalie Gälblächt, eine charmante Person, ihr Vater hatte ein Spezerei-Lädeli und sie war Modistе, hatte einen besonders guten Ruf, für's Montiren nämlich. Die Familien waren befreundet, man sah Herrn Gygampf oft in Herrn Gälblächt's Lädeli, er versah sich dort mit Schnupf, Zimmet und andern häuslichen Bedürfnissen, und wollte er seinem Weibervolk Neujahrsgeschenke machen, so besorgte sie ihm Rosalie Gälblächt oder war wenigstens seine Rathgeberin. Er aber leistete, wenn der Staat Bedürfnisse hatte, Karrensalbe für den Staatswagen, Salatöl oder Schwefelpulver zum Ausputzen, und wenn Herr Gälblächt Lieferant sein wollte, die nöthige Fürsprache. Als Rosalie Gälblächt vernahm, was Lisette Gygampf für ein Glück bevorstand, da glich ihr Gemüth einem Apotheker-Laboratorium, in das Feuer gekommen; Feuerströme von allen Farben, einer feuriger als der andere, durchflammten ihr Gemüth, sie war ganz weg, sie mußte hin, sie mußte mit, sie versprach Lisette alle Himmelsgüter, wenn sie ihr dazu behilflich sei. Sie versprach ihr, alles, was nur zu montiren war, gratis zu montiren, ja, sie wollte was am Chaisli bezahlen und noch mehr an einem Schlitten. Gewiß finde man noch eine vierte Person, dann koste es noch weniger, und was sei dagegen das Glück, an der Seite des herzigen Jacot durch die Gefilde zu rasen, daß Roß und Reiter stoben und Kies und Funken schnoben. Ja, Lisettli, du herzigs Lisettli, du Mignone, dazu mußt du mir verhelfen, ich weiß zwar wohl, daß der gute Jacot die größte Freude hätte, wenn ich ihn selbst fragen würde, dä Läker hat mir schon manches zu verstehen gegeben, aber mit der Sprach darf er nit recht füre. Ach, dä gut Mönsch ist noh so schüch, und gäb was me macht, die Schüchi wott ihm

mit vergah, und er wär' im Stand as luter Schüchi mih mit mit zwelle. Drum Lisetti, sag' du ihms, ich will dann nachher auch noch döppele, bis ers recht begrift. Lisette war beschochen, wäre eigentlich lieber die einzige Sonne des Tages gewesen, ums indessen dem Trost der Mädchen im Busen, der in eine kurze Formel gefaßt, so lautet: Mach nur, was du kannst, magst mich doch nicht. Nun hatte Jacot bereits zwei Begleiterinnen, ob er auch noch zur dritten kam, wird sich zeigen. Aber ob es eigentlich zweckdienlich sei, Zwei mitzubringen, wenn man Eine erobern will, ist wirklich eine bedenkliche Frage.

Ein solcher Tag, wo eine Parthie ist, wie man zu sagen pflegt, mit Ball und Tanzen, Essen und Trinken, an welchem die edelsten Söhne durch das ganze Land weg theilnehmen, ist ein ungeheuer wichtiger Tag, er kann viel wichtiger sein als hundert Tage voll Heldenthaten, welche in der Weltgeschichte verzeichnet stehen, und doch verzeichnet sie solche Tage selten oder nie. Die Weltgeschichte hat es wie die Parvenus im Allgemeinen, sie schämt sich zumeist des Schooßes, aus welchem sie geboren worden. Es ist bekannt und angenommen, daß aus Studenten nie was Rechtes geben würde, wenn nicht Examen wären, ja nicht einmal das Saufen würden sie gehörig lernen, was doch eigentlich nichts anders ist als die Steigerung einer natürlichen und ganz von selbst zu Tage tretenden Anlage, wenn nicht das Stürzen, das Vor- und Nachsaufen wäre und ganz besonders das Setzen, wobei man den Stoff ums Vaterlands willen gratis kriegt, wie man sich auf Kosten des Vaterlandes im Schießen übt mit geliefertem Pulver. Warum sollte nun das weibliche Geschlecht nicht ähnlicher Erziehungsmittel bedürftig sein, wenn es die Stufe erreichen soll, welche ihm von der Natur angewiesen ist, und das ist denn doch wohl keine andere, als Freiheit und Gleichheit, Gleichstellung mit dem Manne. Und wie nahe wir der Verwirklichung dieses Zieles sind, sehen wir daraus, daß im großen Rathe des Cantons Bern be-

reits zwei Stimmen, und nota bene eine von einem Stadtberner, gefallen ſind, den Mundtod des Weibes aufzuheben und ihm Stimme zu geben in der Gemeinde.

Ein vortreffliches Erziehungsmittel wie die Examen bei den Studenten, ſind Bälle und Parthien bei Mädchen. Da zeigt es, ob es zieht oder nicht, was für eine Stelle es einzunehmen vermag in der Welt, wie es Reize entfalten, Garne auswerfen, Menſchen fiſchen kann. Ja, es ſind nicht blos Examentage, ſondern eigentliche Schlachttage und noch mehr. Die heutigen Helden gehen ſelten ſelbſt ins Feuer, ſondern ſchicken Andere hinein, machen Niemanden nieder und laſſen ſich nicht niedermachen, von wegen ſie gehen zur rechten Zeit. Die Mädchen dagegen gehen ſelbſt ins Feuer, ſchicken Niemanden für ſie; je feuriger es hergeht, deſto feuriger ſchlägt ihr Herz, deſto kühner trotzen ſie mit offener Bruſt allen Geſchoſſen, Spießen und Schwertern, ſchießen nach allen Herzen, verwunden bis in Tod, nehmen gefangen, ſchleppen die Gefangenen hinter ſich her, je mehr deſto lieber; ſo legen ſie Proben ab, und zwar nicht gegenüber alten verwitterten Profeſſoren mit großen Perücken wegen Mangel an Haaren, Perücken, welche die Diebe freilich nicht geſtohlen, die Motten dagegen halb gefreſſen und bald ganz gefreſſen haben werden, ſondern gegenüber der Blüthe der Menſchheit, herrlichen Jünglingen mit kühnen Herzen und ſchönen Handſchuhen, friſirten Locken und geſchornen Nacken. Ja, das will was ſagen, da iſts begreiflich, daß auf ſolche Tage die Mädchen mit der größten Sorgfalt ſich vorbereiten, mit viel größerer, als die engliſchen Jokey ihre Renner auf den Tag des Rennens, ja ſelbſt mit noch größerer als gewiſſe Kriegskommiſſäre auf Lager oder Feldzüge, wo auch nicht das Düpflein fehlt, ausgenommen alles, was Roß und Mann bedürfen. Daß man auf ſolche Tage ſich gründlich vorbereitet, und zwar viel gründlicher als die Studenten zumeiſt auf ihre Examen, verſteht ſich von ſelbſt.

Des Haselbauern Töchter hatten endlich durch Vermittlung der Mutter die erwünschte Erlaubniß erhalten und nun ging's mit Macht ans Zwegmachen und Präpariren. Wo Geld genug ist, und es einen nicht reut, da macht es sich, da ist blos der Kummer, daß man das Schönste und Beste treffe beim Kaufen und das Gekaufte nicht verpfuscht werde durch unkundige Hände. Wo aber das Geld fehlt, wo man die Kreuzer sollte zweg ziehen können, daß Franken aus ihnen würden, ja da geht es mühsam zu, da muß man zehnmal Stadt auf Stadt ab, bis man das Wohlfeilste hat und doch das Schönste, das glitzert und glaret in alle Gäßlein hinein, daß man von weitem meint was es sei, und sieht man es näher an, ist's kreuzerige Rustig. Die guten Kinder meinen durch den Schein ersetzen zu können, was dem Wesen abgeht. Die guten Kinder gedenken es gut zu machen und machen es gerade schlimm, für alle Kundigen legen sie damit ein Zeugniß ab über den Zustand ihres Geldsäckels, vom Mögen und Können, ein Zeugniß über ihren Geschmack, ja ein Zeugniß über ihren Sinn, dem das Scheinen genügt, der das Sein für überflüssig hält. Das ist ein fataler Sinn das, besonders bei Mädchen, denn was hat man am Ende von ihrem liebenswürdig scheinen, wenn sie später als Frauen als das Gegentheil sich erzeigen?

Ungefähr so ging es bei Haselbauern und bei den Gygampfischen. Die beiden Töchter im Haselhof kriegten famos neue Mäntel. Der Stoff war schön und der Hofschneider der dortigen Gegend hatte sich verflucht und vereidet, er wolle ihnen Mäntel machen, wie man noch keine gesehen, man werde Respekt haben nicht für Gspaß, wenn sie mit denen daher kämen. Er hielt auch Wort, er machte Mäntel, für die es starke Schultern erforderte, sie zu tragen, und ersinnete Zuthaten, Bequemlichkeiten daran, daß es einem Wunder nahm, warum er nicht noch Platz für eine Bettflasche und einen dito für eine Kaffeemaschine angebracht. Die gu-

ten Mädchen meinten auch, was sie hätten an diesen Mänteln, und kaum ging ein Tag vorüber, daß sie dieselben nicht probirt hätten; und richtig, die Freude erlebten sie, daß keine auf den Platz kamen, die von weitem ihren ähnlich gewesen wären. Bei der Lisette und der Rosalie da wars anders, da sagte die Rosalie des Tages oft: habe doch nicht Kummer, ich montire dir dann, daß man meint, was es sei, daß du die Reichsten ausstichst, hier ein Bändeli, dort ein Meyli und kühn Schwüng an allem, du glaubst nicht, was das für Effekt macht. Es müßt kurios gehen oder es wird heißen, an Jungfer Gygampf hat man gesehen, was Gschmack sei, und Gschmack ist immer die Hauptsache. Aber es kostete wirklich viel Scharfsinn, um die ganze Lisette geschmackvoll herzustellen, denn Herr Gygampf schwitzte sehr schwer und spärlich, und wenn Madame Gygampf nicht noch mit einigen Fähnlein ausgerückt wäre, die vor dreißig Jahren in der Mode gewesen waren und es nächstens wieder werden könnten, womit also Lisette den Schein gewann, als ginge sie der Mode voran, es hätte vielleicht Thränen gekostet; so gab es jetzt ein glücklich Gesicht, und Lisette hatte den heimlichen Trost, daß selbst Rosalie Gälblächt, die offenbar für sich viel mehr angewendet hatte, gäb wie sie das Gegentheil versicherte, ihr nicht nachkomme, denn was Dreißigjähriges brachte die nicht auf.

Von einer vierten Person abstrahirte man, erstlich concurrirten drei Töchter um die Mitfahrt, man wollte keine böse machen, begehrte wirklich auch nicht so große Concurrenz, und Jacot ward es himmelangst, ein ganzes halbes Dutzend gaumen zu sollen, wo da Zeit nehmen zu den eigenen Geschäften? Darum wurde ihm insinuirt, mit dem Fuhrwerk es so wohlfeil als möglich zu machen, bei einem mindern Kutscher mache man es viel billiger, wenn alles auch nicht so elegant sei, so sei die Hauptsache, daß man fahren könne und wohlbehalten ans Ort komme, und in der Regel sei

das der Fall mit den Rossen bei den mindern Kutschern, die seien viel sicherer, hätten weniger Mucken und stellten nie draus, besonders wenn man mit dem Hafer vorsichtig umgehe.

Je näher das alte Neujahr kam, desto feuriger schlugen ihm die gedachten Gemüther entgegen. Andere, welche es schon oft mitgemacht, nahmen es freilich viel kaltblütiger, sie hatten es erfahren, daß nicht halb so viel herauskomme als man sich vorstelle, Viele werweiseten, ob sie gehen wollten, ja, es waren sogar welche, die gar nicht gingen, sie hättens schon oft probirt, aber es helfe alles nichts, klagten diese. Von Vielen wurde über das Verderben der Welt geklagt, wie alles alle Jahre schlechter werde und die Menschen unverschämter. Noch vor einigen Jahren habe man eine anständige Gesellschaft angetroffen, Seinesgleichen. Man habe gewußt, mit wem man tanze, sei nicht Gefahr gelaufen, mit Menschern, die aus der Stadt verwiesen worden, zusammenzutreffen, mit Wirthen, die neu rekrutiren wollten, mit Besenbinderstöchtern und verlumpeten Schreibern, kurz mit allem Güschigut zu Stadt und Land tanzen zu müssen, wie es jetzt geschehe, wo jedes Gassenmensch meine, es hätte das Recht, an allen Orten zu sein, wo andere Menschen auch seien, und je schlechter eins sich aufführe, desto vornehmer sei es, von wegen der Aufklärung und Bildung. Auch am Orte selbst, wo das Fest stattfinden sollte, fand man Mißvergnügte, namentlich alle Köchinnen unter 60 Jahren, welche weibliche Ansprüche machten. Die schimpften schrecklich über die Ungerechtigkeit in der Welt, daß sie am Feuer verschmachten müßten, damit Andere sich lustig machen könnten, und nichts davon hätten als Zorn und halbtodte Glieder. Auch unter den Stubenmädchen gab es Mißvergnügte, sowohl unter denen, welche Liebhaber hatten, als unter denen, welche gerne welche gehabt hätten. Sie klagten bitterlich über das G'schleipf mit den Mänteln und andern Sachen, über den Verbrauch

von Schuhen, und alles umsonst, ohne daß man ihnen nur dankeigist sage.

Im ganzen genommen ist es sonst stille am Orte. Wer am Feste Theil nehmen will, hat mit der Toilette zu thun, oder thut Geschäfte ab. Die Wirthe sind in großer Geschäftigkeit, machen Weine, fassen Hafer, schießen in Mezg und Küche herum, machen mit Befehlen den Mezger sturm und die Köchin zTeufels, bis die Geschäftigkeit mit dem Vorrücken der Zeit in Spannung übergeht. Der Wirth stellt sich unter die Hausthüre, beide Hände auf die Hüften gestemmt, sieht nach dem Wetter, sieht nach dem Kirchenzeit, schießt dann ins Haus, rennt die Frau fast um und schreit: mach noch mehr Pasteten, das Wetter chunt gut! Die Frau sagt, sorg du für den Keller, mach, daß man weiß, wo man Wein nehmen muß, für die Küche laß mich sorgen, da hat es noch nie gefehlt. Darf man denn keinem Menschen mehr was sagen? schreit der Wirth, die Köchin ist auch wie ein Süngfuchs, wenn man nur unter der Thüre steht, riskirt man, daß sie einem in die Beine schießt. Und wenn sie es thäte, sagt die Frau, so thäte es dir recht geschehen, du wüßtest doch dann, was du das Haus vollzubrüllen hast für nichts und wieder nichts. Der Wirth streicht sich aus dem Feuer, schießt in ein Nebenstübli, dort sitzen Stubenmeitli, vielleicht auch eine Tochter oder zwei, ruhig am Tisch und essen behaglich. Seid ihr noch da, es dünket mich, ihr solltet die Ranzen voll haben, daß es euch hinten einen Hoger austreibt. He, sagt Eins aufstehend, wir müssen selbst den Verstand haben, und wenn wirs haben, nehmen, daß wir es einstweilen machen können. Wenn Andere den Verstand hätten, von Zeit zu Zeit zu sagen, wenn du was magst, so findest dort und nimm, so müßten wir nicht für dFürsorg futtere. Ho, sagt der Wirth, dich braucht man weder zu fragen noch zu heißen, du greifst zu, wo was ist, aber wart nur, und schoß weiter. Grinsend sehen die Mädchen ihm

nach. Das iſt doch hüt aber e Stürmi, ſagt die Sprecherin. Ich will unſerem Regieriger ſagen, er ſolle ihn allemal, wenns ſo was giebt, 24 Stund hintern thun, es ging alles noch einmal ſo ring. Der Wirth iſt wieder unter die Hausthüre geſchoſſen, es ſchlägt ein Viertel über zwei und ſein Geſicht wird lang. Er weiß zwar wohl, daß die Leute nie um dieſe Zeit da ſind, daß ſie Alle erſt nach dem Eſſen daheim verreiſen, aber er iſt ein unerträglicher Jaſti, mag nie warten, bis die beſtimmte oder gewohnte Zeit da iſt. Es ſchlägt halb drei, da wird ſein Geſicht noch länger, kein Bein hat ſich noch gezeigt. Er ſchüttelt den Kopf, er dreht ſich um, er läuft ins Haus, er ſteht unter der Küchenthüre, die Köchin ſieht ihn nicht an, er läuft ins Local der Stubenmeitli, es iſt keins ſichtbar, er begegnet im Hausgang ſeiner Frau, er ſieht ſie bedenklich an und ſagt: heute fehlts, noch Niemand da, kannſt ſehen, daß du nicht aber zu viel kocheſt, ſonſt mache ich dich verantwortlich. Sie ſieht ihm über die Achſel nach und ſagt: biſt e Stürmi! Drei Uhr ſchlägts, der Wirth ſchießt vom Stalle her um eine Ecke wie eine Mauerſchwalbe; da er im Hauſe wenig Anklang fand, hatte er ſeine Aufmerkſamkeit dem Stalle zugewandt. Horch, es klingelt, es iſt ein Schlittengeſchell, hochauf gumpet es ihm innerlich und äußerlich, die Tabakspfeife fliegt in die Taſche: Mareili, Stüdeli, Gretli ſchreit er ins Haus. Die weißen Präſervativſcheuben fliegen weg, die Halstüchli um die Ohren werden feſtgezogen, es iſt das Gürten der Morgenländer und anderer Juden, ehe ſie in Kampf ſich ſtürzen, ſie ſchießen daher wie Möven übers Meer, ehe der Sturm angeht, und draußen klingelt es näher und näher, und um die Ecke kommts trapp, trapp, ſchwer und doch ſchnell, ein mächtiger Gaul erſcheint, ein grüner Schleier weht hinter ihm, ein Herr in weitem Mantel ſitzt daneben, hat eine große Tabakspfeife im Maul, lupft den Deckel, ſchreit Servitör und fährt vorüber. Höflich war der Wirth gar nicht, ſondern

zornig dreht er ſich um, ſchreit zum hintern Glied: ume e Pfaffs! läuft in die Küche, ſchreit in Teufels Namen, ſie ſollten abgeben mit Feuern, heute gebe es nichts, es ſei ein Pfaff vorbeigefahren, die ſeien wie rothe Schnecken auf den Wegen, bedeuteten ſchlecht Wetter. Während er noch ſchimpfte, ging es draußen mächtig los mit Gſchell und Springen und Schreien: Johannes, Mädeli, Peter und noch mehr. Johannes, der Wirth wädelete in ſeinem ſchnellſten Schritt zur Hausthüre, war auf einmal ganz voll Zärtlichkeit, Peter, der Stallknecht ebenfalls und Mädeli lief ſie ſogar über. Ueberdem glänzte der Wirth über und über wie Moſes, als er vom Berge kam, bekannte, daß noch Niemand da ſei, aber wenigſtens 400 Perſonen erwartet würden, öppis wenigs, wo vielleicht in die andern Wirthshäuſer ging, nicht gerechnet, fragte, was man befehl, ſchrie plötzlich: Mädeli, e Schlitte, lauf, Mädeli lauf, hörſt, noch einer, ruf Sami, Bäbi, Stüdi, ſie ſollen helfen. Man kann die Leute nicht draußen ſtehen laſſen bei ſolchem Winde und dazu die Kälte. Endlich kamen die erſten Gäſte dazu, zu ſagen, ſie möchten ein warmes Zimmer. Frau, Frau, es warms Zimmer, ſchrie der Wirth auf der Treppe, ſchellte im Zimmer, ſchoß dem Schellen nach, ſchreiend, es warms Zimmer, als ob die arme Frau es auf einem Präſentirteller die Treppe auf bringen ſollte. Mit den neuen Gäſten kam Mädi die Treppe auf, und unten fuhr ein friſcher Schlitten an, und raſch hinter einander einer nach dem andern als wärs ein Wettrennen oder Wettfahren, wo Viele zuſammen abgefahren, von denen Jeder der Erſte ſein wollte. Da ward es ſehr lebhaft im berühmten Gaſthof zum weißen Ochſen. War der Wirth unten, ſollte er oben ſein, war er oben, ſollte er unten ſein, hier ſchrie man nach Schlüſſeln zu Zimmern, dort nach Leuten zum Auspacken, hier nach Wein, dort nach Thee, wer Wein beſtellt, kriegte Thee, und Wein, wer nach Thee geſchrieen, und gar nichts, wer zuerſt beſtellt, es hürſchete ſchrecklich im Hauſe, und ſchrecklich

ward geſchrieen, viel ärger als in der Arche Noah, wo doch auch viele Mämlein und Weiblein zuſammenkamen, aber Noah verſtand die Sache beſſer als der weiße Ochſenwirth. In der Arche waren keine Stubenmeitli und die Männlein und Weiblein brauchten Verſtand, wollten nicht alles durcheinander und alles auf einmal. Draußen war nicht minderes Gewühl und Geſchrei, und alles durcheinander, Rennſchlitten und Holzſchlitten, elegante Chaislein und Gſtellwägeli, auf denen noch Borſten ſichtbar waren von Schweinen, die man jüngſt darauf geführt. Indeſſen auf die Fuhrwerke achtete man wenig, ſie waren es nicht, an denen man über den Werth der Leute das Maaß nahm, den eigentlichen Maaßſtab gaben die Roſſe ab. Vor Fuhrwerken, auf denen keine hoffährtige Näherin zMärit gefahren, tanzten dreißig dublonige Roſſe. Fußgänger ſah man keine. Wer nicht ein Fuhrwerk vermochte, ſchlich hinten um und zu hintern Thüren ein. Die zuerſt Angekommenen, hatten großen Vortheil, großes vorläufiges Vergnügen, beſonders die Frauenzimmer. Sobald ſie ſich nothdürftig gewärmt, ſtellten ſie ſich an die Fenſter, inſpizirten die Ankommenden, ließen Witze fliegen, ungehechelt kam Niemand an, und wo man weder Roß noch Fuhrwerk, weder Gang noch Kleidung was anhängen konnte, nahm man wenigſtens die im ſcharfen Winde roth angelaufene Naſe zweg. Die Schweſtern Treu ſammt ihrem Bäni waren zeitlich angekommen in mächtigen neuen Mänteln, welche zarte Schultern aus der Stadt eingedrückt hätten. Ihr Schlitten war nicht hoffährtig, aber das Roß deſto ſchöner. Sie thaten ſehr ſchüchtern in der ungewohnten Verſammlung, aber als man einmal wußte, wie der Bauer hieß, der ihr Vater war, fand man ſie reizend und angenehm, beſonders der männliche Theil der Geſellſchaft, der war ganz einig in dieſem Urtheil.

Der Strom der Ankommenden nahm immer noch zu und von Ferne her hörte man ungattliche Töne von allen Sor-

ten, endlich kam man darüber, daß sie herkämen von stimmenden Musikanten, man sprach vom Anfangen und wie es am lustigsten wäre, wenn nur noch Wenige seien und hergegen viel Platz. Da kam langsam um eine Ecke eine alte demüthige Creatur mit tief gesenktem Haupte, daß man unwillkürlich ausrief: Häb Sorg, häb Sorg, du trappest dir ja selbst aufs untere Maul! das weit vorhing, ob von Natur, oder aus Gewohnheit, oder aus Hunger, blieb unbekannt. Hinter ihm her kam ein alt verwittert Chaisli, in welchem drei Personen mit Noth zu unterscheiden waren. Es war ein Fuhrwerk, von dem man glauben konnte, es habe sich im siebenjährigen Kriege verirrt, oder sei von Kirgisen in der Schlacht bei Zorndorf gefangen genommen, in die Steppen geschleppt worden und erst jetzt wieder zum Vorschein gekommen. An den Fenstern geschah ein groß Geschrei: Luegit, Luegit, und wer einen Kopf hatte, fuhr damit aus Fenster, e Hebräer schrieen Diese, e Muser, e Muser Jene, und trotz der Kälte sprangen Fenster auf, um besser zu erkunden, ob ein Muser oder ein Hebräer daherkomme mit Sack und Pack. Ein Hebräer war es nicht, denn zuerst stieg ein Herr aus in einem Mantel mit einer sogenannten Polismütze (Polizeimütze) auf dem Kopf, und bekanntlich lassen sich nur in Rußland die Hebräer zum Militär verstehen, weil sie halt müssen, denn sie lieben halt das Schießen nicht, d. h. das Schießen, welches klepft; auf das Schießen, welches nicht klepft, sondern ganz im Stillen getrieben wird, verstehn sie sich schon besser. Mauser konnte er schon sein und sein Roß mit dem hängenden Kopfe dressirt haben, die Mäuselöcher aufzuspüren. Andere meinten, das Roß sei kurzsichtig, suche zfresse und könne ohne Brille keins finden. Während man darüber stritt, half der Herr zwei Wesen aus dem Chaisli, himmlische Wesen waren es nicht, sondern blasse Frauenzimmer, sie hatten keine Polismütze auf den Köpfen, sondern etwas anderes, man wußte aber nicht recht was.

Plötzlich stieß ein Kopf einen Schrei aus, es war Bäni Treus Kopf. Tufig! Tufig! das ist der Leutenant Gygampf, ds Rathsherre Sohn, ich kenn ihn wohl, er war bei uns einquartirt. Was, es Rathsherre Sohn, und schämt sich nicht, so zu fahren, das muß e sufere Rathsherr sy, dr Alt, daß er den Sohn so laßt fahre! Da sieht man, was für Pack das Land regiert. Es wird ihm Niemand ein recht Fuhrwerk anvertraut haben, und das wird er nur bekommen haben, weil man dachte, in dem mache er sich kaum mit dem Schelmen draus.

Jacot hatte keine Ahnung vom Aufsehen, welches er mit seiner Equipage machte, und seine Töchter noch weniger. Er hatte die Maschine 1 L. wohlfeiler per Tag, als er sonst wo eine hätte erhalten können und war sehr zufrieden damit. Man sitze darin vortrefflich, etwas eng freilich, die Beine könne man nicht recht strecken und die Kissen seien gleichsam zusammengesessen, aber das seien Nebensachen, das Roß laufe sehr gut, sechs Stunden hätten sie in fünfen gemacht, sagte er. Der Stallknecht hatte endlich geruht, mit spöttischen Mienen heranzutreten und den Engeländer, wie er das Roß nannte, auszuspannen. Jacot trat mit Würde herzu, der Stallknecht frug: was muß dä Engländer ha? Ob es wirklich ein Engeländer ist, weiß ich nicht bestimmt, antwortete Jacot, jedenfalls ists ein vortrefflicher Läufer, wir machten fünf Stunden in sechs. Denket! Er muß aber jetzt seine Sache recht haben, gebet ihm diesen Abend ein halb Imi Hafer und morgen auch ein halbes, und wenn er daneben noch Heu mag, so gebt ihm auch, aber überfüttert mir das Roß nicht, hört ihrs. Habt nicht Kummer Herr, da ist keine Gefahr, an einem halben Imi Hafer hat sich noch kein Roß überfressen, ja wenns ein halb Mäß wäre. Ja, sagte Jacot mit kundiger Miene, es mögen darum nicht alle Rosse den Hafer gleich ertragen, es ist ein großer Unterschied so zwischen einem groben Bauernroß und einem feinen Chaisepferd. Allweg, sagte der Stallknecht mit spöttischem Blick, von dem

aber Jacot nicht Notiz nahm, ſondern dem Rufe ſeines Schweſterchens folgte, das mörderlich fror da draußen und doch nicht gerne allein ſeinen Eintritt in die große Welt machte. Jacot trat unter ſeiner Polismütze ſehr militäriſch auf, man hätte glauben ſollen, er ſei ein erprobter Held, eine kühne Seele. Sind die Töchter aus der Haslere da? frug er das geleitende Mädchen. Kenne die nüt, antwortete dieſes unerſchrocken, denn es war unter mehr Bärten ſchon geſtanden, als der halbe eidgenöſſiſche Generalſtab vor Kanonen. Kenne nit die Halben, ſie fliegen daher wie Käfer an einen Weidſtock, es iſt gerade, wie wenn es nachher nie mehr gut wäre. Iſt auch ein Perrüquier oder ein Coiffeur hier, frug Roſalie Gälblächt? Kann nit weltſch und Weltſchi wohnen keine hier. Ich meine Jemand, der Haare ſchneidet und ſtrählt, frug Roſalie. O ja, ſagte das Meitſchi, der Gattig giebt es ſchon. Da gleich oben iſt Einer, der ſoll das Haarabhau bſunderbar gut könne, es iſt der Vehdoktor. Danebe weiß ich es nicht, wir Weibervolk können das ſelbſt, aber das Männervolk rühmt ihn, und dazu machte das Meitſchi ungefähr ein Geſicht wie der Stallknecht hinter dem Engeländer hervor. Offenbar war das Meitſchi mit dem fremden Zuzug wenig zufrieden, hatte es wahrſcheinlich wie eine Hausfrau, wenn Teſſiner daher kommen als Einquartierung; wird gefürchtet haben, für ihns bleibe nichts mehr übrig. Liſette wandte ſich zum Bruder und wollte ihm ſagen, es wäre vielleicht beſſer, ſie gingen erſt in eine beſondere Stube um Toilette zu machen, ehe ſie ſich präſentirten in der Welt, da machte das Meitſchi ungſinnet die Thüre des Empfangszimmers auf, welches ganz voll Leute war, daß man eigentlich gar nicht wußte, wo die hin ſollten, welche noch draußen waren. Die ſämmtlichen Füße zögerten, die verhängnißvolle Schwelle zu überſchreiten, denn es hat eine Naſe, ſo in eine unbekannte Stube voll unbekannter Leute zu treten, beſonders wenn man Pläne im Kopfe hat. Man kann eben auch nicht wiſſen, wer al-

les da drinne iſt und was alles einem begegnen kann. Indeſſen bei Jacot dauerte dieſes Zögern nicht lange, unter ſeiner Polismütze wohnte Muth und das Bewußtſein, als Leutenant ſeinem Zuge voran ſich ſtürzen zu müſſen ins Gemenge. Er grüßte mit Manier, ſah ſich um nach den lieben Geſichtern mit Adlerblicken, fand ſie endlich halb verſteckt in einem Winkel und ſtürzte mit einem Ha! gegen ſie vor. Den armen Dingern ward faſt übel, viel ärger als armen Küchlein, wenn der Habicht auf ſie niederſchießt; die Küchlein haben doch Flügel und können ins Weite, oder wenigſtens ſich bergen unter der kühnen, ſchlachtfertigen Mutter, die Mädchen hatten aber keine Federn und ſtunden an der Wand, und durch dieſe konnten ſie nicht, hatten keine Gluggere, welche ſich vor ſie ſtellte, und der Bruder, der Schluſi, hatte ſich abſeits gedrückt, als er den Freund gegen das Haus rüken ſah, ohne ſich um die Schweſtern zu kümmern. Sie ſchämten ſich ſo ſehr der Bekanntſchaft, ſeit der liebe Herr Gygampf mit dem Engeländer gekommen, ſeit ſie das Geſpött und das Gelächter über ihn gehört, ſie hätten in die Erde hinein kriechen mögen. Da ſie das nicht konnten, ſo wurden ſie bökiſch, thaten fremd, gaben kurze ſchnippiſche Antworten, daß Jacot ganz verlegen wurde und zweifelhaft, ſeien ſie es eigentlich oder nicht. In ſeiner Verlegenheit ſtellte er ihnen ſeine Schweſter und Jungfer Gälblächt, eine gute Freundin von ſeiner Schweſter, vor, und ſprach den Wunſch aus, da dieſe hier fremd ſeien, möchten ſie dieſelben in ihren Schuz nehmen. Statt daß ſie nun artig wurden, wurde Trineli roth und Stini lachte bei dem Namen Gälblächt laut auf, ſagte, ſie wären ſelbſt zum erſten Male hier und hätten ſelbſt gerne Jemand, der zu ihnen luegte; Liſette redete ſehr höflich, faſt zärtlich, wie ſie nicht habe warten mögen, ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, ſo viel Liebs und Guts habe der Bruder von ihnen erzählt. Jh wett nit ſo viel Müh ha mit vezire, ſövli umerkig ſy mr

nit, we mr ſcho a me ne Nebensort wohne, antwortete Stini. Nun wollte Liſette hoch und theuer verſichern, wie von Bezirken nit die Rede ſei, ſondern alles der ernſteſte Ernſt, aber die höflichſte Antwort, welche die gute Liſette erhielt, gab Trineli. Me wäß wohl wie ds Militär ſyg u bſungerbar ſo d Lätenante, das ſyg öppe überall bekannt, ſie lieſen füre Zytvertrieb jedem Haghurri nah, es bruch nit emal d Naſe mits im Geſicht zha. Das weibliche Gefühl iſt empfindlich und fein das weibliche Ohr, wahrſcheinlich empfand Trineli zu dem Uebrigen noch die Gegenwart der Jungfer Gälblächt und Jungfer Gälblächt meinte, Trineli ſtichle auf ſie, und hielt die Antwort für eine anzügliche Rede. Man hätte einander nicht viel vorzuhalten, antwortete Jungfer Gälblächt, wo einem Fürtuch ein Leutenant von ferne in die Naſe käme, habe es keine Ruhe, bis es ihm vor den Füßen ſei. Der Stich wegem Fürtuch, das bekanntlich nur zur ländlichen Kleidung gehört, ging Stini durch die Haut, und was es gegeben, wiſſen wir nicht, denn es hatte ſchon angefangen zu ſagen: das wiſſe dann noch Niemand, wenigſtens ſie ſeien ohne Leutenant gekommen und wüßten den Weg heim ebenfalls ohne Leutenant, wenn nicht in Liſettes Ohren, das Decken und Prüfen der Geigen und Klarinetten gedrungen und ihr himmelangſt geworden, ſie könnte das Beſte verſäumen, den Anfang, wo das Anknüpfen am beſten ſich macht, weil am wenigſten Tänzerinnen noch da ſind. Sie hatte an der Schweſtern Bruder gedacht, geſchwärmt für das Leben im Grünen, geſagt, Herrlicheres könne ſie ſich nichts denken, für das Eſſen brauche man nicht zu ſorgen, das wachſe einem gleichſam unter den Füßen, den ſchönſten Speck brauche man nicht zu kaufen, man habe ihn ſelbſt, Milch brauche man nicht, man habe nur Nidle, Aepfel und Birnen ungezählt. Da ſei ein frei Leben, da könne man wohlthun, habe Zeit, ſich zu bilden und Bildung zu verbreiten auf dem Lande, und wie ſchrecklich gerne würden die Bauern-

weiber und Töchter ſich bilden laſſen und einführen in die Geheimniſſe der Natur. O ſo an einem ſchönen Nachmittage mit den Nachbarsfrauen und Töchtern am Schatten im Kühlen ſitzen und ihnen vorleſen aus dem Buch der Welt oder vom ewigen Juden und die Theilnahme in ihren Geſichtern und das Beben im Herzen und das Heben der Seele und das Ausdehnen des Blickes, o wie herrlich, o wie ſchön! und alle dieſe Träume hatte ſie an den Bruder Bäni geknüpft, er war gleichſam das Dampfſchiff, an deſſen Schlepptau ſie in dieſe Herrlichkeiten hineinfahren wollte.

Dieſer Bäni war nicht da, drüben rixete, raxete es ſchon ſo ſchön, gewiß war der ſchon drüben und ſie ſtach noch in ihren Hüllen, ſo gleichſam eine Auſter in der Schale. Die gute Liſette fuhr daher wie eine Bombe ins anzügliche Geſpräch. Mein Gott, rief ſie, ſie fangen ſchon an, und wir ſind noch nicht toilettirt. Ich bin freilich ſchon angezogen, aber man muß ſich doch zweg machen, in denen ketzis Mänteln verdrückt und verrumpfet man alles. Wo können wir das wohl machen, hier iſts mi zwider, die Leute gaffen einen ſo unverſchämt an, ja ich glaube gar ſie lachen über uns? So frug die gute Liſette und Stini antwortete: Was wollt ich wiſſen, bin nicht bekannt hier, müßt ein Stubenmeitli fragen. Wo iſt ein Stubenmeitli? frug Liſette. Ho, ſagte Stini, ihr müßt luege, ſie ſtürmen ja immer aus und ein, aber ein Fuß war ein Fuß, den Stini Liſette zu lieb bewegte. Roſalie Gälblächt wurde ganz zornig, fing an weltſch zu reden, was heut zu Tage etwas mißlich iſt, wenn man nämlich ſchimpfen will, doch ſo, daß es Niemand hören ſoll. Endlich wurde ein Stubenmeitli aufgetrieben, die zornigen Schönen verſchwanden, hörten aber noch das Gekicker, durch welches man ſich wegen dem Weltſch rächte. Der Bäni war dem Jacot ausgewichen und zu ſeinem Roß gegangen. Der Jacot war dem Bäni nachgegangen, bis er deſſelben habhaft geworden und derſelbe hatte vorgeſchlagen, um nicht mit Jacot zur

Geſellſchaft zu müſſen, eine Flaſche zu trinken, und Jacot hatte es nicht ausgeſchlagen: ſo waren ſie miteinander unten in die Gaſtſtube gegangen, welche an ſolchen Tagen durch die eigentliche Geſellſchaft gemieden wurde. Liſette und Roſalie kamen in große Aufregung, zwei Mächte balgten ſich in ihnen, ſie wollten preſſiren, von den Erſten ſein auf dem Schlachtfelde, aber auch von den Schönſten, dazu aber mußten ſie anwenden, Zeit brauchen, ſie hatten es nicht von Gott empfangen, mußten die Schönheit ſelbſt machen, nach dem Wahlſpruch: Helf, was helfen mag. Endlich waren die Schönen mit der Schönheit fertig, wußten nichts mehr nachzubeſſern, hatten ihre Schnupftücher mit den geſtickten Zipfeln graciös in den Händen. Roſalie ſtellte einen blaßblauen, Liſette einen blaßrothen Schmetterling dar, nur Eins fehlte: der Cavalier, der unten gemüthlich mit Bäni eine Flaſche trank, ohne alle Ahnung, wie es droben über ihn herging. Endlich riß der Jungfer Gälblächt die Geduld. Komm, rief ſie, ſie werden uns nicht freſſen, aber ich hätte nicht geglaubt, daß dein Bruder ein ſo wüſter Menſch wäre. Erſt läßt er nicht nach, bis wir mit kommen und jetzt läßt er uns ſo ſchändlich im Stich. So können Mädchen und andere Menſchen die Sachen kehren, ihnen Tournüre geben, wie man in Weltſchland zu ſagen pflegt.

Und ſie gingen, die zornglühenden Jungfrauen mit flatternden Nastüchern, blaßblau und blaßroth. Wären ſie geritten, man hätte ſie für Walkyren nehmen können, die am roſenrothen Blut der Jünglinge ihre Freude hätten. Als ſie mit Majeſtät in den Saal traten ganz anders als vorhin ins Empfangszimmer, damals waren ſie nicht zornig, noch in den Schaalen, das Bewußtſein ihrer Schönheiten hatte ſich noch nicht entfalten können, denn ſie hatten ſich noch nicht ſchön gemacht, da war er zum größten Theil noch leer, blos einige Paare trieben ſich den Wänden nach und in der Mitte ſtund der Wirth und fluchte ſchrecklich. Die niedrige Dienerſchaft, Kin-

dermädchen, Sudelmägde, Herdknechte und einige Schönen des Dorfes, welche es nicht zu seidenen Schürzen und silbernen Göllerkettlein und weißen Strümpfen gebracht, hatten die Zeit, wo die Meisterschaft mit Empfangen vollauf zu thun gehabt, klug benutzt, waren in den Saal geschlichen und hatten sich ein Privatvergnügen verschafft. Die Musikanten, welche in dieser Schichte der Gesellschaft die vertrautesten Freunde besaßen, hatten mit Freuden ihnen gratis aufgemacht, und wärmten sich dabei im noch kalten Saale die halb erfrornen Finger. Das ging ganz prächtig, aber unten vermißte man die Leute doch, da suchte man übers Babi, dort über den Joggi, die sich unsichtbar gemacht. Hatte man das Babi nicht, suchte man das Mädi, wollte den Kobi nach dem Joggi ausschicken, aber es war das eine Kunst, denn sie waren ebenfalls unsichtbar. Als das Rothgeschrei nach Leuten größer ward als bei einer Feuersbrunst das Geschrei nach Wasser, schoß der Wirth daher. Die Dunstige wolle er runter geben, es komme ihm schon zSinn wo die Hagle seien, schoß die Treppe auf, fand sie richtig im Tanzsaale in vollem Vergnügen und war Selbstsüchtling und Aristokrat genug, sie darin zu stören und zwar grob. Die Gestörten fanden das weder artig noch volksthümlich, sie murreten sehr und frugen ob sie Hunde seien und nicht Menschen wie andere. Sie ließen sich durch das Bewußtsein nicht heben, vermißt worden zu sein. Wer vermißt wird, der ist was werth, der kann nicht sagen, man achte sich seiner nicht, ih bi nüt, mr sy Alle nüt, i Gotts name! wie einst ein Rathsherr sagte. Wer vermißt wird, kann an die Brust schlagen und ausrufen: Hier ist der Mann! und wäre es auch nur die Sudelmagd. Die Eingeschmuggelten strichen sich eben vor dem Donner des Wirthes der Thüre zu, durch welche unsere Schönen eintraten. Der Wirth erblickte sie, erschrak, denn er hatte vernommen, daß Rathsherrenzeug dasei. Wirthe gehören in der Regel zu den Unzufriedenen, lieben daneben Gönner in der Höhe sehr. Un-

zufrieden sind sie wegen erlittenen Ungerechtigkeiten, d. h. weil sie gebüßt wurden wegen Uebertretungen, Gönner lieben sie im Glauben, solche würden sie bei zukünftigen Sünden vor Strafen bewahren. Es behaupten Viele, Wirthe thäten sich nie bekehren, sie würden blos klüger. Wir haben in diesem Punkte keine Erfahrung.

Es hörte daher plötzlich das Donnern auf, der Wirth ward wie der Mond im blauen Himmel, er schwamm in lauter Holdseligkeit. Er befahl einem dienstbaren Geiste, seiner Frau zu befehlen, sie solle doch die Gäste einladen den Ball zu beginnen, es sei alles zweg und wenn es nicht anginge, thäten ihm die Musikanten erfrieren. So hätten es die Leute, klagte der Wirth, könnten nie anfangen, wollten nie aufhören, man wäre immer übel dran. Ob er die Ehre haben könnte, einen mit ihr zu tanzen und bot recht artig der Rosalie die Hand. Er hielt sie für die Rathsherrn Tochter, weil sie etwas Steifes im Rücken hatte und etwas Verächtliches in den Maulecken. Er strengte sich sehr an, und schwenkte sein kurzes Röcklein, daß es recht rührend war. Jungfer Gälblächt developpirte dagegen ihre Kunst nicht. Ihr Herz war nicht im Tanz, sie tanzte wie eine Dulderin um nicht zu sagen wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird. Ja sogar die Lisette kam zum Tanzen. Die Wirthin hatte ihren Bruder ausgesandt, den Wirth zu suchen und ihm zu sagen, es sei pure Unvernunft ihr das zuzumuthen, er wisse ja, daß sie nicht angezogen sei, dafür sei er da, oder für was sonst. Daß der Wirth die Tochter nicht fahren lasse, ehe der Tanz aus war, begriff er. Er nahm die beste Parthie und tanzte mit, und wenn die Wirthin noch Andere nach dem Manne gesandt, sie hätten sicher ebenfalls getanzt.

Als der Geige letzter Strich gestrichen war, sagte der Wirth excuse, ich will machen daß es ruckt, setzte seine Jungfer Gälblächt auf eine Bank ab, und winkte wie es schien mit Nachdruck, denn es kam ganz schwarz einher, Pärlein um

Pärlein, Jeder mit der Seinen. Zuletzt kam das noch ungeregelte Volk, e Tschuppele Weibervolk, e Tschuppele Männervolk, ganz zuletzt Jacot und neben ihm noch Einer. Lisettes Herz pochte stürmisch. :Ist das ihn, ist das my Bänz, frug dasselbe mit freudigem Bangen und Schlottern. Jacot war weg, suchte mit den Augen, stürzte vor, auf Trineli zu, faßte es bei der Hand, d. h. wollte es fassen, denn als er es beinahe hatte, war Einer da, ob vom Himmel herab oder von unten herauf, begriff er nicht, hatte Trineli bei der Hand, sagte: ergüst, dä Kehr ists an mir, trampelte mit Trineli weiter und Trineli seufzte nicht, sah ganz vergnüglich aus, obgleich er tanzte, daß das ganze Haus erzitterte, ungefähr als ob der Christoffel in Bern endlich einmal ab Platz gekommen und ein Tänzlein wagen wolle. Wahrscheinlich war es ein Dragoner; ob auch ein Leutenant oder nur ein Wachtmeister wissen wir nicht. Jedoch ist bekannt genug, daß auch die ganz gemeinen Dragoner ganze Bursche sind und mit dreißig Jahren Alle wenigstens dreicentnerig. Da wurde Jacot von seiner unglücklichen Stimmung ergriffen und zwar sehr. Er konnte sehr melancholisch werden, meinen, er sei zum Unglück geboren und das Schicksal hätte ihn besonders auf dem Strich, was er thun möge, verderbe es ihm, was er noch so gut planirt, dadurch mache es ihm einen Strich. Da habe er sein Glück zweg gehabt, da müsse ihm der Teufel zwei Weibsbilder mitgeben, und die hätten ihm alles verdorben, denn da habe Trineli denken müssen, er sei bereits doppelt versehen, obgleich er doch ausdrücklich von seiner Schwester gesprochen. Das Schicksal weise alle Menschen gegen ihn auf, Niemand habe ihn lieb, der Packesel Aller solle er sein, und Alle seien gegen ihn und seine Liebe werde mit Undank vergolten. Er lehnte sich an die Wand, und wurde sehr interessant, d. h. er machte ein schwermüthig Gesicht ganz jämmerlich, es war zum Erbarmen. Da säuselte es neben ihm ganz leise und rauschte so wunderlich, und als er aufsah, stund

Jungfer Gälblächt neben ihm, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und frug ganz hold: Herr Jacot, Herr Jacot, warum so trübselig und geht doch so lustig? Fehlt Euch was, Kopfweh etwa, wollt ihr Schmöckwasser? Und als er es barsch verneinte, sagte sie, so kommt und tanzt mit mir, die Musik ist nicht so schlecht, aber sie trampeln, wie die Elephanten, es nimmt mich nur Wunder, daß das Haus es hält. Kommt wir wollen ihnen zeigen, was tanzen ist.

Der Jacot dachte: Herr Jesses da hey mrs, die bringt mich my Seel noch um alle Credit; daß der Engeländer ihm wegem Credit viel gefährlicher sei, als die Rosalie, daran dachte er nicht. Aber was machen, absagen konnte er nicht und mit schön tanzen doch vielleicht ein Herz rühren, wenigstens Trineli neben ihrem Trampelthier schalus machen. Er nahm also die Gälblächt in Arm und sie legte zierlich eine Hand auf seine Achsel, senkte das Haupt seitwärts, streckte eins ihrer Aeugelein aufwärts und nun schwebten sie mit einander dahin leise, leicht, sanft, zwei Engeln gleich, die auf blaßblauen Wölklein gen Himmel fahren. Dann schaukelten sie sich wieder wie muthwillige Schwimmer auf des Meeres schäumenden Wogen auf den Wellen des Tanzes, bald rasch und wild, wiegten sich rechts, wiegten sich links, fuhren grad aus, fuhren rund um, warfen den Kopf auf und hin und her, und alles so sittig und doch so kühn, daß Aller Augen sich auf sie richteten. Die Jünglinge lachten und meinten, die thäten wie Komödianten, als ob sie zNarre grathen wollten, die Mädchen aber wurden vor Eifersucht und Zorn ganz aschgrau und klemmten ihre Tänzer in die Schultern, daß Mancher das Jahr darauf nach Schinznacht mußte der gefährlichen Wunden wegen, welche den Knochenfraß fürchten ließen. Neutrale, die an den Wänden herum stunden, sagten dagegen: o schön, o schön! Das waren Töne für Rosalie, die salbeten ihr Herz mit Oele, daß es ganz wurde wie Sammet und duftete wie Rosenöl und Müsc. Da schwebte

werker an ihren Schurzfellen. Ob weiß oder ſchwarz, ob kurz oder lang, merket man den Zimmermann, Schmied, Maurer u. ſ. w, den Schreiber aber an den Stößlene an den Armen. Die Ledigen tragen ſie elegant aus neuem graublauen Tuche; den Verheiratheten machen ſie die Weiber, wenn ſie nämlich rühen können, aus alten Schürzen. Der hatte erfundet, weß Vaters Kind die Liſette ſei und als er mit Staunen vernommen, derſelbe ſei Rathsherr und noch dazu der berühmte Gygampf, da kam große, große Gluth in ihn und Heldenmuth. Jetzt oder nie Baſtian Krebsli! ſo hieß er nämlich, rief er aus, warf ſich vor und eroberte richtig die Liſette. Ach, in was für ein Glück der Menſch verſank, als ihm der große Wurf gelungen, eines Rathsherren Kindes Tänzer zu ſein! Millionen-hätte er umſchlungen, Millionen abgeküßt Stück für Stück, nicht blos der ganzen Welt einen Kuß gegeben ſo gleichſam en bloc, was eigentlich gar nichts ſagen will. Und wie nun der Glückliche tanzte! jedes Glied an ihm arbeitete wie ein Pferd. Wer nun weiß, wie manches Glied ein Menſch hat, der rechne, mit wie viel Pferdekraft er tanzte. Es hätte es dieſem Menſchlein, der noch dazu ein Schreiber war, kein Menſch zugetraut. Wenn der ſich nicht einen nahrhaften Poſten erwerchete, ſo ſpielt die Gerechtigkeit keine große Rolle in der Welt. Und was fortan die gute Liſette glücklich war und wie ſie in Huldigungen ſchwamm, denn es waren ſehr Viele von dieſem Handwerk da, die durch eines Rathsherren Tochter glücklich zu werden nöthig hatten, kann man ſich denken. Ach dem guten Jacot gings anders, der war geſchwebt, der hatte ſich gewiegt von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten, ſchöner hätte nichts genützt, und als der Tanz fertig war, hatte er galant ſeine Tänzerin zu einem Sitze geführt und ſich ſo raſch als er konnte auf Trinelt geſtürzt. Aber da kam er übel ab. Der Dragoner hielt das Meitſchi noch feſt bei der Hand, und ſagte: o hä, ume hübſchli, das Meitſchi iſt mir einſtweilen

noch nicht erleidet, und das Meitschi zuckte nicht in des Dragoners Klauen und der arme Jacot mußte abfahren mit Glanz. Er fuhr aber auch zurück, als sei ihm ein Hurnuß ins Gesicht gefahren, hinter ihm gabs einen mörderlichen Schrei und als er erschrocken nach dem Schaden sah, stund ein Mädchen da, hob den Fuß auf, wie ein überfahrner Hund — würden wir sagen, wenn das Gleichniß nicht zu despektirlich wäre — und grännete ihn an gar grimmiglich. Jacot machte seine höflichsten Entschuldigungen und fragte demüthig, ob er die Ehre haben könnte, mit ihr zu tanzen? Er meinte, es sein ein vornehm Fräulein, so wie sie glänzte und glitzerte prächtiglich. Wie wollt ich auf einem Bein? das andere habt ihr mir ja abtrappet, häßelte sie im ersten Augenblick, ließ aber alsbald etwas runter und sagte: Wenn hoppe gilt, will ichs probiren. Und sie tanzte zu Jacots Verwunderung gar nicht schlecht, that noch artig dazu, nur kam es Jacot doch wohl zimperlich vor. Indessen tanzte sie gegen die Andern genommen recht gut, hatte Manschetten und, wie es schien, nicht blos baumwollene, hatte Bildung, sie sprach zur Verwunderung vom Theater, von der Lectur, wie die ihr Leben sei, kannte die großen Dichter dieser Zeit, die Louise Morgenthau, den Victor Hugo, den Arthur Bitter, den Sue, den Postheiri und den berühmten Wälti, und sie kannte einige sogar persönlich und konnte nicht genug rühmen, was das für artige Herren seien, ganz gemein, schier noch gmeiner als ander Lüt. Dann sprach sie von ihren Verwandten, das waren lauter reiche Wirthe, Müller und andere Magnaten, ließ weltsche Worte fliegen und merken, daß sie auch außerhalb der Kuhweide gewesen. Jacot dachte: da erwahre sich auch wieder das Sprüchwort: es sei kein Unglück so groß, es sei noch ein Glück dabei, wenn es mit Trineli fehle, so hätte er nicht bessern Ersatz finden können. Allem Anschein nach sei das ein fetter Vogel. Jacot meinte das nicht eigentlich, sondern uneigentlich wegen den reichen Vettern von allen Arten. Am

Leibe war ſeine Tänzerinn nicht fett, ſondern ſchlank und in der Mitte nicht ganz wie ein Wespi, aber faſt, daneben hatte ſie ſchöne Züge, lebhafte Augen, Augen, die ſpielen konnten einem Dudelſack zu Trotz. Nicht ſo ſchmachtende wie die Jungfer Gälblächt, ſo blaßblaue, ſondern glitzerige dunkle. Jacot dachte, das Geſcheuteſte ſei, er mache es wie Andere, er behalte die einſtweilen, bis was Beſſeres ihm anlaufe, doch nahm es ihn Wunder, wer ſie denn eigentlich ſei und woher. Das iſt bei ſolchen Bällen, wo die Tänzer aus allen Windgegenden ſich zuſammenfinden, eine Hauptſache, ſich möglichſt bald im Perſonal zu orientiren, von wegen Mißgriffe können ſehr fatal werden. Die erſten Stunden werden daher hauptſächlich dem Informiren geweiht, erſt nachher bilden ſich die Liaisons und das Gleiche geſellt ſich zum Gleichen. Das gilttet jedoch hauptſächlich vom hergelaufenen Volke; was die eigentliche Nobleſſe betrifft, die Ausſchließlichen, die kennt ſich. Da muß jedes geneigte Ohr herhalten, ja bis zum Stallknecht ſteigt man nieder, will wiſſen, ob die von Süd oder Nord kommen, in welchem Fuhrwerk, mit welchem Roß? Manchmal vernimmt man was, und manchmal nicht das Rechte. Unſer Jacot fühlte ſich auch gedrungen, Näheres über ſeine Begleiterin zu vernehmen, die ihm mit jedem Tanze liebenswürdiger erſchien. Es ſei kurios, dachte er, wie es Leute gebe, zu denen man ganz von Natur unwillkürlich hingezogen werde. Es ſei, als ob man expreß für einander geſchaffen und nur darauf warte, bis man ſich gefunden, um dann ewig beiſammen zu bleiben.

In einem Zwiſchenraum, wo die Geiger äußerlich ruhten und innerlich ſich erquickten und ſtärkten, ſetzte Jacot ſeine Tänzerin neben ſeine Schweſter, unter dem Vorwand, er wolle einige Bekannte grüßen, gleich wieder kommen, noch ehe der Tanz beginne und daß Jungfer N. ſage, ſie ſei engagirt und ihm nicht untreu werde. Jacot marſchirte lange nach Entdeckungen aus, aber es erging ihm, wie vielen Entdeckungsreiſenden, er machte

lange keine Entdeckungen und bis zum Stallknecht hinunter stieg er nicht, vielleicht hätte der alsbald aushelfen können. Aber Jacot kannte diese Quelle nicht, er kannte, da er kein Pferdekundiger war, die Bedeutung der Stallknechte nicht. Endlich kam er zu einem Kameraden d. h. der Kamerad war Major, während Jacot blos Leutenant war, allein im Alter waren sie nicht viel verschieden. In der eidgenössischen Armee avancirt man gar kurios und zwar ohne Heldenthaten, Waffenthaten wollten wir sagen, denn Heldenthaten geschehen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, ohne Schießen und ohne Stechen. Die Geschmäcke sind sehr verschieden. Es blieben wohl der Eine oder der Andere ein simpler Hundsfott, ohne daß er Major würde, wenn man nur durch Hauen und Stechen dazu avanciren könnte. Solche Hundsfötter, d. h. Majore ohne Hauen und Stechen, kommen in die Mode, scheinen bei gewissen Geschöpfen beliebt und bevorzugt zu sein. Begreiflich wegem Adel der Gesinnung, und weil sich Gleich und Gleich immer findet, und weil man nach der Achtung der Nachwelt trachtet, und weil man den Kindern ein Exempel hinterlassen will, was die Väter für Begriffe gehabt und wen sie für ehrenwerth gehalten und für des Vaterlandes würdigen Sohn.

Nun auf einen solchen Major, ob von den Dragonern oder von der Infanterie, wissen wir nicht, stieß Jacot und frug: Kennst du meine Tänzerin dort, die Hübsche, gleich neben meiner Schwester? J der Tausend, wie kömmst du zu der, du Glückskind? da hast einen schönen Griff gethan, mach nur, daß du den Fisch behältst, von wegen solche Fische sind rar und glatt, lautete die Antwort. Wer ists, wie heißt sie? frug Jacot in vaterländischem Eifer. Kann dir den Namen nicht sagen, antwortete der Major, aber sie soll da unten herauf sein, eines Großraths Tochter, reich, Verfallenes und Zukünftiges, es wahrs Hunghäfeli. Paß auf, sonst steche ich sie dir ab. Das wirst mir nicht machen, sagte Jacot, das wäre kein Freundschaftsstückli. Ich sage dir nichts, als

„Daß auf", antwortete der Major. Jacot war beseitigt, schoß wieder zu seiner Schönen, welche mit Asiette auf den liebenswürdigsten Fuß sich gesetzt hatte, sie waren zunächst am Du und Du. Wenn ihnen was Nasses serviert worden wäre, das Schmollis wäre sicher schon abgethan gewesen. Erst jetzt bot Jacot allem auf, that mehr als das Mögliche mit Reden und Tanzen und nach dem nächsten Tanz ließ er serviren eine ganze Flasche Neuenburger und Bassian-Krebsli zog ein großes Packet Feigen aus der Tasche und servirte sie ebenfalls und schnitzelte sie sogar mit seinem Sackmesser, als die Damen sie wohl sehr angenehm fanden, aber wohl groß für das Loch, worein sie sollten. Das Nachtessen nahte, das Verlangen war groß darnach. Vielen ist es der Hauptwitz, den Einen einfach wegen Essen, den Andern wegen den Bekanntschaften, welche sich da machen, hauptsächlich aber fortsetzen und [illegible] lassen. Wem es Ernst ist ums Herz und der Geldsäckel es zuläßt, der hält sein Augenmerk zGast und macht sich splendid nach seinen Umständen. Ja, es war eine Zeit, man spricht von ihr wie die Juden vom Paradiese, wo man sich nicht blos zum Rothen, wo man sich zum Champagner verstieg, während sich jetzt so Viele beim besten Willen nicht über ein Glas Bier zu erheben vermögen. Jacot dachte stark daran, sich seine Tänzerin zuzugesellen. Man müsse das Eisen schmieden, während es warm sei, dachte er.

Während er noch so dachte, klopfte ihm Bäni auf die Achsel und sagte: Los Nenis, du wirst doch das Mensch, mit welchem du tanzest, nicht zGast haben wollen. Jacot ward ergrimmt in seinem Gemüthe. So, dachte er, nicht mit mir tanzen wollen und jetzt noch befehlen wollen, mit wem ich nicht tanzen soll! Was sich das Bauernpack nicht einbildet! Hör Du, sagte er und maß den guten Bäni mit großen Augen von oben herab, ich muß mir verbeten, meine Tänzerin Mensch zu nennen, sie wird wohl so vornehm und so brav sein als deine Schwestern und die Andern. Nun streckte sich

Bäni und sagte: Hör du, wenn ich nicht dächte, du wüßtest nicht, was das für ein Mensch wäre, ich hätte dir Eine gesteckt, daß du das Feuer im Elsaß hättest brennen sehen. Lue, das ist die Schwester von des Gschäftsmann Schallers Frau, du hast sicher von dem schon gehört, dem Bluthund, wo es eine Gnade für ihn wäre, wenn man ihn hängen thäte und erst nachher schindete und nicht vorher. Es sind hübschi Meitschi gsy, aber ganz von gemeinen Leuten her, der Vater war Wegknecht, die Mutter handelte mit Zwiebeln und Körblikrautwasser, beide starben im Umgang. Die da hat eins oder zwei Uneheliche und letztes Jahr sollen die Landjäger sie gebracht haben aus dem Aargau; jetzt ist sie beim Schwager, macht dDame, kommt daher wie ein Pfau, daß man meinen sollte, wer sie sei, aber lue recht, alles was silbrig scheint, ist Neusilber, nicht manchen [illegible] werth, und unter dem hoffährtigen Mänteli ist gewiß [illegible] kudriges oder verfözelt baueligs Hemli. Sie wird gedacht haben, es kenne sie hier Niemand, aber ich sah die zu oft hier und dort auf den Märkten, wo sie nach gut Schick fischte. Du bist ganz an der Unrechten, sagte Jacot, es ist eine Großrathstochter, unte[illegible]auf von reichen Leuten her. Wer sagt das? Die ken[illegible]gut, sagte Bäni. He, wer sagts? Dort der Majo[illegible]riegel hat es gesagt. Da lachte Bäni sehr. Ja, der [illegible] Ursache haben, sie zu kennen, besser als ich und du, und wird nicht umsonst der Lugi-Jacobli heißen. Als der Ball war auf dem Flöhboden, du weißt, da war ich gerade in Garnison, mußte auch auf den Ball, und da tanzte der Major mit der und mit keiner Andern, und sie kannten einander gut, das sah man wohl. Zu dem ist der Major mit dem Schaller gut verbündet, sie spielen einander arme Teufel in die Hände zum Aussaugen, von wegen es ist einer ein Blutsauger wie der andere. Der hätte schön den Buckel vollgelacht, wenn er dich da hätte hineinsprengen können. Dumm, sagte Jacot, daran dachte der nicht, wir sind Duzbrüder.

Ja, Fründ wie Hünd, das iſt Trumpf gegenwärtig. Daneben mach was du willſt, behalte ſie, dir ſe abſpenſtig zmachen, wird Niemand bigehre. Das fiel Jacot wirklich auf. Er hatte ganz ruhig mit ihr tanzen können, nicht einmal Einer aus der zweiten Claſſe war gekommen und hatte gefragt, ob er nicht auch einmal die Ehre haben könnte? Er fuhr auf den Major los, obſchon die Geiger bereits ſtark an einem Neuen ſtimmten, mit der haſtigen Frage: Aber was haſt du mir geſagt, meine Tänzerin ſei eines Großraths Tochter und von reichen Leuten her, es ſoll ja ein Menſch ſein und von verlumpeten Leuten her? So, ſagte der Major kaltblütig, ſoll ſie das? Habe mich geirrt mit Schein, thut mir leid; nimm eine Andere. Es heißt, du kenneſt ſie wohl, ſie ſei ds Schallers Fraue Schweſter, und wenn ich wüßte, daß du mich zum Beſten halten wollteſt, ſo wollte ich es dir zeigen, ſagte Jacot. Wie? fragte der Major kurz und ſtrich den rothen Schnauz. Jä, Wie? Da war Jacot an. Eine Ausforderung zu riskiren, fiel ihm gar nicht ein, und wäre ſie ihm eingefallen, ſo hätte er ſich lächerlich gemacht und hätte er dem Major ſiebenmal Hundsfott geſagt, ſo hätte der gelacht und geſagt, geh mir vom Leibe, biſt ein Tropf. Meinſt, ich hätte mein Leder dafür, zum Löcher darein machen zu laſſen mit Stechen oder Schießen. Heut zu Tag gilt ds Maul, mit dem ſchießt und ſticht man; hat man nicht wahres Blei, ſchießt man die Leute mit erlogenem D., d. h. erlogenen Thatſachen, ztodt. Das iſt die neue Mode, wobei man nichts riskirt als einen Prozeß, deſſen Ausgang aber nie zweifelhaft iſt, inſofern man für Richter oder Geſchworne von ſeiner Partei ſorgt, von wegen Eid hin, Eid her, oder das Verdrehen kann ihn hinausziehen bis ins ewige Leben. Er durfte überhaupt dem Major nicht zu nahe treten, da derſelbe zu den Haupthelden ſeiner Partei gehörte, vor denen die zweifelhaften, etwas unentſchiedenen Rathsherren, wie z. B. Herr Gygampf, zu ſchlottern hatten und

demüthiglichſt bei jedem Anlaß um ein gnädig Urtheil bei der nächſten Wahl baten. Dem armen Jacot that es im Herzen ſehr weh, daß nicht blos die rechten Mädchen nichts von ihm wollten, ſondern auch der Freund ihn verrieth. Der Tag war alſo hin. Carriere ſollte er alſo keine machen, und dem Vater ſagen: Aber nüt! Er ließ die Geiger geigen, die Mamſel ſitzen, ſtellte traurig ſich in eine Ecke und machte ſchwere Gedanken.

Da ſeufzte es neben ihm zart, und zwar zweimal, da er das erſtemal nicht recht hörte; als er ſich umſah, ſiehe, da war es Roſalie Gälblächt. Ach „sic transit gloria mundi“, wie der Lateiner ſagt, und die Würmer, welche in Jonas Kürbisſtaude kamen, leben immer noch. Im Anfang war ſie ſo glücklich geweſen, d. h. fetirt, ſie hatte Hof gehabt, vielmehr als die Liſette. Sie war größer als die Liſette, lebhafter von Gebehrden und konnte ſich recht anmuthig machen, wie es einer Tochter in einem Lädeli, beſonders wo man montirt, wohl anſteht, auch hielt man ſie für Liſettes Schweſter, alſo auch eine Rathsherren Tochter. Wie da die Subjekte, das ganze Stößli-Regiment, um ſie flatterte und ſtolperte, es läßt ſich nicht beſchreiben, ja ſogar zwei Sekundarlehrer zeigten ſich im Gewühle, ſelbſt ein Fürſprecher ſpannte ſeine Bogen. Liſette war dagegen faſt einſam, die Anbeter machten ihr nicht Plätze ab. Mit Baſtian Krebsli rivaliſirten blos Samewel Grögel und Joſephli Guggus und von allen dreien hatte nur einer eine Brille. Man denke welche Gemeinheit! Das ſtach die Liſette begreiflich, ſo gut ſie war, war ſie doch weiblicher Art, und bekanntlich heißt es nur von den Tauben, daß ſie weder Galle noch Gift hätten, und nicht von den Weibern. Samewel Grögel wollte mal auch was ſagen. O was doch euere Jungfer Schweſter für eine charmante Tochter iſt, die kann tanzen, als wenn ſie es expreß gelernt und Tanzlefzge gno hät, ſagte er. Das iſt nicht meine Schweſter, begehrte Liſette auf, o bhütis! die

geht uns gar nichts an. Wir trafen sie auf dem Wege an, und da wir zuweilen etwas bei ihr schneidern lassen, luden wir sie aus Erbarmen auf, weil sie fast erfroren war. So was fällt selten auf unfruchtbaren Boden. Josephli Gugguns hatte auch gehört, was [redacted] sagte und Bastian Krebsli ebenfalls. Wohl die lachten schön, daß sie den besseren Theil erwählt, und ihre Herzen brannten, es den Andern merken zu lassen, wer feinere Nasen gehabt und den bessern Bissen gewittert, und lange gings nicht, so hieß es allenthalben: Rit e Rathsherre Tochter, ume e Schneidere, hey se nume us Erbarme mitgno, und auseinander stoben die Anbeter, wie Krähen von einem Düngerhaufen, wenn man einen Schuß unter sie gelassen. Blos ein Sekundarlehrer, der etwas morgenländisch sprach und mit seinem Einkommen in Zwiespalt lag, blieb kleben.

Als der von einer Schneiderin oder Modistin hörte, schien ihm ein großes Licht aufzugehen. Eine solche Person schien ihm das schreiendste Bedürfniß dieser Gegend, und wenn es ihm gelingen sollte, diese Lücke auszufüllen, dieses Bedürfniß zu befriedigen, so werde ihm ein Monument der dankbaren Nachwelt nicht fehlen. Ge[redacted]eine solche Person fehlte, welche den Geschmack verbe[redacted]der Industrie aufhalf. Eine solche Person konnte g[redacted]itsschulen errichten und leiten, in denen man mit Hä[redacted]icken, Strohflechten, Seidespinnen und Weben, Baumwollen zwirnen, montiren und Modeartikeln von allen Arten Tausenden Brod verschaffen könne. Wenn man damit einen größeren Modeladen und andere Laden oder Magazine verbinden würde, wo man alles finde nach dem allerneusten Schnitt und wohlfeiler als in London und Paris, weil man hier wohlfeiler arbeiten könne als dort, so sei man im Stande, dem Geschäft einen solchen Schwung zu geben, daß Pariser hieher reiseten, um sich mit den neusten Artikeln zu versehen und Millionen ins Land brächten. Und ob Geld nicht das schreiendste Bedürfniß des

Vaterlandes sei? Wenn Jemand es nicht glauben wolle, der solle nur zu ihm kommen, dem wolle er schreiende Beispiele von Exempeln vor Augen stellen. So dachte der Mann, und man sieht, er dachte großherzig und ächt vaterländisch. Er beschloß sich zu opfern, er kultivirte Jungfer Gälblächt und begann folgende Betrachtungen. Er hätte schon lange im Sinne, sich ehlich zu verbinden, aber er finde hier nicht, was sein Herz und seine Stellung bedürfen. Er sehe hauptsächlich auf Bildung, auf eine Person, die im Stande sei, ihn zu verstehen und zu begreifen, kurz, wo man Freude habe, mit ihr zu leben und ein vernünftig Wort mit ihr sprechen könne. Auf Vermögen sehe er gar nicht, er habe eine schöne Stelle und brauche wenig, aber er sehe auf eine Person, welche ihm würdig zur Seite stehe und ihm helfe, seinen Einfluß auf die Jugend, namentlich den weiblichen Theil sichern, ja ausdehnen. Denn endlich sei die Zeit gekommen, wo dem Lehrstand die Gewalt über das Menschengeschlecht gegeben sei. Bildung sei die Hauptsache in der Welt und die Lehrer seien die Träger der Bildung, somit seien sie die Hauptmacht auf der Welt und von ihnen hingen jetzt die Völker ab, vielmehr als ehemals von Königen und Fürsten. Nicht durch die Waffen, durch Kanonen und anderes Geschütz werde ein Volk mächtig, sondern durch Bildung, das gebildetste Volk sei das Hauptvolk, und von wem hätten die Völker die Bildung? Also! Wer Verstand habe, könne es greifen. Und so sei es recht, denn wie die Könige die Raubthiere gewesen, schädliches Ungeziefer, seien die Lehrer so gleichsam die Engel, welche den dummen Menschenkindern das Licht brächten in die Finsterniß, viele Kenntnisse von allem Nützlichen, ja, den eigentlichen Fortschritt in allen Dingen. Hätte er eine Person, wie er sie haben sollte, so wollte er Großes verrichten für Kinder und Kindeskinder, Millionen wollte er ins Land ziehen, über Mangel an Arbeit sollte Niemand mehr klagen, was kein Staat vermöge, das wollte er thun, wenn

er ſchon nur ein Lehrer ſei; aber eben darum ſuche er eine anſtändige Perſon, die ihn begreife und die gehörigen Fähigkeiten beſitze. Um Vergebung gfrage, ſind Sie nicht eine Schneiderin oder Modiſte, oder beides zuſammen, was noch vortheilhafter wäre? Da war Jungfer Gälblächt aufgefahren und hatte gefragt, warum er ſo frage und wer ihr nachrede, ſie ſei eine Schneiderin. Und der Lehrer hatte geſagt, ſie ſolle ihm das nicht übel nehmen, das thue ihren Ehren keinen Abbruch, denn gerade deßwegen, und weil ſie ihm ſo gebildet vorgekommen, auch ſpreche ſie ja franzöſiſch, wie er gehört, habe er ſich entſchloſſen, ihr Herz und Hand anzubieten, ſie würden mit einander ſehr glücklich ſein, ſie würden einen ausgezeichneten Platz einnehmen in der Welt, davon ſei er ebenfalls überzeugt. Darauf hin proteſtirte Jungfer Gälblächt wiederholt gegen die Schneiderin, verwarf ſeinen Antrag mit Heftigkeit. Da ſagte der Lehrer: he nun, wenn ſie keine Schneiderin ſei, ſo ſei es ihm leid, daneben ſei ſie doch Modiſte, das genüge ihm einſtweilen, ſei das Schneidern nothwendig zu ſeinen Plänen, ſo werde das einer Modiſtin ein leichtes ſein, ſich daſſelbe zuzueignen. Ganget mr furt, ihr syt e wüſte, e uverſchamte Menſch, rief Jungfer Gälblächt und lief fort, wollte Liſette klagen, aber die widmete ihr wenig Aufmerkſamkeit, ſchien auffallend das Weite zu ſuchen, wenn die Freundin in die Nähe kam, während der Lehrer deſto eifriger um ſie herſtrich, ungefähr wie ein Hai um das Schiff, von welchem aus ihm ein Opfer entriſſen worden, das er ſich ſchon ſicher glaubte. Kaum hatte Roſalie Jacot ihre Erlebniſſe mit großem Abſcheu ſummariſch mitgetheilt und wehmüthigſt um Schutz gebeten, als der gräuliche Hai ſchon wieder ſehbar war und gegen ſie zu manövrirte in immer engern Kreiſen.

Da kam der Wirth und verkündete mit großem Pathos, die Suppe ſei ſervirt, wenn es den Herrſchaften gefällig ſei, könne man ſpeiſen. Es war ſehr merkwürdig, dem Prozeſſe

zuzuſehen, welcher jetzt im Tanzſaale vor ſich ging. So ein Tanzſaal gleicht dem Weltenraume, in welchem der Weltſtoff ſchwimmt, aber in noch ungebundenen Atomen. Wie das ſich ſucht und findet, bindet und abſtößt, auseinandergeht und wirbelt und kreiſet, weiß Jeder, der Blicke geworfen in dieſe ſeltſamen Räume, wo es ſo wunderlich wirbelt und das Eine ans Andere ſich hängt, und vom Einen das Andere ſich löſt. Rollt aber aus des Wirthes mächtigem Bauche das holde Donnerwort: die Suppe iſt ſervirt, dann faßt es mit Geiſtergewalt den ungebundenen Weltſtoff, plötzlich erfolgt ein Niederſchlag, die meiſten Atome binden ſich und alles fährt durch eine enge Röhre, die Thüre des Saales ab, die gebundenen voran mit Gewicht, die ungebundenen werden ſpäter nachgeſchwemmt, langſam. Sie fahren gleichſam in eine andere Retorte, d. h. in Eßſaal, eine Menge Bindemittel werden in Anwendung gebracht, namentlich anſehnliche Maſſen Wein werden zugegoſſen, auch hie und da wird Bier gebraucht, fördert aber das Binden nicht ſonderlich, ſteht daher auch bei ſolchen Operationen nicht in großem Anſehen. Nachdem die Maſſe einige Stunden geſtanden oder vielmehr geſeſſen, wird ſie wieder nach und nach in den erſten Weltenraum zurückgebracht, um zu endlicher Entwicklung noch einmal tüchtig durcheinander gerüttelt zu werden, bei welchem Rütteln noch viele flüchtige Atome ſich binden. So ungefähr war es auch hier, und mit Sturmesgebraus ſtrömte aufs Zauberwort des Wirthes die Menge in den Eßſaal und erſchien bald in langen Reihen geordnet, ſich unterwerfend den fernern Behandlungen. Jungfer Gälblächt hing mit Haſt ſich an Jacots Arm und floh ſo raſch ſie konnte den immer näher kreiſenden Hai, deſſen Zähne bereits entblößt ganz nahe glänzten, und flüſterte ſanft und zart: O, Herr Jacot, nicht wahr, ihr erlaubet, daß ich an euch mich halte, ihr ſchützet und rettet mich vor dem abſcheulichen Menſchen, es wäre mein Tod, wenn ich wieder in ſeine Nähe müßte?

O, warum blieb ich nicht daheim! O, Herr Jacot, was das für ein unverschämt ungehobelt Volk ist! Da mir, so mir nur dir nur zu sagen, ich sei eine Schneiderin und er wolle mich heirathen! Ist das nicht gräßlich? O mein Lebtag bringt man mich nicht lebendig mehr an einen solchen Ort. O wie wahr, wer Pech anrührt, besudelt sich! Jacot hatte nichts dawider. Ein verwundet Herz hat keinen bessern Trost, als eine mitfühlende Seele, und an Jungfer Gälblächt erhielt er doch eine Art von Haltpunkt, er war nicht einsam an fremdem Ort. Lisette war nichts für ihn, die war weg, die saß glücklich zwischen Seelen, die ihr Reverenz bewiesen, absonderlich Bastian Krebsli, dem jedoch Samuel Grögel, wie Josephli Guggus sehr heiß machten. Wer beobachtet, dem fällt bei solchen Staatsmahlzeiten immer eine andächtige Stille auf, welche über die Suppe hinaus bis zum dritten und vierten Gerichte hinausdauert. Gewunder, was kommt und Appetit über das, was da ist, versenken den Menschen in diese rührende Beschaulichkeit. So geschah es auch hier. Mit Bedenken wurde die Suppe genossen, sie war dünn, Krebse blieben unsichtbar, Kuchipulver stach auffallend vor. Die Nasen windeten nach Besserem, die Augen lagen in den Thüren, es trat Spannung ein, und zwar große. In der Küche schien weise Bedächtigkeit zu herrschen und angenehme Berücksichtigung, nicht des ungeduldigen, sondern des verständigen Publikums. Man wollte die Suppe sich erst ordentlich setzen und Platz machen lassen für was Besseres, ehe man weiter schritt. Wie es scheint, war da in der Küche größere Weisheit als in mancher eidgenössischen Weisheitsbüchse, d. h. Rathssaal, wo man von einem so entsetzlichen Fortschrittsteufel behaftet ist, daß alles Hoggisboggis übereinander purzelt, was oben sein soll, unten ist, und das Hinterste das Vorderste wird, und selten was lebendig zum Vorschein kommt. Ungefähr wie in einem großen Theater oder Schulhause, wo viele Kinder beisammen sind und ein einziger

Ausgang, wenn es Feuer ruft, jedes das Erste sein will, die eine Hälfte blos todt rauskömmt und die andere halbtodt. Am Ende kam das Essen doch, und zwar nicht so schlecht, offenbar war grusam angewendet worden, was man übrigens schon dem von Weitem durch alle Dunkelheit in hellem Schweiße glänzenden Wirthe ansehen konnte. Das Mahl trug merkwürdig auffallend den Charakter der Gesellschaft, es war halb herrschelig, halb bäurisch, und auffallend besser und währschafter war der bäurische Theil, als der herrschelige. Der erste Theil war repräsentirt durch schönes Schweinefleisch, gutes Voressen, mächtige Bratenstücke, fette Gänse und handfeste Pasteten, der andere durch miserable Salätchen, charakterlosen Senf, sauersüße Zwetschen, mondsüchtige Cremchen und schauderhafte Blancmangers, die halb den Fröschen, halb den Hafneren entstammt schienen und deren dunkelgelbe Schybli, wo die Einen haben wollten, es seien Läkerli, und die Anderen behaupteten, es seien gedörrte oder altbackne Küchelschnittli, daß es bald blutig Köpf gä hätt deretwege. Sie hatten offenbar den guten Willen, es Allen zu treffen, Allen alles zu sein, und verstunden halt nicht alles, sondern das Eine besser als das Andere, wurden deßhalb ausgehöhnt, und verdienten es doch eigentlich nicht, denn sie meinten es gut; aber so geht es Wirthen oft und andern Leuten ebenfalls, je mehr man es Allen treffen will, desto Wenigern trifft man's. Der Wein war just nicht gälblächt, aber sauerlächt, Böswillige behaupteten, er stehe eigentlich für nichts da, als um Appetit nach besserem zu machen; während Andere behaupteten, der Wirth kenne gar keine Geographie, er meine, die Welt gehe nicht weiter als bis Pfauen oder höchstens bis Cudrefin, dort wachse der letzte Lacôte, hier der allerbeste Neuenburger. War der den Leuten dann nicht gut genug und wollten sie Mehbessern, Bouschirten, so brachte er gräuliche Flaschen daher, voll Staub und Spinngewebe und fluchte schrecklich, er wisse nicht, was es für welchen sei, aber

was Jamoiés, sein Großvater habe ihn dem Neid abgekauft bei der Steigerung, welche derselbe gehalten, als er aus der Küche gekommen, über die Vorräthe, welche ihm übrig geblieben. Nun mit dem Weine ging es eigentlich erst später recht an; nur Einige, welche sich ordentlich sehen lassen wollten oder wirklich Bessern und Nothen brauchen mußten, gaben sich mit dem Getränk von Pfauen her nicht ab. Man ließ sich wohl sein, erwarmete nach und nach, aber doch kaum Jemand mehr als unsere Rosalie neben ihrem Jacot. Sie saß weit von ihrem Hai, sah kaum seine schrecklichen Blicke, die noch viel spitziger waren, als die preußischen Spitzkugeln, aber desto näher bei ihrem Jacot und je länger je glücklicher. Mit weiblichem Scharfsinn erfaßte sie alsbald dessen Gemüthszustand. Sie sah, er war verletzt, hintan gesetzt von der Menschheit, sie wollte ihn heilen; sie war nicht unkundig in solchen Curen, sie griff nach guten Mitteln. Sie suchte nicht nach Trostpredigten, wo sie sein Unglück ausstrich und vom Hängen und Erschießen der Missethäter sprach, aber sie rückte ihren Stuhl nicht weiter von ihm weg, als daß es durchaus sein mußte, damit eine Aufwärterin ein gut Plättlein zur Noth und zwar von Weitem her zwischen ihnen durchschieben konnte. Sie machte sich ganz traulich, sagte bald Herr Gugumpf, bald Herr Jacot, als Hausfreundin konnte sie sich das wohl erlauben, soll ich Sie serviren, unsereins, der in der Küche bekannt ist, kennt die guten Bißchen besser als so ein Herr, der eigentlich nie recht weiß, was er ins Maul stößt, Kabis oder Roseköhli und von wessen Fleisch er ißt, ob von einem Auerhahne oder einem Güggel. Sie vertraute ihm, welche Macht sie daheim sei und welche sie noch werden könnte, wenn sie die gehörige Hülfe und Unterstützung hätte, und was hier für ein Volk sei und eine gebildete Person siebenmal aus der Haut fahren müßte täglich, wenn sie mit derlei Volk leben müßte Jahr aus Jahr ein. Wer sich an die Stadt gewöhnt, begreife eigentlich erst, daß er

ein Menſch ſei und was für ein Unterſchied ſei zwiſchen ihm und einem Hornvieh, wenn er aufs Land komme. Sie kriege Gänſehaut über und über nur bei dem Gedanken, daß ſie drei Tage mit ſolchen Menſchen leben müßte, geſchweige dann drei Jahre, Herr Jeſes! Und wie grob es uns Euere Bekannte gemacht haben. Ihr glaubt es gar nicht, es war ganz, als ob ſie ſich unſerer zu ſchämen hätten, ja wolle! Es dünkte mich, auch gegen Euch ſeien ſie recht grob geweſen, und ich glaubte, wie groß Eure gegenſeitige Freundſchaft ſei. Aber ſo hat man es mit dieſem Volke, man weiß nie, woran man mit demſelben iſt. Wo ſind ſie jetzt, ich ſehe ſie nirgends, dabei muſterte ſie mit der Lorgnette, welche ſie umgehängt, die Geſellſchaft, als wäre ſie beſtellter Inſpektor, theilte dann dem Jacot ihre Bemerkungen traulich mit. Sie waren ſpitzig, man kann ſich's denken, ſahen zuweilen wie drollig aus, machten Jacot lachen. Daß Jungfer Gälblächt ſo viel Geiſt habe, hätte er nicht geglaubt, dachte er. Dieſes Benehmen ſtach gar auffallend ab gegen das der übrigen Damen. Dieſe waren im Allgemeinen ſchweigſam, ließen ſich unterhalten, was ebenfalls dürftig geſchah, hocketen ſich ſelbſt, wie man zu ſagen pflegt, auf dem Maul, und lachten nur verſtohlen. Man ärgerte ſich daher über Jungfer Gälblächt, wie billig, vergalt ihr Lorgnettiren mit giftigen Bemerkungen. Es ſei eine freche Perſon, ſie möge ſein wer ſie wolle, allweg nichts rechtes. Dere wolle man auf die Spur kommen, man werde ſaubere Dinge hören. Wenn ſie noch einmal mich ſo anſieht durch ihr Glas, ſo gränne ich ſie an, ſagte Eine; und ich gaffe durch die hohle Hand, die iſt doch meine, wer weiß, ob ſie ihr Glas nicht blos entlehnt hat, um hier damit vornehm aufzuziehen? bemerkte eine Andere. Einige meinten, es würden Mann und Frau ſein, ſie thäten ſonſt nicht ſo zuſammen, und Andere ſagten das Gegentheil, wenn es Mann und Frau wären, ſo würden ſie ſich beſſer in Acht nehmen, wie ſie thätem. Eine ſtrenge Sache ſei's, wenn

man jetzt das Gräubäſige aus der Stadt auf dem Lande haben müſſe. Vielleicht wäre es nicht übel, wenn man ein wenig räumte, es wäre für ein andermal. Wenn man dem Wirthe es auftragen würde mit der Erklärung, wenn er die Geſellſchaft nicht ſäubere, ſo komme ihm das nächſte Jahr Niemand mehr, er thäte es ſchon. Am meiſten ſchien das die Mädchen Treu zu empören, beſonders Trineli, d. h. es that ihnen weh, daß der Leutenant nicht bei ihnen ſaß, daß alles ſo gegangen. Es klemmte Trineli förmlich das Herz zuſammen, es hätte die abſcheuliche Täſche verkratzen mögen, daß ſie ein Geſicht bekommen, als hätte man es geegt; aber daß das Eiferſucht ſei, das wußte es nicht; daß ſie durch ihr ſprödes Weſen und ihre grobe Unhöflichkeit ſchuld an dieſem Stand der Dinge ſeien, daran dachte Trineli ebenfalls nicht und Stineli noch weniger. Wie der Leutenant unſchuldig ſei an ſeinem Begleit und ein alter Schimmel kein ſtädtiſcher Maaßſtab ſei für den Werth der Perſonen, daß ſie alſo Sachen für übel aufnahmen, die gar nichts zu bedeuten hatten, wußten ſie noch weniger. Aber ſo geht es allenthalben in der Welt ſeit Urzeit und wird ſo gehen in alle Zeiten, man macht dem Nächſten eine ſchreckliche Rechnung über ſeine Sünden, welche man ihm von Gott und Rechtswegen übel nehmen müſſe, und dieſe Rechnung macht man täglich größer und wird alle Tage bitterer, eben daß er die Rechnung alle Tage größer mache, ſtatt einmal ans Abzahlen zu gehen, und hat keinen Gedanken daran, daß am Wachſen der Rechnung gar Niemand, oder doch wenigſtens zum großen Theil, anders ſchuld ſei, als der, welcher die Rechnung macht, und nichts, oder zum wenigſten Theil der, welchem man die Rechnung aufſtellt. Noch weniger hat man einen Begriff davon, daß der Nachbar eben ſo eine Rechnung haben könnte und vielleicht hat, die noch viel verflüchter ausſieht, nach welcher der Schuldige nach Kaiſer Karlis Halsgerichtsordnung zum allerwenigſten an ſeiner Hausthüre aufgehängt werden

müßte, bis der Strick verfaulet sei. Daß also, wenn es ans gegenseitige statt nur ans einseitige Rechnen ginge, man in der allergrößten Verlegenheit wäre, auszumachen, wer dem Andern heraus schuldig sei. Da haben die rohen, sogenannten ungebildeten Menschen einen unendlichen Vortheil über die quasi feinen und sogenannten gebildeten Leute. Den Ersteren läuft endlich der Zorn über, sie packen aus, sie sagen einander tapfer wüst, sie machen sich so gleichsam gegenseitig offne Rechnung, kommen dabei unwillkürlich über viele irrige Ansätze, die Spannung weicht, sie geben sich endlich die Hände, sagen: He nu so dann, so wollen wir wieder zfriede sein mit einander, und werden nicht blos zfriede, sondern wieder gute Freunde. Diesen Vortheil haben aber eben die feinen Leute nicht, das Auspacken ist nicht anständig, das Wüstsagen giltet erst nicht, selbst feinere Anspielungen wagen wegem guten Ton die Meisten nicht, sie müssen alles bei sich behalten, kommen nie zum Frieden, leiden schrecklich an den immer wachsenden Rechnungen, die kein Ende finden bis vor Gottes Richterstuhle, wo sicher manche umgekehrt werden wird. Wir sind überzeugt, der Friede zwischen Jacot und Trineli wäre unter vier Augen mit wenig Worten geschlossen und die Rechnung getilgt worden, sobald Jacot die Erscheinung der Jungfer Gälblächt und des fatalen Schimmels erklärt und gerechtfertigt hätte. Leider geschah das nicht, die Lorgnette der Jungfer Rosalie war eine schlimme Vermittlerin. So Eine, welche nichts zu thun wisse, als die Leute auszuführen, gehöre gar nicht hieher, so Eine könne ein andermal daheim bleiben, so Einer sollte man, wenn man sie nicht fortjagen wolle, doch wenigstens eintreiben, daß sie nach Gott schreien lerne, hieß es allgemein. Diese Rache schien ein elegant gekleideter Mensch übernehmen zu wollen. Derselbe war schön ausstaffirt mit Nadel, Ringen und Ketten, trieb Luxus mit Weste und Hemd, machte sich durch vielerlei Bewegungen wichtig und saß Jacot und Rosalie gegenüber, es war ein Indienne oder Cotnone-

Prinz aus dem Elsaß, wahrscheinlich von Mühlhausen, oder ein Durchänderler von Lörach oder gar Vollblut aus Frankfurt. Derselbe machte, wie Alle von dieser Sorte, sich gerne wichtig, faßte die allgemeine Stimmung mit Takt auf und fand darin die schönste Gelegenheit, eine Rolle zu spielen, der Held des Tages zu werden. Er machte sich anfangs recht artig, leitete mit einigen Aufmerksamkeiten gegen Rosalie die Bekanntschaft ein, erwarb sich das Recht zum Gespräch, machte allerlei Bemerkungen, frug Allerlei und endlich auch wo sie herkämen, denn er sähe es ihnen sehr wohl an, daß sie nicht aus der Nähe seien. Sie kämen von Bern, sagte Rosalie geschmeichelt und hoffte darauf hin Complimente zu kriegen, daß man es ihr eben von Weitem ansehe, daß sie aus einer großen Stadt und gebildeten Kreisen komme.

So, von Bern! sagte der Mann, da bin ich ganz gut bekannt, mache Geschäfte dort, aber nicht bedeutende, es ist kein ordentlich Handelshaus daselbst, eigentlich nur Krämer. Bin allemal froh, wenn ich aus dem Nest bin, denn langweilig ist es dort ganz schuderös. Eine Straße wie die andere, ein Gesicht wie das andere, alles so steinerne, steife Brunnröhrengesichter, es ist zum Tollwerden. Ich wette, es giebt in der ganzen Stadt nicht drei passable Mädchen, von hübschen will ich gar nicht reden. Jungfer Gälblächt wurde bei so anzüglichen Reden ganz röthlich. Und wie sie äußerlich sind, sind sie auch innerlich, fuhr der Göttliche fort. Mein Lebtag, und doch kam ich weit herum, war dreimal in Amerika, sah ich keine so steifen, kalten, vornehm sich streckenden Menschen. Offenbar wollen sie die Engländer nachahmen, da geht es ihnen wie allen Affen, sie übertreiben es himmelweit. Es ist ein ungut, engherzig, unpaßlich Volk. Redet ein Berner einmal mit einem Fremden, meint er, er habe sich schon viel zu viel verköstigt, höher es zu treiben, sei Sünde. Keine Tasse Thee, keinen Löffel Suppe bietet er einem Fremden an, keinen ladet er in sein Haus. Zutritt in anständige

Geſellſchaft erhält man nicht, geſchweige daß ein Berner, was man ſagt, ein Haus macht, theils haben ſie es nicht, theils ſind ſie zu ſtolz, theils zu bequem. Das macht auch das Leben in Bern ſo unangenehm und ſo theuer, da man nirgends eingeladen wird, nichts umſonſt kriegt, muß man ſelbſt zahlen, und verſchafft man ſich ein Privatvergnügen, ſo iſt es hundemäßig theuer. Ich habe einen guten Bekannten und Freund, der ſich jetzt in hoher Stellung in Bern befindet und ſehr reich iſt, der hat ſich über dieſes gemeine engherzige Weſen der Berner gar bitterlich beklagt. Freund, hat er zu mir geſagt, du glaubſt gar nicht, was hier für ein ungefreutes und koſtſpieliges Leben iſt für einen Fremden, nirgends wird er eingeladen, nie kann er ſich ein Diner oder ein Abendeſſen erſparen, nie darauf rechnen, einen Abend ohne Auslagen zuzubringen, will er was haben, muß er in Kneipen gehen und bezahlen, will er mal ſeiner Familie was verſchaffen, muß er wieder in Kneipen gehn nach Weiermanns Haus oder ins Meyerysli und kann bezahlen, ſtatt wie anders, wo in Familienkreiſen er ſich kann vergnügen laſſen. Du weißt, hat er gſagt, ich bin reich, habe nicht nöthig exakt auf den Kreuzer zu ſehen, aber ich thue es gerne. Daneben will man ſelbſt leben und auch etwas den Kindern hinterlaſſen, das iſt doch ganz natürlich und doch braucht kein dummer Berner Verſtand, begreifts, und thut ſeine Schuldigkeit. Die Meiſten derſelben haben Landgüter, haben Equipage, wäre es nicht höchſt anſtändig, wenn ſie mir Sonntag Morgens Equipage ſchickten, daß ich mit meiner Familie bei ihnen auf dem Landgut den Sonntag zubringen könnte, aber auch nicht Einer hat es gethan; da laſſen ſie mich ganz kaltblütig auf meine eigenen Koſten bei Weiermanns Haus ſitzen, oder auf dem Breitenrain an der Sonne, oder beim Käſer im Staub. Da iſts denn doch nichts als billig, daß man ſich hohe Beſoldungen decretirt, der Gugger möchte ſonſt dabei ſein. Am böſeſten machen ſich, hat er gſagt, die

Mitglieder der Behörden, die haſſe ich noch viel mehr als die Patrizier, die machen es am ſchlechteſten, ſind noch ärgere Ariſtokraten als die Patrizier. Man denke, keins der Mitglieder ladet ein, kein einziges traktirt, bei keinem konnte ich noch ſo viel genießen, als mir im Auge weh gethan hätte. Er war in ſchrecklicher Indignation, als er das gſagt hat, mein Freund. Und doch wär' es ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenn ſie ſich an mich, an uns lehnen würden, denn was ſind ſie ohne das, nichts, gar nichts, hell nichts. Aber wohl, denen treibt man es ein, die müſſen es büßen, die kujonirt man, daß ſie nach Gott ſchreien möchten. Da iſt kein Anlaß ſo unbedeutend, daß man ihn nicht ergriffe, um ſie zu lähmen, der öffentlichen Verachtung Preis zu geben, das Volk gegen ſie zu erbittern und beim erſten beſten Anlaß muß das ganze Pack in die Luft, es iſt auch nicht ſchade darum; ich glaube nicht, daß ein Einziger darunter ſei, der einen faulen Rappen werth ſei, hat mein Freund gſagt, und hat man keinen Anlaß, macht man einen. So ſprach der Indienne Prinz nur hier und da von giftigen Einreden der Jungfer Gälblächt begleitet, von denen er nicht die mindeſte Notiz nahm; dagegen unter großer Aufmerkſamkeit der Umſitzenden, vielen beißenden Bemerkungen und großem Gelächter bei den geſalzenſten Stellen, und beim Schluß wurden ſogar viele Bravos laut. Es war gerade die Zeit, wo an Bern jeder Sturmbock geſetzt war, um es zu vernichten, wo jede Schmach ihm nachgeredet, jeder Frevel ihm angedichtet, wo es zum Schandpfahl gemacht werden ſollte, um von jedem Buben mit Hohn angeſpuckt zu werden, wo man das Schlechteſte von ihm glaubte, nichts von ihm hoffte, als es werde an einem ſchönen Morgen in Flammen aufgehen und mit Stumpf und Stiel verbrennen, nichts von ſeiner Herrlichkeit übrig bleiben, als das Inſeli und das innere und das äußere Bad, und vielleicht ſonſt noch hie da eine Gelegenheit. Es war zur Zeit, wo man gegen alle Städte und namentlich die

Hauptſtädte, auf neue Art, welche ſelbſt Napoleon nicht kannte, Schulmeiſter die Trommler, Muſterreiter die Pfeifer waren, zu Felde zog. Die dummen Leute wußten nicht, was ſie trommelten und was ſie pfiffen, am allerwenigſten, wem in dieſem Feldzuge die allerſchärfſten Schlappen warteten. Nun unſer Mühlhauſer blickte glücklich um ſich, er hatte zwei Würfe mit einem Steine gethan, er ſtrich ſein dünn Bärtchen mit Behaglichkeit, lächelte ſchlau ringsum und ſammelte den Beifall ein, der ihm wurde, den Niemand durch Widerſpruch verkümmerte; denn es war eine angenommene Sache, ein ausgemachter Satz, daß Städte dem Lande ſeien, was Wölfe und Bären den Schafen, Feinde von Natur zum Ausrotten. Jacot worgete es aber ſchon lange im Halſe, daß er faſt blau wurde, endlich ſagte er: Ich komme aus Bern und mein Vater ſitzt dort in bedeutenden Behörden. So, ſagte der goldene Prinz gegenüber. So viel ich weiß, hat mein Vater ſeine Beſoldung für ſich und nicht für Andere, welche eine viel größere haben als er, ſagte Jacot weiter. Ja, ſagte der Prinz, er wird es haben, wie es im Sprüchwort heißt: er wird meinen, ſelber eſſen mache fett. Ein gewaltig Gelächter machte den Chor. Er macht es wie Andere, antwortete Jacot, er meint nicht vom Schmarotzen leben zu ſollen, und glaubt daher auch nicht Schmarotzer erhalten zu müſſen, ſo gleichſam Koſtgänger. Ja ja, das glaube ich, ſagte der baumwollene Prinz, der Berner hat nur Klauen zu nehmen nicht zu geben, er weiß beſſer: wann ziehen, wann ſteuern, (ein bekanntes Schifferwort auf dem Thunerſee). Ein ſchrecklich Gelächter donnerte den armen Jacot nieder, keine Stimme erhob ſich für ihn, es war Niemand aus Bern da, Liſette war in eigene Angelegenheiten verwickelt und Baſtian Krebsli und Compagnie ignorirten den ganzen Handel. Sobald das Gelächter etwas verhallt war, rief der Herr in majeſtätiſcher Ruhe: Herr Wirth, Champagner! Hui wie da der Wirth geflogen kam, man hätte glauben können, es wäre ein Engelein,

[illegible] [illegible] [illegible] [

es was ſagen, einzig Stand zu halten, ohne irgend welche Aufmunterung, ohne irgend wie eingeſchüchtert zu werden.

Leonidas hatte doch 300 Spartaner bei ſich, als er auf das unermeßliche Heer der Perſer fiel, und Jonathan als er ſich an die Philiſter machte, wenigſtens einen Waffenträger. Aber Jacot hatte gar Niemanden, Jungfer Gälblächt war längſt verſtummt, ein Wunder wars, daß ſie nicht vor Gift verſpritzte. Da machte Jacot das Dümmſte, was er machen konnte, er ſtund auf und ſtrich ſich. Da geſchah ihm auch, was jedem Thiere, das einem Gefecht entrinnt, begegnet, es folgte ihm ein ſchallend Gelächter, und dann ward flott in Champagner auf die Heldenthaten des Helden und die Niederlage des dummen Berner Söhnchens getrunken.

Unſer guter Jacot war ganz zerſchlagen in ſeinem Herzen, ſo drinnen war er noch nie geweſen, wo Alles gegen ihn war, eine allgemeine Verachtung über ihm zuſammenſchlug, er mit vollem Rechte hätte ſingen können, wenn es ihm eben ums Singen geweſen wäre: „Feinde ringsum". Und dazu noch das demüthigende Bewußtſein, daß er nicht blos unterlegen, ſondern daß er aus dem Kampfe gelaufen ſei, und daß hinter ihm her ſchrecklich werde gelacht werden. O, dies Ausgelachtwerden iſt ein fürchterliches Geſpenſt, ausgelacht zu werden iſt ſchwachen Gemüthern eben ſo ſchrecklich, als gehängt werden; die Furcht ausgelacht zu werden, hat unendlich viel Böſes gethan und noch unendlich mehr Gutes verhindert. Und dieſe Furcht iſt nichts anders als Geſpenſterfurcht, denn das Auslachen iſt eigentlich nur dem ein Etwas, der ſich davor fürchtet. Wer ihm kühn auf den Leib geht, ſieht, daß es höchſtens ein Irrwiſch iſt, der flieht, wenn man ihm näher rückt und endlich verſchwindet. Als Jacot hinausging, wußte er wohl warum, aber nicht wohin: Inſtinktmäßig ging er die Treppe ab zum Haus aus, wir glauben, er wäre inſtinktmäßig weiter gegangen ohne Engeländer bis nach Hauſe, wenn es draußen nicht ſo heillos kalt geweſen wäre. Die

Kälte war's, die ihn plötzlich an seinen Engeländer erinnerte, er bekam damit sein Ziel; er trappete über die Straße dem Stalle zu. Es war Mondschein und Zwölfe schlug es eben, er trappete in den Stall; finster war es drinnen, an einem Balltage giebt es um Mitternacht keine Geschäfte im Stall, und draußen schien der Mond. Daher, und weil jetzt an den meisten Orten die Stallknechte das Oel selbst anschaffen müssen, wahrscheinlich aus gewissen Gründen, und weil damit der Wirth bedeutende Ersparnisse zu machen glaubt, worin derselbe recht haben mag, wenn nicht zufällig der Stallknecht mit der Köchin in magnetischen Rapporten steht, löscht der Stallknecht das Licht, lange ehe der Wirth Feierabend macht drinnen. In einem solchen Sack finde er seinen Schimmel nicht, dachte Jacot, ließ die Thüre offen, damit der Mond die Laterne mache. Aber Mond hin, Mond her, er fand den Schimmel doch nicht, schritt wieder der Thüre zu, da donnerte es draußen: Welch verflucht Kalb läßt die Thüre offen bei solcher Kälte! und die Thüre wurde zugeschlagen und ernstlich zugemacht, denn als Jacot endlich dazu gelangte, da war's zu, er konnte nichts dran machen. Ja, jetzt war Jacot doch wirklich übel dran. Sicher vor dem Elsässer oder Löracher war er freilich, aber in totaler Finsterniß in einem unendlichen Stalle voll wilder Rosse hinter verschlossenen Thüren, das war denn doch mehr, als er wollte; es ward ihm wirklich Angst, die Rosse konnten ihn ja beißen oder schlagen, von beidem war er nicht Liebhaber und die Rosse liebte er überhaupt nicht, daß ihm etwa ihre Gesellschaft das schönste Ende einer kostbaren Parthie gewesen wäre. Ein heller Ballsaal und ein finsterer Roßstall, man denke, welcher Gegensatz! Aber was machen? Endlich sah er einen hellern Punkt, wie er glaubte, in der Gegend, wo er herein gekommen, er hielt es, wie es auch war, für ein Fenster; bekanntlich sind Stallfenster nicht besonders hell, wegem Brechen hat man sie je dicker desto lieber, daher man sich auch keine

Mühe mit Waſchen giebt. Er tappete mit den Händen hin, dachte aber nicht daran, daß Vorſicht mit den Füßen noch nöthiger ſei, ſtolperte über die Schale, trat ſtolpernd einem Roß auf den Stiel, das glich unglücklicherweiſe ſeinem Engeländer nicht, ſprang wiehernd und ſchlagend auf die Beine. Andere Roſſe wachten erſchrocken auf, wußten nicht, was es gebe im fremden Stall unter lauter fremden Geſellen, ſprangen auch auf, brüllten, ſchlugen, es war plötzlich, als ſei der Teufel los. Zur Noth hatte ſich Jacot auf den Beinen erhalten, an die Wand geduckt, doch jeden Augenblick des Todesſtreichs gewärtig; denn retten konnte er ſich nicht, er ſah die ſchlagenden Beine nicht, nicht die Richtung, in welche ſie fuhren. Da erhob ſich plötzlich im Hintergrund eine ſchreckliche Stimme: Was donners ſoll das, was iſt los? und hintendrein klatſchte es gewaltig von mächtiger Peitſche und in die Peitſchenſchläge donnerte es fort: wollt ihr ſtille ſein, ihr verflucht Vieh! und nach gerade ward es ſtille und die donnernde Stimme wurde ſanfter und ſprach endlich: muß Licht machen, ſehen ob eins ab iſt, oder was das Weſen angerichtet. Es war ein Gehülfe des Stallknechts, den er als ſchlafende Wache im Stall gelaſſen, um im Fall der Noth Ordnung zu ſchaffen oder allfälligen Dieben den Gluſt zu vertreiben, der in Erwartung dieſer Fälle, zu hinderſt im Stalle ſich ins Stroh gelegt und da entſchlafen war. Jacot glaubte ſich gerettet, dachte nicht daran, daß noch eine Anfechtung kommen könne, nahte ſich dem Lichte vorſichtig, damit er ja keinem Roß auf den Schwanz trete. Kaum ſah ihn der Burſche, als der einen gewaltigen Brüll ausließ und friſch nach der Peitſche griff, denn er nahm ihn für einen Dieb. Mit großer Noth konnte der arme Jacot dem Burſchen bedeuten, daß er kein Dieb ſei, ſondern ein Gaſt und zwar ein vornehmer, eines Rathsherrn Sohn. Was biſt der, wo mit dem weißen Schimmel kam, dem Engeländer, wo ein halb Imi haben muß zAbe und es halbs zMorge,

damit er ſich nit überfreß? Ja, ſagte Jacot, gerade der bin ich, wollte ſehen, ob er ſeine Sache habe, da ſchloß mich Einer aus Bosheit ein, jetzt möchte ich wieder hinaus. Der Burſche brummte allerlei, das einen ſehr anzüglichen Inhalt errathen ließ, doch nicht ganz verſtändlich war und machte endlich auf. Als Jacot hinaus trat und im Schatten der Scheune ſtehen blieb, um zu überlegen, was er jetzt machen ſolle, ſah er zwei Weſen ums Haus ſchweben, haſtig in entgegengeſetzter Richtung ſtille ſtehend, hinausſpähend in die Nacht. Es waren weibliche Weſen, in bäuerſcher Kleidung das Eine, in ſtädtiſcher das Andere. Jacot wußte nicht recht, waren es wirkliche lebendige Weſen oder waren es geſpenſtige Schatten, welche wiederkommen mußten, wenn irgendwo gegeiget und getanzt wurde. Sie liefen ſo wunderlich, kamen ihm ſo ſeltſam vor und ſeine Mutter erzählte oft, wie ſie Mädchen gekannt, welche die Tanzwuth gehabt und wahrſcheinlich an derſelben geſtorben, und welche man jetzt ſehen könne, wie ſie herumführen um die Wirthshäuſer, in denen man tanze, aber nicht hinein könnten, wenn ſie nicht Einer hineinführe und mit ihnen tanze, wer es aber thue, der müſſe ſterben. Sie habe ſolche Fälle erlebt und von Vielen gehört, man ſolle ein Exempel daran nehmen, ſonſt könnte es einem auch ſo gehen, wenn man vor dem Tanzteufel ſich nicht hüte. Am beſten ſeis, man laſſe ganz vom Tanzen, von wegen der Teufel ſei ein Scheim; wenn man gar nicht tanze, könne er einem aber nichts machen. Jacot hatte eigentlich nicht daran geglaubt, ſondern gedacht, es ſei ein Kniff der Mutter, ihnen das Tanzen zu verleiden, jetzt kams ihm vor, man könne nicht wiſſen, was dran ſei, vielleicht ſei doch was, jetzt könnte man es erfahren. Aber hitzig drauf war er doch nicht, er that einen Schritt und dann noch einen, da verſchwand das bäuriſche Weſen in der Thüre des Hauſes. Wird nichts ſein, dachte er, die iſt einmal hinein ohne Einen, der ſie führte. Er trat aus dem Schatten der Scheune her-

vor in hellen Mondschein; es war wie am Tag, da kam von der andern Seite her die Städtliche ums Haus geflogen, erblickte ihn, stund stille, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, stürzte auf ihn zu, schrie: o Jacot, seid ihrs, mamm macht ihr mir das, was geht ihr und hängt euch? o Gott, o Gott! Dumm, sagte Jacot, wenn ich mich gehängt hätte, ich stünde ja nicht da. O Gott, o mein Herz! und Jungfer Gälblächt fällt ohnmächtig zusammen, doch so glücklich, daß sie an Jacots Halse hängen blieb. Jacot war gerührt über diese Angst um ihn, aber doch in etwelcher Verlegenheit mit der Jungfer Gälblächt am Halse mitten in hellem Mondschein. Da kam aus der Thüre die Bäurische wieder und hinter ihr her ein Mann; sie blieb plötzlich stehn, zeigte mit dem Finger und der Mann kam auf Jacot zu, es war Bäni. So, sagte der, mit Scheim lebst noch und es ist nicht Gefahr um dich. Komm, hilf mir, sagte Jacot, ich glaub, es sei der Jungfer Gälblächt übel geworden, wir sollten sie ins Haus tragen. Die magst alleine, nimm sie nur recht, so kömmt die schon zu sich, sagte Bäni, ging auf die Bäurische zu und verschwand mit ihr im Hause. Den guten Mädchen, denn die Bäurische war Trineli, war doch um den Jacot, als er nicht wieder kommen wollte, Angst geworden. Trineli hatte schon lange Mitleid gehabt mit ihm und das war über die Eifersucht gewachsen und machte ihr Angst, er könnte was Lätzes machen oder doch wenigstens sich sehr härmen, oder trinken im Zorn, es wollte Schlimmes verhüten, wollte ihm sagen, sie hätten das Spiel mit ihm nicht angezettelt, es machte sich still vom Tische auf und suchte ihn. Aehnliche Gedanken trieben auch die Rosalie nach, sie wollte ihn retten. Sie suchten beide, beide fanden nichts, es trieb sie ums Haus herum, mit dem gleichen Erfolg, es trieb Trineli zum Bruder, er solle doch den Leutenant suchen, sie hätten es ihm wohl stark gemacht vor der ganzen Gesellschaft, er sei nirgends zu finden, es sei die Frage, was er anstelle.

Bäni war gutmüthig und ging Trineli nach, freilich mit der Bemerkung, es wär ſich wohl dr werth wegen einem Seligen. Wenn ſich Alle hängen wollten, wo ausgeführt worden ſeien: die Welt wär längſtens ausgeſtorben. Als er nun die Gälblächt an Jacots Halſe fand, ſo kann man ſich denken, was er dachte und wie es Trineli ward, als Bäni die Nachricht brachte. Pfi Tüfel, ſagte es, und tanzte bald darauf wie Ketzer mit dem Dragoner. Jacot begriff bald, daß er aus dem Mondſchein kommen müſſe, und trug halb, ſchleifte halb die Roſalie dem Wirthshauſe zu und machte, daß er in ein Zimmer kam, wo er ſie abſetzen oder ablegen konnte. Hier ging die Ohnmacht bald zu Ende und das Leben kehrte mit den Worten wieder: Wo bin ich, mein Gott, wo bin ich?

Hier, Roſalie, wird es Euch wieder beſſer, antwortete Jacot. Wer redet mit mir, redete Roſalie träumeriſch, es iſt eine bekannte Stimme, mein Gott, ſeid Ihr es, Jacot? was iſt mir begegnet, wie kam ich hierher? Jacot erzählte und frug: ob ſie denn ſo Angſt um ihn gehabt? O Jacot, wenn Ihr wüßtet! ſeufzte Roſalie. O was? frug Jacot weich. O Jacot, ich ſage es Euch nicht, wenn Ihr es nicht ſelbſten wißt, das muß Euer Herz Euch ſelbſten ſagen. Habt Ihr Angſt gehabt um mich, Roſalie? frug Jacot zärtlich. O Jacot, ſeufzte Roſalie ſchmachtend. O, mys Roſalie. My Jacot, o Jacot! O mys Herz, mys Leben, und zwiſchen drein knatterte es wie das Bataillons-Feuer zwiſchen den Kanonendonner, es werden wahrſcheinlich Küſſe geweſen ſein. Endlich hörte man wieder Roſaliens zarte Stimme in verſtändlichen Tönen, fragend: Wann wollen wir annonciren, und was werden die Leute ſagen? Und die Mama, ſagte Jacot mit etwas bedeckter Stimme. Was hat die Mama zu ſagen, frug Jungfer Roſalie, was ſoll es anders als ſie freuen, ich möchte wiſſen? O Jacot, was wollen wir für ein göttlich Leben führen, wie die Engel im Himmel, das ſoll eine Freude geben. Ja, ſagte Jacot, ach was für ein Leben!

Wenn wir nur wüßten, wo das Geld nehmen, es iſt doch theuer zu leben in Bern, wir werden vielleicht einſtweilen noch warten müſſen, vielleicht wäre es beſſer, einſtweilen noch nicht zu annonciren. Aber Jacot, Jacot, wie redſt, einſtweilen nicht annonciren, von was leben! Wir wollen leben wie die Vögel im Hirſe, und woher Geld nehmen! O Jacot, wir wollen zuſammen ein Geſchäft betreiben, das ganz anders rentiren ſoll als ſo ein Lumpenpoſten, wo einer am Ende gar nichts davon hat, als daß er dumm wird, wie ein Hornvieh, das ſollte deine Mama doch am beſten wiſſen. O Jacot, mein Lieber, Lieber, und was für ein Geſchäft! Du weißt, ich habe ſchon jetzt in unſerem Lädeli einen charmanten Verdienſt, wenn ich bis dahin ſchon meinen amies, und beſonders deinen Schweſtern, alles umſonſt machte. Ich eröffne einen eigenen Laden oder Magazin, ſtelle ouvrières an, beſonders Lehrtöchter, die kann man mager halten und zieht doch ſchönes Lehrgeld, ich regiere das Geſchäft, betreibe Arbeit und Handel, du führſt die Bücher, behältſt einſtweilen deinen Poſten, bis unſer Geſchäft ſchwunghaft geht und es Summen regnet durchs Kamin hinunter, ich dir Reitpferde zum Neujahr gebe und du mir Landgüter. Deine Mutter ſoll erfahren, daß eine Tochter wie ich, eine Modiſte vom Fach, welche montiren und trouſſiren kann, eine ganz andere Parthie iſt als ſo ein Bauerntotſch, welche ihre Strümpfe muß vom Schneider plätheu laſſen, die Schwiegerältern hundertjährig werden und der Tochtermann grau wie jährigs Brod, ehe er endlich zu ſeinen Paar Tauſend Pfündlein kömmt. Nein Jacot, my Jacot, du ſollſt erfahren, was du an deiner Roſalie haſt, und deine Mutter ſoll einmal noch Gott danken, wenn ſie es bis dahin ſchon nie gethan, als wenn irgend ein Menſch, den ſie haßte, unglücklich wurde. O Roſalie, du ſchwärmſt, oder hat dich der Herr Lehrer angeſteckt, der dir ſo ſchöne Propoſitionen machte. Pſhtuſig, aber wie der Menſch die Träume gſchmöckt hat, die ich ſchon

lange hege, begreife ich nicht. Es iſt nur corrumpirts Zeug, was er vorbrachte, und wo käme man hin mit einem halbverrückten, ungebildeten, rohen Menſchen, wie er iſt. Nein, aber du und ich, freue dich doch recht, o freue dich, wir wollen unſer Glück machen, wir wollen glücklich ſein. Es iſt wahr, Jacot freute ſich nach und nach ſehr, indeſſen begann ihn auch die Verlegenheit zu plagen, wie ſie unverdächtig in die Geſellſchaft wieder einrücken könnten. Er theilte ſie endlich Roſalie mit. Die war aber nicht halb ſo erſchrocken, ſondern ganz kuraſchirt. Vor dieſer Geſellſchaft habe ich gar keinen Reſpekt, es iſt mir daher auch hell eins, was ſie ſagt, ſchlechts haben wir nichts gemacht. Wer weiß aber, was geſchehen wäre, wenn die Andere, die dich auch ſuchte, ja, ja, ich habe es wohl gemerkt, dich gefunden hätte, du Vögeli, was du biſt. Wir wollen gleich mit einander gehen, und nicht verſtohlen zu verſchiedenen Thüren ein, es hat ſich Keins des Andern zu ſchämen, docirte Roſalie. Ja, mit einander, ſagte der nicht halb ſo kühne Jacot, aber erſt in Eßſaal und von da in Tanzſaal. Ich ging vom Tiſche faſt ungegeſſen, der Kerl verdarb mir den Appetit, jetzt käme er mir noch, und zur Freud eine Flaſche vom Beſſern, es lohnt ſich wohl. Meinſt du Vogel, aber Champagner, ſagte Roſalie, grübelte ihr Geldſäckeli hervor und gab Jacot einen Fünfunddreißiger. Nimm, ſagte ſie, ohne Kompliment, was mein iſt, iſt dein, und was dein iſt, iſt mein, nicht wahr Jacot, o my Jacot? Im Eßſaal achtete man, wie Jacot gerechnet hatte, ſie wenig, ſie konnten auf dieſem Wege am unbemerkteſten in die Welt eintreten. Er hatte ganz recht. Der Eßſaal war ziemlich belebt von Ab- und Zugehenden und von Stammgäſten. Die Letztern beſtanden aus ſolchen, die im Tanzſaal abſolvirt hatten, es waren theils Ehemänner, theils Unglückliche, denen ihr Glück abgeblüht war, die im Tanzſaal keine Ausſichten, keine Hoffnungen mehr hatten und ſich andern Troſt ſuchten. Aus dem Tanzſaal ſtrömte

es ab und zu, einzelne Herren, die der Durst plagte oder denen für den nächsten Tanz ein Fisch entgangen, nach welchem sie geangelt; dann kam hier ein Paar, dort ein Paar, Hand in Hand mit glücklichen Gesichtern. Es waren zumeist wirklich Glückliche, die nach dem Grundsatz, daß man jedes Stüdeli, das man gesetzt, alsbald begießen müsse, wenn es wachsen solle, die neugepflanzte Liebe mit Wein erkräftigen wollten. Dahin gehörte also das Paar recht eigentlich und sie ließen sich eine gute Weile kreuzwohl sein. Rosalie selbst hatte Hunger gekriegt und famösen Durst. Sie speisten ab einer Gans und tranken Markgräfler dazu und zum Champagner ließen sie einen Zuckerbrodkuchen anwachsen und wurden sehr merklich glücklich dabei. Unterdessen kam auch Lisette herein mit Bastian Krebsli und hinten drein noch Einige, welche das Glück ihrer Gesellschaft genießen wollten. Krebsli bestellte Wein, Bouschirten. Zehnbatzige die Flasche? frug die Stubenmagd. Warum nit gar, Zehnbatzige, begehrte Krebsli auf, fünf Batzen die Flasche. Wir haben den Zehnbatzigen nur offen, der wohlfeilste Bouschirte, den wir haben, ist sechs Batzen die Flasche. Aber er ist doch dann gut? frug Krebsli. Bessern giebt es nicht für sechs Batzen die Flasche, antwortete die Stubenmagd. Herr Jeses, jetzt ist mir nicht mehr zu helfen! schrie auseinmal Lisette. Sitzt dort nicht mein Bruder? Ja', sagte Krebsli, dort sitzt er und neben ihm sitzt die Schneiderin, welche ihr mitgebracht. Und trinken Champagner, Herr Jeses! Nein, jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, der abscheuliche Mensch! Ich will es der Mama sagen und auch dem Papa, wie der sich aufgeführt hat. Wohl die werden ihm schön! jammerte Lisette. Unterdessen erhoben sich Jacot und Rosalie, die letztere mit strahlendem Gesichte, schwebte mehr als sie ging, war fast gar wie ein Engel, wenigstens wie einer von den mindern. Und erst im Tanzsaal, wie sie sich da machte, wie sie schwebte, wie sie sich wiegte, wie sie sich gehen ließ, bald links, bald noch mehr links und

dann rechts, es iſt unbeſchreiblich, es läßt ſich gar nicht ſagen. Und Jacot war ihr würdiger Tänzer, ein junger Kriegsgott, ein Alexander. Sie kümmerten ſich um die ganze Welt nicht, ſie thaten, als wären ſie alleine hier, als bedürften ſie keines Menſchen mehr, hätten das vollſte Genüge an ſich ſelbſten. Einmal, als Liſette, die mit ihrer Flaſche Zwölfbatzigen bald fertig worden war, beſonders da ſie nicht Zuckerbrod dazu hatte, ſondern nur einige vertrocknete Mandeln für einen Batzen, mit zornigem Geſicht an ihr vorüberrauſchte, wiegte ſich Roſalie ganz graziös und lächelte die Liſette ſelig an, daß dieſe flammte vor Zorn und mit ihrem Krebsli davon ſchnurrte in allen Ecken herum, wie ein entronnener Schwärmer oder ein in einen Froſch verkleideter Feuerteufel. Da lächelte Roſalie noch ſeliger. Nach und nach minderten die Tänzer, die Geigen wurden heiſer, der Tag kam langſam und ſah wie ein wüſter, alter grauer Mann zu den Fenſtern herein, und wen er anſah, der wurde auch grau und wüſt, daß es dem Einen vor dem Andern graute, Eins nach dem Andern verſchwand, weil Keins das Andere mehr anſehen durfte, bis endlich Alles verſtoben war. Und als Alles verſtoben war, tanzte noch der Stallknecht mit der Köchin den Letzten. Die Schlacht war alſo geſchlagen, die Wahlſtatt leer, kein Kämpfer behauptete ſie und doch gab es Sieger. Sie war hart geweſen die Schlacht und doch hatte ſie einſtweilen kein Leben gekoſtet, was es nachher geben konnte, wußte man nicht, die Zahl der Verwundeten kann man nicht angeben, nur ſoviel läßt ſich ſagen, daß bei den Aerzten des Orts ſich Niemand gemeldet, dagegen hatte es Glückliche gegeben, vide Exempel an Jacot und Roſalie; hin wiederum waren ganze Schiffsladungen Hoffnungen untergegangen, viel Säcke waren leer geworden, viel Köpfe dagegen voll. Wollte man die Wirkungen der Schlacht recht erkennen, ſo mußte man in die untern Zimmer gehen, wo die Einen frühſtückten, Andere zur Abreiſe ſich rüſteten. Da ſah man ſchach-

matte Menſchen, aſchgraue Wangen, gläſerne Augen, hängende, verlampete Haare und Toiletten ganz ſchauderöſe. Wenn man die Mannſchaft geſammelt, in eine Kolonne auf zwei oder vier Glieder und mit ihr auf die Straße gezogen wäre, ſo hätte männiglich geglaubt, das ſei eine Karavane, die über die höchſten Schneegebirge Thibets und durch die heißeſten Wüſten Afrikas gezogen, und durch die Hände aller wilden Völker, von den Afghiſtanen weg bis zu den Kabylen gegangen, die furchtbarſten Reiſeabenteuer durchgemacht hätte. Nun, das geſchah nicht, man kriegte die Maſſe nicht zu Geſichte, es ging den Meiſten wie dem Reiter in der Leonore, als er Morgenluft witterte, fort ging es, Hurrah, Hopp, Hopp Hopp in ſauſendem Galopp, daß Roß und Reiter ſchnoben und Kies und Funken ſtoben. Unſern Lieben, d. h. dem Jacot, der Liſette und der Roſalie, war das Davonſauſen verhalten, ihr Engeländer liebte es nicht. Zudem mußte gefrühſtückt ſein, die Liebe hatte ihnen Hunger gemacht, ein Zeichen, daß es eine geſunde, wahrhafte Liebe war, nicht eine der ſchmachtenden, die blos von der Luft zu leben vermag. Zum Rath, was man frühſtücken wolle, ob Kaffee oder Käsſuppe, oder ſaure Leber oder ſonſt noch was, wollte die Liſette ſich nicht einfinden, ſie war lange wie verſchwunden. Im Roßſtall war ſie nicht, das wußte Jacot, der ſie dort ſuchte; wo ſie geweſen, blieb ein Geheimniß. Sie kam endlich mit verweinten Augen, woraus ſich mit Sicherheit ſchließen ließ, daß ſie geweint, aber worüber, was jedenfalls die Hauptſache geweſen wäre, vernahm man nichts. Eins von Zweien muß es geweſen ſein, entweder war ihr das Herz gebrochen, als ſie aus dem Kreiſe ihrer Anbeter ſcheiden und Abſchied nehmen mußte von ihrem Baſtian Krebsli, Samewel Grögel und Joſephli Guggus, oder es lief ihr das Herz über, weil ſie mit Zweien fahren mußte, alleine ohne Einen. Ach ſie hatte wohl Hoffnungen, ſchöne Hoffnungen, aber was ſind Hoffnungen gegen Einen, gegen einen Leibhaftigen. Ach die

gute Liſette hatte es vielfaltiglich erfahren, wie eitel alle Hoffnungen ſind, wie ein Spatz in der Hand unendlich beſſer wäre als eine Taube auf dem Dache. Ach, und ſie hatte keinen Spatz in der Hand, und die Tauben waren übers Dach geflogen, ſollten freilich wiederkommen, aber man weiß ja, wie es die Vögel dem Noah machten, und ſeither ſind ſie ſicher nicht beſſer geworden. Und mit dieſen Zweien ſollte ſie heimfahren, dieſen abſcheulichen Menſchen, die Skandal gegeben, die ſich offenbar verſprochen, die ſie compromittirt und den Vater blamirt, und wahrſcheinlich heirathen wollten und leben, aber von was um Gottswille, von was? Wohl denen wolle ſie bei der Mutter einbrocken, die ſollten ihre Heiligen kriegen, die müßten erfahren, was es heiße, einer ganzen Familie den Todesſtich geben. Hätte Jacot eine gute Parthie gemacht, er hätte damit die ganze Familie gehoben, mit dieſer ſchlechten Heirath bringe er Alle in Mißkredit, untergrabe ſie, ſtatt ſie zu heben. Es ſei ſo viel für ihn gethan worden, und er denke nicht, was er der Familie dagegen ſchuldig ſei. Sie lebte blos noch durch den Troſt, wenn auch nicht blutiger, doch ſchrecklicher Rache, ſobald die Mama es wiſſe, die werde dann, wohl die werde! Aber mit denen mußte ſie heimfahren! Ach, wenn doch nur Gott gewollt, daß ihr Baſtian Krebsli ein Fuhrwerk gehabt, der hätte ſie ſicher heimgeführt, aber eben da lags. Gott hatte es nicht gewollt, daß der ein Fuhrwerk haben ſollt. Sie wollte weder Käsſuppe noch ſaure Leber, auch nichts von Kaffee, gar nichts, ſie kehrte ihnen den Rücken, antwortete kaum, gab alle Zeichen ſtärkſter Verachtung von ſich, und Roſalie lächelte ſelig und frug einmal um das andere: aber mein liebes, herziges Liſette, iſt dir nicht wohl, ſag, was fehlt dir, bin ja deine beſte Freundin und — doch, wenn du ſo böſe drein ſiehſt, mußt es nicht wiſſen. Man kann denken, was bei ſolchen Worten Liſette für Augen machte, eine Tigerkatze, welche man in den Schwanz klemmt, iſt ſicher ein Tur-

teltäubchen gegen ſie. Da war nichts anderes zu machen, ſie mußten endlich zuſammen von Land ſtoßen, aber langſam gings, der Engeländer meinte nicht, daß er für zwei halbe Imi des Tages ſich den Athem auslaufen müßte, er nahm es langſam vorab, als ob er vor Altem einem Trompeter in der öſterreichiſchen Landwehr angehört hätte. Es mußte daher noch einmal eingekehrt ſein, wo es dem Schimmel gut ging, denn da redete ihm Roſalie für ein Imi zbeſt, ſtatt nur für ein halbes. Sie war in einem Zuſtande, wo das Herz für alle Geſchöpfe empfindet, für Vernünftige und Unvernünftige, ausgenommen für ihres Gleichen, die eiferſüchtelnde, koldernde Liſette per Exempel. Als ſie an der Wärme aufthauten, ward auch die Rede flüſſig, nur die von Liſette nicht. Das war ein merkwürdiger Tag, ſagte Jacot, und wie viel man doch erleben kann an einem Tage. Ja, und ganz andere Sachen als man denkt, oder was meinſt, my Herzige? ſagte Roſalie. Gäll, du haſt es erfahren, wie wahr es iſt: der Menſch denkt und Gott lenkt. Aber gäll, was das für es grobs Volk iſt auf dem Lande, es uflätigs, hochmüthig, dumm, unverſchamt. Wenn ſie Jemanden, der keinen Kittel an hat und nicht nach Miſt ſtinket, beleidigen können, ſo meinen ſie, was ſie gemacht haben. Nein, mit ſolchen Leuten zu leben, wäre eine Höllenqual, ich habe an einmal genug. Ich verachte ſie ſouverain, ich glaube wirklich nicht, daß viel Gutes an ihnen, als Hochmuth, Neid und Bosheit. Der liebe Gott wird wohl wiſſen, warum er die Art von Kreaturen etwas neben aus auf das Land gethan hat. Der Jungfer Gälblächt Großvater war als Eſelibub in die Stadt gekommen, d. h. er hatte ſäugende Eſelinnen für Milchkuren aus dem Guggisberg in die Stadt gebracht alle Sommer, hatte als luſtiger Junge gefallen, Platz gefunden als Laufjunge in einem Handelshauſe und endlich einen bleibenden Wohnſitz in der Stadt. Jacot Gygampfs Ariſtokratie ſchrieb ſich blos vom Vater her. Der war in die

Stadt gekommen, er haßte eigentlich noch die Städter, da ſie ihn nicht für ebenbürtig nahmen, war aber ſchon nicht mehr daheim auf dem Lande und bemitleidete die Menſchen, die auf demſelben leben mußten. Seine Kinder zählten ſich dagegen vollſtändig zu den Städtern, ſagten höchſtens: Eigentlich wären wir auch vom Lande, aber wir kennen Niemanden mehr dort und der Vater hat ſchon lange geſagt, er wolle das Bürgerrecht kaufen. Jacot ſagte, etwas recht haſt, Roſalie; ich hielt es auch nicht mehr aus auf dem Lande. Aber man muß es ihnen nicht übel nehmen, ſie ſind vielfach betrogen, lange vernachläſſigt worden, man muß ſie heranbilden, das iſt die Aufgabe der Aufgeklärten im Volke. Einſtweilen, nun ja, iſt es ſchwer mit ihnen umzugehen, es iſt ein Verding, ihre Grobheiten zu ſchlucken, und es iſt ein Glück für mich, daß ich es einſtweilen nicht nöthig habe, und an einen Ball zu fahren, wird mir kaum mehr einfallen, wo der der Größte iſt, der unſer einen, einen Städter, am tiefſten beleidigen kann. Aber von Allen die Gröbſten und Unverſchamteſten ſind die Herren Lehrer und die Herren Schreiber, die müſſen einen Magen haben mit Büffelhaut gefüttert, welche ſolche Kreaturen vertragen mögen. Poz, wie war das der Liſette ins Fleiſch geſchoſſen, jetzt ging ihr das Maul auf und was die den neuen Stadtariſtokraten den Pelz wuſch, Stern und Granaten! Es ſei gut, daß der Engeländer ein ganzes Imi habe, ſtatt nur ein halbes, je eher er die auseinander bringe, deſto beſſer ſei es, dachte er.

Wenn es uns nicht ginge mit der Zeit, wie Jacot mit dem Gelde, der ſein Letztes ausgab für dieſen Halt, ſo könnten wir noch ein Geſpräch erzählen, das einige Stunden von da, aber zu gleicher Zeit zwiſchen den Kindern Treu abgeſponnen wurde, ganz in der nämlichen Tonart, nur daß die Städter Bauern und die Bauern Städter waren, und daß Alle einig waren, und den Städtern die Schatten noch etwas

dunkler auftrugen und unter ſtädtiſcher Kleidung eine gar zu ſchlechte Haut beargwohnten.

Das Imi Haber ſtärkte den Engelländer ſo, daß Jacot meinte, es ſei gut, daß er ihm nicht noch eins hätte geben laſſen, er hätte ihn nicht halten können, er liefe ja ſchon jetzt wie ein Täfel, er wolle wetten, in zwei und einer halben Stunde führen ſie die drei langen Poſtſtunden. Liſette war aber nicht der Meinung, häßelete beſtändig mit dem Bruder, warf ihm vor, er glaube, er führe Miſt; ſie plagte die Ungeduld, der Mama zu ſtecken, was hinter ihrem Rücken angeſtellt worden, ein famoſes Wetter den Glücklichen zuſammenzublaſen.

Endlich langte man an, Liſette ſchoß wie Pfeil heim, Jacot mußte das Fuhrwerk an Ort und Stelle bringen, und Roſalie, nachdem ſie mit Jacot die nöthigen Abreden getroffen, wanderte mit Stolz nach Hauſe, ſie hatte den großen Wurf gethan, ſie hatte eine Seele erworben, und zwar eine männliche, lebenslängliche. Liſette traf die Mutter nicht zu Hauſe, auch nicht die Magd, der Vater war da. Sie fuhr faſt aus der Haut vor Ungeduld, dem Vater wollte ſie keine Eröffnungen machen, ſie wußte, von der Mutter Seite her donnerte das Geſchütz am kräftigſten, die Schüſſe wirkten unwiderſtehlich. Sie nahm ſich kaum Zeit, die Füße etwas zu wärmen, ſie ſchoß fort in der Stadt herum, die Mutter zu ſuchen. Unterdeſſen kam Jacot heim, ging zum Vater. Der Vater frug: nun, wie gings? Gut, aber ganz anders, als wir gedacht, antwortete er, erzählte ſeine Abenteuer und ſetzte dann auseinander, wie ſeine Roſalie eine beſſere Partie ſei als Trineli Treu. Er hätte nicht gewußt, was mit derſelben anfangen in der Stadt und was hätte er auf dem Lande anfangen ſollen, ausgeruckt wäre der Alte doch nicht und zäh ſei er noch wie Händſcheleder. Roſalie dehne ihr Geſchäft aus, nehme Lehrtöchter an, er führe die Bücher, behalte ſeinen Poſten und nach welcher Seite hin es beſſer

gehe, im Geſchäft oder im Staatsdienſt, dahin könne er ſich hauptſächlich werfen. Der Herr Rathsherr überſchlug die Sache, fand ſie nicht ſo dumm, ſagte endlich: he nun, eine Laus im Kraut iſt beſſer als gar kein Fleiſch. Große Sprüng wirſt nicht machen, daneben ungſinnet giebts auch was.

Aber und dMama, ſagte Jacot. Ds Liſette thut wie ein Sängfüchslein, wird mir eine ſchöne Suppe gebeizt haben. Häb nit Kummer, ſagte Herr Gygampf, die Mutter kam ihr geſtern über einige Schüldchen und iſt fürtaub, die richtet kein Wetter an, die kriegt eins. Bring den Abend die Jungfer Gälblächt her, der Vater iſt gar nicht ohne Vermögen, hat Credit im untern Gewerbsſtand, d' Sach wird ſich ſchon machen. Die Hauptſache wird die ſein, daß du der Mutter ab der Koſt kömmſt und zu ihnen ziehſt, ſie klagt immer über deinen Appetit. Weißt was, wenns den Alten freut, bring ihn gleich mit, ſag, ich wäre ſelbſt gekommen, wie es der Brauch wär, wenn ich nicht wichtige Depeſchen zu beantworten hätte. So gings. Es gab einen glücklichen Abend, alle Geſichter glühten vor Freude bis an das der armen Liſette, als ſie es endlich wegen ſchrecklichem Kopfweh zu Bette trug, da wurde erſt recht Alles ein Herz und eine Freude, und als Frau Gygampf hörte, daß Jacot zu Gälblächts ziehe, um das Geſchäft zu beſorgen, holte ſie ſelbſt vom Allerbeſten im Keller, und Mitternacht ſchlugs, man wußte nicht wie. Da rief Jacot, o wie doch in 24 Stunden alles ändern kann. Geſtern um dieſe Zeit war ich im Roßſtall in Höllenangſt, erſt wollten mich die Roſſe todtſchlagen, dann der Stallknecht, und jetzt, o Roſalie! und hingeriſſen ſank er ihr an den Hals. Ob er noch dort hängt, wiſſen wir nicht, aber wir glaubens.

Der Sonntag des Großvaters.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen. Jahrgang 1852.)

Amen! So klang es von den blaſſen Lippen eines Greiſen, der in einem reinlichen Bette hoch liegend, die Hände auf der Decke gefaltet, ſein Morgengebet verrichtet hatte. Die Sonne ſchien freundlich ins Stübchen, in welchem wenig anders als ein ſchönes Buffert Platz hatte. Ihre ſchönſten Strahlen fielen auf ein blondes Mädchenhaupt, das auf des Bettes Rand ſchlafend lag. Es gehörte einem ſchlanken Mädchen, welches am Bette ſaß, beim Großvater einen Theil der Nacht über gewachet hatte, ſich unbewußt, das Geſicht aufs Bett gelegt und eingeſchlafen war. Der Großvater heftete ſein blaues Auge voll inniger Liebe auf das ſchlafende Mädchen, endlich legte er die Hand auf deſſen Haupt und ſagte leiſe: Bäbeli! Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen fuhr das Mädchen auf, zeigte ein Geſicht, wie ſelten ein lieblicheres geſehen wird, und rief: O Großvater, Großvater, habe ich geſchlafen? Sey doch recht nit höhn, will es gewiß nicht mehr thun. Warum höhn ſy, mys Bäbeli? ſagte der Großvater. Haſt geſtern gewerchet bis ſpät, warum ſollteſt nicht ſchlafen? Hätt ich dich nöthig gehabt, würde ich dich ſchon geweckt haben. O Großvater, wie biſt ſo gut, was willſt? ſoll dir ztrinken gäh? Bin nit durſtig, ſagte der Alte, aber thue mir das Fenſter auf, die Sonne ſcheint ſo ſchön und bald wird das erſte Zeichen läuten. Es that mir

immer so wohl, wenn ich es hörte an einem Sonntag Morgen. Es war mir immer, wenn es so über Wald und Hügel kam, als sei es ein Beten in den Lüften, als eine Fürbitt der Engel für die armen Menschen, und manchmal war es mir, als sei es Gottes Stimme, welche die trägen Menschen weckte aus ihrem Sündenschlaf. Bäbel, die Haare zwey streichend, machte das Fenster auf und sagte: es ist wohl kühl, sagt, wann ich es wieder zu machen soll.

Und als ob die Glocke gewartet, bis der Großvater ihre Stimme höre, begann sie zu läuten, gar mild und freundlich, und doch so wunderbar und dringlich, daß es war, als töne sie aus allen Falten des Herzens wieder. Wie verklärt leuchtete des Großvaters Angesicht, und unter dem Fenster betete das Mädchen sein Morgengebet, und wie draußen Gras und Blumen im Thau, glänzten dessen Augen in tiefer Inbrunst. Das liebe Mädchen betete für den Großvater, der so rüstig geblieben, tief in die achtzig Jahre hinein, plötzlich erschwachet war, von seinem Tode sprach, und mit rührender Ergebung, ja Freudigkeit, ihn erwartete, obschon es ihm wohl war auf Erden, denn er hatte Friede in sich und um sich, ward geliebt wie selten ein Großvater. Aber wer, der lange in den Vorhöfen gewesen, sehnt sich nicht nach dem Innern des heiligen Tempels? Sein Leben war Arbeit und Mühe gewesen, er aber besaß in seinem Gemüthe einen hellen Sinn und mächtiges Gottvertrauen, da ward ihm die Arbeit Lust und die Mühe verklärte sich ihm in Zeugnisse, was der Mensch vermag, wenn er den Glauben hat. Er schaffte sich die Schulden vom Hals, erzog die Kinder in der Zucht des Herren, erbaute sich ein schönes Haus, erwarb sich einen guten Namen, der weit und breit bekannt war; wie er Gott vertraute, vertrauten die Menschen ihm, und wer bedrängt war irgendwie, nahm gerne zu ihm Zuflucht, suchte da Trost und Rath. Sein Heimwesen hatte er dem Sohn abgetreten, aber er war doch Meister geblieben, denn ohne seinen Rath ward

nichts gethan, die rechte Meiſterſchaft läßt ſich nicht abtreten, auch die Liebe nicht, an der er ſo reich, und die ihm auch ſein höchſtes Gut war. Als er ſo plötzlich ſchwach wurde, da war großes Herzeleid im Hauſe, bei Klein und Groß, und Großvater hatte zum erſtenmal keinen Troſt für ihren Jammer. Der Arzt kam, er war des Großvaters Freund, man war ihm weit entgegengelaufen, Großvater hatte zugegeben, daß man ihn hole, es freue ihn, ihn zu ſehen, daneben werde er ihm nicht viel helfen können, hatte er geſagt. Der Doctor gab den Fragenden nicht viel Beſcheid, er müſſe den Patienten doch erſt ſehen, hatte er geſagt. Als er den Puls gegriffen, ſah er dem Großvater mit einem ſeltſamen Blick in die Augen, der Großvater ſchien etwas zu verſtehen und hatte dem Doctor die Hand gegeben, dieſer gute Brühen und zuweilen einen Schluck guten Wein verordnet, und ohne viel Reden ſich entfernt. Seither war der Großvater noch ſchwächer geworden, daß man bei ihm wachen mußte, aber hell im Geiſte war er geblieben, und noch freundlicher, wenn möglich, gegen Alle. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn ein ſolcher Zuſtand länger dauert, kein beſonderer Schmerz dazu kommt, die Hoffnung ſtellt ſich wieder ein, was man wünſcht, ſieht man, und was vom Gegentheil zeugt, deutet man auf Geneſung. So ging es auch hier oben und zwar um ſo mehr, als der Großvater nie klagte, ſondern immer ſagte, ihm ſei wohl und es gehe recht gut.

Als die Töne verklungen waren, das Bäbeli aber noch betete, ging leiſe die Thür auf, ein rundes freundliches Geſicht kam zum Vorſchein, guckte zum Großvater hin und ſagte: ich hörte euch reden und wollte fragen, ob ihr gut geſchlafen, Vater, und was ihr zMorgen wollt? Kaffee und es Eiertätſchli drzu, oder lieber es Schnäfeli Käs? hätt auch ganz früſche ſüße Anke. Dank heigiſt, du guts Kätheli, ſagte der Großvater, hab nit Hunger, es Tröpfli Kaffee nimm ich dagegen gern, er macht mr wohl. Mutter, denk ich ſchlief, und der

Großvater mußte mich wecken, klagte das Mädchen. Da ſiehſt, wie es geht. Du wollteſt abſolut einmal dem Großvater wachen! Jungi Meitſchi, wie du, wiſſen nicht was wachen iſt, die müſſen geſchlafen haben, ſagte die Mutter freundlich. Es war die Sohnsfrau und dem Großvater ſehr lieb. Sie aber betrachtete ihn faſt wie den lieben Gott und liebte ihn wie ſelten ein leiblicher Vater geliebt wird. Auch ging ſie nicht heraus, bis ſie dem Vater die Kiſſen zurecht gelegt, mit einem reinen Tuch ihm das Geſicht abgetrocknet, und gefragt, ob er ein friſches Hemd verlange? Sie habe ihm eins draußen an der Wärme. Als es bekannt war, Großvater ſei erwacht, kam Eins nach dem Andern, ihm guten Morgen zu ſagen und ſeiner anſichtig zu werden. Einer der Letzten war der Sohn, der jetzt der Hausvater war, bereits ein Mann in mittlern Jahren, von etwas düſterm Geſicht und langſamem Weſen. So freundlich er konnte, frug er den Vater nach ſeinem Befinden, ging dann alsbald zu Geſchäften über, berichtete, was im Stall vorgegangen, frug, was der Vater meine, daß in der nächſten Woche vorgenommen werden ſolle, ob man Reps ſäen oder Hanf und Flachs ziehen wolle. Wenn man das erſtere wolle, ſo könnte er heute für Samen ſehen, er hätte im Sinn in die Predigt zu gehen, wenn nicht etwas dazwiſchen komme, da ginge es in einem Gange zu. Der Großvater gab freundlichen Beſcheid, trat in des Sohnes Weſen ein, obſchon es von dem ſeinen ſehr verſchieden ſchien. Als er dem Sohne Rath gegeben, ſo weit er ihn verlangte, ſagte er, du könnteſt mir auch einen Gefallen thun, wenn du wollteſt? Gern Vater, ſagte derſelbe, die Frau hat mir ſchon befohlen, ich ſolle ſehen, daß ich ein ſchön Stücklı Fleiſch bekomme und Zucker ſoll ich auch bringen. Kätheli iſt bſonderbar es guts, denket mehr an Andere als an ſich. Habs in Ehren, ſelige Wyber gilts nit dick, und zu allem e fründliche Mine, un es guts Wort. Du glaubſt nit, was das werth iſt i re Hushaltig. Wenn du das Gegentheil erfahren müßteſt ein Jahr oder

zwei, so wüßtest erst, was das werth ist. Ists was anders, das ich dir verrichten soll, Vater, frug der Sohn, oder wärs das gsi? Nein, sagte der Vater, möchte dir sonst was befehlen. Geh mir zum Pfarrer; ich laß ihn grüßen, sag ihm, und ihn bitten, er solle ein Gebet für mich verrichten, wenn er so gut sein wollte. Vater, hat es dir böset? frug hastig der Sohn. Apparti nit, antwortete der Vater, aber ich bin ein armer Sünder und habe das Beten nöthig, wenn ich zu Gnaden kommen will. Es thäte mir wohl, wenn ich denken könnte, es hülfen mir noch Andere beten für meine arme Seele und in derselben Chile, wo ich getauft wurde, Erlaubniß erhielt und so manchmal zum Nachtmal ging, möchte ich gerne, daß auch für mich betet würd, damit das Plätzli zweg sei, wenn ich komme für geng. Aber Vater, ists euch denn so erleidet bei uns, daß ihr nicht warten mögt, und sövli pressiret. Nein, Sohn, erleidet ists mir nit bei euch, hätt Gott lob auch keine Ursache dazu, sondern den Herren zu loben und zu preisen, daß er mich so lange bei euch gelassen, und wenn er will, so bleibe ich noch länger mit Freuden hier. Aber einmal muß es sein, und denk, wie alt ich bin, da möchte ich gerne zweg sein in allen Stücken. Deßwegen wenn ich schon für mich beten lasse, geschieht es nicht aus Blangen, daß ich meine, es pressire, es müsse heute noch so sein, deretwege geschieht es weder früher noch später, sondern wie der Herr will und wie er es gesetzt hat. Aber es thut mir wohl, wenn ich denken kann, jetzt beten sie Alle für dich, und wenn Einer noch einen Groll gegen dich hat und das Geringste dir nachträgt, so läßt er es fahren, ist zfrieden mit dir, und ich kann auch denken, ich gehe so recht im Frieden heim, und wie die Leute, sei auch der liebe Gott zfriede mit mir.

Aber Vater, wer wollte nicht mit euch zufrieden sein, ihr thatet ja Allen nur Liebs und Guts, wo solltet ihr noch einen höhne Menschen haben? Lieber Sohn, wir machen

viele Leute bös, wir wiſſen es nicht. Wir gehen unſern Weg, leben nach unſerer Art, reden, wie wirs denken, achten uns anderer Menſchen viel zu wenig, ob wir ihnen im Wege ſtehen oder ſonſt weh thun, darum, weil wir nur an uns denken und Anderer Art nicht in Obacht nehmen. Wir machen viele Leute bös, was hilft es uns, hintendrein zu ſagen, wir hätten es nicht bös gemeint, wir hätten denken ſollen zu rechter Zeit. Warum ſollte es mir anders gegangen ſein, als es allen Andern geht? Der Sohn antwortete blos: wenn ihr es begehret, ja freilich, kann ich ſchon zum Pfarrer gehen. Will preſſiren, daß ich noch vor dem Läuten zu ihm komme. Die Mutter hatte des Großvaters Frühſtück gerüſtet, die ganze Kinderſchaar wollte etwas tragen, es wäre faſt nöthig geweſen, das Kaffeekacheli entzwei zu brechen, damit ein jedes etwas in die Hände kriege, und ſechs Hände hätte der Großvater haben ſollen, um abzunehmen, was ihm entgegen geſtreckt wurde, kaum ein Fürſt hätte mehr Aufwärter und Aufwärterinnen haben können, jedenfalls nicht fleißigere, ſo daß die Mutter ganz ruhig ihren Geſchäften nachgehen konnte. Aber raſch kam ſie wieder, mit Augen voll Thränen: Großätti wollet für euch beten laſſen, hets euch böſet? frug ſie ſchluchzend. Blanget ihr fort, oder meint ihr ſeiet uns erleidet und die Abwart im Weg. O Vater, ihr wißt nit, wie ſich alles ſtreitet, um euch was thun zu können. Laut weinend kam Bäbeli und frug: O Großvater, iſts meinet wegen, weil ich geſchlafen und nicht zu euch geſehen. O Großvater, verzeiht mir, ich will nie mehr ſchlafen, ich that es nicht expreß, weiß gar nicht wie es kam. Der Großvater hatte Mühe, zum Reden zu kommen. Nit, nit, ſagte er, wenn ich gewußt, daß es euch ſo gmühen würde, ich hätte ja nichts geſagt; ich habe dem Sohn es ja geſagt, warum ich es wünſche. Nit daß es mit mir dieſen oder jenen Weg gehe zum Leben oder zum Sterben. Es iſt mir recht, wie der Herr es macht, und Urſache habe ich ja nicht, daß mir das

Leben erleidet ſein ſollte. Es wär Mancher gerne krank, wenn man ihm ſo thäte und zu ihm luegte wie zu mir. Aber ich möchte, daß meiner gedacht würde im Hauſe, welches Gott auf Erden hat, in welchem ich ſo oft war, und daß, wenn Jemand gegen mich was hat, er es ablegt und mit mir zufrieden wird, denn gegen einen Kranken iſt man barmherziger und verzeiht ihm, was man einem Geſunden nicht verzeiht.

Und Mancher betet ſonſt für mich, daß Gott mir gnädig ſei. Aber Großvater, das mangelt ihr ja nicht, daß man für euch betet wegen den Sünden. Die Leute werden nicht wegen den Sünden beten, das thut man bei Leuten, wo es nöthig iſt, ſie werden meinen, ihr laſſet ums Sterben bitten, und dann ſterbet ihr und wäret nicht geſtorben, wenn ich recht gewachet hätte und ihr nicht gedacht hättet, ſo wollet ihr lieber nit länger dabei ſein. Bäbeli, ſagte der Großvater und gab dem Meitſchi die Hand, thu das aus dem Kopf, du plagſt damit dich und mich, du ſollſt wiſſen, daß es heißt: betet für einander, und daß wir allzumal Sünder ſind und gegen alle Gebote Gottes handeln, und daß, wer meint, er habe das nicht nöthig und ſei beſſer als Andere, ein Phariſäer iſt. Daran denken die guten Leute nicht, an die Sünden denkt man nicht gerne, ſie meinen, man laſſe beten, um Tod oder Geſundheit, damit man der Pein los werde, und das Beten von Vielen werde mehr abbringen, als das Beten von Einem oder Zweien, und wenn ihrer viel genug ſeien, ſo könnte man gleichſam den lieben Gott zwingen. So thorrecht ſind die Menſchenkinder, Bäbeli. Nein, Bäbeli, ſo mein ich es nicht, ſondern wo viele Liebe ſei, da ſei viele Vergebung, und wenn Viele mir Liebe erweiſen vor Gott, ſo werde mir um dieſer Liebe willen der liebe Gott um ſo eher alles vergeben, was ich Schlimmes gethan. O Vater, ſagte die Mutter und konnte kaum vor Weinen, wenn ihr ein großer Sünder ſeid, was ſind dann wir Andern? Ihr waret ja von je unſer Engel und würde ich mich zu

gehe, im Geſchäft oder im Staatsdienſt, dahin könne er ſich hauptſächlich werfen. Der Herr Rathsherr überſchlug die Sache, fand ſie nicht ſo dumm, ſagte endlich: he nun, eine Laus im Kraut iſt beſſer als gar kein Fleiſch. Große Sprüng wirſt nicht machen, daneben ungſtinet giebts auch was.

Aber und dMama, ſagte Jacot. Ds Liſette thut wie ein Säugfüchslein, wird mir eine ſchöne Suppe gebeizt haben. Häb nit Kummer, ſagte Herr Gygampf, die Mutter kam ihr geſtern über einige Schüldchen und iſt fürtaub, die richtet kein Wetter an, die kriegt eins. Bring den Abend die Jungfer Gälblächt her, der Vater iſt gar nicht ohne Vermögen, hat Credit im untern Gewerbsſtand, d' Sach wird ſich ſchon machen. Die Hauptſache wird die ſein, daß du der Mutter ab der Koſt kömmſt und zu ihnen ziehſt, ſie klagt immer über deinen Appetit. Weißt was, wenns den Alten freut, bring ihn gleich mit, ſag, ich wäre ſelbſt gekommen, wie es der Brauch wär, wenn ich nicht wichtige Depeſchen zu beantworten hätte. So gings. Es gab einen glücklichen Abend, alle Geſichter glühten vor Freude bis an das der armen Liſette, als ſie es endlich wegen ſchrecklichem Kopfweh zu Bette trug, da wurde erſt recht Alles ein Herz und eine Freude, und als Frau Gygampf hörte, daß Jacot zu Gälblächts ziehe, um das Geſchäft zu beſorgen, holte ſie ſelbſt vom Allerbeſten im Keller, und Mitternacht ſchlugs, man wußte nicht wie. Da rief Jacot, o wie doch in 24 Stunden alles ändern kann. Geſtern um dieſe Zeit war ich im Roßſtall in Höllenangſt, erſt wollten mich die Roſſe todtſchlagen, dann der Stallknecht, und jetzt, o Roſalie! und hingeriſſen ſank er ihr an den Hals. Ob er noch dort hängt, wiſſen wir nicht, aber wir glaubens.

Der Sonntag des Großvaters.

(Die Erzählung erſchien zuerſt in den Alpenroſen. Jahrgang 1852.)

Amen! So klang es von den blaſſen Lippen eines Greiſen, der in einem reinlichen Bette hoch liegend, die Hände auf der Decke gefaltet, ſein Morgengebet verrichtet hatte. Die Sonne ſchien freundlich ins Stübchen, in welchem wenig anders als ein ſchönes Buffert Platz hatte. Ihre ſchönſten Strahlen fielen auf ein blondes Mädchenhaupt, das auf des Bettes Rand ſchlafend lag. Es gehörte einem ſchlanken Mädchen, welches am Bette ſaß, beim Großvater einen Theil der Nacht über gewachet hatte, ſich unbewußt, das Geſicht aufs Bett gelegt und eingeſchlafen war. Der Großvater heftete ſein blaues Auge voll inniger Liebe auf das ſchlafende Mädchen, endlich legte er die Hand auf deſſen Haupt und ſagte leiſe: Bäbeli! Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen fuhr das Mädchen auf, zeigte ein Geſicht, wie ſelten ein lieblicheres geſehen wird, und rief: O Großvater, Großvater, habe ich geſchlafen? Sey doch recht nit höhn, will es gewiß nicht mehr thun. Warum höhn ſy, mys Bäbeli? ſagte der Großvater. Haſt geſtern gewerchet bis ſpät, warum ſollteſt nicht ſchlafen? Hätt ich dich nöthig gehabt, würde ich dich ſchon geweckt haben. O Großvater, wie biſt ſo gut, was willſt? ſoll dir ztrinken gäh? Bin nit durſtig, ſagte der Alte, aber thue mir das Fenſter auf, die Sonne ſcheint ſo ſchön und bald wird das erſte Zeichen länten. Es that mir

immer ſo wohl, wenn ich es hörte an einem Sonntag Morgen. Es war mir immer, wenn es ſo über Wald und Hügel kam, als ſei es ein Beten in den Lüften, als eine Fürbitt der Engel für die armen Menſchen, und manchmal war es mir, als ſei es Gottes Stimme, welche die trägen Menſchen wecke aus ihrem Sündenſchlaf. Bäbeli, die Haare zweg ſtreichend, machte das Fenſter auf und ſagte: es iſt wohl kühl, ſagt, wann ich es wieder zu machen ſoll.

Und als ob die Glocke gewartet, bis der Großvater ihre Stimme höre, begann ſie zu läuten, gar mild und freundlich, und doch ſo wunderbar und dringlich, daß es war, als töne ſie aus allen Falten des Herzens wieder. Wie verklärt leuchtete des Großvaters Angeſicht, und unter dem Fenſter betete das Mädchen ſein Morgengebet, und wie draußen Gras und Blumen im Thau, glänzten deſſen Augen in tiefer Inbrunſt. Das liebe Mädchen betete für den Großvater, der ſo rüſtig geblieben, tief in die achtzig Jahre hinein, plötzlich erſchwachet war, von ſeinem Tode ſprach, und mit rührender Ergebung, ja Freudigkeit, ihn erwartete, obſchon es ihm wohl war auf Erden, denn er hatte Friede in ſich und um ſich, ward geliebt wie ſelten ein Großvater. Aber wer, der lange in den Vorhöfen geweſen, ſehnt ſich nicht nach dem Innern des heiligen Tempels? Sein Leben war Arbeit und Mühe geweſen, er aber beſaß in ſeinem Gemüthe einen hellen Sinn und mächtiges Gottvertrauen, da ward ihm die Arbeit Luſt und die Mühe verklärte ſich ihm in Zeugniſſe, was der Menſch vermag, wenn er den Glauben hat. Er ſchaffte ſich die Schulden vom Hals, erzog die Kinder in der Zucht des Herren, erbaute ſich ein ſchönes Haus, erwarb ſich einen guten Namen, der weit und breit bekannt war; wie er Gott vertraute, vertrauten die Menſchen ihm, und wer bedrängt war irgendwie, nahm gerne zu ihm Zuflucht, ſuchte da Troſt und Rath. Sein Heimweſen hatte er dem Sohn abgetreten, aber er war doch Meiſter geblieben, denn ohne ſeinen Rath ward

nichts gethan, die rechte Meisterschaft läßt sich nicht abtreten, auch die Liebe nicht, an der er so reich, und die ihm auch sein höchstes Gut war. Als er so plötzlich schwach wurde, da war großes Herzeleid im Hause, bei Klein und Groß, und Großvater hatte zum erstenmal keinen Trost für ihren Jammer. Der Arzt kam, er war des Großvaters Freund, man war ihm weit entgegengelaufen, Großvater hatte zugegeben, daß man ihn hole, es freue ihn, ihn zu sehen, daneben werde er ihm nicht viel helfen können, hatte er gesagt. Der Doctor gab den Fragenden nicht viel Bescheid, er müsse den Patienten doch erst sehen, hatte er gesagt. Als er den Puls gegriffen, sah er dem Großvater mit einem seltsamen Blick in die Augen, der Großvater schien etwas zu verstehen und hatte dem Doctor die Hand gegeben, dieser gute Brühen und zuweilen einen Schluck guten Wein verordnet, und ohne viel Reden sich entfernt. Seither war der Großvater noch schwächer geworden, daß man bei ihm wachen mußte, aber hell im Geiste war er geblieben, und noch freundlicher, wenn möglich, gegen Alle. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn ein solcher Zustand länger dauert, kein besonderer Schmerz dazu kommt, die Hoffnung stellt sich wieder ein, was man wünscht, sieht man, und was vom Gegentheil zeugt, deutet man auf Genesung. So ging es auch hier oben und zwar um so mehr, als der Großvater nie klagte, sondern immer sagte, ihm sei wohl und es gehe recht gut.

Als die Töne verklungen waren, das Bäbeli aber noch betete, ging leise die Thür auf, ein rundes freundliches Gesicht kam zum Vorschein, guckte zum Großvater hin und sagte: ich hörte euch reden und wollte fragen, ob ihr gut geschlafen, Vater, und was ihr zMorgen wollt? Kaffee und es Eiertätschli drzu, oder lieber es Schnäfeli Käs? hätt auch ganz früsche süße Anke. Dank heigist, du guts Kätheli, sagte der Großvater, hab nit Hunger, es Tröpfli Kaffee nimm ich dagegen gern, er macht mr wohl. Mutter, denk ich schlief, und der

Und ſie ſangen mit ihren hellen Stimmen:

Du mein einziges Verlangen,
Gott, zu dir erheb ich mich;
Laß mich keine Schmach umfangen:
Ich vertraue nur auf dich.
Die Verehrer deiner Huld
Hoffen nicht auf dich vergebens,
Nur die ſtürzet ihre Schuld,
Die dich haſſen, Gott des Lebens.

Denke doch an dein Erbarmen,
Das du haſt von Ewigkeit,
Und beweiſe an mir Armen
Deine Gnad' und Freundlichkeit.
Ach, vergieb nach deiner Huld
Meiner Jugend ſchwere Sünden,
Tilge meine große Schuld,
Laſſe mich Erbarmung finden.

Wer iſt willig Gott zu ehren?
Denn er nimmt ſich ſeiner an,
Ihn den beſten Weg zu lehren,
Er zeigt ihm die Lebensbahn.
Seine Seele läſſeſt du,
Herr, im Guten lange wohnen;
Und du wirſt ihn mit der Ruh
In dem Himmel einſt belohnen.

Gelehrte hätten ſich vielleicht an dem Geſang geärgert, aber dem Großvater floß er wie eine ſüße Labung ins Herz. Könnt ihr vielleicht den 65ſten auch? frug er. Nein, antwortete das Aeltere, ſingen nicht, der Schulmeiſter hat aber geſagt, wir wollten ihn lernen. Ueber acht Tage können wir ihn vielleicht, dann wollen wir ihn dir ſingen, aber auf ſagen kann ich dir davon, wenn du willſt, zwei Gſatz kann ich:

Ich widme meinen Lebenslauf
Zu deinem Ruhm bis an das Ende.
Entzücket heb' ich meine Hände
Zu dir in deinem Namen auf.

Du ſelbſt wirſt meine Seele ſpeiſen
Mit Wonne und mit Freudigkeit;
Ich werde dich zu jeder Zeit
Mit Dank und Lobgeſängen preiſen.

Ich denke, Herr! bei ſtiller Nacht
Vergnügt an dich und deine Güte;
Ich rühm' mit wachendem Gemüthe
Die Wunder deiner Gnad' und Macht.
Im Schatten deiner Flügel findet
Die Seele Sicherheit und Ruh;
Mein Helfer und mein Troſt biſt du,
Mein Heil iſt nur auf dich gegründet.

Aber Großvater, habt ihr Schule? frug eine freundliche Stimme ins Stübchen hinein. Kinder, ihr macht dem Großvater wohl viel Lärm. Geht hinaus, ich will jetzt bei ihm ſein, bin einſtweilen fertig mit der Haushaltung. Großvater, gäll, wir haben dich nicht geplagt, hießeſt du uns nicht aufſagen? frugen die Kinder. Wohl, Kinder, wohl! Ihr ſeid liebe Kinder und habt mir viele Freude gemacht. Könnt jetzt hinausgehen, Tauben und Kaninchen füttern, der Mutter zum Feuer ſehen. Sie muß ſo viel auf den Beinen ſein, und eine Weile abzuſitzen, thut ihr auch wohl, fügte der Großvater hinzu, da er merkte, wie die Kinder gegen das Hinausſchicken ſich verwahren und die Wache fürder behalten wollten. Aber Großvater, frugen ſie, wir ſind dir doch nicht erleidet, wir dürfen wieder kommen? Allweg, meine lieben Kinder, ſagte derſelbe. Sobald die Mutter ihrer Sache nach muß, ſoll ſie euch rufen.

Vater, ſoll ich euch ein Capitel leſen aus dem Teſtament oder aus dem Paradiesgärtli? frug Kätheli. Dankheigiſt, ſagte der Großvater, die Kinder haben mir geſungen und aufgeſagt. Hock da beim Bett ab, ich möchte dir noch ein Wort ſagen, wer weiß, ob ich es ſonſt noch thun könnte. Aber Vater, aber Vater! was redet ihr wieder, glaubt ihr, es ſei Ernſt, und denket ihr, es müſſe geſtorben ſein, jammerte

Kätheli. Ich weiß es nicht, ſagte der Großvater. Ich weiß nicht, was Gott mit mir vor hat, ſonderbar bin ich erſchwachet und allweg möchte ich zweg ſein, wenn der Herr kömmt, daß ich nicht erſchrecken muß, wie wenn er mir käme wie ein Dieb in der Nacht. Dich, Kätheli, möchte ich noch um Verzeihung bitten, vielleicht daß ich mich gegen Niemanden ſo verfehlt als gegen dich. Das machte mir ſchon manchmal ſchwer. Ihr euch gegen mich verfehlt, aber was denket ihr? Ihr waret mir der beſte Menſch auf Erden, ihr truget mich auf den Händen, und wenn ihr heim geht, ſo möcht ich mit, ohne euch was ſoll ich? O mein Gott! So jammerte die Frau und weinte bitterlich. Sieh, Kätheli, das iſt eben, was mich drückt, und dein Weinen iſt die ſchwerſte Anklage gegen mich. Du biſt mit deinem Mann nicht glücklich, und daß du ihn haſt, daran trage ich ſchuld, das plagt mich. O Großvater, was will ich mehr? Gläis iſt ja ſo brav. Sachen haben wir mehr als genug, Freude an den Kindern, was will ich mehr? Wenn ich hundert Andere betrachte, ſo habe ich ja Urſache, Gott auf den Knieen zu danken, daß ich es ſo habe. Und wenn ich dran denke, wie leichtſinnig ich geweſen, wie kurz meine Gedanken waren, ſo wird es mir ganz Angſt, wie leicht ich der ärmſte Tropf auf Gottes Erdboden hätte werden können. Manche, ſagte der Großvater, thäte es nicht ſo aufnehmen, ſondern ſie würde mir alles Trübe und Schwere, welches dieſer Ehe zuwächst, nachtragen, denn an dieſer Ehe bin ich ſchuld, wie du wohl weißt. Ich wußte wie Gläis iſt, unſchlüſſig, alles ſchwer nehmend; da dachte ich, mit einer Frau ſei ihm am beſten nachzuhelfen. Du wareſt mir lieb von Jugend auf, ſchon als du noch in die Schule gingeſt, ſah ich dir manchmal nach und dachte, wenn das zgutem ausfällt, ſo iſt das wie gemacht für Gläis. Das hat den heitern Muth, die raſchen Gedanken und das anſchlägige Weſen, was ihm fehlt. Wenn er eine Frau bekommt, wie er iſt, geht es, weiß Gott, nicht gut, die werden nie

fertig, wenn ſie ſchon nicht zanken, ſo haben ſie doch keine fröhliche Stunde; wenn ſie Kinder bekommen ſollten, ſo würden die die ärmſten Tröpflein von der Welt, es wäre ja gerade, als ob ſie an einem Orte geboren worden, wo die Sonne nie zuche mah, Sommer und Winter nit. Du weißt, wie es ging. Ihr zoget einander beidſeitig nit, es mangelte z'ſpatten und z'ſtoßen bis es ging. Wie dir es deine Eltern machten, weiß ich nicht, ihnen gefiel Gläis und was er zu erwarten hatte; weiß auch nicht, ob du eine andere Liebe hatteſt, aber ich hörte, wie du ſeufzteſt, als dSach richtig wurde, und ſah nachher oft rothe Augen. Das kam mir ſchwer auf das Herz, erſt jetzt ſah ich recht, was Einer auf ſich nimmt, wenn er faſt gewaltſam den Lebenslauf zweier Menſchen ordnet. Oeppe rathe und warne, wird Eltern wohl erlaubt ſein, aber das rechte Mittel ztreffe, das iſt ſchwer. Auf einem Vater, der geſagt hätte: Mira, wes ds Käthi thue will, ſo iſts mir recht, hätte ich nicht viel gehabt, hätte gedacht, das ſei auch Einer von den Neumodiſchen, denen es gleichgültig ſei, fahren ihre Kinder hin, wohin ſie wollen, von den Gott vergeſſenen Vätern, die ihre Kinder betrachten, wie Hunde ihre Flöhe, die nie luſtiger ſind, als wenn ſie dieſelben abſchütteln können. Aber, aber zwinge oder Ernſt brauchen, und wenn es ſchon zum Beſten iſt, wie man glaubt, wer ſagt, daß man recht glaubt? Ich weiß nicht, was deine Eltern ſagten, aber ich ſah deine rothen Augen und hörte deine ſchweren Seufzer und kenne die Bürde, die du tragen mußt und, glaub es mir, ich trug ſchwerer daran als du und immer ſchwerer, je lieber du mir wurdeſt.

O Vater, ſchluchzte Kätheli, hätte ich das gedacht! Ja, manchmal wurde es mir ſchwer, aber wo iſt nichts, und wo iſt immer ein ſolcher Vater dazu? Wie wäre es wohl gegangen, wenn zwei Leichtſinnige zuſammengekommen und wo wären wir jetzt? Gläis iſt mir lieb, er hat ja keine Untugend? Und wie hätte ich mich in der Geduld und in der

Sanftmuth üben wollen, wenn er nicht geweſen wäre mit ſeiner langſamen Art? O Vater, ich verſtund euch wohl, wenn ihr redetet, wie man in der Ehe ſich gegenſeitig heiligen, Eins am Andern nicht Bosheit auslaſſen, ſondern die Fehler abreiben ſolle. Gläis hatte an mir auch zu tragen, und ich ſah wohl, wie es ihm Mühe koſtete, nicht unzufrieden zu werden, mir nachzugeben, um nicht zu ſtreiten, und Gewalt brauchte an ſich, um nicht zu kummern und nöthlich zu thun, ſondern gefaßt die Sache zu nehmen. Das freute mich, Vater, und glaubt es mir, unſere glücklichen Tage kommen nach und nach und werden bleiben, während es umgekehrt iſt bei denen, welche die Narrheit zuſammenbringt und die nur heirathen, um gut zu haben und luſtig zu leben. Man kann dSach zu ſchwer und zu leicht nehmen, und das Letzte iſt ſchlimmer als das Erſte, und wenn ich oft ſeufzte, ſo war es ſicher mehr über mich als über Gläis, oder weil ſonſt etwas mich ungeduldig machte, weil in der Welt nicht alles Krumme grad werden will. Aber, Vater, daß ich gegen euch etwas im Herzen gehabt, Vater, als große, große Liebe, mit der ich nicht weiß wohin, wenn Gott euch nehmen ſollte, das, Vater, glaubet mir. Wenn alle Menſchen ſo wären wie ihr, ſo wär dWelt ja der Himmel. Du nimmſt mir viel ab dem Herzen, ſagte der Greis. O wenn man einander mehr das Wort gönnte, wie manche Bürde wäre weniger auf der Welt oder leichter! Und wenn Jede kämpfte wie du, wie Vieles würde ſich zum Segen wenden, was ohne Kampf zum Fluch wird. So überwindet man die Welt und nimmt dem Verſucher ſeinen Stachel. Alſo du zürnſt mir nicht? Gieb mir die Hand. Jetzt iſt es mir wohl, jetzt wird man für mich beten unten und wenn es dort ſo freundlich geht wie hier, dann kann ich wohl ſagen: jetzt Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren; denn was will ich mehr auf der Welt? Bei uns ſein, Vater, bei uns ſein, was ſollen wir ſonſt und wie wird Gläis thun? Dafür ſorge nicht, da wird Gott

helfen. Kätheli hatte noch viel auf dem Herzen, aber da lärmten die Kleinen herein, riefen die Mutter in die Küche, wo ſie wirklich nöthig war und mit dem Großvater nicht mehr verkehren konnte, ehe die Kirchgänger heimkamen. Allen weit voraus kam Bäbeli daher, hatte kaum noch Athem zu fragen: O Großvater, wie gehts, hat es dir gebeſſert? Darauf rollte dem Meitſchi, das ſo glücklich war, daß der Großvater ob dem Beten nicht geſtorben, ſein dreiſtündiger Lebenslauf vom Munde, wie vom Spulen der Faden. Wen es Alles geſehen, was die Leute gefragt, was ſie über den Großvater geſagt, und was der Vater mit dem Pfarrer geredet, und der Pfarrer mit dem Vater, und was die Leute gerathen, und was ihre Meinung geweſen über des Großvaters Zuſtand, daß ſie nämlich Alle geſagt, wenn er nicht Fieber habe oder Huſten, ſo ſei alles nichts, blos wenn er Fieber hätte, wärs bös. Wie aber doch hier und dort Jemand erſchrocken und geſagt, um den wärs Schad, für den ſollte Alles beten, daß Gott nit preſſirte mit ihm, und wie des Vaters Götti Augenwaſſer bekommen, als ers gehört und wie er geſagt, wenn er es verbringen möge, ſo komme er dieſen Nachmittag hinauf. So ſchnäderte das Kind, da kam der Vater ebenfalls heim und trat ein zum Bericht. Der Pfarrer war erſchrocken geweſen über das Begehren, hatte gefragt, ob er hinauf kommen ſolle, und wie Gläis meinte und Bäbeli beſtätigte, den Fall ganz beſtimmt in der Predigt angezogen, daß allen Leuten das Waſſer in die Augen gekommen. Gottlob, ſagte der Großvater. Bös habe ich es mit Niemanden gemeint, aber man kann nie wiſſen. Habe doch manchen ſchönen Sonntag erlebt, für den ich Urſache habe, Gott zu danken. Aber ich wüßte doch keinen, wo es mir ſo leicht ums Herz geworden und mein Geiſt ſo hell und fröhlich war als heute. Eine Erquickung kommt mir nach der andern, es iſt mir, als gingen mir alle Dornen aus, welche mich noch plagten, und es iſt mir, als ob ich wirklich ſchon

ein seliger Mensch sei. Gottlob und Dank, so ist das Sterben schön und das Leben schön. Der Sohn war düster. Der Pfarrer hatte ihm gesagt, eine solche Schwäche in so hohem Alter sei sehr gefährlich, er fürchte sehr, der gute Großvater erhole sich kaum wieder. Das sagte er aber Niemanden, sondern verdruckte es in sich und machte dazu ein Gesicht, daß Niemand wußte, was er hatte, ob er böse sei oder traurig? Der gute Gläis war von den seltsamen Menschen einer, die es gut meinen, aber es nicht erzeigen können, zu denen sich daher Niemand gezogen fühlt, die darum glauben, sie seien zurückgesetzt und Niemand frage ihnen was nach; die darüber traurig werden, daß man sie nicht zu lieben scheint, darum dafür gelten, als ob sie Niemanden leiden mögen. Er liebte seine Kinder, aber mit großer Aengstlichkeit, er fürchtete, sie möchten arm werden, wenn in so viele Theile das Vermögen zerfalle, er sparte für wie er nur konnte, und gewann damit zuweilen fast den Schein, als ob er ihnen nichts gönne. Ihm fehlte neben der Rührigkeit die Freundlichkeit, diese goldene Gabe oder vielmehr Tugend, denn sie ist nicht blos gegeben, sondern sie läßt sich auch erringen, welche das Leben lieblich macht und den freundlichen Glanz ihm giebt. Man war diesen Mangel nicht so gewahr im Hause, wie es anderswo geschehen wäre, da der Geist des Großvaters noch das Haus erleuchtete und auf allen Gesichtern mehr oder weniger sich spiegelte. Nur Käthi fühlte Gläises Art peinlich, und trübe Schatten zogen über sein sonst so heiteres Gesicht, und diese Schatten sah eben Niemand so deutlich als der Großvater. Derselbe wußte, wie große Gewalt die Gemüther über einander haben in der Ehe, wie die stärkere Kraft die schwächere überwältigt, die stärkere Natur der schwächern ihre Eigenthümlichkeiten aufprägt, eine in der andern aufgeht. So hatte er gehofft, Käthelis holdselig munter Wesen werde das düstere gstabelige seines Sohnes verschlingen und eine ebenrechte Heiterkeit ihr Leben verklären. Aber bis dahin war

seine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, doch war es auch nicht bös gegangen, im Gegentheil schien ihm zuweilen, Glück finde hier und da Freude am Wesen seiner Frau, fange an es zu begreifen, während er früher oft sichtbarlich daran sich geärgert. Wenn es so käme, so sei es gewonnen, hatte er dann gedacht, aber dann verschwanden diese Zeichen wieder, und der Großvater wußte nicht woran er war.

Wenn d Chilcherlüt heimkommen, muß die Hausfrau mit dem Essen zweg sein, Gottes Wort macht hungerig. Offenbar haben immer die, welche in der Kirche gewesen und zwar andächtig, bessern Appetit als die, welche daheim geblieben sind oder in der Kirche geschlafen haben. Fleisch fehlt Sonntags in guten Häusern eben so selten auf dem Tische, als man die Woche durch welches darauf sieht, dazu kömmt Gemüse oder gedörrtes Obst; die Suppe geht voran und hie und da kömmt später Milch dazu, Wein nicht, neben dem Hause steht für den Durst, den die Milch nicht bewältigt, der Brunnen; Fleisch mache Durst, heißt es, vom Fleische kömmt die Lust, Fleischtage auch werden die Sonntage geheißen, an denen Fleisch auf dem Tische steht, und was das Fleisch erzeugt, wird bewältigt mit der Milch, die auf dem Tische steht, mit dem Wasser, das unter dem Dache quillt. Daran nimmt der Christ ein Exempel, wie er des Fleisches Lust zu meistern habe, nämlich mit der Milch des Evangeliums, mit dem Tranke des ewigen Lebens, der den Durst löscht für immerdar. So ißt und trinkt der christliche Bauersmann am Sonntag zur Ehre Gottes, weiht Leib und Speise dem Herrn für die nächste Woche, und weist sein ganzes Haus, von bösen Werken zu feiern und des Fleisches Lust zu löschen mit Wort und Geist von oben. Leider aber geht es anders den Fleischlichgesinnten, ihnen ist der Sonntag des Fleisches Fest- und Ehrentag und das Fleisch auf dem Tische nichts als Pfand und Siegel, daß dem Fleisch sein Recht geworden, es alle seine Lüste loslassen könne, für alle Befriedigung suchen dürfe nach

Belieben. Nun, da geht es dann luſtig zu, es wimmelt auf Wegen und Stegen, und wenn der Teufel ein Engeländer oder Angler iſt, er findet nicht Kübel genug, um ſeine Beute zu bergen, und je ſchöner der Tag iſt, deſto größer wird ſeine Beute und deſto mehr thut es ihm an Kübeln fehlen.

Kätheli hatte für den Großvater nicht Fleiſch. Es hatte Hirn wollen nehmen laſſen in der Schaal und keins mehr gefunden; von dem groben Fleiſche, welches ſie hatten, wollte es ihm nicht geben. Es brachte ihm einen Teller mit Suppe, in die weißes Brot geſchnitten war und ſagte, er ſolle das einſtweilen nehmen, nachher bringe es noch ein Kaffee und ein Eiertätſchli dazu, aufs künftig wolle es ſich beſſer verſehen, er ſolle ihm doch recht nicht zürnen. Häb nit Müh, Kätheli, ſagte der Großvater, hab ja gar nit Hunger, und wärs nit dir zlieb, ſo nähme ich lieber gar nichts. Es iſt mir jetzt ſo wohl, daß ich nichts beſſern nur böſern kann. Aber Kätheli meinte, er ſchätze das nicht, es wollte ihm gerne was beſſeres machen, wenn es nur wüßte was, und wenn er von dem nichts möge, ſo müſſe es glauben, er ſei höhn. Nun der Großvater wollte Kätheli nicht traurig machen, er nahm ein wenig, rühmte ſehr, wie gut es ſei, wenn er nur möchte. Gieb es den Kleinen, welche mir ſo gut abgewartet, und denk bald in die Kinderlehre müſſen. Dürfen wir heute nicht daheim bleiben, wir begehrten lieber nichts, wenn wir daheim bleiben könnten beim Großvater, ſagten dieſe. Nein, liebe Kinder, das geht nicht, ſagte dieſer, denket, was würde der Schulmeiſter ſagen oder gar der Pfarrer. Wenn man geſund iſt, ſo muß man gehen, wenn der liebe Gott ruft; ſonſt ruft er einem dann einſt auch nicht, wenn er die Himmelsthür aufmacht. Denket Kinder, wie wär es euch, wenn wir Alle, ich und die Mutter und der Vater da ins Haus gingen, machten es zu, ließen euch draußen ſtehen, thäten nicht aufmachen, gäb wie ihr riefet und doppeltet. Wenn wir euch riefen, warum bliebet ihr dahinten, warum kamet ihr nicht

mit uns. Denket wie das ſchrecklich wäre hier, und dann erſt beim Himmel, wir wären drinnen und ihr müßtet draußen bleiben! Ja, aber der liebe Gott macht es nicht ſo, er iſt gar e gute! Ja, ſagte der Großvater, er iſt e gute und e bſunderbar e gute, aber habt ihr die Frage noch nicht gelernt: Gott iſt wohl barmherzig, aber er iſt auch gerecht, darum will er auch mit der höchſten Strafe ſtrafen die Sünden gegen ſeine allerhöchſte Majeſtät. Und denket, iſt das nicht eine große Sünde, wenn er rufet und man kömmt nicht. Ja, aber, ſagten die Kinder, der lieb Gott ruft nicht, ume dr Sigriſt iſts, wo lütet. O ihr guten Kinder, ſagte der Großvater, könnt ihr es auch ſchon, das Erklären und Vernütigen, und habt das doch wahrlich nirgends gelernt. Gott läßt euch in die Kinderlehr rufen, der Sigriſt iſt ſein Diener, und wenn er in die Kinderlehr läutet, ſo läutet er die Worte des Heilands: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn denen gehört das Himmelreich. Geht, Kinder, geht, ſagte der Großvater, geht immer wenn der liebe Gott rufet, wenn ihr könnet; ihr werdet nie reuig werden. Glaubt es dem Großvater, er iſt jetzt auch nicht reuig, daß er es ſo gethan. Zürnet mir nicht, Vater, ſagte die Sohnsfrau, als die Kinder fort waren, aber ich dachte doch manchmal, was es nütze, die Kinder ſo früh in die Kirche zu ſchicken, bei allem Wind und Wetter, und gar noch in die Predigt, ſie verſtehen doch von allem nichts. Wenn einſt der Verſtand da iſt, ſo geht es dann in einem Jahr ſchneller als ſonſt in dreien. Du liebe Frau, ſagte der Großvater, es dünket den Menſchen Manches, es iſt ganz das Gegentheil. Merkſt an den Kindern, welche nie z'Chilche gehn, viel Religion', und haſt du gehört, wie viel ſie in der Unterweiſung begreifen? Sagen ja unſere Kinder nicht immer, der Pfarrer könne ſie erbarmen, wenn er zu ſolchen rede, ſei es ja immer, als ob es an eine Mauer gehe. Es kann der Menſch nicht wiſſen, wie es dem Kind iſt im Hauſe Gottes, und was das für einen Eindruck giebt und

die Worte, die sie und da ins Herz fallen und Gedanken machen, zählt mich nur unser Herrgott und wie lange sie brauchen aufzugehen, weiß auch nur er, denn Samenkörner müssen oft lange im Boden für, bis sie verwesen sind und aufgehen. Glaub mir das, liebes Kind, je wunderbarer die Worte sind, desto tiefer greifen sie, desto besser ist aber auch ihre Frucht. Laß dich nicht irren das Geschrei, daß die Kinder alles begreifen müßten, sonst sei es gefehlt, das ist lippisch und macht die Kinder dumm, darum werden die Kinder so dumm jetzt in den Schulen, weil man ihnen alles begreiflich machen will, und was man nicht begreiflich machen kann, dummerweise verachtet. O Kind, wenn die Menschen wüßten, wie niedrig ein Mensch bleibt, der nichts im Kopf hat als Begreifliches! Ihn erreichen die Offenbarungen Gottes nicht, ja ihm bleibt Gott ein fremdes Wesen und an ihm hat er keinen Theil. O danke, Vater, aber ihr zürnt mir doch nicht, es redet Alles so, und selbst alte Leute, und so dachte ich, so seis. O liebs Kätheli, alt Lüt so nit immer witzig, bsunders wenn si meine, si müsse mit de Junge dr Narr mache. Ich werde schläfrig, sagte der Großvater, ich glaube, schlafen thäte mir gut, aber wenn Glärse Götti kömmt, und der wird kommen, so schicke ihn nur herein, mit dem möchte ich noch ein vertraut Wort reden.

Sobald es draußen hieß, der Großvater wolle schlafen, ward es stille, die nöthigen Geschäfte wurden alsbald abgemacht, dann hätte man das Haus für ausgestorben halten können, oder für ein Seeräuberschiff, auf dem man auch oft keine lebendige Seele erblicken soll, bis man seine Nase zu nahe hinzusteckt, wo es dann einem ergeht, wie ungeduldigen Jungen bei einem Feuerteufel. Kätheli hatte am längsten zu thun, denn daß man unabgewaschen Geschirr in der Küche stehen lassen könne, fiel ihm nicht ein, hätte es ihm aber Jemand zugemuthet, so hätte es ihn angesehen, als muthe derselbe ihm Ungebührliches zu. Aber es machte

daſſelbe ſo leiſe ab, als wäre es in einer Kirche, daß eine der handlichen Köchinnen, welche gewohnt ſind, das Geſchirr faſt an allen vier Wänden herumzuwerfen, ehe ſie es an ihren Ort ſtellen, mit offenem Maul ſtehen geblieben und wahrſcheinlich verſteinert wäre, wie Loths Weib. Ganz ſicher hätte ſie geglaubt, ſie ſtehe vor einer verzauberten Küche und eine Hex oder ein Geſpenſt ſei drinnen und werde ihr jetzt was anthun, ſie verhexen. So wäre es einer der fürtauben Köchinnen vorgekommen, was gar ſo ein Hauptkerl von Koch dazu gedacht, wiſſen wir nicht, vielleicht müßte es uns ein begreiflicher Schulmeiſter begreiflich zu machen. Ein demüthig Mädchen aber hätte ein Beiſpiel nehmen können, wie eine rechte Hausfrau waltet, daß es Niemand ſieht und Niemand hört, und ohne Schulmeiſter begriffen, was das Sprüchwort ſagt: die ſei die beſte Hausfrau, von der man am wenigſten höre. Nun glücklicherweiſe verirrte ſich keine rumpelſüchtige Köchin, kein Koch mit ſeinem halbheidniſchen Huppi hier herauf, ohne ihre Gegenwart wurde Kätheli fertig. Als alles fertig und ſauber war und glitzerte, ging es ohne Schuh in die Stube, ſah durch ein Spältchen in der Wand über dem Ofen nach dem Großvater. Der lag ruhig, wie ſonſt, und ſein Geſicht ſtrahlte wie das eines Engels. Die Freudigkeit, die ſein Herz erfüllte, mußte groß und mächtig ſein, daß ſie ſo hell und mächtig aufſtieg und auf dem Angeſicht ſich kündete faſt wie die aufſteigende Sonne. Gottlob und Dank, dachte Kätheli, wo noch ſolch Leben iſt, da iſt ferne der Tod. Kätheli kannte noch nicht das nahende ewige Leben, das ſich kündet faſt wie die junge Sonne an den in der Nacht erblaßten Bergen.

Kätheli ging leiſe wieder, ging ums Haus herum; da es Niemanden hörte, nahm es ihns doch Wunder, wo ſie wären, oder ob es alleine ſei. Bei flüchtiger Umſchau fand es Niemanden, als es aber eine Thüre aufſtieß, ſah es Gläis auf dem Bänkchen im Stalle ſitzen, er weinte, daß es ihn ſchüttelte.

Aber mein Gott, was haſt, frug Kätheli erſchrocken, und als er nicht antwortete, ſetzte Kätheli ſich neben ihn, ſchlang den Arm um ſeinen Leib, frug zärtlich, wie vielleicht nie: Gläis was heſt, ſägs mrs, ſäg mrs, doch fry recht? Der Vater wird ſterben, was fangen wir an, wie ſoll es dann gehen, ſchluchzte er. Glaubſt? ſagte Kätheli. Ich kann es nicht glauben, wenn du ihn vorhin geſehen hätteſt, wie er ſo ſchön ſchlief, um zehn Jahre ſchien er mir jünger, du würdeſt nicht an's Sterben denken. Der Pfarrer hat geſagt, antwortete Gläis, wer ſo plötzlich erſchwache, komme ſelten auf. Und wenn er ſtirbt, wie wollen wir es machen? Der Pfarrer kann ſich auch irren, ſagte Kätheli, es geht nicht allemal den gleichen Weg. Der Großvater iſt geſunder Art, mochte arbeiten noch immer, und vertrug die Speiſe manchem Jungen ztrotz. Aber wegem machen, da kümmere dich doch recht nicht ſo, ich verſpreche es dir mit Gottes Hülfe, und wenn ich geſund ſein kann, ſoll es gehen. Es iſt wahr, das Vermögen ſchwachet. Zwei Theile von des Vaters Sache müſſen wir heraus geben, wie viel, iſt ja geredet und was uns noch bleibt, wiſſen wir auch, und mit dem können wir es wohl machen. Rechne nur, um wie viel es alle Jahre vorwärts gegangen. Ich verſpreche dir, ich will abbrechen, wo ich kann und mit z'Unnützem dich nicht mehr ärgern. Aber ich denke, nöthig wird es nicht ſein. O Frau, antwortete Gläis, ſo meine ich es nicht, du verſtehſt mich ja nicht. O wegem Geld iſt es mir nicht. Genug thun werden wir wohl müſſen, doch die Zinſe uns nicht plagen, wie tauſend Andere, und wenn wir noch mehr geben müßten, es ginge, wenn der Vater bliebe, fing er ja faſt mit nichts an. Aber wie ſoll es gehen ohne ihn, er verſtund alles, und wo ein Menſch den andern nicht verſtund, da war der Vater, und mit einem Wort dämpfte er alles, kehrte das Beſte zoberſt. Da wo er war, mußte Friede ſein, und da war es einem wohl, es dünkte *einem immer*, da möchte man nicht weg; o ich weiß, er hatte

mich lieb'. Und etwa ſonſt Niemand mehr? fragte Kätheli, dem dieſe Worte faſt übers Herz kommen wollten. Wohl, es wird wohl ſein, ſagte Gläis, aber er hat es mir immer erzeigt, daß ich ihm werth war, von ihm wußte ich es, und wenn er geſtorben iſt — ſeine Stimme erſtickte im Schluchzen. Da kam der gute Geiſt in Kätheli oben auf und die Empfindlichkeit, welche dem Gläis den Balken zeigen wollte in ſeinem eigenen Auge, ging unter, der Geiſt des Großvaters regierte in ſeinem Herzen. O Gläis, wenn es nur das iſt, ſagte es. Weißt du dann nicht, daß wir dich Alle lieb haben, weißt nicht mehr, daß ich dein Kätheli bin? Aber man wußte nicht, hatteſt du es gerne oder ungerne, wenn man es dir erzeigte. Du thateſt ſo kaltblütig, daß man ganz erſchrak und die Kinder oft klagten, der Aetti ſei höhne und wüßten doch ſicher nicht, daß ſie was Böſes gemacht. O nein, Gläis, die Liebe ſoll dir nicht ergehen, wenn ſchon Großvater nicht mehr ſein ſollte. Aber nicht wahr, ein klein Weneli erzeigſt du dann auch und machſt es dem Großvater nach? ſagte Kätheli und neigte ihr Haupt auf Gläiſes Schulter. Da wars, als ob eine eigene Gewalt den Mann erſchüttre, reden konnte er nicht, aber er legte ſeinen Arm um Kätheli und Kätheli wußte, was er damit ſagen wollte.

Aber er ſtirbt nicht, ſagte Kätheli, er ſoll noch eine rechte Freude an uns haben, und hätteſt nur ſehen ſollen, wie ſein Angeſicht geglänzt, faſt wie das eines Engels. Ich muß aber gehn und ſehen, ob er vielleicht erwacht iſt. Stillſchweigend reichte es Gläis noch einmal die Hand, der zog es an ſich, und in junger Liebe ſchlugen freudig Beider Herzen. Der Großvater ſchlief noch, aber als Kätheli wieder vor das Haus kam, war Gläiſe Götti da, der Thürli Bauer, ein ſchöner alter Mann, mit der ſchönen Krone des Alters auf dem mächtigen Haupte. Er ging mühſam am Stocke, denn er war gliederſüchtig, aber nicht vom Wohlleben oder Faullenzen, es waren die Wunden, welche der fleißige Landmann oft erhält

in seinem schweren Kampfe mit Erde und Wasser, mit Wind und Wetter. Freudig hieß man ihn willkommen. Wie geht es ihm? frug der Alte. Gut, sagte Kätheli, er schläft so schön, und fehlen thut ihm nichts, den ganzen Morgen gab er sich mit den Kindern ab, mag reden und etwas hat er gegessen. Doktor will er keinen mehr. Er wüßte nicht, für was der ihm Zeug geben sollte. Aber kommt und seht ihn selbst, er freut sich auf euch. Will ihn nicht wecken, sagte der Alte, und ließ sich mühsam am Stocke auf die Bank vor dem Hause nieder.

Kätheli ging hinein auf diese Worte und lauschte nach dem Großvater. Unterdessen hatte der Alte dem Gläis, der vor ihm stund, in's Gesicht gesehen. Du hest pläret, sagte er, glaubst du nicht, daß er zweg kömmt. Ach wenn es Gotts Wille wäre, antwortete Gläis, aber ich weiß nicht, und was soll ich anfangen, wenn er dahinten bleiben sollte? Das wird einmal sein müssen, sagte der Thürlibauer. Wir müssen Platz machen, früher oder später, so ist es Brauch und Recht; was sollte aus den Jungen werden, wenn sie den Pflug nie führen lernten. Für dich ists auch Zeit und dazu hast eine rechte Frau und keinen Kreuzer Ungerechts. Euch fehlt es nicht, wenn ihr zusammen zieht und du ihr das Maul gönnst. Der Großvater ist erwachet, rief Kätheli von innen heraus, im Schlaf hat er euere Stimme gehört und blanget nach euch. So, sagte der Alte, sich mühsam erhebend, habe ich dann geschrieen, daß es durch Thür und Fenster ging. Sie waren offen, antwortete die Frau, und dann hört der Vater so gut, wie ichs noch von keinem alten Menschen erfahren. Ja, ja, sagte der Alte, er hatte ein feines Gehör von Jugend auf, nur das Böse wollte nicht hinein, darum ist's ihm so fein geblieben, weil er es sich nie verdrecken ließ.

Aufgesessen erwartete der Großvater den Freund. Mit einem Grüß Gott und einem herzlichen Dank bewillkommten sie sich in heller Freude. Wie gehts? nit bös, wie es scheint,

ſagte der Thürlibauer. Biſt ganz der Alte, Fieber haſt keins, deine Hand iſt trocken und kühl. Ja, es iſt mir wohl, ſagte der Großvater, und wer weiß, ob ich heute nicht noch ein wenig aufſtehe; aber du weißt, wie alt ich bin, und alte Bäume fallen umgſinnet, wenn man ihnen auch an der Rinde nicht anſah, wie mürbe ſie waren. Nun wie Gott will, nit früher, nit ſpäter begehre ich es. Allweg freut es mich herzlich, daß du da biſt. Sitz ab, möchte gerne noch ein vertraut Wort mit dir reden. Wirſt öppe nit viel zu bekennen haben, das du nicht mitnehmen darfſt, ſagte der Thürlibauer. Gottlob nit, ſagte der Großvater. That viel, was nicht recht war, aber räumte wo möglich, alle Tage ab, ließ nicht die Laſt ſich aufthürmen bis gen Himmel, daß kein Auge ſie mehr überſieht, ſie nicht mehr vergeben werden kann. Ich bekannte ſie dem Herrn und machte gut, was ich konnte, und jetzt wird der Herr es wohl machen. Aber zwei Freunde wie wir haben ſich immer was zu ſagen, beſonders wenn einer geht, der andere bleibt, ſie ſich vielleicht über eine Weile nicht mehr ſehen.

Kätheli, ſagte er zu der Sohnsfrau, welche mit einer Flaſche Wein und Gläſern gekommen, ich möchte mit Glaus (nach ihm hieß ſein Götti Niklaus oder Gläis) ein Wort reden. Vielleicht daß noch Jemand kömmt, halt draußen ein wenig auf. Wenn du glaubſt, es müſſe ſein, ſo ſchicke Gläis hinein, er kann dann abräumen und du in der Zeit einen Kaffee machen, daß ſie nicht meinen, ſie müßten da bleiben bis zNacht. Ich dachte, ihr würdet viel Beſuch haben, deßwegen kam ich ſo früh, bin nicht mehr gerne im Gſtüchel, bemerkte der Thürlibauer. Es iſt eine Wohlthat, daß du kameſt, ſagte der Großvater, von wegen ich habe dir ein Amt zu übertragen. Ich weiß wohl, du thäteſt es ausüben, auch ohne Auftrag, aber es aufzutragen iſt meine Pflicht. Ich bin der Vater, du der Götti, ich weiß, Gläis achtet auf dich, aber wenn du im Fall der Noth ſagſt, der Vater hat

es mir geſagt, ſo hilft es auch noch um etwas nach. Du kennſt ihn, er iſt im Herzen gut und meint es gut, das weiß ich wohl, aber er kann es nicht erzeigen und man weiß nie, iſt er böſe oder nicht. Daneben geht ihm das Geld ſchwer in die Hand und ſchwer aus der Hand, ich kam nie darüber, iſt er eigentlich geizig oder nicht. Er kramte den Kindern nicht, brauchte kein Geld für ſich, es fiel ihm nie ein ſeine Frau anzuſtrengen, dieſes oder jenes zu kaufen, doch ward er auch nicht böſe, wenn ich Geld ausgab, und ward nicht böſe, wenn ich meine Töchter oder ihre Kinder beſchenkte, Angeſichts ihm expreß. Ich weiß daher nicht recht, wie es in ihm ausſieht und wie er thut, wenn ich nicht mehr bin. Wenn es nicht gut ginge, käme mir das Elend und das Unglück nach, denn du weißt, was ich an der Heirath gemacht, die arme Frau könnte mich von Herzen dauern und die Kinder. Verhudelt würde die Sache nicht, aber was hülfen ihnen die Paar Batzen, wenn ihnen durch die Uneinigkeit Leben und Herz verſäuert würden. Ich habe mit Kätheli ſchon geſprochen, an ihm wird der Fehler nicht ſein, es wird das Mögliche thun; ob ich mit Gläis noch reden kann und obs fruchtete, weiß ich nicht, ſo mit einigen Worten ändert man ſchwer einen Menſchen! eine vierzigjährige Natur iſt härter als Nagelfluh, und Nagelfluh knübelt man nicht mit den Fingern auseinander. Bis jetzt war ich da, da gings gut, bin ich fort, wird erſt zum Vorſchein kommen, was in ihm iſt. Ich hoffe zu Gott, er erhöre mich, aber du wache auch und ſtehe auf meine Stelle, wenn ich nicht mehr bin, du biſt der Götti, es iſt das erſte Mal, daß ich dich daran mahne.

Mit dem Vermögen weißt du, wie es ſteht. Es iſt in der Ordnung. Verordnung habe ich keine gemacht, aber meinen Wunſch kennen ſie, ich hoffe, ſie kommen ihm nach. Ich fühle wohl, es war Gott verſucht, aber ich dachte, es wäre doch ſchlimm, wenn meine Kinder, die ich in Zucht und Vermahnung des Herrn erzogen, gleich nach meinem Tode nicht

an mein Wort kommen ſollten. Es ſind freilich auch Tochtermänner da, aber ich habe ſie gehalten als Söhne, ich darf hoffen, ſie erzeigen ſich als Söhne. Steh Gläis bei, entweder gegen ihn ſelbſt, oder gegen die Andern, wenn es nöthig ſein ſollte. Ich habe oft geſehen, wie es einem Sohne vorkam, wenn er fortgeben mußte Theil um Theil von dem Vermögen, das wohl des Vaters war, aber in dem er gelebt und das ſomit zu ſeinem Leben ihm zu gehören ſchien. Es kam ihm vor, als ſtehle man es ihm, als werde er jetzt ganz arm, komme über nichts.

Was ich thun kann, Uli, thue ich, ſo lange ich kann, du weißt es wohl, haſt es zehnmal ob mir verdient. Wegen den Tochtermännern wärs vielleicht beſſer geweſen, du hätteſt was geſchrieben, von wegen zwiſchen braven Leuten und Tochtermännern iſt manchmal der Unterſchied, daß der Tochtermann ſich einbildet, er ſei es ſeinen Kindern ſchuldig, das Wüſteſt alles zu machen. Wegen Gläis bin ich nicht im Kummer, er hatte vorhin verplärete Augen und Kätheli naſſe, und wenn Mann und Frau zuſammen plären, ſo iſt dSach ſo bös nicht. Aber wenn Eins lachet und das Andere weint, dann hat es der Teufel geſehen. Indeſſen denke ich, der Auftrag ſei überflüſſig, du biſt ja beſſer zweg, als ich fürchtete, ſiehſt ordentlich aus, deine Stimme iſt chäch und der Athem gut, ich wüßte nicht, wo es fehlen ſollte. Kann dir es ſelbſt nicht ſagen, antwortete der Großvater, aber es iſt eine unendliche Mattigkeit in mir und ein wunderbar Gefühl, daß mir der Tod ganz nahe ſei, daß er jeden Augenblick vor mir ſtehen und ſagen werde: Komm, Uli, deine Uhr iſt abgelaufen. Die Sonne ſcheint klar, die Welt iſt ſo ſchön, die Meinen haben mich ſo lieb, daß das Leben ſchön iſt, daß es für keinen Menſchen ſchönere Tage giebt, als ich heute einen erlebe und doch möchte ich Gott nicht um mehr ſo ſchöne Tage bitten, ich kann nicht anders bitten, als: Vater, wie du willſt! Glaus ſagte nicht viel dagegen, begann noch

zu reden von dieſem, von jenem; da kam Gläis und ſagte, die Frau ſchicke ihn, zu fragen, was ſie machen ſolle, es ſeien ein Paar Perſonen da, die zum Großvater möchten, und ſie wüßte faſt nicht mehr, wie ſie aufhalten.

Gläis, los, ſagte der Großvater, wenn ich nicht mehr bin, ſo halt dich an deinen Götti, er will für mich da ſein, er hat mir es verſprochen. Du biſt zwar alt und verſtändig genug, aber es iſt kein Menſch auf Erden, der nicht froh darüber ſein ſoll, wenn er Einen im Himmel hat, aber auch Einen auf Erden, an den er ſich wenden kann, wenn er Rath und Hülfe bedarf, welche Menſchen leiſten können. Dann hab deine Frau lieb und hör' auf ſie, ſie verdient's. Ich müßte mir noch vor Gott ein Gewiſſen machen, wenn nicht Friede und Liebe wäre unter euch. Du weißt, wer euch zuſammen gebracht. O Vater, deßwegen habt nicht Kummer, Kätheli hat mich lieb, hat es mir geſagt, und wenn es mich lieb hat, ſo iſt alles gewonnen. Aber Vater, nit ſterben, ihr müßt ſehen, wie wir uns lieb haben. Gläis, wie Gott will. Es heißt auch, Einer ſäe, der Andere erndte. Erndte, Gläis, erndte, ich wünſche es dir von ganzem Herzen. Gläis konnte nichts mehr ſagen, er barg ſein Geſicht auf das Hauptkiſſen neben ſeines Vaters Haupt. Da ſtund Kätheli vor dem offenen Fenſter, es wußte ſeines Lebens nichts mehr anzufangen; der Großvater ſagte, bring ſie in Gottsnamen, und Gläis fuhr wie ein Eichhorn durchs Loch über dem Ofen ins Gaden hinauf und verſchwand.

Kätheli hatte harten Stand gehabt. Ueber ein Dutzend Theilnehmende waren bei ihm aufgelaufen und viele von ihnen preſſirten ſehr, wollten ſich aber doch dem Großvater zeigen und ihm verrichten, was ihnen von daheim an ihn aufgetragen worden war. Die Nachricht, daß der alte Uli plötzlich ſterbenskrank geworden und habe für ſich beten laſſen, hatte wirklich Viele bewegt und erſchreckt. Von wegen der alte Uli war nicht geſtorben bei lebendigem Leibe, von ihm

konnte man nicht ſagen, wie es im alten Bohnenliede heißt: O alte Ma, wie lebſt ſo lang, ha gmeint, du ſygiſt gſtorbe, jetzt biſt e Kindlifreſſer worde. Der alte Uli war rege und lebendig geblieben. In der Kirche ſah man ihn regelmäßig, manch guter Rath von ihm kam ins Thal, gar oft fragte man ihn von der Gemeinde aus um Rath, gar viele Arme fanden bei ihm Troſt, ſeine Fürſprache war wie baar Geld und ſeine Göttertreue konnten ihn nicht vergeſſen. Sein Leben war wohl verborgen in Gott, aber deßwegen war er doch den Menſchen nicht abgeſtorben, ſeine Theilnahme nicht erkaltet, dem Weh und Wohl der Nächſten nicht entfremdet, er war in Liebe thätig geblieben.

Es iſt ſehr merkwürdig, wie bei vielen Menſchen, welche während ihrem Leben Andern wenig nachgefragt, am Schluſſe deſſelben ein Bedürfniß auftaucht, nach einer gewiſſen Anerkennung; man ſoll ſie kennen, nach ihnen fragen, um ſie ſich kümmern. Sie nehmen es ſchwer, wenn man nichts um ſie weiß, wenn ihnen Niemand nachfrägt, ſie klagen bitterlich, ſie könnten ſterben, es würde es kaum Jemand merken, und wer es merke, dem ſei es anſtändig. Gottlob, werde er ſagen, iſt wieder Einer weniger, der hätte ſchon lang abmarſchiren können, es hätte es kein Menſch übel genommen. Und wenn ich Mal unter der Erde bin, wird kein Menſch meiner gedenken, weder Hund noch Katze, ich werde ganz vergeſſen ſein, ſobald ich einmal da unten bin. Das iſt wohl das aufwachende Gewiſſen, das von einem verlornen Leben redet, in welchem man es nicht ſo weit gebracht, die freundliche Theilnahme eines Menſchen zu gewinnen und uns ſein Andenken zu ſichern. Es wohnt ein Mitgefühl in der ganzen Menſchheit oder vielmehr, es iſt ein Gefühl ausgegoſſen über Alle, welches empfinden läßt, was Andere empfinden in Freud und Leid. Es iſt ungleich vertheilt dieſes Gefühl in den Creaturen. Bei welcher dieſes Gefühl am tiefſten geht, am weiteſten reicht, die ſteht hoch begabt unter den Creaturen

hoch oben auf der Leiter, die zum Himmel geht. Dieſes Gefühl führt ſie zu den Kranken, beſonders zu denen, von denen man glaubt, ſie würden bald ſcheiden von dieſer Welt. Man will es ihnen zeigen, daß man ſie nicht vergeſſen, daß man ihr Bleiben wünſche, oder wenn es geſtorben ſein müßte, man ihnen von Herzen gönne die ewige Ruhe und ihrer in Liebe gedenken werde. Man bringt ihnen damit gleichſam gute Zeugniſſe zu ihrem Troſte für Leben und Tod. Für Leben allerlei Kram zur Stärkung: Wein, weißes Brot, Backwerk, Lebkuchen und bei Armen manchmal ein Stück Geld zur beliebigen Verfügung. Aber es iſt ſchon oft geſchehen, daß gerade ſolcher Kram zum Leben, zum Tode führte. Zum Tode bringt man die Zeugniſſe der Liebe, die Verſicherungen des Nichtvergeſſens, die Bitten, daß, wenn man je gefehlt, unwiſſentlich, man es ja nicht mitnehmen, ſondern es bei Seite legen und vergeben möchte. Nebenbei läßt man dann wohl auch einige Bemerkungen laufen, wie der Kranke gruſam ſchlecht ausſähe, es kaum lange mehr machen würde. Es ſtürben ſehr viele Leute und gerade an ſolchen Krankheiten am allermeiſten.

Kätheli machte es Angſt um den Großvater, der ſchon ſo viel geredet heute und noch ſo viel abthun ſollte. Es ſprach viel von ſeiner Schwäche, faſt über Gewiſſen und von ſeinen Hoffnungen, daß er wohl ſich erholen werde, wenn er zur gehörigen Ruhe komme, jetzt ſei der Thürlibauer bei ihm; ſie würden zuſammen zu rechnen haben, ſobald er fertig ſei, könnten ſie zu ihm. Sie wollten ihn nicht plagen, ſagten die Meiſten, wenn ſie nicht was zu verrichten hätten vom Großätti oder vom Großmütti. Aber die Meiſten wußten auch, daß, wenn ſie heimkämen, nicht wüßten wie Uli ausgeſehen und was er geſagt, ſondern ſagen müßten, ſie hätten ihn nicht geſehen, man ihnen ſeltſame Geſichter machen und Lektionen geben würde für ein ander Mal. Auf einen Wink der Mutter war Bäbeli mit den Zurüſtungen zu einem guten

Kaffee bereits beſchäftiget. Es waren ältere und jüngere Leute, welche den Kranken beſuchen wollten, billig gingen die Aeltern voran ins Stübchen, Alle auf einmal faßte der Raum nicht, die Schüchternſten blieben draußen in der Stube ſtehen. Der Großvater dankte mit gar freundlichen Worten für den Beſuch und ſagte, wie es ihn freue, daß man ſeiner gedächte, und gab Jedem noch ein freundlich Wort und eine Vermeldung nach heim. Unglücklicher Weiſe faßten zwei Weiber vor ſeinem Bette Poſto, ein dickes und ein dünnes verſchlugen den Platz, und nur von Weitem, zwiſchen Beiden durch, oder von der Seite her, konnte eine Hand zum Gruß dem Großvater dargeſtreckt werden, und manchmal war er von den Beiden ſo in Beſchlag genommen, daß er der wartenden Hand den Gruß nicht einmal erwiedern konnte. Die zwei Weiber gebehrdeten ſich, als wären ſie zwei Aerzte, die am Bette eines Kranken eine Conſultation hielten, mit dem Unterſchied jedoch, daß ſie nicht ins Nebenzimmer gingen, um ſich ihre Beobachtungen mitzutheilen und ihre Schlüſſe zu ziehen, ſondern ihre Verhandlungen auf löbliche Weiſe, und ganz im Geiſte der freiſinnigen Fortſchritte, öffentlich am Bette des Kranken hielten. Die Dicke wiegte den Kopf bedächtig und meinte, es werde ſicher ein innerlicher Schlagfluß geweſen ſein, und die Andere heftig den Kopf ſchüttelnd ſagte: jedenfalls kein Schlagfluß, es könnte die fliegende Bruſtwaſſerſucht ſein, aber es ſei ſie doch nicht, es ſei die ſtille Blutauszehrung, gegen die ſei nicht viel zu machen, wenn ſie einmal eingeriſſen ſei, aber zu rechter Zeit da gebe es ein Mittel, das helfe und ganz ungeſäumt. Nun begann die Dicke wieder und verfocht den Schlagfluß, dann die Magere die Auszehrung, brachten ihre Mittel vor und führten ſehr anzügliche Redensarten. Der Großvater hörte ſo wenig darauf als möglich, nahm die Begrüßung Anderer an und wechſelte mit ihnen einige Worte. Wer fertig war, machte Andern Platz, ward draußen von Kätheli in Beſchlag genommen und mit

einem Kacheli Kaffee bewirthet. Da mußte nehmen, wer da war, er mochte ſich wehren wie er wollte, Kätheli that es nicht anders. Nun, ſie ließen ſich zwingen, entfernten ſich aber bald in aller Beſcheidenheit. Bald waren die weiſen Weiber alleine im Stübchen und fochten mit ſteigendem Eifer ihre gelehrten Disputationen fort, denn unter den Gelehrten aller Grade iſt das eine Hauptregel, daß keiner mit Disputiren nachgebe. Da kam Kätheli, that einen herzhaften Anlauf und brachte ſie glücklich aus dem Stübchen in die große Stube, wo ſie aber wie zwei Kämpfer, die ins Waſſer fallen, ſich fortbalgen, ihre Disputation heftig fortſetzten, bis endlich die Magere die Dicke fragte: ſie werde ſchon Schlagflüſſe gehabt haben, allem an, daß ſie die ſo wohl kenne. Das machte der Dicken die Zunge trocken und die Biſſen im Halſe quellen, ſie ward bald nicht mehr geſehen, die Magere blieb feſt ſitzen. Sie warf der Abgehenden einige liebenswürdige Bemerkungen nach. Es nehme ſie Wunder, was ſo Eine vom Doktern wiſſen ſollte, ſo ein Mehlſack, was wollte der wiſſen, was Krankſein ſei. Man ſolle die darüber reden laſſen, die von Jugend auf keine geſunde Stunde gehabt, die wüßten was Krankheit heiße, und wie man doktern müſſe, daß es gut komme. Aber was ſie ſagen wolle, ſie hätte vorhin dem Vater ein Gebet leſen wollen, aber ſie hätte drinnen auf dem Tiſch kein Betbuch, nicht einmal ein Teſtament gefunden, wie ſonſt üblich und bräuchlich, wo kranke Leute ſeien. Wenn man ihr ein Buch geben wolle, es ſei ihr gleich, was für eins, das Leſen gehe ihr in allen Büchern gleich ring, wenn die Gſchrift nit zrein ſei, ſo könnte ſie ihm jetzt noch ein Gebet leſen oder zwei. Kätheli ſagte, ſie ſolle nicht Mühe haben. Es ſei drüben ein Buch geweſen, wahrſcheinlich habe es ihr Mann weggenommen. Er werde gedacht haben, es ſei dem Großvater heute ſchon viel gebetet worden und das Stillha werde ihm auch gut ſein. He nun, ſagte die Magere, das könne Jeder machen, wie es ihm beliebe. Das ſei ſo der

Weltlauf, die Einen hielten viel auf einer Sache und die Andern d'sCunträri. Auf dieſe tiefſinnige Bemerkung ſagte Kätheli nichts. Bäbeli ſagte nachher, aber Mutter, das iſt eine unverſchämte Frau, warum antworteteſt du der nicht, als die dir mit dem Holzſchlägel zu verſtehen gab, du hielteſt nichts auf dem Beten. Meitſchi, antwortete die Mutter, das mußt du auch noch lernen, ſchweigen hat ſeine Zeit und reden hat ſeine Zeit. Hätteſt mögen, daß ich mit einer Antwort in eine Disputation gekommen und ſie noch, es weiß kein Menſch wie lange, da geblieben wäre? Das nicht, aber die verbrüllet dich jetzt allenthalben, du hätteſt nichts auf dem Beten, oder es dem Großvater nicht einmal gönnen mögen, daß ſie ihm ein Gebet geleſen, ſagte Bäbeli. In Gottesnamen! antwortete Kätheli. Bäbeli hatte recht. Das hätte ſie doch von den Leuten nicht gedacht, redete die Magere für ſich ſelbſt. Die hielte man für geiſtliche Leute und nicht einmal ein Betbuch beim Kranken, nicht begehren, daß man ihm bete, noch davor ſein, wenn Jemand Erbarmen hat und ihm beten will! Verſtellen ſei komod, aber es gebe immer eine Zeit, wo man darüber komme, was die Leute eigentlich ſeien. Aber ſo gehe es oft in der Welt, daß man Leute bis zum Himmel erhebe, die an ganz andere Oerter gehörten. Es werde auch nicht umſonſt heißen, die Gerechten müßten viel leiden, aber ſelig ſeien ſie, weil ſie um ſeinetwillen verfolget würden. Sie wolle ſich deſſen tröſten, das werde, ſo Gott wolle, heutzutage wohl noch gelten. So dachte die Magere, und da ſie nicht die Perſon war, welche meinte, ſie müſſe ihre Gedanken unter den Scheffel ſtellen, ſondern große Liebhaberin von der Oeffentlichkeit, ſo redete ſie auch alſo, als ſie unter die Leute kam. Indeſſen zur Steuer der Wahrheit müſſen wir ſagen, die Leute hielten ihr nicht viel darauf. Sie merkte etwas davon, tröſtete ſich aber eben, ſo gehe es den Gerechten, dafür würden ſie dann aber auch ſelig.

Der Thürlibauer war fortgegangen, ohne mit Kätheli

weiter geſprochen zu haben, das dauerte Kätheli, es wußte wohl, daß es der zweite Vater war. Vor allem hätte es gerne mit ihm geredet, was er vom Vater halte, und was ſie vorkehren ſollten? Das Geſchwätz von den Krankheiten und den Heilmitteln, die unfehlbar helfen ſollten, war doch nicht ganz ohne Eindruck an ihm vorüber gegangen.

Der Großvater ſchlummerte, die Kinder kamen heim aus der Kinderlehre. Das Aelteſte berichtete, der Pfarrer habe ihns gerufen und nach dem Großvater gefragt: er laſſe ihn grüßen und ihm gute Beſſerung wünſchen, habe er darauf geſagt. Hat er nichts weiter geſagt? frug Kätheli. Auf die verneinende Antwort ſagte Kätheli zu Gläis, der auch wieder zu Tage gekommen: Es iſt mir ein Stein ab dem Herzen. Du weißt, der Pfarrer iſt mir lieb und dem Großvater auch, aber heute iſt mir doch lieber, er komme nicht. Es iſt mir, wenn der Vater nur recht ruhen und ſich ſtille halten könnte. Er ſprach heute ſchon ſo viel, daß es mir recht Kummer machte. Kommt Kinder, wir wollen unſern Kaffee nehmen und machen, daß es dann wieder ſo recht ſtille wird, daß der Großvater ſchlummern kann, ich halte dafür, das werde das Beſte ſein. Da rief der Großvater. Kätheli, ſagte er, da nimm die Sachen und eſſet ſie, du weißt, ich mag Solches nicht. Es hatten nämlich Einige ihren Kram bis ins Stübli gebracht und ihn dem Großvater auf die Decke gelegt, damit er ihn doch ja bekomme und er ihm nicht vorenthalten werde. Dieſes Mißtrauen iſt ein allgemeines und hat allweg ſeinen guten Grund. Will es nehmen, Vater, ſagte Kätheli, obſchon wir es nicht brauchen, denn wir haben draußen für manchen Tag genug. Was ſoll ich euch bringen? lieber Vater. Es Schlückli Kaffee, Kätheli, ſagte er, bin eine alte Frau geworden. Sag Gläis, er ſolle nicht fort; wenn er gegeſſen, ſolle er herein kommen. Er kann gerade jetzt kommen und nachher eſſen, ſagte Kätheli. Nein, nein! ſagte der Großvater, mach wie ich es ſage. Eſſet erſt. Man kann

denken, daß Gläis nicht ſo lange aß wie der alte Thorrichter in der Stampfe, der 18 Stunden hinter einander eſſen konnte, ohne einmal zgrechtem aufzuhören. Ich habe einen großen Gluſt, ſagte der Großvater, aber ich mache euch Mühe, und das thue ich ungern, aber heute iſt Sonntag und ihr thut mir den Gefallen ſchon. Es dünkt mich, ich möchte an die Sonne, ſie ſcheint ſo ſchön und warm und hier habe ich nur die Morgenſonne. Wenn man mir ein wenig hilft mit dem Anziehen, ſo wird es ſchon gehen. Es iſt mir jetzt wieder wohl und leicht und es dünkt mich, wenn ich draußen an der Sonne wäre, würde mir noch beſſer. Die Nachricht erfreute Alle, Alle regten emſigſt ſich. Dr Großvater wott uf! dr Großvater wott uf! riefen die Kleinen aus ums ganze Haus, als ob es auch Hühner und Tauben wiſſen und ſich freuen müßten.

Die Kinder ſuchten einen ſchönen Platz aus, wo man die Sonne ſehen konnte, bis ſie unterging. Dorthin ſchleppten ſie einen alten Sorgenſtuhl, den einmal der Großvater an einer Steigerung der Effekten eines geſtorbenen Pfarrers gekauft hatte. Die Kinder waren mit ihren Vorrichtungen eher fertig, als drinnen die Eltern mit dem Großvater. An Kammerdienerdienſt war er nicht gewohnt. Wer es nicht gewohnt iſt, dem geht es faſt ſo ſchwer ſich bedienen zu laſſen, als es dem wird, den Dienſt zu entbehren, der daran gewöhnt iſt. Auf Beide geſtützt, gings doch langſam bis an das Ziel ſeiner Reiſe. Betrübt merkten erſt jetzt Gläis und Kätheli, wie groß ſeine Schwäche war, und erſchrocken ſahen die Kinder dem Großvater zu, der vor Kurzem noch ſo feſt einhergeſchritten war und jetzt ſo mühſam den kurzen Weg verbrachte. In ſeinem Seſſel hatte man es ihm ſo bequem gemacht als möglich, ſo daß er ſich bald von ſeinem ſchweren Gang erholte und unbeläſtigt den äußern Eindrücken ſich hingeben konnte.

Es war ein ſchöner warmer Abend, klar der Himmel, verklärt die Erde im Sonnenlicht. Es war da keine Aus-

ſicht, wie es die Leute nennen, man ſah die Erde in ihrem grünen Pflanzenſchmucke, ſah im Hintergrunde den blauen Berg, gegen den die Sonne ſich zu neigen begann. Das höher ſtehende Haus umkränzte ein Baumgarten mit prachtvollen Bäumen beſetzt, im dunkeln Laube rötheten ſich die Aepfel, unter der Laſt der Früchte beugten ſich die Birnbäume. Zu ſeinen Füßen lag der ſchönſte Kranz, ſeine blühende Enkelſchaar. Gläis ſaß neben ihm auf einem Dütſchi, Kätheli, mit Abräumen beſchäftigt, ging einſtweilen zu und ab. Lange hatte der Großvater die Landſchaft betrachtet, an der Sonne in ſtiller Freude ſich gelabet, endlich ſagte er: Es iſt doch ſchön auf der Welt, ja wahrlich, weislich hat der Herr die Welt erſchaffen, die Erde iſt voll ſeiner Güte, groß ſind ſeine Werke und wunderbar. Sieh Gläis, wie ſchön alles ſteht, ſelten habe ich um dieſe Jahreszeit alles ſo grün und üppig geſehen. Es iſt Gottlob ein gutes Jahr, es kömmt Reichen und Armen wohl und bſunderbar, wenn ſie beidſeits daran ſinneten, von wem ſie es haben. Aber da fehlts leider! O! wenn die Menſchen einander verſtünden und Liebe hätten zu einander, ſo wüßte der Unmündige was gut wär' und Jeder dem Andern ſchuldig iſt und man hätte den Irrgarten von Geſetzen nicht nöthig, worin man je länger je weniger weiß, wo man iſt und wo der Ausweg iſt, und alles je länger je mehr verlyret und verhürſchet wird. O warum ſind die Menſchen ſo hochmüthig geworden, meinen, ſie ſeien zu Geſetzgebern berufen und machen Geſetze, die man nie brauchen kann, und die, wo man braucht, muß man den andern Tag flicken und nach drei Tagen ſieht ſie Niemand mehr an. Thäten die Schuhmacher nicht beſſere Schuhe machen, man vermöchte nicht mehr Schuhe zu tragen, längſt liefe Alles barfuß. — Darum iſts ſo, weil man den Geſetzgeber da oben verachtet und ſeine Geſetze, und doch kann ers alleine, und nur ſeine Geſetze ſind klar und feſt und halten die Zeit aus, bis ſie vergeht und es Ewigkeit wird. O wie ſchön wäre

die Welt, wenn die Sünde nicht wäre, die bringt das Elend. Wo die Sünde mindert, mindert das Elend und das Licht geht auf von der Seligkeit da, wo keine Sünde iſt. Da, Gläis, iſt das Glück, nirgends ſonſt iſt es. Sorg dafür, daß die Kinder arm an Sünde werden, dann haſt du ihnen gut ghuſet, haſt für ein ſchön Erbtheil gſorget, ſie werden es dir danken in der Ewigkeit. O Vater, das haben wir euch zu danken und werden einſt den Dank vor Gott bezeugen, ſeufzte Gläis. Aber wie ſoll ich es machen? Gläis, du haſt eine Frau, die hilft dir. Gläis, du haſt eine geſegnete Frau, ſie hat Gaben, koſtbarere als Gold und Edelſtein. Meine verlor ich früh, mußte alles alleine machen. Während den letzten Worten war Kätheli herangekommen, war, um nicht zu ſtören, weil der Großvater ſprach, hinter Gläis getreten, hatte ihre Hand auf deſſen Schulter gelegt. O Vater, ſprach Gläis, ja Gottlob habe ich eine gute Frau, ich weiß es, und wußte es immer und ſie hat mich lieb, und was wir machen können, das wollen wir machen, ſo gut als möglich, gäll Frau? ſagte er. Und die Frau ſchlang den Arm um ihn und ſagte: Ja, Vater! Mein Gläis und ich wollen thun, was wir vermögen in unſerer Schwachheit, aber das Beſte, das müßt doch immer ihr thun, auch wenn ihr einſt geſtorben ſeid. Der Großvater hat geſagt, was würde der Großvater ſagen, wie würd' es ihm vorkommen, wenn er das erlebt, das werden die beſten Sprüche ſein im Hauſe ſo lange wir leben, und ſie werden unſere Kraft ſein über die Kinder. Aber Großvater, ſagte Kätheli und legte den Arm um ſeine Schultern und ſeinen Mund an die grauen Haare: nit ſterben, bei uns bleiben, es iſt ja ſo ſchön auf der Welt, wenn die Sonne ſcheint! Mit euch geht uns die Sonne unter und trüb würde es uns auf der Welt. Nit ſterben, Großvater, und die Stimme erloſch ihm.

Den Kindern, welche die Eltern weinen ſahen, wurde Angſt, ſie drängten ſich um den Großvater, frugen: wott

Großvater ſterben? Großvater ſtirbt noch nicht, die Welt ſei ja ſo ſchön, hat er geſagt, ſagte ein Kleiner. Gerührt lächelte der Greis dem Kinde zu, ſtreckte ihm die Hand dar und zog es an die Kniee. Ja, Kind, ſagte er, die Welt iſt ſchön, aber im Himmel iſt es noch ſchöner. Sag mir, was gefällt dir jetzt auf der Welt am beſten, von allem was du jetzt ſiehſt. Mit hellem Auge ſah der Kleine nur einen Augenblick um ſich und rief: Sieh, Großvater, dort unten in der Hofſtatt den ſchönen Birnbaum mit den Gelbbirlene, und neben dran den kleinern, der hat Geiſſhirtli, die fallen ſchon, die Mutter ſagt, es gehe nicht manche Woche, ſo könnten wir die eſſen, und dort den ſchönen Baum mit den rothen Aepfeln, das ſind Strysech, und dort dann den magern Baum, das ſind Frühorenech. O Großvater, die ſind bſunderbar gut, ganz hungſüß, o Großvater, ich mag faſt nicht warten, bis ſie reif ſind. Was haſt lieber, d'Bäum oder d'Biren und d'Oepfel? Großvater, d'Bire und d'Oepfel, was wett ih mit de Bäume mache, die kann man nicht brauchen, Großvater, die ſy ja ſüß nüt, wenn nit Bire u Oepfel dra ſy. He nun, liebe Kinder, habt ihr gehört, was Seppli geſagt hat, d'Bäum ſy nüt, d'Oepfel und d'Bire ſy d'Hauptſach. Es iſt ſo. Aber denket, Kinder, die Welt iſt dem lieben Gott ſein Garten und die Menſchen ſind ſeine Bäume, die pflanzet er und läßt ſie wachſen und nit blos, daß ſie daſtehen und nüt abtrage, wie Seppli ſagt. Der liebe Gott läßt die Menſchen wachſen, daß ſie ihm auch Früchte bringen, und wenn der Herbſt kömmt, ſo kommt auch er und ſieht was an den Bäumen iſt, ob ſie was abtragen oder nicht. Nit Oepfel und Bire ſucht er, die braucht der liebe Gott nicht. Er ſieht, ob die Menſchen gut ſind, thun, was ihm wohlgefällt, fleißig, treu ſind, den Eltern folgen, Friede haben, Einer dem Andern zu Gefallen thut, was er kann; das ſucht der liebe Gott an ſeinen Bäumen. Und wo er dann ein gut Bäumli findt, das flyſſig trägt und guti Frucht, das nimmt er, wenn es Zeit iſt, aus ſeiner

Baumſchule und pflanzet es hinauf in ſeinen himmliſchen Garten, der viel ſchöner iſt als der hier und wo der liebe Gott alle Tage darin iſt und zu ihm ſieht und ſeine Bäume lieb hat, wie ſeine Kinder. So, lieber Seppli und ihr Alle ſeid Gottes Bäumchen und wachſet in ſeinem Garten und Jeder von euch ſoll ſeine Früchte tragen. Vater und Mutter werden euch brichten was fürigi, und was ſich für Jedes am beſten ſchickt, ihm am wöhlſten anſteht. Vater und Mutter wiſſen das, der liebe Gott ſagt es ihnen alle Tage, wenn ſie zu ihm beten. Dann ſagen ſie es euch und wenn ihr ihnen ſchön glaubt und thut, was ſie ſagen, ſo ſieht es der liebe Gott, wenn er ſeine lieben Bäumchen anſteht, hat Freude daran, denn das ſind die Früchte, die er liebt, und wenn er es Zeit findet, ſo nimmt er euch dann auch hinauf und pflanzet euch in ſeinen himmliſchen Garten. Aber no nit grad, Großvater! rief Seppli. Da lächelte der Großvater und ſagte: Weiß nit, liebs Bubli, aber ich denke nicht. Er alleine weiß es, wenn die rechte Zeit zum Verſetzen iſt. Er nimmt ſie früh manchmal, aber er thut ihnen nicht weh, ſie wiſſen es kaum, wenn er ſie nimmt, in ſeinen himmliſchen Garten, und wenn ſie droben erwachen, dann ſind Engeli um ſie und es iſt eine Freude, die nicht aufhört. Manchmal läßt er ſie alt, alt werden, ehe er ſie nimmt, und ſie müſſen ihm viele, viele Früchte tragen, ehe er mit ihnen zufrieden iſt und ſie in ſeinen Garten pflanzet. Aber, Großvater, biſt du dann auch ein Baum in Gottes Baumgarten, du kannſt ja den Eltern nicht mehr folgen? Allweg, ſagte der Großvater, ich denke es. Wenn der liebe Gott die Menſchen alt werden läßt, daß ihre Eltern ſterben, ſo ſollen ſie dann, was ſie von den Eltern gelernt, die Kinder brichten und dem lieben Gott ſie zuführen, und die Kindskinder, und ſie lehren, was dem lieben Gott wohlgefällt und was ihn traurig macht, und ſollen von allem das Beiſpiel geben und zeigen, wie man es macht, wenn man Gott Früchte tragen will. Großvater, da wirſt du dem lieben Gott

ein lieber Baum ſein, du biſt ja über und über voll Frucht, wie du ſagſt, rief Seppli. Das rührte den Großvater, er küßte den Knaben und zwei große Tropfen rollten ihm die Backen ab. Der Großvater hatte langſam geſprochen, unterdeſſen war die Sonne vorwärts geſchritten, nahte ſich dem blauen Rande, wo ſie verſchwinden ſollte für eine kleine Weile. Der Großvater ſchwieg, man ſah, er ruhte, ſelbſt die Kinder ſtörten ihn nicht. Er ſah der Sonne zu, die näher und näher ſank der Schwelle ihres nächtlichen Hauſes; die Andern folgten den Augen des Großvaters. Es ſchien ihnen, als werde die Sonne größer, je näher ſie dem Untergang kam, glühender, ihr Licht ſtrahlender. Sie berührte den blauen Rand, in wunderbarem Duft ſchwamm die Erde, es war als ob ſie bräutlich ſich röthe. Der Großvater ſtreckte ſeine Hand aus nach Kätheli und Gläis, ſie legten ihre Hände in die ſeine. Es iſt doch ſchön auf der Welt, ſagte er, wo Liebe iſt, ſetzte er nach einer Pauſe bei.

Die Sonne ſank. Es geht raſch, hat ſie einmal den Fuß auf der Schwelle; nur ein kleiner Funke glühte noch überm Rande, bald verglühte auch der. Der Großvater hatte ſein Haupt ein wenig geſenkt, als die Sonne ſank hob er es wieder, ſah auf zu Gläis und Kätheli, dann wieder hin zur Sonne, als ob er ihren Augen den Weg dorthin zeigen wolle. Dann ſenkte er ſein Haupt wie vorhin zum Ruhen. Plötzlich rief Kätheli aus: mein Gott, mein Gott! Der Großvater hatte Käthelis Hand noch in ſeiner Hand und dieſe zitterte und zuckte plötzlich, und als Kätheli hinſtürzte, war auch ſein Licht erloſchen, ſein Leben war verglommen. Und wie, als die Sonne ſchwand, plötzlich in dunklern Schatten die Erde ſtand, ſo warf des Großvaters Scheiden plötzlich über ihr Leben ein ſchwarzer Schatten und groß war die Betrübniß bei Allen, bei Groß und Klein. Die Kleinen weinten ſehr, daß der liebe Gott ihn ſo plötzlich genommen. Als ſie davon geſprochen, wie Großvater ein Baum ſei für Gottes Garten,

hätten ſie Gott an den Großvater gemahnt. Wenn er ihn
vergeſſen gehabt, ſo hätte er ihn auch noch länger können
leben laſſen. Gar Viele wurden betrübt, als ſie dieſen Tod
vernahmen, es war auch ihnen, als erlöſche ihnen ein Licht
und im Schatten ſtehe ihr Leben. Aber die Sonne ſtehet wie-
der auf, und wo die Sonne ſcheinet, ſchwindet der Schatten.
Der Schatten, den der Tod eines Gerechten über das Leben
der Seinen wirft, vergeht, wenn die Hoffnung aufgeht und
zum Bewußtſein kommt, wenn der Todte zu Grabe kommt
und ſein ganzes Leben verklärt vor den Augen der Seinen
ſteht. Der Sonntag, deſſen Abend ſo trüb im Schatten ſtand,
der ging in ſtrahlendem Glanze wieder über der Familie auf
und kein Tag, wo ſie in Liebe beiſammen war und nament-
lich nicht der Sonntag, ging vorüber, ohne daß ſie ſein ge-
dachten, in Andacht und freudiger Rührung, und noch bis
auf den heutigen Tag heißt des Großvaters Todestag der
Sonntag des Großvaters.

Der große Kongreß

auf dem

Kasinoplatz in Bern.

(Diese Erzählung erschien zuerst in dem Berner Kalender für 1852.)

Einist het's öppis gä z'Bern, mi darf's faſt nit ſäge, und es het d'r Aſchyn gha, es gäb noh öppis viel Schröklicheres, e Verſchwörung, e Reaktion. Es unausſprechlich's Glück iſt's gſy, daß der Bundespalaſt noh nit bauet gſy iſt, vo wege dä chunt grad obe große Brunne uſem Kaſtnoplatz wege d'r Chumligkeit, vo wegem wöſche, und vo wegem ſege, und mi cha nit wüße wes öppe brönne ſött. Wenn der Bundespalaſt wär bauet gſy, ſo hätte d'Herre drinn gwüß glaubt, es ſyg e Reaktion usbroche, u wäre usgrückt mit ihre Schrybere und andere Geiſtere, u de hät's chönne es großes Blutvergieße gä, und noch anderi ſchröklichi Sache vo dene me nume nit rede darf. Es iſt heilige Suntig gſy Nachmittag, wo d'Stadt bikanntlich faſt leer vo rechte Lüte iſt, vo wege de ſpaziere d'Herre mit ihre Fraue i d'r Engi, mängiſt ſogar dem Künizberg nah, oder vor em untere Thor, u mache längi Gſichter, u chäre mängiſt noh mit enandere oder mit de Kindere, daß es Niemer ghöre ſött. Uf eimal het es gwimmlet u gwoget d'Stadt uf, d'Laube ſy voll gſy u d'Straße, es iſch gſy als ob d'Steine lebig würde, oder d'Lüt uſem Bode füre chäme. Es ſy nit Oeſtrycher gſy, nit Franzoſe, nit Engländer, u o nit Patrizier het's gſchinne. Aber wenn ſe der Bundesrath gſeh hätt, ſu hätt er denkt, mi chön nit wüße. Die Lüt hey alli Wiberchleider a g'ha, und e Theil ſogar Zübere

unterem Arm, und das het es Drück gäh d'Stadt uf, ſie hey ſchier d'Stadt verſprengt, u d'Stadt ab iſt es o ganz ſchwarz cho, u dort hätt's Hüſer überſtoße, wo ſo ſchlecht neumodiſch gfundementet ſy, wenn d'Gaße nit ſo breit wäre. Uf em Kaſtnoplatz ſy ſi zſäme gſtoße, und da iſt alles ganz ſchwarz gſy, wie mes mengiſt gſeht im Herbſt uf de Feldere, wenn d'Duhle am Zügle ſy. Uf em Platz iſt Niemer da heim gſy als e alti Jungfere, wo kei Herr gha het, der mit ere het welle ſpaziere, und die iſt gruſam erſchroke, und het gmeint, es ſyg d'r jüngſt Tag, und unte im Roſegarte und obe im Monbijon (zwei Todtenäcker) ſeyen ſie bereits auferſtanden, und kämen daher zum Gericht, und jetzt ſyg d'Zyt ſcho da, wo ſie ufs Gyrizimoos müß, und alli Hoffnung us ſyg für ſe. Mi cha denke, was das für es Drück, u für es Gſtänd gä het uf em Kaſtnoplatz, wo das vo alle Syte daher cho iſt, noh ganz anders als um Martistag uf em Kühmärit, wo alli übergänte Kühli us em ganze Kanton ſötte verkauft werde. Bſunderbar ume Brunne ume ſy ſi gſtande, wie's Werch i d'r Bünde, und es het käſet hie ume u dert ume, noh ganz anders als z'Schwyz an ere Landsgmeind, wenn d'Klaue Männer, und d'Horn Männer hinter en andere wei, und d'r groß Abyberg ſich nebe uſſtellt, wo's ihm am wenigſte thue cha. Wer hätt' chönne vom Himmel obe abe dry luege, hätt' gſeh das vornehmſt Volk ume Brunne ume gramſle, und je wyter d'r vo deſto gmeineri Ruſtig. Si hei Alli fürnehmi Gſichter gmacht, und Jedi het gmeint, ſi ſyg die fürnehmſti, d'rum hei ſi en andere frömdi Gſichter gmacht, und wenn Eini die Anderi agrührt het, het ſie gſeit, pfy tuſig! u het abgwüſcht. Es ſy meiſt Köchene gſy, we me nach d'r zu cho iſt, ſo het me's grad gſchmöckt, vo wege es het gar gruſam dürenänderlet von Paſtetlene, Gänſeſchmuz, Puding und Schnupftabak, und mängiſch het es ſogar ghaberbreielet, vo wege es ſy fürnehmi und gmeini dürenandere gſy; us de beſte Hüſere vo d'r Junkeregaß, und der

Salpeterhütte, und dere, wo nume noch bis a Marzilirain cho sy, u bis i Alteberg, und setigi wo bi gmeine Lüte diene, die nume eis Meitli vermöge, wo de i Alles ine sött, Alle d'r Schuhwüsch sy, de Katze nachepuțen, de Hühnere d'Eier gryfe muß, u doch de i alli Spitzli gstoche sy sött. Nach zuche het me aber settigi nit gla, mi het ne dütlig z'verstah gä, si ghöre i die ußere Ringe, wo d'Untermeitli syge, und de Unterstüblilüte ihri. Köch natürlich, vo dene Schlingle wo ganzi Pfänder Anke i d's Für gheye, und d'Gaßerolle mit sammt de Eiere d'r Schüttstei abschiesse, het me keine gseh. Dä vom französische Gsandte söll nache gseit ha, es syg ihm leid, heig er's nit gwüßt, er wär o gange u hätt' dene Krützsackere welle e Marmelade arichte, daß si längs Stück nit gwüßt hätte, well si obsig oder well si nidsig. Lang het me nit gwüßt was es gä wott, es ist düre nandere gange wie d'Bläterli imene Glas, we me Bier yschenkt. Endlich het sih d'Maße agfange söndere, und Glychs und Glychs sih afa z'sämela, wie's öppe d'r Bruch ist uf d'r Welt, und im Himmel, so Gott will, oh sy wird. Z'nächst bim Brunne, hei die Wältsche zschäderet und parlirt vom Tüfel, um se ume hätte sih d'Oberländere und d'Seeländere gern gmein gmacht mit ne, und druf sy die cho, wo städtlich daher cho sy, und de die, wo Händsche a de Fingere gha hei, und es Halstüchli ume Kopf, und im hinterste Glied de die, wo noh „Jo" säge, unterem Gitzimist lebe, vo de endlese bis am zwölfi e Köchi vorstelle, und d'r vor und d'r nah alles was me will. Bim Brunnestock ist noh e bsunderi Kuppele zsäme gstande, die ist sih d'r werth gsy zluege, si hei e Postur gmacht, wie die alte Kanone us em Burgunderkrieg, oder Surkabisstande us em Kloster Muri, wo d'Aärgäuer gleert hei, u jetzt us de leere Stande möchte Verfaßige zwegplätze, wo keini ha wott. U wer sih uf seligi Waar versteyht, het grad gseit, das syge Wirthshuschöchene. Uf d'r andere Syte, znächst bim Südeltrögli, ist o es Trüppeli gstande, es het eim fast gruset,

we me ſe aglnegt het, ſo hös u wüſt hei ſi dry glnegt, und we ſcho luter Wybervolk, hei ſi doch Alli Schnäuz gha ganz gſtabeligi, und faſt all fuchsroth, bolzgrad uſe, und machte Gſichter, als könnten ſi Hellebarden und Morgeſterne freſſen, wie Kabisſalat. Eini unter ne, das iſt die Grüßlichſti gſy, die het es Leiterli am Rügge gha, ungfähr wie d'Kemifeger u d'r zu es Gſicht, als we ſi ſiebe Jahr hintere nandere ſiebe Luzerner Säuhändler deſchenirt, ſiebe Thurgauer Jude z'Mittag geße und, als bachni Fiſchli, ſiebe enfants de Genève z'Nacht geße hätti. Die am Südeltrögli hei Alli d'Händ verworfe, wie wenn ſi z'Narre werde wetti, aber die mit d'r Leitere het Auge gmacht, daß me all Augenblick hätt ſölle glaube, ſi fay a Für ſpeue. Nahti nah iſt's ſtill worde ume Brunne, eis Mönſch het's andere aglugt wie we's ſäge wett, u jetzt, was ſoll's gä, red, thue d'Goſche uf, wed Neuis weiſcht. Nume noh die Wältſche hei ſe nit chönne zu ha, vo wege, wes vo me Mönſch waltſch geit, ſo heig das e Naſe bis es gſtellt ſyg. Alles het agfange uſe Brunne luege, aber dä het nüt welle ſäge, het nüt anders welle mache, als geng was geng, d's Waſſer la gah, es weiß kei Möuſch us wie mänger Röhre, aber rede, ſelb het er nit welle. Da hei ſi agfange enandere müpfe u frage, was es de eigetlich gä ſöll, ume für dä Brunne azluege ſyge ſi nit daher cho, dä chönn me all Tag gſeh u nit bloß amene Suntig, wo ja jedes honnetts Meitli ſyni engagements heig. Das eint Meitli het mit emene mörige Schnydergſell i d's Zäheder Mätteli welle i d's Grüne, vo wege d's Gras ſyg niene ſo grün u ſchmöck ſo wohl, wie dert. Es Anders het em Chammerdiener verſproche, um ſiebni daheime z'ſy, für ihm Gſellſchaft z'leiſte und les honneurs z'mache, er heig es paar Kamerade yglade. Es Anders preßiert um mit dem Chammermeitli e neui Mumpferine z'probiere, d'r Kutſcher heig verſproche, er well ne flöte d'r zu. Die Mindere hei noh viel nöthlicher klagt, die Eine hei d'Kerzeſtöck noh nit putzt gha, und die Andere hätte

noh Mehl ſölle reiche für ne Bröchli Suppe, ſi heige kei Hämpfeli daheim. Si heige geſter welle reiche, aber d'Frau heig d'r Monetgeld noh nit gha vom Herr, und e Krüzer, ſyg e Krüzer, wo ſi noh gha heig. Ud'r zu heig ſi kei Verſtang, u we nit alles gmacht ſyg, we ſi dra ſinn, thüy ſie wie e lebendige Tüfel. Si ſinn nit dra, was d's Guaffire für e Zyt wegnähm, wenn d'Haar noh nit dra gwanet ſyge. We me vom Land ine chöm ſo ſyge ſi ſo gſtabeligi u ſperigi, daß we me ſe ſcho mit eme buchige Schyt knütſchi, me doch längs Stück nüt mit ne mache chön. D's Brummel iſt je länger je gröber worde, es iſt es Surre über e Platz weg gſy, wie wenn viel Tuſet Beyiſtöck ſtoße würde. Die Wältſche u d'Seeländere hei d'Händ verworfe, das Tſchüppeli bim Südeltrögli het d'Naſe grümpft u 's Leiterli zweg gſtellt, und die alte Kanone und Surkabisſtaude hei ruhig zuglngt, und ei Schnupfdruke nah der andere gleert.

Die Wältſche und d'Seeländere hei ſih bigryflich ybildet, ſi verſtande ſih am beſte uf parlementariſchi Forme u hei ſih des Tſchüppelis mit d'r Leitere nit gachtet, und hei endlich ſo ne Mageri vom Bielerſee mit ere ſtotzige Naſe und ere unverſchamte Stimm uſe Brunne glüpft, für d'Sach yzleite und i Gang z'bringe. Potz Tüfel, was het da das Tſchüppeli für Auge gmacht, u het d's Leiterli z'Bode gſtellt und gſeit, ob das Manier ſyg und ob me ſe hie ſo reſpektier! Aber d'Seeländere hei ſih deße nit gachtet; Herr Präſident, Meine Herren (ſi het nämlich flyßig d'Rathsverhandlige gleſe, und dert gſeh, daß das die gſetzliche Ared iſt), Herr Präſident, Meine Herren und Freundinnen! My Herr ſeit albez, di wichtige Verhandlungen ſyg geng e Präſident d's erſte u d'Hauptſach, d'r beſt Biwys ſyg, daß wo er präſidiere, es geng gut gang. Alſo, e Präſident wird zerſt z'wähle ſy. Byläufig muß ih aber bemerke, daß ih d'Wahl, wenn ſi öppe uſ mih falle ſött, nit chönt anäh, ih muß um füſt hei gah füre, vo wege mir hei noh nit z'Abe u z'Nacht zſame, da

muß es viermal gfüret u gfreße ſy es Tags. Gäht Vorſchläg, es het es Jedes d's Recht d'r zu, und Jedes cha gwählt werde, es ſy da keini Vorrecht, Gottlob, mir ſy Alli gly, die Gmeinſte wie die Fürnehmſte, und wenn vo d'r Matte, vom Altaberg, ja vo d'r Länggaß und vo Hollige da ſy, ſu hei ſi d's Recht ihri Meinig z'ſäge, u gwählt z'werde, ſo gut als die vo d'r Junkeregaß, oder d'r neue Stadt, vo wege es chunt jetz alles uf d's Zutraue a u nit uf d'Geburt oder uſe Name, was ei Tüfel iſt.

Da het's es großes Brüll gä, und die Näme ſy düre nandere gfloge wie Schneefloke, wenn d'r Bysluft d'r hinter iſt. Du, wie ſeit me dere wo d'Verſammlig eröffnet het, mi ſött dere ſtimme, die cha's, meinte Eini. Warum nit gar, ſagte die Andere, das iſt nume d's Madelung Mathys, und iſt gar nit g'äſtimirt, gäb wie es an alle Orte d'Naſe z'vorderiſt het, und d'Goſche offe. Und richtig, unter den Tauſenden von Stimmen zwitſcherte es nur ein- oder zweimal: Madelung Mathys. Die am Südeltrögli hei Sabine Druey brüllet, ſo lut ſi hei möge i d'Hut bringe, und hei d'r mit die mit dem Leiterli gmeint, und hei d's Leiterli ſcho a Brunne gſtellt, vo wege ſi hei glaubt, fehle chönn 's ne nit, ſi bruche ume d's Mul uf z'thue, ſu werde die Andere nache gyge, hei ſi ſiy ybildet, die Narre. Aber es het ſiy ihrere kei Mönſch gachtet, gäb wie lut ſi ihres Sabine Druey us brüllet hei, und d'Schnäuz gſtrüßt, grad wie d'Katze der Stiel, wenn ſe e Hund a zännet. Dütlich het me gmerkt, daß d's Stüdeli Steiger und d's Sterne Styneli die meiſte Stimme hei. Darüber iſt d's Madelung Mathys für taubs gſy und hätt' gern d'Sach möge verſprenge, und brüllet die Beide a, ſi ſölle 's ihm vorus erkläre, ob ſi d'Wahl welle anäh, es well nit vergebe d's Mehr mache. Es wird glaubt ha, ſie ſchlaye de us, und de chöm's doch a d's Brett. Aber du ſeit du Stüdeli Steiger, das o nit dumm gſy iſt, es ſoll nume furt fahre bis z'lezt, wer d's Mehr heig, chön

de erkläre, was er well, ſo ſyg's üblich und brüchlich überall. Madelung ſeit, vo me ne Patrizier leu es ſi nit biſehle, aber es het doch müße, vo wege es het's Alli mit Stüdeli Steiger gha. Die Bürſche hei d'Sterne Styneli welle, die Städtliche d's Stüdeli Steiger. Eigetlich wäre gar viel meh Bürſchi uf em Platz gſy, aber alli Bürſche wo drei Batze im Sack gha hei, hei dra denkt, ſiy la ſtädtlich z'kleide und hei ſiy ſcho zu de Städtliche zählt. Doch het d's Sterne Styneli gha, aber nit um mängi Stimm, het ſiy afangs gwehrt und gſeit, allweg chönn's nit uf dä Brunne, für d's Präſidium z'übernäh. Aber die alte Kanone hei ſiy e Ehr drus gmacht, daß ſi d'r Präſident hei chönne gä, hei mir nüt dir nüt dem Sabine Drueh d's Leiterli guo, a Brunne gſtellt, u Styneli uſe ghulfe. Tuſig Tüfel, mi cha denke wie das taubſüchtig Sabineli tha het und ihri Kamerade mit ere. Mi het glaubt ſi erſtick vor Zorn u het ſe gſprützt us em Südeltrögli, ſo ſtreng me möge het. Es iſt ere nit nume wegem Leiterli gſy, ſondere ſi het gmeint, d's Präſidium ghör ere, erſtlich wege d'r Fürnehmi, und zweitens wege d'r Sprach, Pfaue Sprach. Das iſt nämlich e merkwürdigi Sprach, mi chunt d'r mit dür die ganzi Welt. Ghört ſe e Franzos ſagt er, bougre, das iſt Pfaue Wältſch, ghört ſe e Engländer, ſagt er, Goddam, das iſt Pfaue Engliſch, ghört ſe e Dütſche, ſeit er, das iſt Pfaue Dütſch; kurz, es iſt e Weltſprach, und weit aus die geeigneteſte, den Verkehr überhaupt, und b'ſunderbar zwüſche Köche und Köchene z'vermittle. U troz dem übergange! u ſo ne Surkabisſtande vom Thurne Moos, wo's ſit Adams Zyte kei Kabinetskopf gä het, ſondere blos Kabisköpf, das war unerträglich, das war offenbar e Reaktion, e Verſchwörung gege eidgenößiſche Furtſchritt! Unterdeße iſt Sterne Styneli uſem Brunne obe gſtande wie e Elephant, het e Priſe gno und noh eini und noh eini, het d'Verſammlig agluegt, und d'Verſammlig het ihs agluegt, u vielleicht luegte ſi hüt noh e nangere a, wenn d's Madelung

Mathys hätt' chönne d'Gosche halte. So chönn 's nit gah, het d's Madelung gschraue, es müß hei gah füre, aber so gang 's an alle Orte, wo me ume daruf lueg, wer d'r größer Lämpe unterem Kinn heig, und nit uf die andere Kapazitäten, wie sy Herr säg. Da brönnt Styneli uf u schreit: Me het Ursach Gott z'danke, daß es nit mängs Redhus git, wie du el's bist, Berg u Bäum würde süst sturm, u gienge zrings um. Aber es soll jetzt a gah, u wer öppis z'chlage het über syner Meisterlüt, soll's jez säge, d'r für sy mer da, es ist einist d'Zyt cho, daß was obe ist, abe muß, und was unte ist use. Ja potz, da ist e Lärm vom Bode uf gfahre, wie we viel tusig Storche u Gäns unter Millione Frösche gfahre wäre, es Jeders het brüllet was es het möge i Gring bringe, wältsch, oberländerisch, aargauerisch, bernerisch, nidauerisch, schwarzenburgerisch und dütlich het d's Pfaue dütsch oder wältsch dür alles düre tönt, wie weme ere Katz use Stiel trappet me ihre Brüll ghört, es ma donnere wie's will. Es het förchterlich gmacht usem Kasinoplatz, wer nit d'rby gsy ist, cha sich's gar nit vorstelle. D's Bärehösli ist sturm worde und zringet um gange, us alle Hüsere sy d'Katze gschoße, wie bim Erdbebe z'Lisabon, im Kasino heig d'r Herr Delai gmeint, d's Hus fall zsäme, u d'r Frau ihri Nachthube use Kopf pflanzet, damit ihm d'Ziegel nit Löcher mache i Kopf. Keis het us's Andere glost, Alli hei grad use brüllet; vo wege si hei ghört gha d's Brülle syg d'Hauptsach, mit dem zwäng me's, vo Lose het Niemer nüt gseit. Styneli ist geng meh i Verlegeheit cho, es het Prise uf Prise gno, aber du ist ihm d'Druke leer worde, da het's d'r Kopf verlore u sys Lebes nüt meh wüße azfa. Das gseht Sabine Druey, het si Galgefreud dra, und rückt vom Südeltrögli vor und will d's Leiterli wieder zu sine Hände näh, um sih d'r Zugang use Brunne z'sichere. Sterne Styneli wär verlore gsy. Im Sterne ist's Meister gsy, da het's Alles am Bändel gha, und Alli hei's gförchtet bis a schwarz Maudi, dä het chönne

mache was er welle het. Aber es par hundert Köchene, vo de glehrte, und noh mehr Kammermeitli mit ihre Gäxnaſe, d'r ander Pläbs nit grechnet, ſelb het en anderi Naſe als ſo ne Frau Wirthi und e Herr Wirth und es Stubemeitli und ſelber noh e Stallknecht. Die Wältſche hei's grettet. Die hei gwüßt wie me d's Volk bihandelt und hei e apparti Mugge gha uf das Pfauegunſcher, vo wege ſi hei gförchtet, wenn das Mode werd, ſu chöm das recht Wältſch ganz i Abgang, und wenn me i Rußland es Guvernantli oder e Prezepter well, ſu müß er vo Pfaue ſy. Die b'ſetze gſchwind d's Leiterli, knüpfe d'Halstücher zſäme, rothi, gäli, grüni, binde ſe a Beſeſtiel im Säutrögli, mache ſo e ſchöni Fahne, ſchicke es handfeſt's Winterthurerli mit uſe u das muß ſe ſchwinge nebem Styneli. Da het's e grüßliche Luft gä, mi ſeit vo Wunder wie e wettige, bis nah Fryburg ſyg er gfahre, u heig d'r groß Rath zringetum triebe, daß ihri fürnehmſte Köpf dert noh jetzt nit wüßi, ob ſi z'Narre worde, oder nume ſuſt uſe Kopf gfalle ſyge. Wo das verſammlet Volk d'r Fahne nah gluegt het, iſt ihm endlich d's Mul gſtande, und es het es großes Stillſchwyge gä, und mi het z'lezt nüt meh ghört, als d'r Brunne und das Ruſche vo dene Halstüchere am Beſeſtiel. Jetzt thut d's Sterne Styneli d's Mul uf, laht e Brüll us, und zwar e famöſe und ſeit: So cha's bim Tüfel nit gah, Alli mit enandere chönne nit rede, und jetzt ſchwyget u du red, du heſt d's Mul z'vorderiſt. Die Red het dem Madelung Mathys gulte, das noh geng uſem Brunne gſtande iſt, es het ſelber nit gwüßt, warum. Dem iſt es Liecht uſgange, doch ſeit es zerſt: Seligi Grobheite well es ſih de verbete ha, es ſyg ſih de a ne andere Ton gwanet, es leb de nit unter luter Fuhrlüte und Miſtelacher Zibelewybere. Da het's welle Für gä, aber Madelung iſt gleitig furtgfahre: Herr Präſident, Meine Herren und ſonſtige Fründinne. Vor allem ſtelle ih d'r Antrag, daß me d's Dutze eis für alli mal dahin und dawey

abſchafft, es iſt das d'r Afang vom gute Ton. Ehre mer üs nit ſelber, werde i's die Andere oh nit ehre. Albez bi nih hei cho, da iſt mer jedes Däſchli i Weg gſtange, het mer d'r Tahpe gſtreckt, u mer gſeit, Madlung, biß Gottwilche. Aber wohl, die ha nih dräßirt! Jetzt wenn ih dür's Dorf gange, ſtange ſie nebe us, und luege mer d'Maniere ab und d'r Gang, und wenn öpper mit mer z'rede chunt, ſeit er: Votre serviteur, Jungfer Madelung, was lebit ihr, wie gehyt's geng? So het's beßeret i myr Gmeind. D'r Herr Schullehrer het mer ſcho mängiſch d's Kumpliment gmacht, u mer gſeit, es ſyg nit z'glaube was ih für e Iſluß gha heig uf d'Bildung und uſe Furtſchritt vo mym Gmeindli, meh als ſit hundert Jahre die Mufft Pfaffe, wo nüt anders wüßte, als ihres Gſtürm vo de Gebote, u nene vo mene Evangelium. Alſo ehre wei mer i's, i ha noh nie ghört, daß Chünge und Chaiſere enangere dutzet heige und wo me liecht vornehm iſt, ehre Ma und Frau enandere. Und my Herr ſeit, wenn me ſih vornehm mach ſu werd me vornehm, ſuſt riskier me vo de Säue gfreße z'werde. Doch um uf d'Hauptſach z'cho! Ih glaub mer ſyge da um e Verein z'bilde, ih's zſäme z'ſchließe. Thüe mer das, ſu hei mer d'Gwalt i üſe Hände. Wei mer einiſt nit choche, was wei ſi freße? Das würd öppis chönne z'Bern, wo unter tuſig Fraue, oder minethalb Wybere nit Eis weiß, daß me d's Chrut brühyt und d's Fleiſch verſchumet, und derzu d'Herre ſo meiſterloſig ſy, daß nit meh gut iſt, was nit vo Straßburg chunt, oder i dene Chaibe Läde kauft iſt, bim Enchelmaier per Exempel, oder gar bim Locherli, dem Büder. Wenn die ume e einzige Tag freße ſötte, was ihri Wyber chochete, wo das Einte meint, d'Schnepfe müßte usbalget ſy, und d'Haſe grupft, es Anders meint es gäb Küh, wo Anke gäbe, und Küh wo Milch gäbe, für e bruni Saße dörf me kei Mehl näh, ſuſt gäb's e wyß i, ſu ließe ſih vo hunderte nünenünzig ſcheide. Mir hei d'Gwalt; es weiß Niemer e wettig i, ſeit my Herr, bruche

mer ſe zu ſo edle Zwecke. Mir bruche mume zſäme z'ha, ſu chönne mer ſe ringgle vom Tüfel. Ohne üs hy ſi nüt, ohne üs iſt's us mit ne. Drum gehyt my zwent Antrag dahi, e Verein z'ſtifte, wo üſi Gwalt organiſirt wird, wie my Herr ſeit. Iſt das erkennt, ſu will i de wyter ytrete. Druf macht d's Styneli das Mehr, ob me e ſellige Verein well oder nit well? U wie e Schwick ſy alli Händ ufgfloge, mit Händſche und ohni Händſche, mit Brämeni und ohni Brämeni, eihellig ſy ſi gſy, alli Köchene i d'r Stadt, alli Chammermeitli, und d'r zu noh d'r übrig Grümpel ohne Usnahm. So jitz noh gar e Verein, e Köchi-Verein oder Meitli-Verein mynethalb, öppis Narrs e ſo, het eini vo dene alte Kanone grüft u glachet d'r zu, daß ere die ganzi vordere Faßi, d's Oberhus u d's Unterhus, uſe und abe gange ſy, wie amene Bachſtelzli d's Schwänzli. Da iſt Madelung Mathys voll Zorn worde, und het grüft: Selligs Gſpött verbete es ſih a mene Tag vo dem Kind und Kindskinder rede werde. Wer ſo rede chönn, wüß nit was Gſinnung ſyg, u müß e ganz gmeini Perſon ſy. Aber es ſyg d'r Bruch, daß me jedem Kind e Name gäb, drum ſchlag es unmaßgeblich vor dä ſchön Verein z'taufe, und ihm Meitli-Verein d'r Stadt Bern z'ſäge, ſo gäb's d'r ganze Corporation e groſſi Bidütung, und mi werd d'Ohre uf thue, u de chönn me i innigi Verbindung trete mit em Arbeiter-Verein, wo luter Mannevolk ſyg und gar tuſigs ordligs und manirligs und mehrtetheils jungs i eben rechtem Alter. Wo Madelung Mathys die fürſchüßige Wort gſeit het, vo d'r gmeine Perſon, da het's Für gä bi dene alte Kanone, das het grumplet und agfange raßle, wie's macht, wenn me Fürſprüze füre nimmt, und Madelung hätt' chönne ſchnüpfe im Brunnetrog, wenn's nit öppis anders gä hätt'. Da iſt Sabine Druey füre gſchoße wiene Leu, d's Leiterli uf wie ne Hex, u we Sterne Styneli nit Stand gha hätt' wie ne Mur, d's Sabine hätt's abe gſchoße. Aber Styneli iſt gſtande u het d's Sabine agluegt, und het gluegt

ob's Ernſt ſyg und ob ſi's nit e wundere probiere welle. Aber Sabine Druey het tha, als wenn Sterne Styneli gar nit da wär, und het agfange Pfaue wältſche vom Tüfel, es het ſih aber Niemer recht druf chönne verſtah, vo Associere und Travail und Garantiere und Nation und peuple het me Reuis ghört u ſuſt nüt, daß me het chönne Reuis vernünftigs drus mache, und d'r zu het ſi fürigi Auge gmacht und Krüel füre gla, akurat wie e verflogene Kutz a d'r Sunne. Da hätt's faſt welle afange hürſche, mi het grüſt, abe mit dem Sturm! Aber Sabine het tha als ghör es nüt, het je länger je lüter brüllet vo Solidität oder Soldatität, wie me verſtange het, und gmeint es ſyg nume es Soldategret, und gäb wie Sterne Styneli gſeit het, ſchwyg, wottſch ſchwyge oder nicht, ſu het Sabine geng furt brüllet, daß d's Planton bim Keſithurm d' Nachtkappe agleit het, damit es nit übelghörig werd. Bigryflich iſt Sterne Styneli i d'r parlamentariſche Manier nit biwanderet gſy, vo wege es iſt zum erſte Mal Präſident gſy, mi cha denke! aber es het ſi wüße z'helfe, und das iſt am Ende doch geng d'Hauptſach. Es git em Sabine Druey es Müpfli, ganz es klys, Niemer het's gmerkt, aber e fellige Ellboge wie Sterne Styneli gha het, würkt, mi weiß nit wie. Sabine iſt i Blamp cho, het ſelber nit gwüßt wie. Es het es großes Glächter gä, vo wege mi het gmeint, es heig ſih am Rede überlüpft, kei Mönſch het gmerkt, daß Sterne Styneli ſih biwegt het. Sabine iſt druf u dra gſy ſih wieder z'ſtelle, da het Styneli noh e Bewegung gmacht, wahrſchynlich het's es ſelber nit emal gwüßt, und d's Sabine Druey iſt dunte gſy, es het nit gwüßt wie. Ihm iſt's nit bös gange, es git Lüt es thut ne alles nüt. Sie hei's wahrſchynlich oh wie e brühmte Teßiner Oberiſt, wo er einiſt g'flohe iſt vor ere lahme Frau, und em ne blinde Bub u wyt über d'Fluh us gſchoße iſt i ſyr Angſt, u me ne du gfragt het, ob er ſih übel gwirſchet heig, und er du gſeit het, es mach nüt, er ſyg nume uſe Kopf gfalle. Aber es hätt'

[redacted] chönne dös gah, wo wege so [redacted] u's Güdelirdgli; u het gsoit, es wäre de eigetlich die Vornehmste i d'r ganze Eidgenossschaft; aber es gsehy ne's i Gottsname Niemer a, u ft syge selber schuld dra, wo wege ste laye nit ghörig wahrsché, u truge gäng dräkigs Züg am Lyb, ft gsehye i Gottsname nüt, u wo mé ne scho Brülle verehr, vo de allerbeste, su nütz es nüt, vo wege morndrist fehl es neh i d'r Nase, u ft schmöke nüt, u so schieß es neh vo eim Ort i's andere, u so mög mi i Gottsname mache was me well, mi bring's gar nit zweg, daß me se für die ha chönn, die si eigetlich vorstelle sötte. Aber es hätt' chönne wüst gah und d'Sach versprenge, wenn die Wältsche wo d'Fahne gwacht hei, nit ghulfe hätte und mit d'r Fahne gwadlet, daß es wieder e grusame Lüft gä hei, und alle d's Brülle gstellt, vo wege ste het sy dem Pfauegumscher gschämt, und sy alli mal froh gsy, we me 's het könne stelle, so oder so. Wo die Lümpli gwadlet hei, ist's grad still worde, vo wege es wird ne z'Sinn cho sy, es gäb öppis Neus u Madelung Mathys het brüllet: also e Meitli-Verein d'r Stadt Bern! Aber da het's Widerspruch gä vom Tüfel, es sy e ganzi Mengi Räume zum Vorschyn cho. Sicherheitsverein, Schutzverein, Nationalverein, Volksverein, Bernerverein, und allem a het's nüt us d'r ganze Sach welle gä. Da ist Schürchs Lise, scho ganz e graui, grauer weder d'r grauft Müller Esel, aber e schlaui, ufegstande, u het brüllet wie 10,000 Ochsen, d'Hauptsach syg, es Comité mit ere Kaße wo me geng dry lege müß, daß me geng drus näh chönn. Das syg d'Hauptsach und d'r Rütt bi alle Vereine, so lange als me es Comité heig mit ere Kaße wo öppis drinn syg, heig i d'r Regel e Verein B'stand u syg vo großem Nutzen und Wirksamkeit. D's selb Comité könn de dem Verein o d'r Name gä wie es glaub, daß er sich am beste schick. Das het allgmein Byfall gfunde, und es ist erkennt worde, so es Comité z'wähle, und dem syge drei Sache nstrage, erstlich dem Verein d'r Name z'gä,

Statute z'mache, ume ganz kurz, die me de am nächſte heilige Sunntig, wo d'Herre wieder mit de Fraue ſpaziere, und me am rühyigſte ſyg, chönn anäh, und für e Kaße z'ſorge, wo me geng chönn drus näh, was me nöthig heig. Druf iſt d's Comité gwählt worde. Sterne Styneli z'erſt, per se, d's Stüdeli Steiger, d's Jeanette vo Muralt, d'Gattung bim Affe, d's Roſalie Zerleder, und zlezt d's Madelung Mathys z'Roth. Es ſy noh anderi i d'r Wahl gſy, z. B. d's Fanny Jaggi, und d's Ottilie Stämpfli, aber d's Roſalie Zerleder und d's Stüdeli Steiger hei heiter erklärt, mit der Gattig Züg ſitze ſi nit zſäme, ſi mache ſih nit gern uſuber. Die Bürſche ſy bös worde, daß die Vornehme d's Pré gha hei, aber es ſy ſcho nit Alli meh da gſy, vo wege es het ſcho gar Mängs müße ga d'Oepfel rüſte für z'Nacht, oder d'Herdöpfel. Am täubſte ſy aber doch die am Südeltrögli worde, gäb wie die Sabine Druey brüllet hei, es het ſih ume Niemer deße gachtet, mi het nit emal ihretwege d's Mehr gmacht. Mi hätt ſölle glaube, die liefe vor Täubi furt, oder es verſprengti ſe zum wenigſte, aber o hä, die hei zähyers Leder gha, ſy unabtryblich gſy. Chum ſeit Sterne Styneli: u jezt wer öppe appartig Wünſch het wo me i d'Statute uf näh ſoll, cha's jezt noh ſäge, es iſt noh Zyt d'r zu, iſt my Sabine Druey wieder d's Leiterli uf, aber nit z'nach zu Styneli, die het gwüßt warum, und noh Eini iſt mit ihm und het ſe geng am Rock gha. Und die het wieder gablet da obe, es iſt e Grus gſy, und het das Mal meh mit Pfaue Dütſch gfochte, als mit Pfaue Wältſch, und het gſeit wie Bern e ſchlechti Stadt ſyg, und wie me da kei Lebesart heig, und keini égards für die vo Pfaue und andere berühmte Orte. Wenn man z'Bern Gſetz ha well, ſu heig me ſe für ſeye, aber die vo Pfaue und anderi berühmte Eidgenoſſe gange die Gſetz nüt a, die ſyge wyt drüber us. Es ſyg ſy Liebhaberei z'Nacht uf em Kilchhof z'ſpaziere, bſunders wenn d'r Mond nit ſchyn. Es heig ſcho mängiſt dert die kürziſti Zyti

gha; und du syg es letzthin gschaßt worde, vo me ne Kerl, Landjäger säg me ne hie, uf die gröbsti Art, grad wo es die größti Plässier gha heig. Das müß ufhöre, Freiheit müß sy, frei syge d'Eidgenoße gsy vo Ewigkeit, es wüß nit warum freyi Eidgenoße hie sölle Knechte sy, frei welle si sy und sölle si sy, spaziere welle si bim Monschyn und ohni Monschyn, bis d'Sunne ufgang, und bis d'Kühyer chöme mit d'r Nidle. Es weiß kei sündige Mönsch wie lang die Sabine noh gredt hätt', und wo si noh a alli Ort hätt' welle spaziere i d'r Freiheit, wenn Sterne Styneli nit der Luft, wo stark gange ist, hätt' la wehye i sy Schnupfdruke, wo es denkt het, es heig Druke ebe recht zweg. Und richtig da het d'r Luft e verfluchti Hampfele gno, u het se Sabine i d'Auge triebe und i Hals. Mi cha denke wie das tha het, und die Andere glachet hei. D's Rede het 's d'r Sabine gstellt, u si ist abe, mi het glaubt es tödt se, und si ist nit zweg cho bis me re us Pulvers Apothek siebe mal brönnt's Kapuzinerwaßer greicht het. Sabine ist aber noh nit abe gsy, het d's Madelung Mathys scho d'Gosche offe gha, u brüllet: D'r erst Atrag den es stelle well im Comité syg dä, daß d'Dienstebüchli abgschaffet werde. Es lieg e verfluchte Zwang darinn, und si syge es Vorrecht vo d'r Stadt Bern, choste Geld, und wenn si eim d'Heimathschyne verniste uf d'r Polizey, su heig me d's Schinders Umtriebe, und kurz si syge gege d'Verfaßig. D'Verfaßig besiehlt mer syge Alli glich vor em Gsetz. Ih möcht frage ob d'Meisterlüt oh Büchli heige, wo Dienste dry schrybe chönne, was si z'chlage heige, wie si mit de Meisterlüte zfriede syge, und wo si sih ändere sölle. Und d'Zügniß müße oh abgschaffet werde, es soll ja sogar nach d'r Bibel kei Mönsch über e andere urtheile. My Herr bläret nit vergebe ganz Nächt, daß d's Wasser i d's unter Etaschi abe rünnt, wil d'Verfaßig kei Wahrheit werde well, und er's i Gottsname oh niene hi bring. Und wenn er e ganze Tag sih vo Athe red, heig er am Abe e Dräk viel d'r vo.

Da trittet Stüdeli Steiger uf mit Würdi, und ſeit: Vor allem us möcht ih mer de ſettig Usdrück wie die Präopinantin brucht het, verbete ha. Ja frilich müße mer is ſelber ehre, aber thüe mer das, wenn mer rede, wie die gröbſte Miſtkratte Bube? Es honnets Meitli müßt ſich ſchäme a mene Verein a zghöre, wo me ſettig Usdrück brucht. Was die Präopinantin vo der Verfaßig gſeit het, da bin ih d'r Meinig, das ſyg vo dene Sache eini, wo's beſſer ſyg, me red ſo wenig als müglich d'r vo. D'r nebe ſchynt mer ihre Vorſchlag unüberleyt und unpaßend. Wenn mer hier i d'r Stadt wei diene ſu müße mer vor allem us luege i d'Stadt z'cho, und wenn's nun befohlen iſt, daß Keis i d'Stadt gla werd ohni Dienſtebüchli, was de, ih möcht gfragt ha? Sy mer einiſt dinne, de chönne mer luege. Und da iſt de my Meinig, daß me es großes Buch aſchaff, und das im Local des Vereins, denn unter freiem Himmel werde mer nit geng welle ſy, ufleg, wory alli Meitli wenn ſi ſchangire, ſchrybe chönne wie ſi mit ihrer Herrſchaft heige könne z'friede ſy oder was ſi z'chlage heige; wie d'Frau ſih ufgführt heig, und was d'r Herr für e Käuſt ſyg. Da weiß de Jedes wenn's dinge will, was mit de Lüte iſt. Führt ſih e Herrſchaft de gar z'ſchlecht uf, ſu ſoll e Bſchluß gfaßet und ygſchribe werde, daß keis Mitglied vom Verein dert hi ding, wenn's nit well usgſtoße werde. Das wird ſe lehre ufpaße, denn der Meinig bin ih oh, daß d'Gwalt i üſe Hände iſt, wenn mer ſe wei bruche, was ſy ſi? Lüt ohni Händ, und was ſy Lüt ohni Händ, ih frage? Wer wär ſo unabhängiger als wir, und wei mer nimme diene, wer het ſchöner Usſichte als mir, gut Partheie fehle i's nit. Wirthe und Handwerker ſchleke d'Finger bis a d'Achſle wenn mer, wenn's nüt beßers git, i's zu ne abe la.

Wie Stüdeli Steiger mit Würdi abeſtygt, ſpringt en Anderi ufe, hoffährtig, Guld u Silber het ſi nit gſpart gha, het es Pariſöli gha, het vornehm welle dry luege, und het

naß Auge gha, mi het nit gwüßt ob wege d'r Liebi oder wege d'r Bosheit, es iſt d's Fanny Jaggi gſy. I danke d'r Wohlehrwürdige Verſammlung, daß ſi mer d'Ehr atha het, und mih nit i d's Comité gwählt het. Ih hätt' nit über d's Herz bracht unter Patriziere und Stadtbernerine z'ſitze. Sie werde glaubt ha, es fehl mer a d'r ghörige Bildung. Wenn's mer dra fehlti, ſu wär Niemer d'ſchuld als ſi, aber ſo iſt's nit, ih bi heilig überzügt, es verſtehyt eigetlich Niemer nüt vo d'r Sach, als grad ih. Ih cha aber dem Verein ſicher i nere freie Stellung nützlicher ſy, als im Comité. Byläufig eh ih zur Sach übergah, will ih bemerke, daß d'r Präopinanti gar nit z'traue iſt, und gründlich guo eigetlich gar Niemere als mir. Vor allem us, und das iſt d's Erſte worauf me z'dringe het, muß me druf bidacht ſy, üs die wichtige Vortheil z'ſichere, wo mer wege üſem ſchwere Dienſt um's Vaterland verdiene. Ih trage druf a, daß kei Köchi wo Entremets macht und Gflügel truſirt ſih lahy aſtelle unter zwänzig Dublone. D'r zu müße ne zwe frei Nachmittage zugſichert ſy, eine für z'arbeite, und eine für z'ſpaziere, d'r Sunntig verſtehyt ſih vo ſelber, und zwar daß mir Köchene d'r Sunntig hei, und die andere Meitli d'r Mändig, ſuſt nimmt i's das jung Gäznaſevolk die beſte Cavaliers vorab. Uf d's Spaziere muß me dringe, nit nume iſt es agnehm, ſondere es iſt oh gſund, bſunderbar wenn me de Verſtopfungen unterworfe iſt. Ferner ſoll kei Frau meh ſelber uf e Märit dörfe. Wer e Sach choche ſoll, ſoll ſe oh chaufe. Erſtlich verſtande d'Frane überhaupt nüt, zweutes luege ſi uf d'Wohlfeili, bringe dann alti Ruſtig hei, wo me e ganze Buchwald brucht, für ſe lind z'mache, und ſoll me doch bald kei Holz meh bruche; und bringe ſi a meue Zyſtig zweu Kalbehäneli hei, für 9 Batze, und chauſt me d'r ander Zyſtig zweu wie Kapünli für zwölf Batze, ſu ſöll me drei Batze i Sack gmacht ha, vo wege wil dä Stock d'r Unterſcheid nit merkt. Schließlich möcht ih noh öppis i Anregung bringe,

und z'bidenke gä. Ihr wüßet, daß es z'Bern d'r Bruch iſt, daß me Märitgeld überchunt und Gſchenk am Neujahr, ihr erfahrit aber oh, daß d's Lebe geng thürer wird, und d'Anforderunge a üſe Stand geng größer, vo wege d'Zyt geht vorwärts, und nit rückwärts, darum ſchin es mer ſehr angemeßen, wenn noh eis Neujahr ygführt würd, und noh zwe, wenigſtes ei Märit, das würd nache helfe, und is Standes gemäßer ſtelle. Aber wie gſeit ih gibe das nume z'bedenke, es iſt kei eigetliche Antrag, aber drus ſoll me gſeh, wie mer das öffetlich Wohl im Aug und am Herze hyt, wenn me mih ſcho nit i d's Comité gwählt het. Oje!

Da erſchynt obe e galanti Gſtalt, Roſalie vo Gingins het mer ere gſeit, und die ſeit: Es iſt nit my Bruch all Lüt z'verdächtige, das iſt e gmeine, e ſchlechte Bruch, ih will ume ſäge, daß es de noh ander Lüt git, wo 's Vaterland am Herze hei als d'Präopinanti, vo dere ih nit weiß wie ſi heißt. Si well aber vo ſettigem abſtrahiere, überhaupt ſih churz faße, und nume uf d'Hauptſach ufmerkſam mache. Zum Byſpiel lit es nimme meh im Geiſt d'r Zyt, daß d'Lüt bine nandere ſchlafe für geng, nit e mal Ma und Frau, wo me's anders mache cha, und es e grächzig i Hushaltung iſt, und üs niſtet me geng noh zſäme und mängiſt ſogar mit emene Kindemeitſchi, pfy tufig! Künftig ſoll me, wenn me dinget, ſih usdrücklich es eiges Bett vorbhalte mit grüne Umhänge und zweu Ohrküßene. Vo Holz und Waſſer trage ſoll gar kei Red meh ſy, und d'Oepfel ſoll me grüſtet chöune chaufe, mi glaubt gar nit wie die eim d'Händ zurichte. Ueberhaupt ſoll bi Köchene vo andere Arbeite, als vom Koche gar nimme d'Red ſy. Ferner ſoll Keis, das drü Jahr Köchi gſy iſt, meh in es dritt's Etage dinge, i kei Plainpied und gar niene, wo es allei Meitli iſt. Drei Stege uf und ab z'laufe e ganze Tag, und noh d'r zu z'trage, cha me weiß Gott keim vernünftige Mönſch meh zu muthe. D'Plainpieds ſy fyſter u ſtecht, d's Loſement hinteuſe, wo weder Sunne noh Mond

ſchönt, und meiſt wohne unme gmeine Lüt dert. Eley Meitli ſy iſt de gar e fatäli Sach, und dégoutant. Da ſoll me me ihri Neſter mache, d'Nachtgſchirr da ume ferge, und de ga choche. Ferner wei mer d'r Lohn i gſetzlichem Silber, und all Tag früſches Brot, am Donnſtig Weggli, und am Sunntig, wo me leis früſches bachet, Hung und Anke zum Diſchenire. Ueberhaupt muß mit dem Eße Ornig gmacht ſy. Mit Reſte wie Hünd und Hähneli, wei mer is nimme la futere, Fleiſch von des Herre Tiſch wei mer nimme uf dräkige Tällere. Entweder wei mer für üs apparti choche, oder grad i d'r Kuchi bhalte, was is aſtändig iſt. De muß die lumpe Suppe z'Nacht abgſchaffet, Bratis, Salat und es Chauffrettelöch, je nach d'r Saison, ygführt ſy. Der Gaſſe ſoll us grichtet werde bi'r alte Gwicht, d'Nidle bim alte Mäß, aber wenn ſi is öppis Zügs zum Neujahr wei gä, ſu ſoll's bir neue Ell gmeße ſy. Ih hoffe darus wird me gſeh, daß mir das allgmein Wohl ſo gut am Herze lyt, als d'r Präopinantin, vo dere übrigens ih nit emal weiß wie ſi heißt.

Fanny Jaggi, Fanny Jaggi! brüllte es auf allen Seiten, und Fanny Jaggi wüſcht d'Auge us u wott wieder uſe. Aber da iſt en anderi vor ere gſy, es vierſchrötigs Mönſch, es het d'r Roſalie vo Gingins faſt i Brunne gſtoße vor Grobheit, es iſt d'r Zbinde Marei gſy im Storchegäßli, und das ſeit: Wegem Spaziere gfiels mir wohl zweu Mal i d'r Wuche, ganz halb Tage, das zwüſche Tag und Nacht, wenn me ertrünne ma, nät grechnet. Aber wie de ko mit ſuſere Strümpfe, und geng ganz i zweu Mal i d'r Wuche, bſunderbar wenn me kurz i Kitteli liebt. Däweg einiſt i d'r Wuche ganz u ſufer Strümpf, gang mängiſt ſchs chum gnue. Drum ſött de oh drinn heiße, daß eim d'Meiſterfrau etlehne ſött ſuferi u ganzi ſo viel me mangli, u nit ume ſo für usgbſchyße, wie es wüß daß mängs hoffährtigs Meitli es mach, u d'r Frau nache alles usbſchyß. Mit unbeſchreiblichem Hohn

iſt die Gmeinheit uſgno worde, und du fragt's du noh: He, ha nih de öppis Läßes gſeit, ih wüßt doch uf my Seel nit was. Wohl du het me ihm's du gſeit, und es wird ſih bſinne eh's wieder redt ire Verſammlig. Es het es paar Fründinne gruſam erbarmet, ſo het me ihm 's gmacht, ſo daß ſi räthig worde ſy, ſi welle ihm e Aſtellig ſuche im Schulmeiſter Seminar, wo es am beſte lere chönn für Red geng die rechti Farb z'gä, je nah de Lüte zu dene me redt, und derna wie d'Verſammlig gfärbt ſyg.

Bis dahi het kei Oberländere gredt gha, ſi ſy höhn gſy, daß ſi nit d'r Präſident hei chönne gä, nit emal Eis i d's Comité, u hätte ſi doch de ſo mängi Redneere gha, für's Syne u für's Grobe, vo Erlebach per. Exempel, oder uſem Frutigerland, oder de Saanemöſere. Endlich het d's Mädeli Marcuard uſe müße, es berühmts Meitli, u Lybshalb vo de Schönſte, es iſt mängi Frau über ihs ſchalus worde. Eigetlich ſött ih nüt ſäge, die wo is Comité gwählt worde ſy, werde wohl Verſtand meh als gnug ha, und ſih wyt für a alles bſinne. D'r nebe wäre es geng noh müglich, daß ne zwo Sache etgah könnte, drum heige ſyni Fründinne ihns erſucht ſe vorzbringe. Das Erſte ſyg wegem Bränte. Es iſt nimme z'choche. Die junge Fraue hei meiſt d'r Pfuſel und d'r nebe kei Verſtand, d'Herre ſüſt e böſi Chuſt im Mul und daheim kei Hunger, meine mi chönn niene choche als bim Herter, oder bi d'r Krone. Stellt me e Platte uſe Tiſch, wo me meint, ſi werde drob d's Mul bis hinter d'Ohre ſchlecke, ſat' d'Frau a d'Naſe rümpfe, und d'r Herr a gränne, und zangge famos mit enandere, d'Frau will ſi bränti, d'r Herr ſi räukeli. Hei ſi de enandere recht gſeit ſu werde ſi de eis und bſchicke d'Köchi, und d'Frau puzt ihr ab wegem Bränte, und d'r Herr ſagt ihr wüſt wegem Räukele, daß me nit weiß, ſoll me ne oh wüſt ſäge oder ne a d'Naſe lache. Und ſeit me de öppe vor em Kammermeitli, üſi Frau het nit meh Verſtand als e Gans und d'r Herr iſt es rechts

Kalb, su ist es im Stand d' brühwarm ga ume zsäge. Da ist nun üsi Meinig die, daß mer vor settigem Verdruß is grad bim Dinge sicher stelle, daß mer is grad bim Dinge uf Stempel laye gä, daß me is wegem Choche keis böses Wort meh gäb, sondere daß me d'Sach nähm wie mir se gä, und drmit well zfriede sy. Daß d'Frau nie meh i d'Kuchi chöm verstehyt si. Ih haße nüt meh als das verfluecht Schnause und si chönne doch nüt als das. Was würde sie säge, wenn e Köchi i d's Salon ging, und dert alles düre nandere hürscheti. D'rnebe bi nih de vollkomme d'r Meinig, daß d'Verfaßung noh kei Wahrheit syg, und me ganz anders dra hi müß, wenn si Wahrheit werde soll.

Mi zweut Atrag gehyt dahi, daß d'Gasbelüchtung soll ygführt werde. E gute Fründ het mer gseit, i Engeland heig me gar keis anders Für meh i de Hüsere, als Gasfür, mi heiz d'rmit, mi choch d'rmit, mi bruch weder Holz, Oel noh Cherze meh. D'Meitli heige mit dem Fürgas nüt meh z'thüe, als bald eis bald d's ander Hähneli z'drähye, und es git gar kei Rauch und hänkt kei Ruß a. Mi cha denke wie agnehm das ist, keini Kerzestöck meh z'putze, und bim Choche si nimme z'bräme, was me mit d'r größte Sorgfalt nit erwehre cha. Wenn me liecht ordlich Händ ha will, su brucht me es Sündegeld nume für Seife. Mi cha se nit mit d'r Frau zsäme ha wie d's Chammermeitli, und vo d'r gmeine Seife ma me oh nit, wenn d's Chammermeitli wohl schmökt su ma me doch nit gern stinke. Und nimmt me nume vo d'r gmeinste Handseife, su chostet d's Täfeli drei Batze, und mängist muß me es halbs verrybe, eh me d'Händ nume grau het, verschwyge wyß.

Da ist Eini cho, e großi und e schweri, mi het fei d'r Bode ghört zittere, wenn si recht abtrappet ist, si wär chum use Brunne cho, wär si nit taubi gsy wie es Schyt, die het e Stimm gha, wenn si i der Chuchi küschelet het, su het d'r Kellner im Keller glaubt, me schieß uf em Wykerfeld, und

wo ſi jezt het aſa rede, ſy alli Schwalbe z'Sedel gfahre, ſi hei gmeint es gäb es grüsligs Donner Wetter, und es werd allweg hagle. Oeppis dumms e ſo, es het aſe kei Gattig, ney bim Ketzer nit, ließ die Gattung toſen. Mi gſeht wie jungi Meitli hoffährtiger ſy als witzig, und wie ſchön es chunt, wenn ſi i ſettige Verſammlungen d's Mul bruche dörfe. Ih pfiff uf wyßi Händli mit dene me kei Haſe uſem Loch lüpfe cha, was trage ſi ab, ih möcht gfragt ha? U begryfi de Mädeli Marcuard nit, daß wenn me keini Cherzeſtöck meh brucht, es oh keini Cherzeſtümpli meh git, und überhaupt kei Uſchlig meh. Und wenn will es de ſyni Liebesbriefleni ſchrybe, wenn um Zechni d's Gasliecht uſhört, wie me ſeit daß es wär. Und wenn eim z'Nacht e Glüſt a chäm nah öppis Warmem, oder ſuſt nah me ne gute Bitzli, wie ſött me d'r zu cho ohni Liecht und ohni Holz, da chönnt me de lang am Hähneli drähye um Mitternacht. Und us de Cherzeſtümpline und d'r Aeſche het me doch noh mänge ſchöne Chrüzer glöst, wo eim wohl tha het. D'Aeſche het mer d'r Schnupf gmacht, bſunders früher, eh dä Pulverthurm i d'r Salpeterhütte nme ſtampfet und d'Aeſche ſiebt und erliest, wie wenn es Zimmet wär oder Nägelipulver.

Nei, mit ſettige Sache wo nüt abtrage, ſöll me mer nit cho, ſuſt will ih de lieber mit d'r ganze Sach nüt z'thüe ha. Bruch me doch d'r Verſtand für nützlich und abträglich Sache, ſo, per Exempel, ſchla ih vor, daß in's künftige de Meitlene ghör, nit nume d'Bälg vo de Haſe und d'Federe vom Gflügel, ſondere oh alle Schmuz wo me abnäh cha, ſyg's vom Rindfleiſch, oder vo de Gänſe, oder anderem Wildprett. Dene wo ſchnupfe ſoll me alli Wuche es Pfund Schnupf gä, Singlingſang oder Holländer, was me de liebt, und dene wo nit ſchnupfe cha mes i Geld vergüte, d'rnebe verſtehyt ſy, Wy und Kaffe alle Tag bis gnue. So hett d'Gattung bim Affe ihri Stimm la usgah über e ganze Platz, und ihri Sach hett Alle wohl gfalle, es hei Alli gſeit, die heig Verſtand. Und

mit het denkt, jetz werd Niemer nüt meh wüße, mi werd festig sy, da het's gruschet und Eini ist uftrete, mi het gmeint es syg e fürnehmi Frau, si ist ganz vo Syde gsy, und het pariserlet gringet um, es syg d'Jeanette vo Muralt, het me gseit. Was vorbracht syg, und namentlich wegem Gaslecht, well sie nit birühre, das werd de des Wytere im Comité verlese werde, si well nume kurz säge, was sie usem Herze heig. Für domestiques comme il faut syg's z'Bern es trurigs Lebe und si werde niederträchtig behandelt, bsunders mit dem Logis. Mi denkt nit a Appartements pour les domestiques wie's z'Paris i alle gute Hüsere d'r Bruch ist, au contraire, mi het mängist nit emal es Stübli für toilette z'mache, verschwyge de es Salon für z'epfa. Mängist cha me das Hundsställi nit emal heize, und i neue Hüsere soll me sogar ume es Loch unter d'Stege mache, wo me vo d'r Kuchi us dry schlüfe cha, grad wie d'Hünd i Hundsstall. Es ist e wahre Hohn pour tout le monde. De solle mer de noh zum Brunne a Zug, a d's Wetter und d'Byse ma gah wie si will! Da soll me Wasser reiche, Köch wäsche, Bassins mache, ja, imaginez-vous, sege, ja sege, und dazu noh gar ame ne Samstig, wo me sih prepariere sött uf e Sunntig, bsunders wenn e großi Parthie ist im Meyerisli oder im Aegerteloch. Wenn's schneit, wenn's regnet, wenn's haglet und mi nimmt e Parepluie zum Brunne, per exemple für e Salat zwäsche, was me ja mit eir Hand mache cha so gut als mit zweue, su ist me im Stand eim uszlache oder gar noh zschmähle. Mon dieu, und wie lang muß me bim Brunne mängist warte bis me zueche cha, und soll me de da naß werde und um sy Gsundheit cho wege dene paar Batze Lohn wo me z'Bern überchunt! Darum schynt mer es syg ganz e billegi Forderung, daß me's hie mach wie z'Paris. Hie wüße mängist Herr und Frau selber nit wo si schlafe sölle, will si es Salon ha wei und doch nit vermöge e honnette Huszins z'zahle, wo si ernsthaft Angeschyne nähme und meße, ob d'r Herr im

Bratöfeli Plaz heig und d'Frau i d'r Glosche. Z'Paris hei domestiques eigeni Appartements, da heißt's, arrangez-vous, und de cha me sih yrichte wie me will und zwar au large comme il faut. Z'Paris macht me d'Brünne y und nit blos mit Stran und Lade, so ufläthig wie hie. Me macht im Winter es Pavillon drum, wo für die honnette domestiques grad ist wie es Salon, wo me geng agnehmi Gsellschaft findet und e charmanti Unterhaltung, vo wege si werde gheizt, wenn me's nöthig findt. Das ist wahr, die Stadträth z'Paris sy charmant Herre, si glyche dene Klöthene z'Bern gar nüt. Aber wer weiß, wenn me ne verspreche würd i dene Salons ihri Portraits oder Büste ufzstelle, si thätes, es wär ne e unerwarteti Ehr vo dere si nit g'hoffet hei se z'erlebe. Ih glaub si möblierte is die Salons noh mit schöne Möblen vo grüner Moquette, Toilettes, Pendules, und was süst d'r zu ghört und d'r Sach wohl astehyt. Das wäre wie z'Paris die Salons de réunion wo mer enandere gseh chönne, nos amis epfa, enandere mittheile was für Hüt me z'Paris treit, und wie thür mer d's Chrut arechne wei, Hase, Gitzi und anderes Gflügel, und guti Ufsicht ha, daß d's Intelligenzblättli geng i üsem Interesse d'Prise notirt. Daß die Salons mit Gasliecht erlüchtet werde müße, verstehyt sih vo selber, und wenn einist die Pavillons banet sy, het d'Belüchtung kei Astand. Und wenn mer Alli üst Liaisons benutze und ghörig exploitiere, su werde die Pavillons banet, darauf zählet, süst will ih nit Jeanette vo Muralt sy. So chönnt die Lag d'r domestiques z'Bern am End noh erträglich werde.

Da wott Sterne Styneli rede, aber mit Gwalt wott d'Sabine Druey, die z'Noth d'r Schnupf usem Hals gschwenkt het, ufe, und schreit noh lang eh si dobe ist Pfanewältsch was usem Loch möge het. C'est ça, c'est ça, mais au premier pour nous. Nous sommes la crème und mi soll z'erst für si bane es Pavillon, und bis si eis heige soll me nit z'Hergetts sy a es anders Hand z'lege. Das het wieder e

[redacted] Ottilie Stünpfli-sitt, wo de dü Gschänge
[redacted] es möcht si verfuche, es liebd'Gschänge, wo wägg es gsit
[redacted] wil es nit wälsch cha.

Zum Glück het das Niemer wyters ghört, es wär ihm
[redacted] gange wie d'r Zbinde Mareili, es wär grusam Mgloset
worde, will es gmeint het, es syg da Rume und z'fresse z'ylle
und zwar noch Crème und es well z'vorderst sy's Mul dra
hänke. Dzu ist Sterne Styneli grusam höhns worde, wege
d'r unverschamte Sabine und het gseit, mi söll ihm dä Sturm
mache z'schwyge, süst well es dere mit sym Finke d's Mul ver-
mache. Es het nämlich am rechte Fuß gäng e Finkeschuh
treit wo wegem Podagra, er wär emene Elephant z'groß gsy,
und Styneli ist grusam bös gsy über dä Podagra, wie ihm
d's Doktor säg. Es wäß nit wo dä daheim syg, het es gseit,
aber allweg syg er e Uhung. Du het me probirt die Sabine
g'schweige mit Gwalt u Liebi, und endlich het die gseit, jetzt
heig si gnue, si well gah, aber es werd de en Andere ume
cho. Ihre Monsieur müß dä payzan la cho, wo d'Stadt
mit Herd z'Dreck verschieß und dä d'rzu mit d'm Gaige cho
die Leitere d'rzu ghört, das werd de enandere scho erlese und
sich erzeige wer d's nächst Mal red. Und d'rmit ist d'Sabine
furt gfurret wie es Wespi und d's Küpyeli mache, wie d'Geiße
dem Bock. Du seit Sterne Styneli: So, su cha me doch
einisi es vernünftigs Wort rede, daß die Giftkrot furt ist.
Ja, ja, Zyte sy Zyte und Gwalt ist Gwalt und mit Gwalt
führt me e Geiß hinten ume. Wo Anno zwölfe d'Oestrycher
cho sy, da ha nih o noh öppis zwängt, da ha nih gmacht,
daß d'Berner d's Aargau nit übercho hei, vo wege ih bi e
Aargäuere, bi z'Holzike daheim, aber ih miech's nimme, vo
wege, was ha nih d'rvo gha, nit e hölzige Rappe. Wo si
d'Klöster ygsacket hei ha nih gmeint si sölle mer oh so nes
Chlösterli gä, öppe wenn's glezt nume Muri wär, aber si hei
nit nebe ume gluegt. Werde denkt ha, selber fresse macht
feiß. Da ha nih gseh ih zwänge nüt meh, aber wenn mer

gſäme ſtunde, Bis für d's Andere, de ja frylich, da zwänge mer öppis, da ſäge mer hett und ſi müße hett, und d's ander Mal hüſt und ſi müße bim Doufig hüſt. Aber jetzt, excusez, muß ih d'Verſammelig ufha. Ih muß preſſire und hei. Mer hei hinecht Jude und Roßwältſche übernacht und Strolche vo Teßin. Da muß ih d'rby ſy. Die Einte wei's lauſcher und die Andere ſchmutzig und die Dritte freße wie d'Hünd, we me nes i Säumelchtere darſtellti ſi leerte ſe u ſchlekete noh Löcher i's Holz.

Es iſt viel gredt worde und d'Sach iſt die, daß wenn d'Sach recht z'Fade zoge wird ſu chunt's gut, daß me öppe d'rby ſy cha. Sobald mer d'r Surkabis ygmacht hei, will ih d's Comité zſäme bſchicke und de wei mer ſcho luege, daß d'Sach e Naſe überchunt. Und wenn me de die het ſu will ih de d'Verſammlig z'ſäme bſchicke für d'Sach vorzlege und daß me de wyter luege cha. Nu ſu de, ſu Adie wohl unterdeße!

Da hei ſih d's Madelung Mathys und d's Ottilie Stämpfli zweg gſtellt und d'Fuſt gmacht, und agwendet und brüllet, daß ſi ganz dick worde ſy vor Blaſt. Es lebe unſere Emancipation! ſie lebe hoch! Da hett's tönt über e Platz Hoch! und abermal Hoch! und zum dritten Mal Hoch! daß es Schwäll gä het i d'r Luft wie wenn es donneret und daß es d'Lüt i d'r Engi vo de Bänke ufgſprengt het und ſi gmeint hei, es gäb es grüßlichs Wetter.

Und du ſy ſi uſen andere gſtobe wie Duhle vom ene Acker, wenn me e Schuß i ſe gla het. Im Stadtuſgah ſeit d'Zbinde Marei zu d'r Wygart Liſe, die iſt gar e glehrti gſy und iſt i d'r Sprach bſunderbar e gſchichti gſy. Zu dere ſeit d'Zbinde Marei: Säg du was für e Perſon hei ſi ſo usbrüllet. Ih ha oh ghulfe, ſo brav ih chönne ha, aber ih ha nit gwüßt wem's a gehyt. Druf ſeit d'Wygart Liſe ſi het d'Mannsperſon la lebe, das iſt natürlich und ſonſt recht. O das ſy zwen liebi Naturchünder, d's Madelung Mathys

und d's Ottilie Stämpfli. Uſläth ſy's, ſeit d'Zbinde Marei, ſo öppis grad uſe z'brülle, die hei mih wohl möge uslache wege de Strümpfe. Ih liebe d'Mannsperſone o, vielleicht nit bald Eis meh weder ih, aber wenn ih ſcho nume d'Zbinde Marei bi, ſu würd ih mih doch ſchäme das ſo ga uszbrülle über e ganze Platzg eweg, daß es all Lüt ghöre chönne. Es iſt öppe gnue wenn ih's dem ſäge wos agehyt und wo me nes ſäge muß, damit ſi's wüße. Nei, ſäg me mer nüt vo dene wo ſo fürnehm ſy wei, am End ſy das doch de die wüſteſte Hünd. Mi cha's näh wie me will, ſeit d'Wygart Liſe, mir gfallt die Offeheit, wo me grad ſeit wies eim iſt. Aber ih muß preſſiere, ih ha d's z'Nacht noh nit grüſtet. Was heſt z'mache, ſeit d's Zbinde Marei? Ih muß noh Kuttle putze, mir hei Kuttle Schnitte, ſeit d'Wygart Liſe. Und ih muß noh Oepfel rüſte und die Hagle ſy meh als halb ful. A revoir, ſeit d'Wygart Liſe. Adie wohl, ſeit d's Zbinde Marei und preſſiert eilten die Beiden auseinander.

So ſchloß der große Tag, ſeine Früchte wird die Zukunft zu Tage fördern, wenn d's Sterne Styneli d'r Kabis ygmacht het.

Ich ſtrafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geſchlecht.

(Erſchien zuerſt in Nieritz Volkskalender 1853.)

Wer von Konſtantinopel nach Bern fährt oder läuft, es kömmt auf Eins, der trifft in einem ziemlich engen Thale, in welchem aber die flüſſigſten Wieſen ſind, die fruchtbarſten Aecker, die Thalwände mit dem ſchönſten Holz bewachſen, einen Bauernhof. Links von der Straße, nämlich von Konſtantinopel her, ſteht etwas erhöht ein mächtiges Haus mit Lauben ringsum, rechts ein dunkles einſtöckiges, aus Stein erbaut. Selbſt im Sonnenſchein hat das Ganze etwas Düſteres, man weiß nicht woran es liegt, aber trotz dem reichen Ausſehen ſagt man ſich unwillkürlich: da gefiele es mir nicht, da möchte ich nicht wohnen. Wie es Menſchen giebt mit finſtern, unheimlichen Geſichtern, bei denen es uns unwohl iſt, die man lieber im Rücken hat als im Geſicht, lieber hundert Schritt vom Leibe als nur drei, wo es uns wird, als berge ihre Haut ein ſchwarz Geheimniß, ein ſchaurig Räthſel, gerade ſolche Häuſer giebt es auch. Wenn wir über ihre Schwelle treten ſollen, zaudert unwillkürlich der Fuß, wir greifen in die Taſche nach dem Meſſer, wir merken uns wohl die Einrichtung, damit wir im Fall der Noth das Loch wieder finden. Ungefähr ſo ging es mir allemal, wenn ich bei dem Hauſe vorbeikam, ohne daß ich jedoch deswegen weiter nachdachte oder nachfrug.

Einmal, Anfangs des Sommers war's, ging ich wieder das Thal hinauf mit ſchnellen Schritten, ein Gewitter drohte am Himmel, die ſchwarzen Wolken ſahen gar zornig über die ſchwarzen Tannen herein ins ſchwarze Thal. Ich holte einen Wanderer ein, wahrſcheinlich ein Handelsmann aus der Gegend, der, als ich ihn erreicht, alsbald ſeinen Schritt verlängerte, weil er lieber in Geſellſchaft als allein der Gefahr entgegen ging. Einzelne Windſtöße fuhren durch die Tannen, einzelne Tropfen fielen ſchwer in den Staub. Das beſchriebene Haus ſtand eben vor uns, düſterer als nie. Das nächſte Dorf war noch eine kleine halbe Stunde weit. Wollen wir etwa da unterſtehen? fragte mein Begleiter, ins Dorf kommen wir kaum ehe es losbricht. Lieber nicht, ſagte ich, bei ſchönen Tagen ginge ich nicht gerne in dieſes Haus, geſchweige denn bei einem Gewitter. Es wird mir immer ganz unheimlich, wenn ich an dieſem Hauſe vorbei gehe, ich weiß nicht warum. Kurios, ſo wollen wir weiter, ſagte der Mann, es iſt mir ganz recht ſo, ich denke erſt jetzt daran, hätte ſonſt nichts geſagt von unterſtehen; aber wir müſſen ausziehen, was wir mögen, wenn wir nicht naß werden wollen bis ins Mark hinein. So zogen wir denn aus, brauchten die Beine nach Vermögen, dazu allen Athem, den wir im Kaſten hatten, gaben mit Fragen und Antworten uns nicht ab und kamen unter Dach noch mit trockner Haut, blos der Rock hatte was abgekriegt. Als wir unterm Dach geborgen ſaßen, und uns gütlich thaten an einem Glas Wein, gedachte ich der Worte meines Begleiters und frug nach deren Bedeutung. Er wollte nicht gleich mit der Sprache raus, endlich erzählte er mir folgende Geſchichte:

Es waren zwei Brüder, der ältere iſt geſtorben, der jüngere lebt noch, iſt einſtweilen ganz munter, ungleichere Brüder gab es nicht auf der Welt. Der ältere war ein luſtiger Bruder, arbeitete nicht am liebſten, lebte gerne gut, meinte aber nicht, er müſſe alles alleine haben, ſondern gönnte

Andern auch davon, war wild dazu, und nahms auch mit den Worten nicht genau, ſo wenig als mit dem Gelde. Der Andere war hart wie ein Abweisſtein von Granit. So lang er lebt, weiß man von keinem Gefühl als fürs Geld. Sonſt iſt er unempfänglich und unbeweglich. Probir's wer es wolle, ein Bettler oder ein Pfarrer, ihn für einen Kreuzer um Gotteswillen zu bewegen, es iſt alles vergeblich, da kann man ihn ſtreicheln, ihn rühmen, oder ſchelten, es iſt alles eins. Er lächelt in ſich und denkt: red du nur, du Löhl, ſo lang du magſt, mag ich hören. Meint Einer, was er ausgerichtet, ſo ſagt er endlich, es ſei ihm einſtweilen nicht darum, er könnte nicht eintreten, wenn er allenthalben geben wollte, wo man es begehre, er wäre längſt um ſein Hab und Gut. Arbeitſam iſt er, braucht nichts vor den Leuten, aber was er braucht, wenn es die Leute nicht ſehen, das weiß man nicht. Dem Anſchein nach nicht wenig. Je weniger er Andern es gönnt, deſto beſſer ſcheint er es ſich ſchmecken zu laſſen privatim. Wie mit dem Gelde, iſt er ſparſam mit Worten, aber was er ſagt, iſt ſchwer, ſcharf gehauen und geſtochen. Beide Brüder hatten ſchöne Höfe, der ältere den, an welchem wir vorbeigegangen ſind, der jüngere einen andern noch ſchönern eine Stunde davon; den Wald beſaßen ſie gemeinſam. Der Jüngere hatte noch viel Geld ausſtehen, dem Aeltern begann es nach und nach zu fehlen. Ein Bauernhund und ein Bauernhof haben es mit ihrem Bauern gleich; iſt er ihnen treu und denkt an ſie, ſind ſie ihm treu und laſſen ihn in keiner Noth ſtecken. Nun war der Aeltere öfters nicht daheim, überwachte die Arbeit nicht, und war er daheim, ſo mochte er doch nicht bei der Arbeit ſein, machte auch nichts daran, wenn es nur fertig wurde, gleichviel wie. Die Frau war auch nicht eine, in deren Kittel eine Bäuerin ſtak. Sie hielt ſich an die Vorſchrift, daß Eheleute Lieb' und Leid mit einander theilen ſollten, dachte daher, wenn ſie liebe, was ihr Mann liebe, ſo werde ſie nicht viel fehlen. Die Kinder

lagen umher, wie vorzeitliche Zwerge, und thaten, was ihnen wohl gefiel. Ein ehrlicher Bruder hätte große Betrübniß darüber gehabt, wäre zu seinem Bruder und dessen Frau gegangen, hätte ihnen gesagt: Bruder, Schwägerin, so geht das nicht, so kommt ihr um euern Besitz, eure Kinder gehen zu Grunde, werden Bettler und schlecht dazu. Denkt doch, Gott hat sie euch gegeben, Gott wird sie aus eurer Hand fordern. Und wenn er in einem Wirthshause mit dem Bruder zusammen gekommen, an einem Markte oder sonst bei einer Gelegenheit, so wird man denken, er würde zu ihm gesagt haben: Bruder, komm wir wollen heim, du hast genug, ich habe genug, und daheim haben wir Weiber und Kinder. Aber so that, so sprach der Bruder nicht. Um das Hauswesen kümmerte er sich nicht, aber wenn er dem Bruder was anschmieren konnte, so that er es. Er gab es ihm so theuer als möglich, aber auf Borg so viel der Bruder wollte. Schreib auf, sagte dieser, wann ich Geld habe, werd' ich's wieder bezahlen. Kann's machen, sagte der Jüngere gleichgültig und sprach nicht mehr davon. Es ist sehr faßlich wie das dem Aeltern anständig war, es war ihm gerade als kriege er die Sachen von seinem Bruder verehret.

Manchmal kam er zum Bruder und wollte baar Geld. Kannst's aufschreiben, s'geht zum Andern, sagte er. Komme nächstens, wollen dann zusammenrechnen. Wie du willst, sagte der Jüngere. Aber das Nächstens wollte nicht kommen. Trafen sie in einem Wirthshause zusammen, so ließ es sich auch der Jüngere wohl sein, und wenn er gleich vom Heimgehen sprach, that er doch nicht dringend, trank mit, bis der Bruder kaum noch Babi sagen, geschweige Geld zählen konnte, schaffte dann für Beide ab und machte allweg selben Tags einen schönen Taglohn, denn s'Aufschreiben vergaß er nie, das war sein Beten.

So ging es mehrere Jahre, da kam ein kalter Winter, das Holz ward theuer und wer welches zum Verkaufen hatte,

[redacted] viel Geld. Die Brüder kamen überein, aus ihrem gemeinsamen Walde eine Parthie zu schlagen und zu verkaufen. Sie hätten ihre Knechte bei solchem Wetter nicht gebrauchen können, auf solche Weise verdienten sie ihnen, wenn auch nicht den Lohn, so doch das Essen. Die Brüder zeichneten das Holz, die Knechte fällten und spalteten. Der Jüngere half dabei, der Aeltere zeigte sich wenig. Am Morgen nach dem Frühstück zogen die Knechte aus nach dem Walde, der zwischen den beiden Höfen lag, und hatten das Mittagsbrod bei sich, das zumeist aus Brod, welches sie sorgsam vor dem Gefrieren bewahren mußten, und Aepfelbranntwein bestand. Sonst nicht Freund vom Schnaps, so muß ich doch gestehen, daß bei solcher Arbeit im kalten Wald ein Gläschen Schnaps mir eben so zweckmäßig scheint als kalte Milch oder dünner Wein, welche kaum vor dem Gefrieren zu bewahren sind, auch wenn man, wie üblich, ein Feuer dabei hat, denn wenn die Kälte bedeutend ist, so sprengt man das Geschirr, wenn man die Sache wärmen will, oder die Sache bleibt kalt, wenn man das Geschirr schonen will. Die Bäuerin sorgt in der Regel schon dafür, daß Keiner zu viel kriegt, und wenn der Meister Aufsicht führt, so lassen es die Knechte schon sein, etwa holen zu lassen um nachzubessern. Im Walde holzeten noch andere Bauern, so daß da ein reges Leben und viel Lärm war und die Hasen gar nicht wußten, wohin sie sich flüchten sollten um ein ruhiges Schläfchen zu halten.

Eines Abends befahl der Jüngere seines Bruders Knechten, sie sollten ihrem Herrn sagen, es müsse noch mehr Holz gezeichnet werden, daß er ohne Fehl morgen gegen Mittag in Wald komme. Es war gar mörderisch kalt. War Einer nur einige Minuten im Freien, war er ein Greis geworden, nicht blos mit weißen Haaren, sondern weißen Bärten ringsum. Die Tannenwälder waren durch Reif und Schnee fast undurchdringlich geworden, unter den weißen festen Dächern des kleinen Tannenaufwuchses feierten die Hasen ihre Hochzeitfeste

und die Füchse holten sich hier ihre Weihnachtsbraten und hielten in der Nähe ihre Neujahrsschmausereien. Wie ein aufrechter Eisbär kam der Aeltere zu den Holzern, traf aber den Jüngern noch nicht, suchte darüber, setzte sich zum Feuer, zog die Branntweinflasche, die man gerne in der Brusttasche mit sich trägt, wenn es so kalt ist und man in den Wald geht, aus der Tasche und that manchen braven Schluck, bis endlich der Bruder kam. Als sie sich gegenseitig Bescheid gethan, denn der Jüngere hatte noch eine größere Flasche bei sich als der Andere und sagte dazu noch zum Aeltern, er solle nur nehmen, er habe dann noch mehr, setzten sie sich endlich in Bewegung, und wo sie eine Buche fanden, welche nicht mehr wachsig schien, ward sie zum Tode bestimmt. Wie von ungefähr trafen sie zu einem Feuer, um das einige Bauern saßen, gute Bekannte, Anstößer (deren Länderein an einander stießen), die zu gleichen Zwecken daher gekommen schienen. Sie waren eben auch daran, aus ihren Taschen die Herzstärkungen sich zu Gemüthe zu führen, brachten es den Ankommenden, lachten viel, wie das sich so schön treffe, es sei als ob der Teufel die Rechten aus allen Ecken herträge. Ja wohl war's ein Teufel, der sie herbrachte, aber der, welcher es sagte, wußte nicht, was er sagte, wie es oft geht dem Menschen. Es ging lustig her um's Feuer, man rühmte, man klagte, that groß, machte sich klein, trieb Wortspiel in aller Weise, erhob diesen Tag, wo man lustig sein könne, ohne daß die Weiber ihre Nasen dazwischen stecken könnten, wo man nicht den Hund machen müsse an harter Arbeit, schimpfte über die Arbeit, das Hundeleben der Bauern. Wenn ihm Jemand seinen Hof abkaufen würde, er thäte ihn wohlfeil geben, sagte Einer, gut leben möchte er auch noch einige Jahre, ehe er davon müßte, was hätte man sonst vom Leben, als sich plagen wie ein Roß und fressen wie ein Hund, daß es wahrlich die Schweine besser hätten. So klagten die dicken Bauern, die da ums Feuer saßen, im dicken Buchwald voll

Schnee ringsum und unten und oben, denn in den dichten Aesten der Buchen hatte der Schnee sich gefangen und fast wie zu einem Dache gewölbt. Wer diese Klagen hörte, dem mußte ganz jammersüchtig und herzbrechend werden im Gemüthe, und sehr begreiflich, daß die Männer alleweil sich stärken mußten in ihrem Jammer aus ihren dicken Flaschen, sie wären sonst in Ohnmacht gefallen, oder gar schwermüthig geworden. Am meisten kam es dem ältern Bruder übers Herz. Noch heute thäte er seinen Hof verkaufen, wenn ihn Jemand wollte, sagte er. Rede nicht so laut, sagte der jüngere Bruder, es könnte dir ungsinnet ein Käufer sich stellen, und dann? Das wäre mir ganz recht, er soll herkommen, er muß ihn haben und wohlfeil. Wie theuer müßte ihn Einer haben, per Exempel ich, wenn ich ihn begehrte? frug der Jüngere. So ging das Spiel an, und ging und ging, bis der Jüngere den Hof gekauft hatte, fast ums halbe Geld, die Männer Zeugen waren und die Brüder sich die Hände drauf gaben. Und als das geschehen war, rauschte es über ihnen, eine Masse Schnee stürzte plötzlich dumpf dröhnend über sie, deckte sie sammt dem Feuer. Das Feuer unten hatte allgemach die Luft darüber erwärmt und den Schnee in den Aesten gelöst, der Handschlag ihn entsetzt, decken wollte er die That. Aber Schnee ist Schnee, der Schnee verging, die That blieb. Erschrocken fuhren denn doch die Männer auf, viel Redens war nicht mehr, und wenn auch schwindlich im Kopf, war es doch Manchem unheimlich im Gemüthe als er heimging, und als er am Morgen erwachte, dachte er bei sich, sie hätten blos Flausen getrieben, und er sagte keinem Menschen was davon, nicht einmal seinem Weibe.

Indessen bei Allen war es nicht so; denn wo ein halb Dutzend beisammen sind, da ist alleweil wenigstens ein Mund, der rinnt. Gleich am zweiten Tage kam des Aeltern Frau auf ihn eingestürzt, heulend: Ist's wahr, daß du den Hof verkauft? — Dem hatte auch etwas davon gedämmert,

er hatte aber nicht blos die Augen, ſondern den ganzen Kopf voll Schnaps gehabt, und ſich damit getröſtet, es ſei entweder ein Traum oder nur Spaß geweſen, wär' es Ernſt geweſen, ſo hätte der Bruder ſicher ſich ſchon gemeldet. Er brüllte daher ſein Weib tapfer an, bis es getröſtet war. Das währte aber nicht lange. Der Jüngere meldete ſich, der wußte ganz genau, was geſchehen war. Freilich kam er nicht zum Bruder ins Haus und ſagte ihm: Weißt, der Hof iſt jetzt mein! Er liebte den Spektakel nicht, den eine ſolche Kunde abſetzen mußte, auch nicht Schläge, welche ſehr möglich geweſen wären, denn ſein Bruder war ein handfeſter Mann und hatte Söhne und Knechte. Er kannte genau des Bruders Gänge, er wußte, daß er keinen Wochenmarkt im benachbarten Städtchen fehle, und in welcher Schenke er immer zur nämlichen Zeit anzutreffen ſei. Dort fand er ſich ein mit zwei Männern, welche auch um jenes Feuer geſeſſen. Dem Aeltern kam nichts Böſes in Sinn, er brachte ſein Glas dem Bruder, und erſt nach einer Weile und noch manch anderm Glas ſagte dieſer: Wie wär's, wenn wir gingen, den Kauf anzugeben und darüber zu ſchwören, es ſchickte ſich heute gar wohl. Mir recht, ſagte der Aeltere, aber die Weiber ſollten dabei ſein. Du zahlſt doch Wein bis die Kuh einen Batzen gilt? — He, ſagte der Jüngere, man kann ein andermal bei den Weibern nachbeſſern, aber heute hülfe ich es fertig machen; und zu ſeinem großen Schrecken ſah der Aeltere, daß aus dem Spaß bitterer Ernſt wurde. Nun wollte er aufbegehren, wollte wie ein in bewußtloſem Zuſtande gebundenes Roß ſeine Bande ſprengen, aber man trank ihm zu, man ſprach ihm zu bis er wieder zum Glauben kam, er habe einen Schick gemacht und könne glücklich werden, erſt jetzt ſo recht erfahren, was eigentlich Leben ſei.

Der gute Tropf, der zu Hauſe oft ein Wütherich war, der wurde willenloſer als ein kleines Kind, wenn man ihn auf die rechte Weiſe zu nehmen wußte, er hatte keine eigene

Ansicht mehr, man konnte ihm eingeben, welche man wollte. Der gute Tropf ging hin und gab den Hof, gab den Boden unter seinen und seiner Familie Füßen weg, kein Wunder, daß er und seine Familie verschlungen wurden von dem ungeheuern Abgrunde, wo die vergangenen Herrlichkeiten der Welt begraben liegen. Stolzen Muthes ging er am Abend noch heim, als hätte er einen Preis gewonnen, am folgenden Morgen kam dann der Katzenjammer nach. Natürlich vernahm es die Frau alsbald, wahrscheinlich gleich nach Mitternacht, was geschehen war, und weckte das ganze Haus vor Tag mit ihrem Jammer bis an ihren Eheherren, der, wenn er in seinem Bett lag, von den Posaunen des jüngsten Gerichts im mindesten nicht berührt worden wäre. Geschehen war geschehen, heulen konnte man wohl, aber es half nichts. Ein gewisser stumpfer Trotz setzte im Aeltern sich fest, er wollte nicht der sein, der sich habe beschummeln lassen. Er habe gethan, was er für gut gefunden, was solle er bauern mit einem solchen Tätsch von Weib? Dazu habe er auch das Recht; er sei weder bevogtet, noch werde Jemand an ihm verlieren, er habe Vermögen genug für sich und seine Familie, sie würden Niemanden plagen und darum gehe es Niemand was an, was er mache. So haben schon Viele aufbegehrt, sie kannten nicht blos die kommenden Tage nicht, sondern nicht einmal die Richtungen, nach welchen die Wege gingen, auf denen sie liefen, dachten nicht, daß sie schnurstraks zur Gant und zum Bettel führten. Der gute Mann hielt sein Vermögen auch für sehr bedeutend, aber es kam ein Tag, wo er aus dem Irrthum kam. Den Hof hatte er also verkauft um eine bestimmte Summe, diese Summe hielt er, einige geringe Schulden abgerechnet, für sein Vermögen. Da war sein Irrthum. Der Bruder zeigte sich nicht bei ihm, Nutzens und Schadens Anfang war etwas hinausgestellt, und derselbe hatte gesagt zum Aelteren: es ist dann nicht, daß du aus dem Hof mußt, bis du was Anderes hast, du kannst da

[redacted]

Wer von Konſtantinopel nach Bern fährt oder läuft, es kömmt auf Eins, der trifft in einem ziemlich engen Thale, in welchem aber die flüſſigſten Wieſen ſind, die fruchtbarſten Aecker, die Thalwände mit dem ſchönſten Holz bewachſen, einen Bauernhof. Links von der Straße, nämlich von Konſtantinopel her, ſteht etwas erhöht ein mächtiges Haus mit Lauben ringsum, rechts ein dunkles einſtöckiges, aus Stein erbaut. Selbſt im Sonnenſchein hat das Ganze etwas Düſteres, man weiß nicht woran es liegt, aber trotz dem reichen Ausſehen ſagt man ſich unwillkürlich: da gefiele es mir nicht, da möchte ich nicht wohnen. Wie es Menſchen giebt mit finſtern, unheimlichen Geſichtern, bei denen es uns unwohl iſt, die man lieber im Rücken hat als im Geſicht, lieber hundert Schritt vom Leibe als nur drei, wo es uns wird, als berge ihre Haut ein ſchwarz Geheimniß, ein ſchaurig Räthſel, gerade ſolche Häuſer giebt es auch. Wenn wir über ihre Schwelle treten ſollen, zaudert unwillkürlich der Fuß, wir greifen in die Taſche nach dem Meſſer, wir merken uns wohl die Einrichtung, damit wir im Fall der Noth das Loch wieder finden. Ungefähr ſo ging es mir allemal, wenn ich bei dem Hauſe vorbeikam, ohne daß ich jedoch deswegen weiter nachdachte oder nachfrug.

Einmal, Anfangs des Sommers war's, ging ich wieder das Thal hinauf mit ſchnellen Schritten, ein Gewitter drohte am Himmel, die ſchwarzen Wolken ſahen gar zornig über die ſchwarzen Tannen herein ins ſchwarze Thal. Ich holte einen Wanderer ein, wahrſcheinlich ein Handelsmann aus der Gegend, der, als ich ihn erreicht, alsbald ſeinen Schritt verlängerte, weil er lieber in Geſellſchaft als allein der Gefahr entgegen ging. Einzelne Windſtöße fuhren durch die Tannen, einzelne Tropfen fielen ſchwer in den Staub. Das beſchriebene Haus ſtand eben vor uns, düſterer als nie. Das nächſte Dorf war noch eine kleine halbe Stunde weit. Wollen wir etwa da unterſtehen? fragte mein Begleiter, ins Dorf kommen wir kaum ehe es losbricht. Lieber nicht, ſagte ich, bei ſchönen Tagen ginge ich nicht gerne in dieſes Haus, geſchweige denn bei einem Gewitter. Es wird mir immer ganz unheimlich, wenn ich an dieſem Hauſe vorbei gehe, ich weiß nicht warum. Kurios, ſo wollen wir weiter, ſagte der Mann, es iſt mir ganz recht ſo, ich denke erſt jetzt daran, hätte ſonſt nichts geſagt von unterſtehen; aber wir müſſen ausziehen, was wir mögen, wenn wir nicht naß werden wollen bis ins Mark hinein. So zogen wir denn aus, brauchten die Beine nach Vermögen, dazu allen Athem, den wir im Kaſten hatten, gaben mit Fragen und Antworten uns nicht ab und kamen unter Dach noch mit trockner Haut, blos der Rock hatte was abgekriegt. Als wir unterm Dach geborgen ſaßen, und uns gütlich thaten an einem Glas Wein, gedachte ich der Worte meines Begleiters und frug nach deren Bedeutung. Er wollte nicht gleich mit der Sprache raus, endlich erzählte er mir folgende Geſchichte:

Es waren zwei Brüder, der ältere iſt geſtorben, der jüngere lebt noch, iſt einſtweilen ganz munter, ungleichere Brüder gab es nicht auf der Welt. Der ältere war ein luſtiger Bruder, arbeitete nicht am liebſten, lebte gerne gut, meinte aber nicht, er müſſe alles alleine haben, ſondern gönnte

Anlagen auch dazu, war wild dazu, und nahms auch mit den Worten nicht genau, so wenig als mit dem Gelde. Den Andern war er wie ein Abweisstein von Granit. So lang er lebt, weiß man von keinem Gefühl als fürs Geld. Sonst ist er unempfindlich und unbeweglich. Probirs wer es wolle, ein Bettler oder ein Pfarrer, ihn für einen Kreuzer um Gotteswillen zu bewegen, es ist alles vergeblich, da kann man ihn streicheln, ihn rühmen, oder schelten, es ist alles eins. Er lächelt in sich und denkt: red du nur, du Löhl, so lang du magst, mag ich hören. Meint Einer, was er ausgerichtet, so sagt er endlich, es sei ihm einstweilen nicht darum, er könnte nicht eintreten, wenn er allenthalben gehen wollte, wo man es begehre; er wäre längst um sein Hab und Gut. Arbeitsam ist er, braucht nichts vor den Leuten, aber was er braucht, wenn es die Leute nicht sehen, das weiß man nicht. Dem Anschein nach nicht wenig. Je weniger er Andern es gönnt, desto besser scheint er es sich schmecken zu lassen privatim. Wie mit dem Gelde, ist er sparsam mit Worten, aber was er sagt, ist schwer, scharf gehauen und gestochen. Beide Brüder hatten schöne Höfe, der ältere den, an welchem wir vorbeigegangen sind, der jüngere einen andern noch schönern eine Stunde davon; den Wald besahen sie gemeinsam. Der Jüngere hatte noch viel Geld ausstehen, dem Aeltern begann es nach und nach zu fehlen. Ein Bauernhund und ein Bauernhof haben es mit ihrem Bauern gleich; ist er ihnen treu und denkt an sie, sind sie ihm treu und lassen ihn in keiner Noth stecken. Nun war der Aeltere öfters nicht daheim, überwachte die Arbeit nicht, und war er daheim, so mochte er doch nicht bei der Arbeit sein, machte auch nichts daran, wenn es nur fertig wurde, gleichviel wie. Die Frau war auch nicht eine, in deren Kittel eine Bäuerin stak. Sie hielt sich an die Vorschrift, daß Eheleute Lieb' und Leid mit einander theilen sollten; dachte daher, wenn sie liebe, was ihr Mann liebe, so werde sie nicht viel fehlen. Die Kinder

fallen könnten, als er sie haben wollte. Daß ein rechter Hausvater zu rechter Erziehung den lieben Gott nöthig hätte, fiel ihm auch nicht im Traume bei. So wuchsen sie auf als gewaltige Knebel bis zur Zeit, wo üblicher Weise solche Knebel nach Weibern greifen. Das ist ein wichtiger Punkt in einem solchen Hause, und wenn ein Sohn mit Einer kommt, deren Vater nur Geißen hat oder nur ein Kuhli oder zwei, ja dann hat es gefehlt, dann ist ein Jammer voll Zorn, als ob Gott der Sohn von den Juden noch einmal verrathen und gekreuzigt worden wäre, und wenn noch zwanzig Jahre die Krankheit den armen Leuten die Kartoffel fräß, das Korn aber dabei im guten Preise bliebe, so würde dieses Unglück für viel geringer geachtet als das erste. Auch diese Epoche ging für unsern Mann glücklich vorüber. Die beiden ältesten Söhne heiratheten ziemlich nach seinem Willen, während der jüngste einstweilen noch bei ihm blieb. Dem Aeltesten übergab er den Hof, den er so wohlfeil gekauft, der sollte ihn nun einstweilen bearbeiten und dann besitzen. Wie der nun da einzog, war es, als hätte die Strafe auf ihn gelauert und fasse ihn plötzlich. Es ergriff ihn eine gewaltige Trinksucht. Es war als wäre der Geist seines Oheims umgegangen unstät, hätte eine bleibende Stätte gesucht und sei, als der Neffe ins Haus gekommen, in diesen gefahren, hause nun da und fahre fort, wo er es beim Leben gelassen. Diesem Oheim wurde er in all' seinem Thun und Lassen immer ähnlicher, es mußte dem Vater wirklich vorkommen, als habe er seinen ältern Bruder vor sich. Er hat die ganze Liederlichkeit, nur nichts von der Gutmüthigkeit, welche der Oheim doch noch hie und da an den Tag legte. Er ist in allen Dingen hart wie sein Vater, und je mehr er trinkt, desto böser wird er, er ist keiner Kreatur Freund, er schlägt Menschen und Thiere, Weib und Kinder; ob er auch den Vater schon in die Finger genommen, darüber herrschen im Publikum zwei verschiedene Meinungen. Er arbeitet wenig oder nichts mehr, der Vater hat den Hof

wieder an die Hand genommen, vielleicht daß ihm der Sohn sonst auch verkauft hätte. Der Vater muß ihn nun wieder bewirthschaften und alle Wochen so manchmal hinüberkommen und alle Mühe und alle Noth ausbaden und immer das Herz voll Zorn fassen, für Mitleid ist kein Platz in demselben. Mit dem Sohn hat er nicht das mindeste Erbarmen. Wenn ihm derselbe nur bald aus den Augen wäre, soll er gesagt haben; daß er dieses ob seinem Bruder verdient, daran denkt er nicht von ferne. Im letzten Winter, es soll gerade an demselben Tag gewesen sein, da er seinem Bruder den Hof abgekauft, kam er vom Markte heim, es war schon finster. Er stolperte über etwas, es war ein Betrunkener, der auf der Straße lag, und als er noch etwas genauer hinsah, war es sein zweiter Sohn, der da in der Straße lag. Da fluchte er und sagte, es nehme ihn doch Wunder, ob sie alle drei den gleichen Weg dem Teufel zu wollten. Dieser Sohn wohnte bei seinem Schwiegervater, mußte sich dort in Acht nehmen, aber wo er Gelegenheit hat, besudelt er sich, wird dem ältern immer ähnlicher. Der Vater merkt es jetzt, daß er angesteckt ist, und was sagt er dazu? Meintwegen, sagt er, zu dem kann sein Schwäher sehen, der geht mich nichts mehr an, er wollte ihn einmal drüben haben, jetzt sehe er zu! Es will manchmal die Leute dünken, als wäre es ihm recht, wenn die beiden ältern Söhne nur bald fort wären, so könnte er dem jüngern desto mehr zuschanzen, ihn desto reicher machen. Dann bliebe ein desto größerer Stock beisammen. Den liebt er und sonst nichts auf der Welt, und am meisten haßt er die, welche ihn für etwas ansprechen, sei es für sich selbst oder für Andere. Aber fluchen thut er nicht mit ihnen, kaltblütig, spöttisch, vom Himmel hoch herab weiset er sie ab, daß man noch lange nachdenken muß, ob man dann eigentlich irgend in etwas gefehlt, daß er so habe kommen dürfen, und daher meist erst lange nachher zu dem Zorn kömmt, den man gleich ihm gegenüber hätte haben sollen, um ihm einmal seinen

rothen Schnabel ſo recht vaterländiſch zu waſchen. Das graut nun aber den Leuten immer mehr. Die alte Geſchichte, welche vergeſſen ſchien, taucht immer mehr auf. Es werde ſein, daß vielleicht ſchon ſeine Großkinder das Brot ſuchen müßten, wo ſeines Bruders ſeine, ſagen ſie. Es werde viel geändert in der Welt, aber an Gottes Wort werde man nicht viel machen können, daß die Sünden der Väter geſtraft würden bis ins dritte und vierte Geſchlecht an den Kindern.

Sie möchten es zwar dem Alten beſſer gönnen, wenn er ſelbſt abthun müßte, was er verſchuldet, von Rechtswegen hätte er es verdient, aber der Herr werde ihm an einem andern Orte aufmeſſen wollen, was ihm gehöre, ſagen die Leute. Vom Jüngſten wird auch ſchon allerlei geſchwatzt, während Andere ſagten, der habe des Vaters Art, der gönne es ſich auch und Andern nichts, aber er nehme nicht mehr als ihm wohl mache, ſelten ſehe man ihn mit einem Rauſch.

So ward mir erzählt, während es draußen brauſte und ſtürmte. Doch ging die Rede nicht ſo ununterbrochen, ſondern es gab dazwiſchen noch gar manche Rede und Gegenrede, denn Wirth und Wirthin miſchten ſich auch ein und gaben ihren Senf dazu, aber der Kürze wegen ward es ſo zuſammen gezogen und viel ausgelaſſen. Beſonders gilt dieß von dem, was die Wirthin zu erzählen wußte. Sie war ſehr bekannt im Geiſterreich und namentlich mit zwei oder drei Geiſtern, welche auf jenem Hof umgingen, die man ſehen könne am heiter hellen Tag, von denen die Dienſtboten Wunder zu erzählen wüßten, und von denen ſie einmal einen ſelbſt geſehen, doch nur am Rücken.

Als das Gewitter ſich verzogen hatte, gingen wir weiter und Neues verdrängte das Alte.

Ein Jahr ſpäter, da ich wieder nach Konſtantinopel gehen wollte, kehrte ich in ſelbem Wirthshauſe ein, wo ich das Obige vernommen hatte. Die Wirthsleute kannten mich noch und *kaum hatte die* Wirthin mir meinen Schoppen gebracht, als

sie wieder mir nichts und sagte: „Ja gelt, Herr, wie es doch gehen kann! Erinnert ihr euch, was wir hier von dem steinigen Bauer und seinem dunkeln Hofe gesprochen? wißt ihr, wie es dem im letzten Winter ergangen?“ Solche Leute meinen, was ihnen als gar wichtig vorgekommen, das müsse auch herum gekommen sein in der ganzen Welt, vom Nordpol bis zum Südpol. Als sie sich sattsam verwundert, daß ich nichts gehört, und doch hätte die ganze Welt davon geredet, erzählte sie Folgendes: Im vergangenen Winter hätten sie wieder geholzet im nämlichen Walde, wo der Handel um den Hof vorgegangen. Es sei eine große, schöne Buche gefällt worden, welche man unversägt gelassen, weil man sie für Wagnerholz habe brauchen wollen. Ein alter Knecht verfluche sich, so oft man wolle, aber die Leute könnten es ihm schier nicht glauben, daß es die nämliche Buche gewesen, von welcher damals, als der Hof verkauft worden, der Schnee ins Feuer gefallen, allweg stund sie nicht weit davon, und darauf, ob's akurat die gleiche war, kommt's am Ende nicht an.

Es war sehr kalt und hart gefroren und kein Schnee, und das Aufladen auf den Wagen ein schwer Stück Arbeit. Der Vater war nicht dabei, sondern der jüngste Sohn. Der sagte: sie wollten, ehe sie dran gingen, noch einen braven Schluck nehmen. Sie nahmen einen, und vielleicht einen nur zu braven, und gingen ans Werk. Wie es ging, weiß Niemand recht, ob eine Winde fehlte oder ein Mensch, aber die schwere Buche, die schon bald oben war, fiel zurück, der Sohn kam drunter, sie fiel ihm auf den untern Leib, und ehe man ihn darunter hervornehmen konnte, war er todt. Denket, Herr, todt! Jetzt hätte man denken sollen, gehe es dem Alten ins Herz, er werde sich geberden, daß Niemand dabei zu sein wage. Die Knechte brachten statt der Buche mit Zittern den Sohn heim, todt. Der Alte sieht sie kommen von Weitem, aber ohne Buche, steht vor dem Haus, rast

ſie an, was das ſei, daß ſie ohne Buche kämen. Es wäre ihnen lieb, ſie hätten ſie, ſagten die Knechte, und leid ſei es ihnen, daß ſie ihm das da bringen müßten. Der Alte that wohl einen Ausruf, aber glaubt ihr, daß ihm ein Auge naß geworden wäre? Er befahl, den Sohn ins Bett zu legen, den Arzt zu holen. Als er hörte, man habe bereits Einen abgeſchickt, es werde aber kaum mehr was zu machen ſein, ſagte er, he! ſo hätte man es können bleiben laſſen. Weiter that er kein Zeichen, daß er ein Gefühl hätte, es graute allen Leuten, ſie ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen, und am liebſten wäre Niemand mit zum Grab gegangen. Es glaubten Viele, wenn es da kein Zeichen gebe, ſo gebe es niemals mehr eins. Aber es gab keins. — Und jetzt frug ich, wie geht es? Denn es geſchieht oft beim größten Schmerz, daß man wie verſtockt iſt in den erſten Tagen und daß er erſt nachher losbricht. Nichts von dem, ſagte die Wirthin, er iſt wie ein Stein, nur redet er vielleicht noch weniger als früher, iſt immer wüſter gegen alle Leute, nicht blos gegen die Armen, ſeines Sohns Frau in jenem Hauſe läßt er faſt im Elend, ſie und die Kinder müſſen es entgelten, was ihm der Junge ſtiehlt und ſonſt verthut. Kein Menſch kann begreifen, wo er mit dem Gelde hinkömmt und was er eigentlich denkt und was er ſich für eine Rechnung macht. Es ſind viele Leute, welche ſagen, und es iſt ihnen Ernſt dabei, wenn der um Gotteswille nur nicht ſterbe bei ihren Lebzeiten, denn wenn er todt wäre und ſie Einem begegneten, der ausſähe wie er, ſo dürften ſie dieſe Straße nicht mehr fahren, weder bei Tag noch bei Nacht. Und ſchaut, Herr, wenn man ihn anſieht, ſo muß man es glauben. Wenn er ſo ſteinig daher kömmt mit ſeiner ſtotzigen feurigen Naſe, ſo iſt es faſt, als ob es der Teufel ſelbſt ſei, man muß ſich fürchten, man mag wollen oder nicht. Daneben iſt's gut, daß es ſo ging, es glaubt jetzt wieder Mancher, daß ein gerechter Gott im Himmel wohnt, und daß es nicht

gleichgültig ist, wie man auf Erden thut. Der mache sich jetzt nur noch so flettig gegen den lieben Gott, aber wenn es Zeit sei, werde der es ihm schon zeigen, wer Meister sei, sagen alle Leute. Aber, sagte ich, die Leute hätten doch noch bessere Ursachen, um an Gott zu glauben, als so etwas. Ja, sagte die Frau, die Leute sind drum gar wunderlich, sie wollen die Sache vor Augen haben und mit den Händen greifen, und wer es da nicht greifen kann, ja dem, Herr, ist nicht mehr zu helfen. Da half Disputiren nichts mehr, und ich muß sagen, ich vergaß die Sache auch nicht.

Nur schien es mir sonderbar, wie es an einem Orte so gehe, an andern Orten anders. Ich kannte Leute, welche viel Böses gethan, immer so unsauber waren im Gewissen wie jener Alte, denen war nichts Absonderliches begegnet. Im Frieden schienen sie süße Früchte ihrer Ungerechtigkeit zu genießen, hell auf, vom zürnenden Gott vergessen zu sein in alle Wege. Und warum bei diesem steinernen Klotz an den Kindern strafen, die nichts verschuldet, und deren Strafen ihm nicht einmal weh zu thun schienen, warum nicht ihn selbsten schlagen mit einer Pein, die in Mark und Bein ihm fährt? Da dachte ich, daß nicht umsonst gesagt sei, meine Wege sind nicht euere Wege, und meine Rathschläge sind unerforschlich, dachte an den armen Hiob, der anfänglich auch mit solchen Fragen in seinem Elende sich selbsten noch peinigte, an David, der in seinem dreiundsiebenzigsten Psalm sie aufwarf und beantwortete. Es ist so Vieles auf Erden wunderbar vor unsern Augen, Vieles wird im Lauf der Jahre uns klar, und Vieles wohl erst, wenn die Räthsel aufhören, und von Angesicht zu Angesicht wir schauen, was den Augen, die aus Erde gebaut sind, verborgen war. Ueber diese Gedanken war wiederum manches Gräslein gewachsen und entweder vom Vieh gefressen worden oder in Schnee erfroren, und weit herum war ich gewandert, nicht blos hin und her zwischen Konstantinopel und Bern, sondern durch Steppen

und allerlei wüste Orte, und bin doch nicht der ewige Jude, noch viel weniger dessen Frau, die ihm der Franzose Sue angehängt hat, als hätte der arme Teufel nicht an sich selbsten genug. Ich muß halt auch wandern und weiß nicht wie lange, doch hoffentlich nicht so lange als der ewige Jude, und ich weiß auch warum. Aber nicht darum, wie er, weil ich den Heiland nicht will absitzen lassen vor meinem Hause, sondern weil ich ihn eben suche, daß er bei mir einkehre und Herberge mache. In Konstantinopel bin ich zwar immer noch gerne und wandere von dort nach Bern, die Türken habe ich nicht ungerne, sie rauchen guten Tabak und haben gutes Rosenwasser, handle damit nach Bern, wo man gerne zu gutem Geruch kommen möchte und es fast nicht zweg bringen kann.

Als ich nun das letzte Mal durch jenes düstere Thal Bern zuschritt, war es wieder Frühling und sehr lieblich, in mannigfaltiger Farbenpracht schimmerte das von verschiedenartigem Laubwerk eingefaßte Thal. Auf jedem Baumzweig saß ein Sänger und pries auf seine Weise seinen Schöpfer und Herrn. Es war als sei es das Jugendfest der Schöpfung, die Feier der Tage, wo der Herr endlich sein Werk betrachtet und gesagt hatte: siehe, es ist alles sehr gut. So wanderte ich in stiller Freude den schattigen Weg entlang und vergaß meine armen Beine und kam mir selber vor, als ein Jüngling auf der Wanderschaft. Hätte gerne mit gesungen den Preis auch meines Schöpfers, wenn ich es so schön gekonnt, wie des Waldes Vögelein. Als ich zur Beugung des Thales kam, wo das dunkle Haus so unheimlich vors Auge trat, stellte es mich unwillkürlich, obschon ich nicht daran gedacht hatte. Es war nicht mehr da das dunkle, unheimliche Haus, heiter sah man weiter ins Thal hinaus, weißlicht schimmerte es über den Platz hin, auf welchem das Haus gestanden war. Als ich genauer hinsah, schien es mir Bauholz zu sein, bereits überhauen, das Alte werde wahr-

ſcheinlich verbrannt ſein, dachte ich. Ungefähr hundert Schritte vor mir ſtand ein Mann im Wege und hackte etwas in der Straße, als wäre er ein Weggnecht, aber für einen ſolchen kam er mir ſonderbar vor. Er trug eine blaue halbleinene Kappe, wie ſie vor hundert Jahren allgemein waren, und einen grauen Mantel mit einem Kragen, der über die Arme hing, und die Sonne ſchien ſo warm. Den fragſt du, dachte ich. Aber den konnte ich nicht fragen, der glitt vor mir weg, oder machte ſich vorwärts, ich wußte faſt nicht wie, aber an ihn heran konnte ich nicht kommen. So kam ich unvermerkt dem Bauplatz nahe, dort verſchwand mir der Mann, aber auf einem behauenen Holz ſaß ein Weib und gaumete ein Kind. Es war ein blaſſes, aber junges Weib, mit verſtändigen Augen, aber ernſten Mienen. Sie ſagte mir, das Haus ſei das ihre geweſen, im letzten Sommer abgebrannt und ſie kaum mit dem Leben davon gekommen. Da ſei Holz für ein neues, ſie wollte es wäre ſchon gebaut.

Und der alte Mann, der vor mir ging und hinwegkam, ich weiß nicht wie, wer iſt das? frug ich. Sie ſah mich ſeltſam an, ehe ſie antwortete, und ich ſah ſie auch an, und ſah, daß ſie eigentlich recht ſchön und noch mehr als ſchön war, daß ſie ſo ein inniges Geſicht hatte, wo man gerne hinter die Scheibe ſchlüpfen möchte, um zu erfahren, was da hinten für Liebes und Gutes wäre. Als ſie merkte, daß ich ein Fremder war, und keine Bosheit hinter der Frage, ſagte ſie, es iſt der Großvater. Darauf begann ſie mit dem Kind, das unruhig wurde, zu plätzperlen und ich ging weiter. Da fiel mir plötzlich ein, das ſei allweg der harte Mann, von dem man geſagt, der ſei ſteinern, der ſei unempfindlich gegen Gottes Gerichte, und was war jetzt mit dem, daß er mich ſo ſeltſam floh, ſo ſeltſam auf der Straße verkehrte?

Man kann denken, daß ich lange Beine machte, dem bekannten Wirthshauſe zu, und nicht viel fehlte, ich hätte den Mund den eilenden Beinen noch weit vorausgeſandt und

meine Fragen abgeschossen, sobald das Wirthshaus mir in den Gesichtskreis trat. Es traf sich gut für das, was mich brannte. Die Wirthsstube war leer bis auf die Wirthin, und so eine einsame Wirthin lechzet zunächst nach einem Gast eben so sehr, als dieser nach einem Schoppen. Sie begrüßte mich als einen alten Bekannten, und sehr viel war es von uns Beiden, daß sie nach meinen Bedürfnissen sich erkundigte, ich verständigen Bescheid gab, sie der Befriedigung meiner Wünsche nachgehen ließ, ehe ich aufs Tapet brachte, was sichtlich uns Beide drückte. Freilich hatte sie kaum Schoppen und Glas auf den Tisch gestellt und Antwort auf die Frage erhalten: oder befehlet Ihr wyters öppis? als wir, wie aufs Tempo, uns zwei andre Fragen zuwarfen. Ja gelt Herr, sagte sie, wie es doch geht, aber da kann man wieder sehen, daß, was auch die Menschen sagen, Gott der Herr doch immer der stärkste ist. Und zwingt ers nicht mit dem Einen, kommt er mit dem Andern, bis der Mensch am Boden ist. Jedermann hat gemeint, der Bauer im dunkeln Thal sei von Stein, und an dem bringe Gott nichts ab. Aber wohl dem hat er es auch gezeigt und man weiß nicht, soll er einem erbarmen oder soll man es ihm gönnen?

Natürlich sagte ich nun auch, was ich gesehen, so neugierig ich auch war, zu vernehmen was geschehen, aber so hat mans, reden thut man noch lieber als hören, s'ist aber jedenfalls ein Fehler. Endlich kam die Wirthin zum Fortfahren und redete also: Ja denket doch, Herr, wie es gehen kann in der Welt, ganz ungsinnet, wie Niemand dran denkt. Da ging der Alte einher so stolz und stark wie ein Eichbaum, man hätte denken sollen, drei Tage nach dem jüngsten müsse Gott der Herr ihn noch todt schlagen, wenn er ihn todt haben wolle, und daneben hat er Alles regiert in seiner Familie und in der Gemeine, es mußte ihn Alles fürchten. Mit Arbeiten und Geizen wurde er immer ein ärgeres Scheusal. Vor einem Jahr trat er mit seinen Häusern aus der

Brandkasse. Hier brenne es doch nicht, und er wollte ein Narr sein, länger für Andere zu bezahlen, hat er gesagt. Im vergangenen Jahr ward es spät Frühling, dann gleich schrecklich heiß, das Gras wuchs schnell, war ungewöhnlich mastig, kam schnell und heiß auf einander und mancher Heustock verbrannte. Dem Alten sagte man oft, sein Heu rieche wohl stark, er solle drein schroten lassen, aber er wollte nicht. Wird mit der Zeit schon bessern, sagte er, jetzt hätte er mit dem Emd zu thun, das pressire. Er pressirte mit dem Emd, und am Tage, wo er alles herein hatte, sagte er, nicht um manche Dublone wollte er, daß er noch eine Handvoll draußen hätte, die, welche noch draußen hätten, könnten sehen, wie sie es herein brächten, es gebe ander Wetter. Seine Leute aber waren straplizirt, sie konnten kaum mehr auf den Beinen stehen, und wo sie ablagen, da lagen sie. Wir hatten selben Tag auch viel eingemacht und schwer lag der Schlaf auf uns, wir hörten Stürmen und Brüllen und konnten nicht erwachen, bis uns fast die Fenster eingeschlagen wurden, und als ich endlich ein Auge aufthat, war die Stube ganz heiter. Wohl da that ich das andere auch auf, wir meinten, unser Haus sei in Brand. Gottlob war es nicht, sobald wir draußen waren, wußten wir wo es war; denn blutroth stand die Flammensäule hinter dem Walde und Funken sprühte es bis hierher.

Was man schon lange gesagt, war geschehen, das Feuer im Heustock ausgebrochen, alles spindeldürr. Alles im Brande, ehe Jemand erwacht, mit Noth wurden die Kinder gerettet, halb verbrannte der betrunkene Sohn, alles Vieh blieb im Feuer. Da sah man den Mann wild und zornig, sein Verlust war groß, es brannte ihn aber mehr noch, daß er daran Schuld war, was er zwar Niemanden eingestand, ja sich selbst es ableugnete, hauptsächlich aber, daß es da nicht nach seinem Willen ging, daß eine Macht über ihm war, an der er nichts machen konnte, daß ihm ein Haus verbrannte,

wozu er den Befehl nicht gegeben, so ganz gegen seinen Willen. Niemand hatte Erbarmen mit ihm, aber wohl mit der armen Frau, die das größte Leiden hatte. Sie sollte ihrem Mann abwarten, für alles sorgen und hatte nichts. Der Alte wollte mit Geld nicht ausrücken, wenn die Leute nicht besser gegen sie gewesen wären, sie hätte es nicht machen können. Endlich konnte der Mann sterben, aber des Schwiegervaters Zorn mußte sie alle Tage frisch haben. Er hatte im Kopf, noch selben Herbst ein neues Haus unters Dach zu bringen, aber das gabs ihm nicht. Es ist kurios, seit die Leute merkten, daß ein Stärkerer über ihm war, waren sie auch nicht mehr so unterthänig gegen ihn, wollten die Hände ihm nicht mehr so unter die Füße legen. Er brachte die Werkleute nicht herbei, wie wüst er auch that. Die Nachbarn wollten ihm nicht fahren, wie er dachte. Sie sagten ihm begreiflich nicht ab, aber heute wollte es sich Diesem nicht schicken, morgen Jenem nicht, wie man es hat mit Sachen, die einem zuwider sind. Zudem war es ein böser Herbst, wo man nichts machen konnte, die Tage zur Arbeit so gleichsam nur stehlen mußte. All sein Zorn ging dann über die arme Frau aus, sie sollte an allem Schuld sein.

Letzten Winter, bald nach dem Neujahr wars, da bekam er einen Brief von Bern, darauf fuhr er hinein, und am Abend kam er wieder, aber wenn das Roß den Weg nicht besser gewußt, als er, er wäre nicht heimgekommen, denn er war nicht bei sich, er kannte Niemanden und wußte nicht, wo er war. Es brach ein schreckliches Fieber aus, es hieß, es sei der Hirnbrand, es dachte Niemand, daß er davon käme. Und doch schlug er durch und brachte das Leben davon, aber was für eins! Er redet kein Wort mehr, von seinem Hof hat er sich fortgemacht und hält sich bei seiner Schwiegertochter auf, kennt aber keine Zeit, weiß nie, ists Morgen oder Abend, bei keiner Mahlzeit stellt er sich ein, er ißt, wenn er hungrig ist, was er findet. Um nichts kümmert er sich, jetzt

kann meinethalben bauen wer da will. Er geht mit einem Pickel oder einer Haue Straß auf, Straß ab, kratzt darin, suchet und kann nichts finden, schüttelt den Kopf, geht weiter und kratzt an einem andern Ort. Man wollte es ihm verbieten, aber er that so wüst, daß man es bleiben ließ und dem Wegknecht aparten Lohn zahlt, damit er ausbessere, was der Alte verdirbt, denn er macht oft große Löcher. Läßt man ihn machen, so thut er Niemanden etwas, im Gegentheil, er flieht vor den Leuten, weicht aus, daß man oft nicht weiß, wo er hinkommt. Ein trauriger Anblick! Die Leute sagen, verdient habe er sein Unglück, aber er könne sie jetzt doch fast erbarmen. Daneben sei es ihnen lieber, er müsse jetzt umgehen und abbüßen, als daß er nach dem Tode abbüßen und wiederkommen müßte. Das wäre ihnen zum Entsetzen. Es sei schon so einsam und lang durch das Thal, daß es einem oft für nichts und wieder nichts kalt den Rücken auffahre. Wenn man dann erst noch den Alten da antreffen müßte, wie er kratze in der Straße, so dürfte kein Mensch mehr den Weg brauchen, weder Tag noch Nacht. Aber, frug ich endlich, weiß man nicht, was ihm in Bern zugestoßen, oder ob das ihm nur so von selbst, wie man zu sagen pflegt, gekommen ist? Man redet davon wohl freilich, aber eigentlich vor die Leute läßt man es nicht, man verheimlichts so gut möglich. Wie bekannt, gönnte er Niemanden etwas und gab Niemanden etwas, nicht einmal steuern und tellen wollte er, wie üblich und bräuchlich, ja auch sein Geld gönnte er den Nachbarn nicht, wenn sie es ihm auch verzinsen und versichern wollten, mehr als gesetzlich.

Da geht nun die Rede, und es soll mehr als gewiß sein, er habe alles Geld, welches er habe auf- und anbringen können, einem Bankhaus in Bern gebracht, und das habe es ihm in fremde Länder gebracht, wo es für Eisenbahnen verbraucht worden sei. So habe man es ihm hier nicht nachweisen können, und darum habe er keine Steuern davon

bezahlen müſſen. Das iſt nun vor Gott und Menſchen nicht recht, man denke, wenn es alle Menſchen ſo machen wollten. Dazu war hier eine ſchreckliche Geldnoth, es mußte Mancher von Haus und Hof, weil er kein Geld finden konnte, und hatte doch doppelte Sicherheit und mehr, und verkaufen konnte er nicht. Nun habe ihm das Bankhaus geſchrieben, er ſolle eilends auf Bern kommen wegen wichtigen Sachen und habe ihm da geſagt, das Geld ſei alles verloren bei Heller und Pfennig, außer wenn man noch einmal viel ſetze, ſei vielleicht etwas wieder zu gewinnen. Das habe ihm ins Gemüth geſchlagen wie ein Blitz. Er wolle ſich beſinnen, habe er erwiedert, ſei zum Stall gegangen, habe geſagt: Stallknecht, ſpann an, und das ſeien die letzten Worte, die man von ihm gehört, und weiter weiß man nicht, was er denkt und was er ſinnt. Aber die Leute ſagen, er ſuche das Geld, das er an den Eiſenbahnen verloren, auf der Straße, ſo gleichſam, als ſei es da verlochet, ſo wie Andere wiederkommen müſſen, wie die Leute ſagen, um vergrabene Schätze zu ſuchen oder zu hüten. Das iſt, was man weiß davon, und das iſt die lautere Wahrheit, die Köchin im Schloß hat es mir ſelbſt erzählt. Ihr Herr wiſſe es ganz gewiß, hat ſie geſagt.

Ich hatte andächtig zugehört und dachte jetzt daran, wie wunderbar des Herrn Wege ſeien und wie ans Licht kam, was unerforſchlich geweſen. Gott weiß, was im Menſchen iſt und was ſein Schatz iſt. Hier zeigte Gott es klar, was ein Geiziger iſt und wo er ſeine Liebe hat, nicht beim Bruder, nicht bei den Kindern, geſchweige bei den Armen; er hat ſie beim Gelde, da iſt ſeine Seele. Und wenn dann der Geizige das Geld laſſen muß, wenn ſo einer armen Seele genommen wird, was ſie hat, was bleibt ihr dann und was wird aus ihr hier in der Zeit, dort in der Ewigkeit?

O Menſch, bedenke!

Riggi Ju.

Ein Lebensbild unſerer Zeit.

(Erſchien zuerſt in Hofmann, Volkskalender 1. Jahrgang.)

Er hätte Speckſyte lieber als Viſite, hat einmal ein reicher Bauer geſagt. Der Bauer war aber auch konſequent, er that zwei Dinge nicht, er ging weder z'Viſite noch lud er welche ein. Nun aber gibt es noch andere Leute, die ebenſo ungern Viſite haben, als jener Bauer, und zwar aus drei guten Gründen; erſtlich aus Mangel an einem geeigneten Local, zweitens aus Mangel an Etwas, womit ſie aufwarten können, und drittens aus Mangel an Geld, derlei Dinge zu kaufen, und wenn man wollte, könnte man ganz füglich noch hinzuſetzen, aus Mangel an Credit, Etwas auf Borg zu kriegen. Dagegen gehen ſie für ihr Leben gern z'Viſite und laden ſogar z'Viſite ein, und je weiter von der Heimath um ſo dringlicher, in Chur oder Genf laſſen ſie es ſich wenigſtens dreimal in die Hand verſprechen, in Kroatien oder Dalmatien würden ſie ſich kaum mit einem feierlichen Eid begnügen, es müßte wenigſtens noch ein Handgelübde dazu ſein.

Unter dieſe Leute gehörte Riggi Ju, ein freier Schweizer und ſogar Lieutenant zu Schoppenheim im Schwefelgraben, gleich hinter der dürren Aegerten, einige Stunden von Strängelbach, anmuthig gelegen. Riggi Ju war ein herrlicher Pantoffelzapfen, ein luſtiger Bruder, beſonders wenn er nicht daheim war, immer oben auf, immer hell auf, und wenn er kanonenvoll war, ſang er am ſchönſten und machte ſich am

angenehmſten. Er hatte Bildung und las die ausgezeichnetſten Werke der deutſchen Literatur, z. B. den Pilger von Langenthal, ja, was noch mehr ſagen will, er verſtund ihn. Auch ſprach er ein reines Franzöſiſch. Sein Vater hatte die Koſten nicht geſcheut und ihn zwei Sommer hindurch bei einem Käſer auf den Pieterlen Bergen gehabt, wo bekanntlich das reinſte Wälſch um Biel und anderen Orten herum geſprochen wird, was man beſonders dem Umſtand zu verdanken hat, daß der Pfarrer von Pieterlen verpflichtet iſt, alle drei Jahre einmal franzöſiſch zu predigen. Ja, Niggi Ju konnte ſogar Reden halten, conféderés und Eidgenoſſen führen ihm aus dem Munde, wie Blitze aus dem Himmel, aber viel anhaltender noch, ganze Tage hinter einander als wie in einem Athem. Man begreift, wie prächtig der Burſche war in unſerer feſtreichen Zeit, darum war Niggi Ju überall dabei, überall beliebt und liebte wieder. Er hatte blos zwei Fehler, ſonſt wäre er vollkommen geweſen, ein wahrer Engel, er hatte gewöhnlich kein Geld bei ſich und wer ihm lieh, der ſah nie was wieder. Dies iſt gewiſſermaßen fatal, beſonders wenn man für ſich nur mit Mühe das Nöthige aufgebracht und zuſammengekratzt hat. Indeſſen wollten doch die Meiſten lieber den Niggi Ju ſo gleichſam als ihren Opferſtock betrachten und etwas an ihn wenden, als ſelbſt Reden halten, lieber mit Kugeln in die Scheibe ſchießen, als mit conféderés und Eidgenoſſen die Wände prätſchen. Wo Wein war, da hatte Niggi Ju auch welchen, ſo lange als da war. Er war eine von den glücklichen Naturen, die auch gar keine Neugierde im Leibe haben, nie frug er: was koſtet die Flaſche, oder was ſind wir ſchuldig? Er war ein praktiſcher Kommuniſt und zeigte, wie leicht der Kommunismus einzuführen wäre, denn Widerſtand fand er keinen, und wenn Jemand was dawider hatte, ſagte er es doch nicht laut. Wo er war, ging es luſtig zu, um ſeinetwillen war die Geſellſchaft, welche ihn bei ſich hatte, äſtimirt, und um ſo mehr, je weiter man

von der Heimath war. Nach und nach erwuchs Niggi Ju zu einer Persönlichkeit, er begann sich zu fühlen; besonders seit er Lieutenant wurde, und dazu noch Pintenwirth. Als Lieutenant ließ er sich erst den Schnauz wachsen, dann noch den Bart; und Beides machte sich in seinem Gesichte, das alle Tage breiter wurde, recht stattlich. Als Pintenwirth stellte er noch mehr vor, er war Docent oder außerordentlicher Professor, der einen weiten Kreis von Zuhörern hatte, ja mancher ordentliche Professor, der in einem Semester selten drei Schüler einen Tag lang, verschweige zwei, zusammen kriegt, hätte Ursach gehabt, unsern Niggi Ju bitterlich zu beneiden; denn dem fehlten ein halbdutzend Zuhörer nie, und oft brachte er es zu einem ganzen Dutzend. Eigene Hefte hatte er nicht, allgemeine Grundsätze trug er nach dem Zeitgeist vor, das Spezielleste dann aus zwei Zeitungen, die ihm gratis zukamen, und Beides mit einer Kraft und einer Eindringlichkeit, wie sie weit um Strüngelbach herum noch nie gehört worden ist.

Er donnerte Jeden nieder, der nicht vollständig mit ihm übereinstimmte, und half mit grimmigen Blicken seinen Worten mächtiglich nach. Am meisten jedoch wirkte er mit seinen Anspielungen, wie es einmal beim Völkergericht den Pfaffen, Jesuiten und Aristokraten ergehen werde. Da fühlte man nicht blos, wie eine kalte Schlange den Rücken heraufkroch, man fühlte das blanke Messer am Halse; da setzte Jeder mit Disputiren ab. Er begann viel zu gelten, er ward ein Mann von Gewicht, ein Vertrauensmann, war Schmollis mit allen Majestäten, that dick mit geheimen Mittheilungen und meinte oft, wenn er alles sagen wollte, was er wüßte, der Schlaf verginge Manchem, ja und d's Fressen auch. Er ward nach und nach nicht blos ein Professor, sondern ein Orakel in seiner Gegend, und wenn Niggi Ju von dös Wetter sprach, so achtete man viel mehr darauf, als ob der Nesen einen Degen habe oder einen Hut. An den Festen war er indessen immer

der gleiche Niggi Ja, nur daß er von Mal zu Mal seine Fahne stattlicher trug.

Ja, so eine Fahne tragen, das hieß bei den alten Schweizern etwas. Wem eine entwendet wurde, dem drang heiß das Blut zum Herzen, der faßte, wenn sie ihm zum ersten Mal in die Hand gegeben wurde, den Schaft mit starker Hand, daß kaum der Tod Hand und Schaft von einander trennen konnte. Die alten Fahnenträger waren Helden, seine Thal, Kollin, Wendschatz und Andere mehr, wird der Schweizer nie vergessen. Das ist nun anders geworden, seitdem man nur unter Fahnen ziehen zu können glaubt, zu Gastereien und Gastgelagen, daß, wer eine Fahne auf der Straße sieht, frägt, wo eben eine Kompagnie los sei, und neben die Straße sieht, um nicht beleidigt zu werden, wo man die Fahnen ansieht als Deckmantel für Rohheit, Bosheit, bestialische Brutalität. Da in der That mag der Träger einer solchen Fahne nichts fühlen, als die Verpflichtung, am meisten zu saufen, am lautesten zu brüllen, am wüstesten sich zu gebärden. Daß man Fahnen so entweihen konnte! Die Folgen solcher Entweihung werden sichtbar werden, wenn ein blutig Morgenroth über die Schweiz aufgehen sollte. Die Obrigkeit sollte gebieten, daß an Festen, heißen sie nun wie sie wollen, wie z. B. mehrere im Canton Bern waren, nichts getragen werden dürfe, als Banner mit dem Bilde eines Schweines und eines Kalbens.

Das war das Banner der tollen Bande, der Buben aus den vier Cantonen, wie sie sich nannten, die sich im Jahr 1477 zusammenthat. Damals hatte man Sinn für Wahrheit, wollte nicht mehr sein, nicht anders heißen, als man war und that; that nicht als die Wüstesten, wüster als die Buben der tollen Bande vor vierhundert Jahren und wollte die Gebildetsten des Volkes heißen und dafür anerkannt sein.

Nun unser Niggi Ja war nun Lieutenant und Pintenwirth, aber als moderner Fahnenträger der geschilderten Art

kam ihm der Gebildetste nicht gleich, er hatte sich in seinem Fach ganz vollendet herausgebildet. Mit dem Bewußtsein seiner wachsenden Persönlichkeit wuchs auch das Verlangen für einen gewichtigen Mann zu gelten, nicht blos Leibeshalber, sondern auch in Bezug auf Geld und Gut. An dieser Meinung war ihm je länger je mehr gelegen, er suchte sie zu pflanzen mit allem Fleiß. Das that er nicht in den Hütten, wo getafelt und toastirt wurde, wo allerlei Volk war und er nicht wußte, was für Ohren seine Rede hören konnten, sondern in Privatzirkeln. Er gehörte natürlich unter die Glücklichen, welche fast immer freies Quartier hatten oder eingeladen wurden von alten Freunden, welche sie hier oder dort angetroffen und die dann aus dem FF traktirt wurden. Hier, im Familienkreise, wo man es dem Gast so recht wohl und heimelig zu machen suchte, hier war es, wo er so recht gemüthlich sprach von seinen Geschäften und Besitzungen, von Erziehung und Familie, von seinen Absichten mit derselben, ihrer Lebensweise, so daß man in vielen Familien, namentlich in solchen, die auf dem neuen Loche pfeifen, die daher den klaren, einfältigen Wahrheitssinn und namentlich das richtige Maaß zur Schätzung der Leute verloren haben, ihn für eine sehr begüterte Honoration seines Ortes hielt, die eine glänzende Zukunft vor sich hatte, und wo eine Verbindung mit ihr von Glück und Vortheil sei. Das sei ein Mann von treuherzigem Wesen, so von rechtem Schrot und Korn; von wegen mit schönen Manieren sei die Sache nicht gemacht, so einem könne man trauen, da wisse man doch, woran man sei, hieß es. In andern Familien, doch in solche kam er seltener, wollte es ihm nicht gerathen; es war ihm unheimlich, je mehr er es fühlte und nachbessern wollte, desto weniger gerieth es ihm. In solchen Familien hielt man ihn für einen Narren, der etwas scheinen wollte, was er nicht war. Auf diesen Schluß brachte sie nicht blos das Gerede, sondern auch die Kleidung, die etwas vorstellen sollte und eben nichts vor-

stellte, als das Mögen und nicht Können. In solchen Familien war es Riggi Ju nie wohl, das seien verfluchte Aristokraten oder Jesuiten, dachte er, wenn er gewußt, wie das wäre, dahin wäre er nicht gegangen, hätten keine Lebensart, wüßten gar nicht zu leben. Die Söhne, welche ihn in solche Familien eingeführt, fielen aus seinen Gnaden, er hielt sie für verdächtig, er sagte, aus solchen gebe es in wenig Jahren die ärgsten Reaktionäre und Aristokraten. Solche lud er sehr kühl ein oder gar nicht, solchen Leuten müsse man es zu merken geben, daß man ihnen nichts nachfrage, sagte er. Er kriegte aber nach und nach einen gewissen Takt, er that selten mehr Fehlgriffe, bettete sich meist wie in Abrahams Schoß. So war er auch einmal an einen Ort gekommen, wo er vor Lust und Wonne die Füße kaum unter dem Tische stille halten konnte. Es war ein reiches Handelshaus, handelte mit Tannenmist und Sägespänen, Kaffeesatz und Cichorien. Der Vater war ein wüthender Fürsten- und Pfaffenfeind, haßte Alles, was einen Kreuzer mehr hatte, als er, bitterlich, ebenso Alle, welche vornehmer waren. Die hätten ihm Alle müssen gehängt sein, wenn er versichert gewesen wäre, daß er dann ihren Adel und ihr Vermögen geerbt, und nicht etwa Jemand anders. Wie der Vater war auch die Mutter akurat, ja selbst die Großmutter gab eine Geschichte nach der andern zum Besten über die Junker ihrer Zeit und was sie von ihnen ausgestanden, dieweil sie sehr hübsch gewesen. Ein Rudel dralle, fidele Mädchen und zwei Söhne, sehr fein angezogen, dachten gleich, es war da eine Harmonie sondergleichen, nur mit dem Unterschied, daß der junge Geist bedeutend mehr schäumte und brauste, als der alte. Da ging es ganz kreuzfidel und kannibalisch lustig zu, denn der Papa nahm gerne einen, die Mama nahm gern einen, die Großmutter nahm gern einen, die Söhne gerne zwei, wenn sie es dahin brachten, und je mehr man nahm, desto besser gefiel es den Mädeln, denn desto lustiger gings zu. Da war Riggi Ju an seinem

Platz, man kann es sich denken. Mahomets Paradies schien ihm eine Spelunke dagegen. Als er aber fort sollte, da war es nicht blos wie der Abschiedstag vor der Reise ins heiße Afrika, da wars als ob der jüngste Tag da wäre, der ewige Sonnenuntergang. Er hing der ganzen Familie am Halse, selbst der Großmutter, es fehlte nicht viel, die ganze Familie wäre ihm nachgezogen. Aber siebenmal siebenmal mußten Alle beim Alldebaran, bei der Cassiopeia und allen schönen Namen versprechen, ihn zu besuchen, selbst die alte Großmama mußte schwören, es zu thun. Die behielt sich doch das Leben vor, denn todt werde er sie nicht begehren, sagte sie in allem Ernst, aus Furcht, ein unbedingtes Versprechen wäre sie verbunden gewesen, noch nach dem Tode zu lösen. Der Abschied machte Niggi Ju wenigstens einen halben Tag lang schwermüthig. Das seien jetzt einmal Leute gewesen nach seinem Herzen, so werde er es sein Lebtag nicht mehr antreffen, sagte er.

Eine geraume Zeit war vergangen, derweilen manch Gräslein gewachsen, manche Blume abgefallen war, als an einem schönen Nachmittag vor dem Hotel zu Schoppenheim ein elegantes Fuhrwerk vorfuhr mit einem eleganten Herrn darin. Das Hotel hieß zur goldenen Giraffe und war berühmt zu Stadt und Land. Dort aß man Sachen, denen der berühmteste Naturforscher keinen Namen geben konnte, nicht wußte, ob sie zu den Dingen, die auf der Erde, oder zu den Dingen, die unter der Erde, oder zu denen, die im Wasser sind, gehören. Ein Gelehrter aus dem hohen Norden erklärte bestimmt, es seien Ueberbleibsel der Urwelt, die man finde entweder im Jurakalk oder in den Steinkohlenlagern des Oberlandes, so können die Gelehrtesten sich verschießen! Man kann begreifen, wie berühmt das Hotel war, und zudem war es noch das einzige im berühmten Schoppenheim, daher kein Reisender von Distinktion ohne einzukehren an ihm vorüber ging oder fuhr. Der kundige Stallknecht mit

tapfer angerauchtem Gesichte, seine vorjährige Griechenkappe auf dem wollenen Kopf stund zufällig vor der Thüre seines Departements, in welchem er besser daheim war, als mancher Minister in dem seinigen, und sagte für sich: „allweg e Müsterler, aber der war noch nie hier.“ Als derselbe anfuhr, fuhr der Stallknecht mit der einen Hand an's Käppchen, mit der andern griff er in die Zügel, stellte das Fuhrwerk am geeigneten Ort, wo der Herr beim Aussteigen gleich auf die Treppe zu stehen kam, nahm das Leitseil ab, frug: „ich werde sollen ausspannen?“ „Bleibe wahrscheinlich über Nacht hier,“ sagte der elegante Herr. „Also das Gewohnte?“ frug der Stallknecht. „Versteht sich,“ sagte der Herr. „Sagt mir,“ frug er weiter, „wo wohnt der Herr Hauptmann oder Lieutenant Ju?“ „Ich kenne keinen, es ist kein solcher hier,“ sagte der Stallknecht. „Das ist doch Schoppenheim?“ frug der Herr. „He, was wollte es sonst sein,“ antwortete der Stallknecht. „So muß da ein Herr Ju wohnen,“ sagte der Herr ungeduldig. „Hauptmann oder Lieutenant. Ich traf ihn oft an, z. B. vor zwei Jahren war er am großen Schießet, und trug die Fahne.“ Darauf sagte der Stallknecht: „das wird der Riggi sein, kein anderer als dä donners Riggi.“ „Er soll große Güter hier haben, ich möchte ihn besuchen,“ meinte der Herr. Da machte der Stallknecht sein famöseſtes Gesicht, und brummte: „ja wolle dä Güter, der wird aber an einem andern Orte ein Fuder gelogen haben. Ja, der wohnt hier,“ sagte der Stallknecht, „ich erinnerte mich seiner nicht gleich, von wegen, bei uns sagt man ihm nur der Riggi.“ „Hansli,“ rief er einen Jungen, „zeig doch dem Herrn, wo Riggi wohnt.“ „Wo wohnt er jetzt?“ frug der Junge. „He weißt nit? bim Lumpersami im Dreckgäßli?“ „He wohl,“ antwortete der Junge. „Gibt er mir aber öppis.“ „Gang ume, und wenn er dir dann nichts gibt, so sag mirs, du mußt das nicht vergeben machen, von wegen in's Dreckgäßli geht Niemand, wenn es nichts abträgt, ume öppe wegem

Pläßen." Der Herr hatte unterdessen dem Kellner seine Effekten übergeben, das Gespräch hinter seinem Rücken überhört, und als er sich umwandte, sagte der Stallknecht: „Dä Jung da will dem Herrn den Weg zeigen." „Gut so," sagte dieser, zog die Manschetten zweg, die Handschuhe an, fuhr damit über den untern Theil des Körpers und ging ab. „Wo will er hin?" frug der Kellner. „Zu Niggi," antwortete der Stallknecht, „er werde große Güter haben hier, hat er gefragt," und krümmte sich und lachte, daß der Rücken hoch auf stund. „Der wird luegen!" Der Kellner lachte auch und nicht wenig, doch sagte er: „Sami, ihr hättet ihm das nicht machen sollen, kountet ihr nicht sagen, er sei nicht hier, er sei in einem Bad oder sei auf Reisen gegangen?" „Nein, das hätte ich nicht gesagt, und wenn man mir den Gring abgeschnitten hätte. Der mangelt nicht, daß Andere für ihn lügen, der kann's selber. Der lachet über alle Leute und hat Freude, sie zum Besten zu halten, dem schadet es gar nichts, wenn einmal Andere auch über ihn lachen. Wenn er nur daheim ist. Es nimmt mich Wunder, was er angiebt, usehelfe wird er sich allweg." „Selb habe ich nicht Kummer," sagte der Kellner, „aber eintreiben wird er es euch auch, Sami." „Probier er's nur," sagte Sami, „so weise ich ihm alle Tage Jemanden zu, d's Dreckgäßli muß noch berühmt werde. My armi Thüri!" Ein bedeutender Theil des Wirthshauspersonals hatte sich herbeigelassen, Gäste waren dazu gekommen, es verbreitete sich eine große Heiterkeit, die um so größer war, je seltener was Neues hier passirte, und besonders was Lustiges. Alles war gespannt auf die Entwicklung des Knotens. Es hatte sich nämlich in Niggi Ju's Verhältnissen eine fatale Veränderung zugetragen. Glänzend waren dieselben nie gewesen. Sein Vater hatte ihm einige Geißenrechte auf dem Kutzen 1/7 von einem Kühfuß auf der steinigen Alp, ein halbes Häuschen und drei Gartenbeete hinterlassen. Von seiner Frau hatte er einige

hundert Franken erhalten. Sie war eine sehr hoffärtige Tochter gewesen, hatte sehr viele Kleider eingekehrt, unter andern wenigstens zwei Dutzend Mäntelt, von denen einige brodirt, und ein halbes Dutzend Hemder, drei mit kuderigen, drei mit knöpfigen Stöcken. Indessen hatte ihn einige Zeit lang ein gewisser Glanz umgeben, gute Kameradschaft hatte ihm einigen Credit verschafft. Riggi Ju stellte was vor, man hätte meinen sollen, was hinter ihm stecke, und welch bedeutender Mann er in seiner Gegend sei.

Liebenswürdigere Herren, als die, die in Wein machen gibt es nicht, so lange man ein Abnehmer ist und zahlungsfähig scheint. Sie haben eine Zärtlichkeit im Leibe, die unbeschreiblich ist. O, es gibt nichts Rührenderes auf der Welt, als so ein saftiger Weinmüsterler, der in Liebe schwimmt, wie ein Fisch in einer Sauce. Aber wie in einer Fischsauce gewöhnlichn Zwiebeln sind, die bekanntlich die Augen übertreiben, wenn man ihnen zu nahe kommt, so fehlen in der Sauce, worin diese Herren schwimmen, die Zwiebeln, und zwar scharfe, nicht. Wenn die Zahlungen ausbleiben, die Ausstände sich mehren, die Unterpfänder nicht mehr hinreichend scheinen, und was will z. B. der siebente Theil eines Kühfußes auf der steinigen Alp sagen, so trocknet die Liebe ab, wird rächelig, die Zwiebeln stechen vor, und endlich gibt es aus den Zwiebeln Agenten, die setzen sich zwischen Haut und Fleisch, saugen sich erst die eigene Haut voll, dann treiben sie die Geliebten der Müsterler unbarmherzig zur Güterabtretung, und der Müsterler kriegt was, hie und da Geld, aber selten, meist eine Kostesnote des Agenten, dem er die Gelegenheit zum Saugen noch theuer bezahlen muß. So etwas hatte Riggi Ju nie erwartet. Er sah wohl, wie es rings um ihn ging, aber daß es ihm so gehen werde, daran dachte er nie. Er meinte, wie die Meisten in ähnlichen Fällen, er mache eine Ausnahme, er habe zu gute Kameraden, er sei zu geliebt, zu *respektirt*, er brauche nur den Finger auszustrecken, so hingen

[illegible] zehn Helfende daran, oder einen Gux auszulaſſen, ſo [illegible] ſeine Freunde alle daher geflogen und geritten. Die [illegible]genoſſen und Schützenbrüder, die Gerichtspräſidenten und [illegible]gierungsſtatthalter, deren Augen er ſo oft mit ſeinem [illegible]ſten gewaſchen, würden ihn heraushauen mit Bruderliebe [illegible]d Tapferkeit und im Triumphe gen Himmel tragen, d. h. [illegible]'s Bierhaus, wo ein Faß den König macht. Aber es ging [illegible]nders, Niggi Ju machte keine Ausnahme. Er winkte wohl, aber wer vorüberging, blinzte, er ließ Gux aus, aber alle Ohren waren verſtopft mit Baumwolle, wenn er nach baarem Gelde ſchrie, dagegen ward ihm mit vollen Händen die allerneueſte Münze geſpendet, Hoffnungen, Verheißungen, Anweiſungen zahlbar in der Zukunft von denen, die was hatten, und das per se, geſtohlen, vorenthalten hatten, Bauern, Herren, Bürger und Fürſten. Und die wurden ihm mit ſo viel Zuverſicht und Beſtimmtheit gegeben, daß er das ganze Gemüth voll Troſt bekam und ſeinen Geißenrechten auf dem Rigen, ſeinem ſiebenten Theil von einem Kühfuß, ſeinem halben Häuschen noch die Kappe nachwarf und noch der luſtigere Niggi Ju wurde als er vorher geweſen; denn wenn er nur den halben Theil erhielt, was ihm verheißen worden, [illegible] war er ſiebenhundertmal reicher als er geweſen. Und Niggi Ju glaubte daran, denn etwas muß der Menſch haben, auf das er ſein Vertrauen ſetzt. Einſtweilen mußte er freilich von ſeinem Thron herab. Pintenwirth war er nicht mehr, aber was machte ihm das! Bald kam er auf einen zehnmal höhern, bald war er vielleicht Amtsſchaffner, oder Finanzminiſter, oder irgendwo Bärenwirth. Unterdeſſen, bis er nächſtens wieder oben, zog er zu Lumpenſami ins Dreckäßli, der ſeiner Frau Schweſter ebenfalls zur Frau und gerade ein leeres Stübli gegen das Höfli hatte. Dorthin alſo ſollte der Junge den Herrn führen. Der wunderte ſich ſehr, als der Junge von der Hauptſtraße abbog, das honnetet Quartier verließ und den in kleinen Städten wohlbekannten

hintern Gaſſen zuſteuerte, tröſtete ſich indeſſen mit der Hoffnung, ſein Freund wohne vor den Thoren auf einem Landhauſe, und ſie ſeien auf einem näheren Wege dorthin. Ihre Bahn wurde immer beſchwerlicher, ſie geriethen zwiſchen Miſtkarren und Miſtpfützen, Kinder und Gänſe liefen ſchaarenweiſe ihnen um die Füße, Burgerknebel und andere Stöcke füllten jedes freie Plätzchen. Der Fremde kam in bedenkliche Gefahren wegen Stiefel und Hoſen; trabte er links, ſo kam er in eine Pfütze, trabte er rechts, ſo gerieth er in Burgerknebel oder in die verſalbten Räder eines Miſtkarrens. Er fluchte mit dem Jungen, rief ihm zu, ſie wollten andere Wege gehen, und als der ganz kaltblütig fortging, als ob ihn das Fluchen gar nichts anginge, drohte er bei Haar und Haut ihn zu führen, bis ſie aus dem Miſtloche raus wären. Aber ganz ruhig ging der Junge zu, als ob er weder Haut noch Haare hätte. Wird gedacht haben, ſpring nach, wenn kannſt! Der Zorn hatte den höchſten Grad erreicht, hätte, wenn die Beine nichts verrichtet, mit Handhabung von Wurfgeſchoß ſich entladen, wozu Burgerknebel hinreichend in Vorrath lagen, wenn der Junge nicht über einen Haufen Stöcke an eine enge Thüre kletternd, jenſeits ſtille geſtanden wäre und geſagt hätte: „Lueget, Herr, da wohnt der Lumpe Sami und Niggi iſt bei ihm z'Hus.“ Aus Schrecken, oder weil unter ſeinen unkundigen Beinen ein Stock wackelte, rutſchte der Herr aus, ſtolperte unwillkürlich zur engen Thüre hinein, überwarf ein Kind, welches aus Gwunder, was für eine ungewohnte Creatur über die Stöcke klimme, ihm entgegen rannte. Das ſchrie Zetermordio, er fluchte franzöſiſch, tröſtete auf deutſch; aus einer hintern Thüre ſtürzte ein Weib in ſehr auffallendem Negligé und ſchrie und fluchte, beides deutſch. Vor der Thüre gab das ganze Thierreich Laut, es war ein Spektakel zum Entſetzen, und obendrein begann es im dunkeln Hintergrunde an zu grollen, zu rumpeln, zu donnern, als ob in ſeiner Höhle ein Löwe erwache und ſich rüſte,

Ordnung zu schaffen, und da es nicht Ordnung, nicht Stille gab, mit gewaltigem Schritt der Donner näher schreite, und da er zum Eingang der Höhle kam, wo ein Stücklein Tag war, da war es unser Niggi Ju, schmutzig, struppig, ohne Rock, des Dreckgäßleins würdiger Bewohner. Als unser Niggi Ju den Fremden sah, dachte er, wär' ich dahinten geblieben, aber kannte ihn nicht gleich. Der Andere den Niggi Ju auch nicht, aber Beide hielten dafür, sie hätten einander schon gesehen. Als der fremde Herr anfing zu reden, erkannte ihn Niggi Ju alsbald. Im ersten Augenblick schoß ihm das Blut zum Schädel. Aber unser Niggi Ju war nicht umsonst Soldat und sogar Lieutenant, er besaß eine der ersten militärischen Eigenschaften, die Geistesgegenwart in hohem Grade, er hatte sie auch nicht blos in Garnisonen, sondern in seinen vielfachen Feldzügen, an Sänger- und Schützenfesten, an Volksversammlungen und Privatversammlungen beträchtlich ausgebildet. Plötzlich schlug er ein helles Lachen auf und rief: „Mein Gott, bist du es! ach das ist ja brav von dir. Aber wie trifft mich an, ich muß mich ja schämen, daß es bei Gattig het. Geh einen Augenblick aus dem Säuställ heraus, vor die Thüre, ich komme alsbald nach." Der Fremde hatte auch gesagt, mein Gott, bist du es, habe dich wahrhaftig nicht gleich gekannt, ihn immer verwunderter angeglotzt, ließ sich jetzt das nicht zweimal sagen, dachte dabei: Da habe ich es übel getroffen, hätte ich nur das verfluchte Nest nie gesehen. Meine Stiefel mit der englischen Glanzwichse sind ruinirt. Aber kaum hatte er das gedacht, kam mein Niggi schon daher in einem alten militärischen Ueberrocke, die Polismütze auf dem Kopf, und lachte, daß ihm der Bauch wackelte, und rief: „Du trifft mich sauber an, du wirst denken, was ich für ein Kerli sei! Aber sag mir, wer hat dich hergeschickt?" „Der Stallknecht bei der Giraffe," antwortete der Herr. „Er wollte erst nichts von dir wissen, endlich schickte er mich mit einem Jungen hieher." „Dem Schlingel will ich den Marsch

machen," rief Niggi, „der soll wissen, daß er mit meinen Freunden nicht den Narren treiben soll. Du mußt wissen, ich habe hier meine Güter verkauft, meine Familie macht eine Luftänderung am Genfersee, und einstweilen, bis ich mich neu eingerichtet, meine Geschäfte geordnet und eingezogen, was ich zu beziehen habe, gehe ich in der Giraffe aus und ein. Nun bin ich noch Fürgschauer. Das Amt ist noch nicht besetzt und man hielt mir an, es zu versehen, bis ein Neuer gewählt sei. Nun kömmt diesen Morgen ein Besitzer aus dem Dreckgäßli und klagt, sein Nachbar habe einen feuersgefährlichen Ofen, ich solle alsbald kommen und ihn untersuchen, sonst mache er mich verantwortlich. Ich versprach, gleich nach dem Essen zu kommen. Als ich in der Giraffe fortging, frugen mich Kellner und Stallknecht, wo ich hin ginge, um es sagen zu können, da immer viele Leute mir nachfrügen. Da sagte ich: zum Lumpensami in's Dreckgäßli, einen bösen Ofen zu untersuchen, jetzt, statt mir Bescheid zu machen, schicken sie dich her. Wohl, denen will ich was sagen." Und richtig, das that denn auch Niggi mit großer Kraft. Natürlich hatte man in der Giraffe über Austrag des Handels in großer Spannung gelebt. Als man die Beiden daher kommen sah und den Niggi in der Polismütze und dem Offiziersrock, stellte die Einwohnerschaft der Giraffe sich zweg, um zu hören und zu sehen, was Niggi sage, natürlich war Sami, der Stallknecht, nicht der Hinterste. Niggi kam bolzgrad daher, machte ein preußisches Gesicht, und sobald er Sami in Sprachweite kriegte, donnerte er ihn an. „Bist so alt geworden und nicht witziger, solche Späße mach mir nicht mehr, so lange ich hier noch ein- und ausgehe, sonst will ich dir! Du hast gewußt, daß ich als Fürgschauer in's Dreckgäßli mußte, dem Lumpensami seinen Ofen zu untersuchen, da konntest mir Bescheid machen lassen und nicht den Herrn selbst hinschicken. Wenn er die Beine gebrochen, hättest du sie ihm auf deine Kosten wieder ganz machen lassen müssen."

Wie auf's Kommando kehrte die wie zufällig versammelte Menge sich um, denn alsbald begriff und bewunderte man Riggi's Witz. Er ist immer der Gleiche, lachte Jeder dem Andern zu. Nur Sami hielt ruhig Stand und sagte: „Verzeiht, Herr Hauptmann. Ich glaubte, der Herr wolle nur ein paar Worte mit euch reden, da wollte ich euch nicht von euren wichtigen Geschäften sprengen, ich dachte, er habe akurat gleich weit zu euch als ihr zu ihm und weniger zu versäumen." „Du hast gar nichts zu denken, Sami, weißt! Und damit Punktum für jetzt. Aber mach mir das noch einmal, so sollst du erfahren, mit wem du es zu thun hast. Jean, bringt mir Wasser, ich habe mich in dem Ofen ganz versalbet, von wegen, wenn ich etwas untersuchen soll, so mache ich es nicht von weitem."

Dem Herrn war der ganze Handel anfangs sehr aufgefallen, er glaubte, der charmante Herr Ju habe ihn famos angelogen und er hätte nicht geglaubt, daß einem Eidgenossen von so ächtem Schrot und Korn nicht mehr zu glauben wäre; wenn so was beim grünen Holz geschähe, was werde dann erst beim dürren sein. Aber bald stellte sich sein Vertrauen vollständig her. Wie leicht man doch einem Menschen Unrecht thun könne, dachte er. Das sämmtliche Personal im Hotel zur goldnen Straffe wetteiferte, dem Herrn Hauptmann Achtung zu erzeigen, man begegnete ihm fast wie einem Engländer, Riggi's Selbstvertrauen stieg von Minute zu Minute, und wenigstens eben so rasch das Vertrauen des fremden Freundes. Er eröffnete ihm, sein Vater hätte sich in Ruhe gesetzt und ihnen, den Söhnen, das Geschäft übergeben, er habe selbst gefunden, ihm gehe immer mehr die Rüstigkeit ab, welche der Zeitgeist fordere. Nun gedächten sie, dasselbe auch über die Schweiz, besonders die westliche, auszudehnen. Laut eingezogenen Nachrichten würden besonders ihre ersten Artikel, Sägespäne und Taubenmist, ziehen. Bekannt sei, daß namentlich Genf nicht genug fremden Mist zusammenbringen könne.

Darum suche er ihn auf, weil er ihn für den Mann gehalten, der sie in ihrem Vorhaben am besten unterstützen könne, entweder daß er sich selbst dabei betheilige, oder ihm vertraute Leute angebe, mit welchen sie in sichere Verbindung treten könnten. Das war ein gefunden Fressen für Niggi Ju, ein appetitlicher Knochen, den er alsbald und mit großer Geschicklichkeit apportirte.

Betheiligen wollte er sich zwar einstweilen nicht dabei, er müsse sich vorerst in seinen eigenen Geschäften gehörig orientiren und sich recht einhausen, aber befassen damit von Herzen gern. Er sprach von glänzenden Erfolgen mit Sicherheit. Er schraubte den Freund hinauf zu seligen Hoffnungen, daß der allfällige Vorschüsse anbot, die Niggi nicht von der Hand wies, Hitz bekam und abreisen wollte, um so rasch als möglich das Geschäft zu betreiben, was Niggi auch recht war. „Jean," rief er, „fragt doch Sami, ob er mir den Fuchs habe beschlagen lassen, ich möchte den Herrn begleiten." Jean kam bald wieder mit dem Bescheid, es sei Sami nicht möglich gewesen, aber wenn es der Herr Hauptmann befehle, so könne man für ein anderes Roß aus. „Nein," sagte Niggi. „Ich lieb es nicht, auf fremden Rossen zu reiten, ich begleite den Freund bis zum Krätzige Hüsli, wo der große Käshändler baterisch Käs vermosten und ihn dann durch seinen Bruder als zehnbatzigen Wein auswirthen läßt, habe dort noch was zu verrichten." Niggi hatte gehört, daß sein Freund dort noch was zu verrichten hätte, da wollte er dabei sein. Wenn man Gespräche verhüten oder wenigstens ihren Verlauf überwachen kann, ist's manchmal von Nutzen.

Somit fuhren die Beide, gegenseitig glücklich, ab. Der endliche Ausgang kümmerte Niggi halt nichts; er war einer von den glücklichen Leuten, welche jeden Tag thun und genießen, was sie können und vermögen, gehe es morgen wie es wolle, und mit unvergleichlicher Frechheit allezeit thun, als ob sie im göttlichsten Recht seien und mit der größten

Klugheit ſich benähmen. Unterdeſſen hatte der ſchöne Witz die Aufmerkſamkeit von halb Schoppenheim erregt. Sami, der Stallknecht, rief es ordentlich jedem Vorübergehenden nach, was der Niggi aber gemacht und was dem in Sinn komme. Seinesgleichen habe der Keinen auf der Welt, der komme nie an Hag. In einem Tag balbierte der ſiebenmal ſiebenzig über den Löffel und wenn ſie die Ausgeſpitzteſten ſchickten ans Baiernland oder Schwabenland. Es ſammelten ſich bei der goldenen Giraffe viele Gäſte, um das Nähere zu erfahren, um Niggi's Rückkunft zu erwarten und ihm die gehörige Freude zu demonſtriren, für die Ehre, welche ein ſolcher Witzkopf ihrem Orte bringe. Es koſtete große Geduld und viele Schoppen, ehe die Erwartung in Erfüllung ging, ehe Niggi kam.

Mit unermeßlichem Jubel wurde er empfangen, zahlloſe Gläſer ſtreckten ſich ihm dar. Fürgſchauer, Hauptmann Niggi, ward gebrüllt von allen Seiten. Niggi war nicht ſein ſelbſt, kam faſt um's Leben aus lauter Liebe, und wer weiß was geſchehen, wenn nicht ſeine Frau gekommen und geſagt hätte, es thäte ſie Wunder nehmen, ob der Hudel einiſt heim käme oder nicht? Nu, ſie war eine ausgefegte Pintenwirthin, ließ ſich gerne etwas verſäumen, benutzte klug die Zeit, ſorgte aber dennoch dafür, daß Niggi wirklich lebendig heim kam. Sami, der Stallknecht, half ihr treulich und zündete ihr nebenbei mit der Laterne.

Von dieſem Tage an nahm Niggi's Schickſal eine andere Wendung, ſein Credit mehrte ſich, er ſtieg in Ehren, er ward ein Mann der Zukunft und Viele ſagen: Wenn der einmal recht bekannt werd, ſo wüß key Tüfel, was dä no werd, es ſyg alles müglí, von wegen der Zytgeiſt ſei dem der Götti.

Qui vivra verra!

Barthli der Korber.

Im ruẞigen Graben am ſüdlichen Abhang hing ein kleines Häuschen. Man begriff nicht, warum es noch da hing, und nicht längſt den Graben hinuntergerutſcht, denn es machte akurat die Figur eines Menſchen, der in vollem Lauf einen Berg hinuntergeſprungen, plötzlich die Beine verſtellt, ſtill halten will und nicht recht kann. Wenn man das Dach betrachtete, ſo kam es einem vor, als höre man den Wind pfeifen, als kriege man Stöße. Es ſah aus wie der Sack eines Bettlers, der das Flicken übel nöthig hätte, jedoch bei allem Flicken immer ein Bettlerſack bleiben wird. Die kleinen Thüren zu Ställchen und Tenn ſtunden alle ſchief, nach einem ganz eigenen Bauſtyl. Hinter dem Hauſe fand man, wenn er nämlich nicht gerade zu Nutzen angelegt war, einen kleinen Düngerhaufen, ungefähr von Geſtalt und Größe eines anſehnlichen Zuckerſtockes. Vor dem Hauſe war ein Gärtchen, in welchem elf Mangoldſtauden ihre breiten, ausdrucksloſen Geſichter ſonneten, ſieben Bohnenſtauden kühn an gebrechlichen Stecken hingen, zwiſchen denen zwei blühende Roſenſtöcke gar freundlich hervorblickten. Um daſſelbe lagen im Frieden die Gerüſte eines ehemaligen Zaunes, harrend einer helfenden Hand zum Auferſtehen. Im Häuschen wohnten hinten eine Ziege und ihr Zieglein. Es war eine ſtattliche Ziege. Achtung gebietend trug ſie ihr Haupt und in glänzendem zottigen Felle

ging sie würdigen Schrittes einher, während hinter ihr her, gleichsam der Hanswurst, das Töchterlein graziöse lustige Sprünge machte. Vornen wohnten ebenfalls zwei Personen, ein alter, lahmer Korber oder Korbmacher und sein nicht lahmes Töchterlein. Der Alte hätte wirklich, was Anstand und Würde in Gang und Haltung betraf, viel von seiner Ziege lernen können, in Beidem stund er ihr beträchtlich nach. Indessen der gute Alte war kaum mehr bildungsfähig, wenigstens sah man an ihm weder entschiedenen noch unentschiedenen Fortschritt, sondern gar keinen. Dagegen, wir gestehen es aufrichtig, gefiele uns das Töchterlein viel besser als das junge Geißlein. Dasselbe ist gar so anmuthig und lieblich, kann auch springen leicht und hoch, daß es uns lieber wäre als zehn Geißlein, und wenn man uns die Wahl gelassen hätte, hinten oder vornen in dem Häuschen zu wohnen, so hätten wir, ungeachtet der Würdigkeit der alten Ziege, unbedenklich dem vordern Theile den Vorzug gegeben, wohlverstanden, nicht von wegen dem alten lahmen Korber, sondern wegen seinem schönen Töchterlein. Dasselbe wußte nicht einmal, wie hübsch es war, und das war nicht das Mindeste an ihm. Wenn es sich auch im Spiegel besah, kam es doch nicht zu umfassender Einsicht, denn erstlich bestund sein Spiegel nur aus einer dreieckichten Scherbe, zweitens durfte es sich blos am Sonntag mit Muße waschen, so recht um und um, und bis am Dienstag, vielleicht schon am Montag hatte es bereits vergessen, wie es gestaltet war, andere Leute brachten es ihm auch nicht in Erinnerung.

Im ruchigen Graben machten die Leute sich selten Complimente. Zudem war Züseli nicht besonders nach ihrem Geschmack; wenn es einen halben Zentner schwerer gewesen wäre, es hätte ihnen unendlich besser gefallen. Wär's in Oestreich gewesen, es wäre ihm eine Arseniekur angerathen worden. Arsenikfressen macht nämlich fett, wie man sagt. Wird aber mit Verstand geschehen müssen, sonst könnts fehlen.

Es war nicht blos ein liebliches, ſondern auch ein liebes, emſiges Kind, das von früh bis ſpät nach dem Willen des Vaters that und nie unwillig, und ebenfalls vom Werthe dieſer Eigenſchaften keine Ahndung hatte, viel weniger mit Geräuſch ſich geltend machte. Oder, um gebildet zu reden, es war ohne alle Anſprüche. Eigentlich iſt dieſes ein dumm Wort, hat aber dennoch einen tiefen Sinn. Die eigentliche Anſpruchloſigkeit iſt nichts Anderes, als der demüthige kindliche Sinn, dem, wie Chriſtus ſelbſt ſagt, das Himmelreich gehört, der keiner Verdienſte ſich bewußt iſt, aber ein inniges Danken hat, für jede Gabe, jedes Zeichen der Liebe, nichts ſehnlicher wünſcht, an nichts größere Freude hat, als lieb zu ſein Gott und Menſchen, Gott und Menſchen es recht zu machen. Dieſe harmloſen beſcheidenen Naturen ſind nicht moderne Naturen. Der alte Korber war dagegen nichts weniger als liebenswürdig, weder innen noch außen; man konnte eigentlich nicht begreifen, beſonders am Sonntag nicht, wo Zäſeli um und um gewaſchen war, wie die beiden zuſammen kamen und noch dazu als Vater und Tochter. Der alte Barthli war häßig und häßlich, Sauerſehen ſeine Freundlichkeit, gute Worte gab er nicht für Geld, geſchweige umſonſt, und dennoch galt er etwas in der Welt, denn er war Etwas, eine Perſönlichkeit, ein Charakter würde man heut zu Tage ſagen. Er war ein ausgezeichneter Korber, ſehr ehrlich auf ſeine Weiſe, hielt Wort. Ja, da iſt es einem Menſchen wohl erlaubt, saugrob zu ſein. Er war überdieß noch ſehr arbeitſam und ſehr ſparſam. Wenn er ſich recht rühmen wollte, ſo ſagte er, er hätte noch Niemanden plaget, die Gemeinde nicht und andere Leute auch nicht. Das war wirklich viel gemacht in unſerer Zeit, wo Viele meinen, ſie ſchenken der Gemeinde etwas, wenn ſie ihre Hülfe nicht in Anſpruch nehmen, einer ſo reichen und geduldigen Perſon was ſchenken, ſei ja dumm. Barthli's Verdienſt war nicht groß, aber er beſaß das Ehrgefühl eines Mannes, er begriff, daß, wer

ſelbſtſtändig ſein wolle, vor allem im Stande ſein müſſe, ſich und die Seinigen ſelbſt zu erhalten mit Gottes Hülfe. Es wäre gut, dieſes Ehrgefühl wäre im Zu- ſtatt im Abnehmen, dann wäre der Friede größer in der Welt; es wäre gut, wenn mancher Schöne und manche Schöne den wüſten Barthli zum Exempel nehmen würden, und nichts begehren, was ſie nicht ſelbſt verdienen können, Keiner fliegen wollte, der keine Flügel hat.

Das Häuschen hatte er von ſeinem Vater geerbt und ſo viel Land dazu, daß er etwas pflanzen und zwei Ziegen halten konnte, wenn er die Zäune ſeiner Nachbaren nicht ſchonte und die Thiere lange Hälſe hatten, um über die Zäune hinüber im jenſeitigen Graſe hospitiren zu können. Mit Reparaturen an der Hütte hatte er ſich nie abgegeben. Ihm ſei ſie gut ſo, wenn ſie ihn nur aushalte, hernach könnten die ſehen, wo nachkämen, ſagte er. Er galt für ſehr ehrlich, obgleich er ſich in dieſer Beziehung bedenkliche Freiheiten herausnahm, nämlich mit den Weidenruthen, welche er zu ſeinen Körben brauchte. Eine bedeutende Zeit des Jahres brachte er bei Bauern auf ſogenannten Stören zu, wo er ihnen Körbe flocht und ausbeſſerte. Indeſſen machte er auch Körbe auf den Kauf, und namentlich ſein Meitſchi machte ſolche, denn dieſes nahm er auf die Stören nicht mit, es mußte daheim zu Haus und Hof ſehen. Die Ruthen nun zu dieſen Körben nahm er, wo er ſie fand, unbekümmert darum, wem die Weiden gehörten, an denen ſie gewachſen waren. Er trieb dieſes nicht im Verborgenen mit äußerſter Vorſicht, um nicht geſehen zu werden, er ſagte offenherzig, ſein Vater und ſein Großvater ſeien Korber geweſen, hätten aber nie einen Kreuzer für Ruthen ausgegeben, ſondern die Wydli genommen, wo ſie gewachſen, ein Bauer würde ſich geſchämt haben, einem armen Mannli einen Kreuzer dafür abzunehmen. Körbe habe man ihnen gemacht, alte plätzet, öppe wohlfeil genug, damit ſeien beide Theile wohl zufrieden geweſen. Jetzt

ſollte man ihnen jedes Wydli übergülden, dazu noch gruſam danken, daß man faſt um den Athem komme, und obendrein machten ſie alle Weidenſtöcke aus, nur hie und da ein alter Bauer laſſe noch einen ſtehen zum Andenken und damit die Kinder wüßten, wie ſo ein Weidſtock geweſen. Dann könnten die Bauern ſeinetwegen Körbe flechten laſſen aus den Schmachtzotteln (Locken), welche ihre Töchter über die Stirne herabzwängten mit Teufelsgewalt. Trotz dem kam Barthli nie in Verlegenheit, keine Strenge, kein Verbot ward gegen ihn angewendet. Wohl hob hie und da ein Bauer die Hand drohend auf und ſagte: Barthli, Barthli, du machſt es mir wohl gut, nimm dich in Acht, ſonſt mache ich dir den Marſch. Ich habe bald nicht mehr Wydli für ein Erdäpfelkörbchen und ſelb iſt mir doch dann nicht anſtändig. Warum gönnſt mir das Maul nicht und ſagſt, wenn du Körbe mangelſt? Mir kann es nicht in Sinn kommen, und d' Wydli muß man nehmen, wenn es Zeit iſt, und hauſiren damit wirſt du kaum wollen, ſo antwortete Barthli keck, und ſanftmüthig redete der Bauer mit ihm eine Stör ab, ſagte blos: d'Wydli bringſt dann mit. Ein andermal wollte ich ſie doch dann lieber ſelbſt haueñ. Warum nicht, antwortete Barthli, die Mühe mag ich dir wohl gönnen, aber mach's zur rechten Zeit, ſonſt fahre ich zu. Aber frage doch dann zuerſt, meinte der Bauer. Man kann's machen, wenn man's nicht vergißt, entgegnete Barthli. Fragen, ſetzte er hinzu, iſt auch ſo eine neue Mode vom Teufel. Man ſagt, Fragen ſchade nichts, ja wolle, nichts ſchaden! Ich habs erfahren. Frage um nichts mehr, mein Lebtag, wenn es nicht ſein muß, und es ungefragt auch zu machen iſt. Dieſe Schonung kam aus dem gleichen Grunde, aus welchem Barthli ſeine Rechte nahm, es war auch ſo eine Art von Grundrecht, entſtanden aus uralter Gewohnheit, welches man ihm noch ſtillſchweigend zugeſtand, trotz der neuen Sitte, aus allem ſo viel Geld als möglich zu machen, welche man gegen alle Andern mit aller Strenge in Anwendung brachte.

In diesem Punkte ist allerdings eine bedeutliche Aenderung erfolgt, welche man bei Beurtheilung des Verhältnisses unterer Classen nicht außer Acht lassen darf.

In früheren Zeiten war viel wildes, viel fast herrenloses Land, was auf solchem Lande wuchs, war beutepreis, und arme Leute hatten da eine reiche Fundgrube von Allerlei, welches sie entweder selbst brauchen oder zu Geld machen konnten. Viele Handwerker, Rechenmacher, Küfer, Korber, Besenbinder u. A., selbst Wagner hatten gleichsam Hoheitsrechte auf solchem Lande, sie nahmen was ihnen beliebte und zwar unentgeltlich und ungefragt. In solchem Lande weideten die armen Leute den Sommer über Schafe und Ziegen, sammelten für den Winter Streu und Futter. Das ist anders geworden. Viel Land ist urbar gemacht und herrenloses Land wird rar sein im Lande Canaan. Was nicht Privaten angehört, hat der Staat an sich genommen, und wo dem Staate sieben magere Gräslein wachsen an einer Straße magerem Rande, verpachtet er sie, und um zu soliden Pächtern zu kommen, werden Steigerungen abgehalten, ganz splendide. So machen es auch die Privaten, und was einen Kreuzer giltet, verwerthen sie in ihrem Nutzen. Sie haben vollkommen das Recht dazu, aber — aber jedenfalls sollte ob dem Kreuzer der Nächste nie vergessen werden.

Mit den Körben, welche Barthli zu Hause machte, schickte er Züsi hausiren, oder ging selbsten mit. Obgleich er kaum zwei Stunden von Bern entfernt wohnte, ging er doch selten dahin und ungern. Er möge mit den Stadtweibern nichts zu thun haben, sagte er, die hätten keinen Verstand von der Sache. Die bildeten sich ein, sie müßten bei allen Dingen markten, bis zum Schwitzen, das sei die Hauptsache beim Handeln. Schätze er ihnen einen Korb um 7 Batzen, so böten sie ihm 5 Batzen, und schätze er ihnen ein andermal den gleichen Korb für 4 Batzen, so seien sie im Stande, ihm 2 Batzen zu bieten, so viel Verstand hätten sie. Aber Barthli,

da ist ja gut helfen, sagte man ihm oft. Schätze deine Körbe alle um 9 Batzen, dann hast du ja immer 7 richtig. Das wollte aber Barthli nicht. Jede Sache habe ihr Maß, sagte er, darüber aus fahre er nicht. Er wolle nicht, daß es heiße, der Barthli im rueßigen Graben sei ein Narr geworden. Sie könnten seinethalben in der Stadt sehen, wo sie ihre Körbe herbekämen, den seinen käme er sonstwo ab, wo die Leute Verstand hätten. Sein Töchterlein hatte es umgekehrt. Tage in der Stadt waren ihm ganz andere als die übrigen Tage, Tage wie die Juden sie sich im tausendjährigen Reiche dachten, wo die Sonne siebenmal größer ist und die Stadtthore zu Jerusalem aus Diamanten und Rubinen gemacht; alle Bäume voll der süßesten Früchte, die Zäune voll Weintrauben, jede ungefähr so groß wie Goliath und die Beeren wie Kürbisse.

Man denke aber auch die schönen Herren und Damen, die Läden voll Gold, Silber und freßbarer Herrlichkeiten, Schweinefleisch, daß es eine helle Pracht war, Brot und Brötchen von allen Sorten und Bänder und Sachen unter Glas und hinter Glas, denen es keinen Namen wußte, sondern dabei denken mußte, die kämen geraden Wegs vom Himmel her. Man sieht oft Kinder in der Stadt, die offenbar nicht mehr wissen, sind sie über der Erde oder unter der Erde. Sie sperren Augen, Nase, Mund auf, daß das ganze Gesicht nur ein Loch ist, durch das die guten Kinder alle die Herrlichkeiten in sich hineinziehen möchten. Man kann sie stoßen, treten, sie merken es kaum, ja es ist zweifelhaft, ob sie es merken würden, wenn man sie zertreten thäte. Manchmal hängt so ein Kind mit einer Hand an der Rocktasche des Vaters oder am Kittel der Mutter. Wie Schleppdampfschiffe segeln die Alten voraus, bewußtlos wird das Kind nachgezogen mit den aufgesperrten Löchern, und glücklich ist der Vater, wenn das Kind ihm noch am Rocke hängt, wenn er landet in einer Wirthschaft, oder endlich hinaussegelt aus

den Thoren in's Weite. Dann macht das Kind das Gesicht zu. Das Chaos der Eindrücke beginnt sich zu ordnen, die Einen schwinden, Andere treten bestimmter hervor, prägen sich aus; Fragen, Erzählen beginnt, und sind die Menschen zu Bette, geht das Träumen an, eine neue Welt ist entstanden, ein bewegtes Leben reget sich, manchmal bleibt's, manchmal stirbt's wieder. Das Eine das bleibt, wächst auf zu des Herrn Freude, Anderes gestaltet sich zum Distelfelde, auf dem vor Allem der Neid wächst und Begehrlichkeiten von allen Arten. Bei Barthli's Töchterlein ging es nicht so schlimm. Die Herrlichkeiten alle stunden so weit außerhalb seines Lebens, daß es an keinen Besitz dachte, sondern eine reine Freude daran hatte, sie zu betrachten. Nun, ein Eva-Töchterchen war Züsi sicher auch, wie sie Alle sind, aber es fehlte die Schlange. Der alte Barthli hatte keine Anlagen, die Schlange zu machen, er war eher zum Michael geeignet, der Weibern die Mücken austreibt, und mit Niemanden als dem Vater lief es in der Stadt herum. Aber es war noch Eins, was das Meitschi in die Stadt zog. Wenn Barthli hinein mußte, so wollte er darin auch wohl leben, nahm in einer Wirthschaft für einen halben Batzen Branntenwein und dem Meitschi ließ er für einen Kreuzer Suppe geben, dazu aßen sie das Brod oder schnitten es ein, welches sie von Hause gebracht, und einmal erhielt Züseli von der Wirthin geschenkt eine Küchelschnitte und ein andermal ein kreuzeriges Bernerweggli, welches ein Gast übrig gelassen. Und das war allemal eine Suppe, von welcher man im rueßigen Graben gar keinen Begriff hatte, ja wo man gar keine Ahnung hatte, daß so was Gutes in der Welt sein könnte. O, arme Leute haben auch ein großes Wohlleben, zu welchem viele Reiche nie kommen, und um so weniger, je besser sie leben wollen, denn darauf kömmt es nicht an, was man genießt und wie viel es kostet, sondern wie es schmeckt. Für seinen Kreuzer lebte Züseli viel besser, als mancher Große, wenn er

es ſich hundert Louisd'ors koſten läßt. An Barthli ging die Zeit ſcheinbar machtlos vorüber, er achtete ſich ihrer bloß, wenn die Weiden grünten und die Wydli reif zum Schneiden waren, und wenn die Wydſtöcke wieder gemindert hatten, ſeine Ernte wieder geringer ausfiel und mühſamer zuſammengebracht werden mußte. Dann fluchte er über die böſe Zeit und ſagte, es nehme ihn doch Wunder, wie das am Ende kommen ſolle? Wenn es ſo fortgehe, ſo gebe es am Ende gar keine Wydli mehr. Dann was machen? Das möchte er wiſſen, das ſolle ihm doch Einer ſagen.

Daß ſein Töchterlein größer wurde, aus einem Kinde ein erwachſen Meitſchi, das merkte Barthli lange nicht, und als man es ihm zu merken gab, wollte er es erſt nicht glauben. Züſi blieb wirklich wunderſam lang ein anſpruchloſes Mädchen und plagte den Vater nicht mit Begehrlichkeiten, wie viele Mädchen alsbald damit anfangen, ſobald ſie entwöhnt ſind. Es kam ganz ſpöttiſch ſchlecht daher, ſein dünnes Kitteli war manchmal einen halben Fuß und mehr zu kurz, denn das Mädchen wuchs, vom übrigen Firlefanz war keine Rede, und das Meitſchi plagte den Vater nicht damit. Sie ſeien gar gruſam arm, der Vater vermöge das nicht, pflegte es zu ſagen, wenn eine Geſpielin ihns fragte, ob es dieſes und jenes nicht anſchaffen wolle? Mit den Kleidern zum erſten Abendmahl, wo ſonſt ſo gerne der Teufel ſich einmiſcht und Streit ſtiftet, wo gerade der Friede anfangen ſoll, hatte eine Gotte nachgeholfen und Züſi mit einem alten Kittel und einem neuen Halstuch glücklich gemacht. Was das ſchönſte an Züſi war, es ſchämte ſich ſeines Vaters nie. Man ſollte nicht glauben, daß dieſes als etwas Beſonderes anzuführen wäre, denn warum ſollten ſich Kinder ihrer Eltern ſchämen, wenn ſie nichts Schlechtes machen, welches den Kindern Schande bringt? Aber man würde ſich ſehr irren, wenn man es ſo meinte, denn nur zu viele Kinder ſchämen ſich der Eltern,

haben keine Urſache dazu, ſondern wegen Dummheiten, und ganz beſonders wegen ihrer eigenen Dummheit. Sie ſchämen ſich derſelben, weil ſie altväteriſch gekleidet ſind, altväteriſch reden, altväteriſch denken, ſich gebehrden, aber wäre es denn ſchön, wenn die Alten die Jungen ſpielen, jung ſich kleiden, jung ſich gebehrden wollten? Sie ſchämen ſich ihrer, weil ſie alt ſind und nicht mehr jung, aber iſt das geſcheut oder dumm, und was hat man für ein Mittel nicht alt zu werden, als ſich jung zu hängen? Eine holdſelige Erſcheinung war der alte Barthli jedenfalls nicht, und eben anmuthig that er nicht, aber Züſt wußte nichts Anderes, als daß einmal der Vater ſo war und ſo that, und ging neben ihm und ſaß neben ihm und aß neben ihm, jetzt als es größer war, um einen halben Batzen Suppe, Alles unbeſchwert. Es fing eher umgekehrt an zu fehlen. Ein hübſches Meitſchi ward zu jeder Zeit bemerkt, es iſt ein Ding, das nie außer Curs kam, und nie außer Curs kommen wird. Man ſah Züſeli an, man ſprach es an, und wenn Barthli mit ihm nach Bern ging, hatte das Teufelwerk kein Ende. Hier ſagte ein Küher: Meitſchi, wottſt ryte, hock uſe Karre, ih zieh dih. Dort ſagte Einer, es ſolle die Körbe auflegen, ſie ſeien ein gar unkomod Tragen. Und wenn Barthli in eine Wirthſchaft kam, wollte man es dem Meitſchi bringen, rühmte, wie hübſch es ſei, fragte, ob es einen Schatz habe oder vielleicht ſchon zwei? Das trieb den Alten faſt aus der Haut. Und dann noch das Meitſchi obendrein, wie das ihn zornig machte! Wenn man es ihm brachte, ſo trank es, und wenn man von einem Schatz ſprach, ſo plärete es nicht, es lachte eher. Es ſei, wie wenn der Teufel in ihns gefahren, klagte er. Das Meitſchi hätte ſich ganz g'änderet. Das ſei jetzt daheim ein Waſchen und Strählen, es hätte keine Art. Ehedem ſei es genug geweſen, wenn es, wie üblich und brüchlich, es alle Wochen gemacht, jetzt geſchehe das in der Woche, es wiſſe kein Menſch wie oft, faſt allemal, wenn es von Hauſe gehe, müſſe das

Spiel angehen mit Strählen und Waſchen, und dazu hätte es einen Trieb von Haus weg, er hätte das nie erlebt. Statt daß es ihm zwider ſein ſollte, wenn er ihns irgend wohin ſchicke, lächere es ihns ſchier. Und mit den Kleidern fange es auch an ihn zu plagen, und rede von Fürtüchern und Hemderen, und meine er ſolle neue machen laſſen. O, ſelb einmal noch nicht, oben im Trögli ſei noch manches Stück von ſeiner Alten ſelig, das müſſe erſt gebraucht ſein, ehe er Neues machen laſſe. Er wüßte nicht, wo das Geld nehmen dazu, er möchte jetzt ſchon faſt gar nit gfahre und alle Jahre böſe es noch.

Züſt konnte dem Vater nichts mehr recht machen, es hatte bös bei ihm, die Leute hatten recht Erbarmen mit ihm. Er ſchäme ſich des Meitſchis, ſagte der Alte, er dürfe nirgends mehr hingehen mit ihm, wenn auf hundert Stunden herum ein Mannsvolk ſei, ſo lache das einander an, und es ſei ein Tſchäder, er hätte es nie ſo gehört. Zu ſeiner Zeit ſei das nicht ſo geweſen, er habe erſt vierzehn Tage nach ſeiner Hochzeit zgrechtem angefangen mit ſeiner Frau zu reden. Wenn er's vermöchte, er ließe vor den rueßigen Graben einen Gatter machen hundert Schuh hoch, und dahinter müßte ihm das Meitſchi bleiben, und könne dann ſeinethalb lachen, wenn ein Paar Mannshoſen von Weitem vorbeigingen. Er that vor den Leuten wüſt mit dem Meitſchi und puzte es in öffentlichen Wirthſchaften aus, wenn ihns ein Mannsbild angeſehen, oder es einem geantwortet hatte. Das hatte Folgen, man kann es ſich denken. Es gab Leute, beſonders Weiber, die bedauerten das Mädchen aufrichtig, und ſagten es ihm auch. Du kannſt mich erbarmen, ſagten ſie, du armes Tröpſli was du biſt, er iſt ein rechter Unflath gegen dich. Ich blieb nicht bei ihm, ich lief ihm fort, ſo gequält wollte ich nicht ſein. Ein Meitſchi, wie du, findet Platz überall, macht ſchönen Lohn, kommt zu Kleidern. Es wiſſe in Gottsnamen nicht, was es dem Vater zwider dienet, jammerte es dann. Es habe

mit keinem Buben nichts, es lueg nebe ume, ſo viel möglich, wenn einer daher komme, aber daß ſie es anluegten und ein Wort mit ihm redeten, deſſen vermöge es ſich doch weiß Gott nichts, es könne ihnen das nicht verbieten. Der Vater ſolle es verbieten, wenn er könne, ihm ſei's recht. Daheim könne es nicht fort. Wer wollte die Sache machen, pflanzen, melken, den Hühnern die Eier greifen und finden, wo ſie legen, von dem verſtehe der Vater hell nichts. Aber er ſei ſeit einiger Zeit ſo gruſam wunderlich, es müſſe ihn Jemand aufweiſen, aber wer es ſei, darüber könne es nicht kommen. Aber lieber ſterben wolle es, als immer ſo dabei ſein, und dazu weinte es bitterlich, und das Weinen ſtund ihm gar tufigs wohl an, zehnmal beſſer, oder hundertmal, als einer alten Frau das Lachen. Etwas Anderes war aber noch viel ſchlimmer. Eine bekannte Sache iſt, daß, ſobald Jemand etwas beſonders haßt, und dieſes Haſſen auf eine auffallende oder komiſche Weiſe an Tag giebt, es allen böſen Buben ein Herrenfreſſen iſt, dieſem Menſchen zu machen, was er haßt, wie Schuljungen alle Hunde reizen, welche ihnen tapfer nachbellen. Es giebt immerhin einen ſchönen Spektakel, und koſtet nicht viel, als allfällig ein Loch in die Hoſen.

Sobald merkbar wurde, wie der alte Korber grimmig werde, wenn man ſein Züſi anſehe oder mit ihm rede, oder gar Miene mache, irgendwie mit ihm zu ſchätzeln, ſo wars, als ſeien alle böſen Geiſter los. Es ſchien dem Alten, als wolle Alles mit Züſi reden. Sein Lebtag hatten ſich nie ſo viel Leute auf dem Wege geſtellt und ein Geſpräch angefangen von Sonne, Mond und Sternen, oder ſonſt von nichts und wieder nichts, und dann von Tanzen, Kiltern u. ſ. w. Und Züſi weinte nicht dazu, ſprang nicht über die Zäune, ja, blieb manchmal ſogar ebenfalls ſtehen — man denke! Ja die Burſche kamen ſogar bis in den rueßigen Graben, klopften an Züſis Fenſterchen und baten um Einlaß. Es fehlte nicht viel, ſo fuhr der Alte wie eine Büchſenkugel aus dem Laufe

aus der Haut durchs Fensterchen den Burschen an Kopf. Wohl die würden gegangen sein, anders als vor des Alten Drohungen mit Schießen, Hauen und Stechen, welche weidlich verlacht wurden. Ja, er erlebte sogar, daß er Einen, als er von einer Stör heim kam, Abends, vor seiner Küchenthüre traf, und die war nota bene offen, ganz offen, und inwendig der Thüre stand sein sauberes Züsi und sprach nicht bloß mit dem Burschen, sondern sie hatten Beide gelacht, er hatte es selbst gehört und zwar mit eigenen Ohren. Wohl das gab ein Donnerwetter von den Mehbessern und der Bursche erschrak nicht einmal schrecklich, stob nicht davon wie auf den Flügeln des Sturmwindes, sondern sagte ziemlich kaltblütig: Alter, thue nicht so wüst, das ist dumm, damit erschreckst mich nicht. Ich habs nicht gehört verlesen, daß es verboten sei, mit deinem Meitschi zu reden, und noch dazu am heiter hellen Tage. Das Meitschi gefällt mir, und dich fürchte ich nicht, und das wirst du dir müssen gefallen lassen. Der Alte spie Feuer, aber was half's? Trotzig und unversehrt ging der Bursche endlich. Es war dazu nur ein Knechtlein auf einem benachbarten Hofe, aber ein gutes, wie sie rar sind in diesen Zeiten. Man kann sich vorstellen, was das dem Alten für einen Verdruß machte, daß er die Möglichkeit erlebt, wie in seiner Abwesenheit Bursche zum Hause kommen konnten zu Züsi, und wie das mit ihnen rede und sogar lache, statt mit Ofengabeln und mutzen Besen gegen sie zu agiren. Was halfs ihm nun, wenn er des Nachts schon wachte, besser als der beste Haushund, wenn sie des Tags kamen, während er auf der Stör war? Da hatte er jetzt eine Qual, welche er mit sich herumschleppen mußte, wohin er ging, daß er denken mußte: Ist wohl aber Einer vor der Thüre und lachet mit ihm? Ja und so Eine ist nüt z'gut dafür, er geyt noch einist inne für. U de? Wie konnte er davor sein, was dagegen machen? Auf die Stören mußte er, das Meitschi einschließen konnte er auch nicht, in der

Stube konnte es nicht pflanzen, mit auf die Stören nehmen ging wiederum nicht, wegen der Geiß und dem Gitzi, und die auch mitnehmen auf die Stör, wäre den Bauern kaum anständig gewesen; wenn er mit dem sämmtlichen Haus- und Viehstand aufgezogen wäre, die Hühner noch hinten drein, sie hätten kurioſe Geſichter gemacht. Und wenn er dann ſein Elend Leuten klagte, ſo fand er weder Mitleiden noch Troſt. Barthli, hieß es, thue nit dumm und ſchick dich drein, du wirſt die Welt nit anders machen, und Weibervolk und Mannevolk kam immer zuſammen, und gehört zuſammen, ſonſt hätte unſer Herrgott ſie nicht ſo erſchaffen. Und wenn ſchon dein Meitſchi mit einem Mannsbild redet, ſo iſt das lange noch nichts Schlechtes, und g'ſetzt es nähme einen Mann, und dann? Nahmſt du nicht auch eine Frau? Du wirſt es dem Meitſchi nicht erwehren. Mach den Weltlauf anders, wenn du kannſt. Das beelendete Barthli noch mehr, Religion ſei keine mehr in der Welt und keine brave Manne. Er könne klagen, wie er wolle, ſo lache man dazu, wolle d'Sach mit Verlachen machen, ſtatt wie ehemals mit Plären und Beten. So komme es nicht gut, er wünſche nichts, als daß ſie das Gleiche an ihren Meitſchene erleben müßten, es nähme ihn Wunder, ob ſie es dann auch nur mit Lachen machen wollten. Das gehe mit den braven Leuten akurat wie mit den Wydlein, je weniger dieſere, deſto weniger auch äyre. Dem Meitſchi war nichts vorzuwerfen, aber allgemach begann es ihm zu gehen, wie der Eva im Paradies, denn jetzt waren Schlangen gekommen, und als Hauptſchlange gerade der Vater. Was war natürlicher, als daß, wenn der Vater über das Mannsvolk ſchimpfte, als ob es aus lauter Uſläthe und Uhünge beſtünde, es ſich achtete, ob es dann wirklich ſo ſei, genauer es anſah? Und da fand es, daß der Vater wirklich übertreibe, daß es gar nicht ſo übel ausſehe, und als es genauer hinſah, fand es ſogar recht hübſche Burſche darunter, die ihm immer beſſer gefielen und namentlich das Knechtlein,

von dem ſchon früher die Rede war. Zudem hörte es gerade über dieſen noch recht viel Gutes, und daß er gar kein Hudel ſei und ſeine alte Mutter nicht vergeſſe. Da mußte es dieſen doch wiederum anſehen, ob das wohl wahr ſein könne, oder etwa erlogen. Und da ſchien es ihm — je länger, je mehr — erlogen könne das nicht ſein, denn ſo bſunderbar ein lieblich Geſicht habe es noch nie geſehen. Wenn es ſich zutragen ſollte, daß es ein Kind haben müßte und ſogar einen Buben, ſo möchte es einen gerade mit einem ſolchen Geſicht, vonwegen es wüßte dann, Vater und Mutter hätten ſich ſeiner z'tröſten im Alter. Natürlich waren noch viele Schlangen und Schlänglein, die es lockten zu laufen und zu reutern im Lande herum, wo es luſtig zuging, oder zleerem auf breiter Straße, einem guten Schick nach. Ach Gott, und der gute Schick dieſer armen verblendeten Tröpflein, worin beſteht denn der? Wir wollen es euch ſagen, ihr armen Tröpflein. Der beſteht darin, einen Mann zu kriegen oder vielmehr zu preſſen in Aengſten und Nöthen, der nichts beſitzt als eine Tabakspfeife, einen großen Zottel an der Kappe, viel Himmeldonner im Maul und namhaft Schulden beim Krämer; keine Meiſterfrau zu haben, die des Morgens aufjagt und den Tag über oft ſagt: Mach! Mach! Des Abends nieder zu können mit den Hühnern und z'Mittag kochen zu können, Alles, was man hat, auf einmal, ohne ſich mit dem dummen Abtheilen quälen zu müſſen, plaudern zu können ſtehenden Fußes, von einer Tagheitere zur anderen, unbekümmert, wer d'Sach mache. Das iſt die Herrlichkeit drei Tage oder drei Wochen lang, dann kommt das Elend: immer mehr Kinder, immer weniger Brot, immer ſchlechtere Kleider und böſere Worte von Mann und Kindern ſechs Tage lang, am Sonntag Schläge zum Trinkgeld, ſchließlich das Betteln, halb nackt, Sommer und Winter, das Liegen auf ſchlechtem Laubſack, das ſchreckliche Frieren Tag und Nacht, nie mehr erwarmen können bis der Tod kömmt, der ganz kalt macht, aber dann

spürt man's doch nicht, muß nicht mehr höpperlen auf den hartgefrornen Straßen, in bösen Schuhen und Strümpfen, den dünnen Brotrinden nach. Das sind die Herrlichkeiten, welche auf den Heerstraßen die mannssüchtigen Mädchen erreutern, errennen. Nun, Züseli erzwang das Reutern nicht, lief seinem Alten nicht davon. Aber wenn es des Sonntags im rueßigen Graben saß, auf der Küchenschwelle den Hühnern zusah und die Geißen weidete, so mußte es doch denken, wie es lustiger zugehen werde in der Welt, als hier im rueßigen Graben. Mitzumachen begehre es nicht, dachte es, nur zusehen von Weitem möchte es, um zu sehen, um zu wissen, wie es eigentlich auch ginge. Es juckte ihns wirklich manchmal, wenn der Alte schlief, oder wenn er den Wydliwuchs beaugenscheinigte in seinen Revieren, draus zu laufen und sich das Ding recht zu besehen, besonders da, wo Tanz war, oder sonst berühmte Lustbarkeiten. Aber es traute sich doch nicht, Schläge hätte es baar gehabt, und es fiel ihm gar nicht ein, den Vater nicht für den Vater zu halten. Es liebte ihn eigentlich, wenn er gestorben wäre, so hätte es sich kaum trösten lassen. Und auch der Vater liebte sein Töchterlein, wenn er es schon selbst nicht wußte, es war sein Schatz und sein Kleinod, seine Plackereien eigentlich nichts als Eifersucht und Angst, es möchte ihm Jemand denselben rauben oder denselben mit ihm theilen wollen. Wie der rechte Geizhals, dem das Geld sein Gott ist, sich dessen nicht rühmt und groß damit thut, sondern sich arm stellt und wegen Armuth jammert, ungefähr so hatte es Barthli mit seinem Töchterlein, und umgekehrt wie die Väter und besonders die Mütter mit ihren Töchtern, denen sie gerne los wären, gerne sie glücklich machen, d. h. an Mann bringen würden. Sie hatten aber auch ein ähnlich Schicksal, den umgekehrten Kummer, Barthli es wolle ihm Jeder sein Meitschi nehmen, die Anderen die Ihren wolle Keiner, und was man am Nöthlichsten sucht, findet man nicht, sondern das Gegentheil.

Barthst mußte einmal wieder z'Märit nach Bern, denn es giebt Zeiten im Jahr, wo man auf dem Lande keine Körbe absetzt. Züst mußte mit, er hatte viele Körbe, und nahm er's mit, hatte er es wenigstens unter Augen. Daheim hütete es ihm Niemand, denn eine Nachbärin, welche sonst ein Auge auf ihns haben sollte, ging auch z'Märit. Züst ging auch gerne. Wenn es schon nicht mehr so in Entzücken versank, so sah es doch Vieles, an welches es denken konnte in seiner Einsamkeit, und wenn ihm die Suppe auch nicht mehr so vorkam, wie eine Speise von den Tafeln aus dem tausendjährigen Reiche, so lebte es doch wohl daran, und wenn sie guten Verkauf hatten, ließ der Vater wohl auch ein Stücklein Fleisch und etwas, sah aus wie Wein, aufmarschiren. Er gab hie und da einen schwachen Schimmer von sich, als dürfe er sich etwas mehr gönnen als früher, aber bemerkte es Jemand, so that er auf lange kümmerlicher als je. Wer an einem großen Markttage an einer Hauptstraße steht, findet Stoff zu mancher gottseligen Betrachtung, zu mancher Predigt, er sieht sichtbarlich vor sich die Lebensstraße. Es rennen die Einen dem Getriebe des Marktes zu, wie unwillkürlich durch einen Magnet oder einen Strudel angezogen. Es wandern Andere besonnen und behaglich dahin, meiden die Steine, suchen den besten Weg, verkürzen sich den Weg mit Plaudern, haben vergnügliche Gesichter und zuversichtliche, daß ihnen was Gutes nicht fehlen werde. Es karren und trappen die Dritten mühsam daher, möchten auch eilen, aber es geht nicht, sie kommen hinten her durch dick und dünn, haben Angst, sie kämen zu spät zu den guten Dingen und kommen doch nicht vorwärts. Wie die den vorübersprengenden Fuhrwerken nachsehen, die Einen schmerzlich, die Andern zornig! Fahr nur so stark du magst, so kommst desto früher zum Lumpenthürli; dann kannst wieder mit mir laufen, wenn du noch laufen magst! Ich sprengte auch und mochte nicht warten, bis ich in einem Gasthof saß. Jetzt weiß ich wieder,

wie das Laufen iſt, und wäre zufrieden, wenn ich einen Batzen hätte und zu einem Schluck Branntewein käme. So führt Mancher Selbſtgeſpräche, hängt jedem dahineilenden Fuhrwerke eine Lebensſkizze der darin Sitzenden an, ſammt etwelchen frommen Wünſchen und Weiſſagungen. Humpelt aber noch Einer mit ihm, ſo führen ſie zuſammen erbauliche Geſpräche, machen ſich vertrauliche Mittheilungen über ihre Nächſten und ſtreiten ſich darüber, ob dieſe ſich ſeiner Zeit ſelbſt hängen oder ob ſie gehängt werden würden, und was ſie noch Alles darüber aus verdient.

Barthli und Züſeli gehörten unter die Karrenden, doch nicht unter die Unglücklichen und von Grund aus Mißvergnügten. Barthli wäre für heute mit der Welt zufrieden geweſen, wenn nur gar kein Mannsbild auf der Straße geweſen wäre, und Züſeli ſah ganz vergnügt aus. Sie kamen früh in die Stadt, ſo wurde am beſten der gefährlichſte Theil des Volkes gemieden, der junge. Manchen Aerger über die Stadtweiber hatte Barthli auszuſtehen, ſorgte aber ſo weit billig für Entſchädigung.

Züſeli machte indeſſen noch beſſere Geſchäfte, denn mit ihm machte man lieber Geſchäfte als mit dem rueßigen Alten, und als Trinkgeld obendrein bekam es nicht ſelten die Bemerkung: es charmants Meitſchi! Wäre das recht angezogen, ſo machte das Puff. Mach nur nicht, daß es das hört, ſagte dann wohl eine Begleiterin. Es wäre im Stande, es käme in die Stadt. Wohl, das würde ein ſauber Dirnlein abgeben! Wer weiß, was die Rednerin ſelbſt abgegeben hätte, wenn ſie hübſch geweſen wäre, wovor ſie aber Gott bewahrt hatte. Wird ſeine Gründe gehabt haben der liebe Gott. Neben dem Aerger über die Stadtfrauen hatte Barthli noch großen Zorn zu verwerchen über die Gensdarmes. Er könne nicht glauben, daß der liebe Gott die ganze Welt erſchaffen, ſagte er. Der liebe Gott ſei ein weiſer Mann. Zweier Gattig Creaturen hätte er nicht gemacht, Kröten und Gens-

darmes, (wenn's noch Landjäger wären, er wollte nicht so viel sagen). Von denen wisse er nicht, und kein Mensch habe es ihm sagen können, für was die gut seien und allen Leuten gruse es drob. Wohl, Barthli, sagte ihm ein Kamerad, das kann ich dir sagen. Lue e Krot oder e Gensdarme recht a, und dann wirst du Gott danken, daß er es geordnet, daß du der Barthli geworden und nit e Krot oder e Gensdarme. Dafür hat er sie gemacht. Ja sieh, sagte Barthli, das ist das nichtsnutzigst Volk auf Gottes Erdboden, gerade das, wo sie wehren sollen, machen sie selbst. Sie sollen heute machen, daß der Weg nicht gesperrt sei, sondern Jedermann passiren könne, und gerade sie stehen dem ganzen Volk im Weg. Unser einer sollte nirgends sein, wenn sie ein alt Mannli sehen, so kujoniren sie es, es ist nie am rechten Ort, schon dreimal hat mich heute Einer angeflucht, um nichts und wieder nichts. Und die Obrigkeit wird ihm doch nicht den Lohn geben, daß er die Leute das Fluchen lehre und wie man umgehen müsse mit alten Leuten. Dagegen steht der Aff da vor meinem Meitli, es weiß kein Mensch wie lang, verstopft den Leuten das Loch, hält dem Meitschi die Kunden ab, macht ihm den Kopf groß, das steht ihm immer am rechten Ort. Das muß gehen, sich zu waschen, von wegen ich habe immer gehört, wenn ein Gensdarme ein Meitschi lang ansehe, so werde es krätzig, oder bekomme auf's wenigste eine Haut, wie eine vierhundertjährige Eiche Rinde habe. Dem Hagel darf ich nichts machen, nicht einmal was sagen, aber ich will es der Obrigkeit eintreiben, wenn ich der was zu leide thun kann, so will ich es gewiß nicht sparen.

Natürlich mußte es einstweilen das Meitschi entgelten, dem er kein gutes Wort gab und im Wirthshaus es so kurz als möglich abspeiste, daß es recht hungrig blieb und Augenwasser bekam vor Elend. Wenn es nur schon daheim wäre, dachte es, so könnte es doch den Hunger g'stellen. Wenn sie nur schon daheim wären, dachte der Alte, dann müsse ihm

das Meitschi nicht bald wieder z'Märit, daß es ein Gensdarme nach dem andern angränen könne. Da es ihnen Beiden pressirte, kamen sie also auch aus der Stadt, aber viele Worte gönnten sie einander nicht. An einem Markttage geht es lustig zu, überall sind die Geigen los, und wo ein Schild an einem Häuschen hängt, da stehen die Fenster offen, damit Geigen und Trampeln das Häuschen nicht versprengen. An diesen Allen müssen die Heimkehrenden vorbei, haben so die Musik umsonst. Für Mädchen, die nicht einkehren dürfen, sondern auf der Straße bleiben müssen, ist es eine Art von Spießruthen laufen, besonders wenn sie weite Herzen haben, für Viele Platz darin, und nun denken, hier innen kann ein Schatz sein, und dort wieder einer und so fort. Züseli war noch nie auf einem Tanzboden gewesen. Es könne nicht tanzen, sagte es, und könnts nie lernen, und begehre sonst nicht zu gehen. Wohl der Vater würde ihm! sagte es. Es dachte nicht daran, daß es viele Mädchen mit dem Tanzen haben, wie junge Hunde mit dem Schwimmen. Man werfe nur einen ins Wasser, so kann man sehen, wie er das erste Mal schon munter fortkömmt. Züst that es also nicht weh im Herzen, wenn es an einem zitternden Häuschen voll Geigen vorbei ging, etwas kürzer wurden wohl seine Schritte, die Musik gefiel ihm. Schon mehr als halbwegs waren sie, und eben fast wieder an einem Wirthshause vorbei, als ein Bursche zur Thüre ausstürzte, Züst packte: Jetzt mußt du kommen, und einen mit mir haben, schrie, und mit ihm fahren wollte dem Wirthshause zu, wie es üblich und bräuchlich ist. Das Meitschi wehrte sich, der Alte brüllte: Willst mir das Meitschi sein lassen, du Uhung du? und faßte auf der andern Seite und riß auch. Sie rissen und brüllten; es war ein Mordspektakel, wäre jedoch kaum beachtet worden, wenn's bloß gewöhnlicher Schryß gewesen wäre. Ein Mädchen hat Schryß, heißt so viel als, es ist fêtirt, gesucht. Es sollen nämlich die Mädchen, wenn Burschen sie zu Wein und Tanz führen

wollen, ſich erſt tapfer wehren, thuns jedoch nicht Alle, wenigſtens nicht nöthlich, aus Furcht, die Burſche könnten nicht recht anwenden, zögen gerne den Kürzern und ließen ab. Nun geſchieht es auch, daß zwei Burſche an einem Mädchen zerren, bis Kleider und Arme faſt vom Leibe gehen, oder wenn ein Mädchen im Ernſt heim will, ſie es förmlich zurückſchleppen, daß ein Fremder meinen würde, ſie hätten Befehl erhalten, das Menſch todt oder lebendig einzubringen. Dießmal ſchien es mehr oder weniger eine abgeredete Sache zu ſein, Züſt mal in's Wirthshaus zu bringen, dem Alten z'Hohn und z'Trotz, denn aus den Fenſtern brüllte es: Benz wehr dich, Benz ſetz nicht ab, zieh brav, biſt e Leide, daß du der Alt nit magſt! So mußte Benz alle ſeine Kraft anwenden und ſchwor dazu alle Zeichen, ſie möchten ſich wehren, wie ſie wollten, Züſt müſſe einmal in's Wirthshaus, das ſei fertig, und er ſchleppte ſie Beide wirklich hinter ſich her, zur Bürgerluſt der Zuſchauer. Alter ſetz ab, heute zwängſt du nichts, du reißeſt ja deinem Meitſchi den Arm aus dem Leibe. Komm mit, z'trinke mußt haben, ſo viel du magſt. Benz zieh recht, und wenn du nicht fahren magſt, ſo wollen wir kommen und dir helfen, ſo ſcholl es aus den Fenſtern. Nit nöthig, rief Benz, that friſch einen mächtigen Ruck, daß der Alte das Mädchen laſſen mußte und Benz ſammt dem Mädchen bei einem Haar überpurzelt wäre. Ein furchtbar Gelächter erſcholl. Deſto ſchneller machte ſich Benz mit dem förmlich eroberten Mädchen in's Haus. Drunten blieb der Alte fluchend ſtehen und wünſchte der muthwilligen Jugend alle Hagelwetter auf den Hals, ſchalt ſie Räuber, Mörder, und merkte nicht, daß er da eine Komödie aufführe, und dazu noch unentgeltlich, zum Ergötzen des Publikums. Endlich kam die Wirthin, eine reſolute kuraſchirte Frau mit gutem Herzen. Das iſt öppe nüt Witzigs von euch, ein alt Mannlt ſo z'plage, wollt ſo vornehme Bauernſöhne ſein. Hätte geglaubt, zu einem ſolchen Lümmelſtükl wäret ihr zu ſtolz. Und für was

der Tüfel g'hört hät, mit dir z'tanze, ja wolle! Ja ſo ein alter Barthli, ein ſechszigjährig Kudermannli hat gut reden, ſo Einer, der von Natur gſtabelig iſt wie ein Garbenknebel, der weiß nicht, was das Unghürigs wär für ein achtzehnjährig Meitſchi, wenn es ſich gſtabelig machen ſollte, wenn der Geiger einen recht Luſtigen aufmacht und ein Benz mit ihm tanzen will. Dem Meitſchi gings ganz wunderlich im Kopf herum, bitter und ſüß durcheinander. Das Schelten des Alten that ihm weh. Das Wüſtthun von Benz plagte ihns. Daß er ſo Einer ſei, ſo wüſt thun könnte, hätte es keiner ſterblichen Seele geglaubt, dachte es, und zu dieſen Gedanken machte der Geiger luſtig auf, die Töne zuckten ihm durch den ganzen Leib, die Füße trippelten im Takt. Es war in dem ſeltſamen Zuſtand, wo man oben weint und unten tanzt, Füße und Augen allen Rapport zu einander verloren haben.

So kamen ſie heim, und d's Meitſchi ſollte die Haushaltung machen, und zwar hinten und vornen im Hauſe. Wie die Ziegen mit ihrem Traktament zufrieden waren, wiſſen wir nicht, Klagen darüber kamen uns keine zu Ohren, aber über das ſeine ſchimpfte Barthli ungemeſſen und zwar hatte er etwas recht, wir müſſen es ſagen. Der Kaffee war ganz ohne Sinn und Verſtand, das Meitſchi hatte das Pulver vergeſſen, er kam ganz weiß aus der Kanne. Die Erdäpfelröſti war ſchwarz wie ein Wollhut, ungeſalzen und ungeſchmalzen. Die Milch war ein unerhört, nie erlebt Getränke, denn im Verſchuß hatte Züſeli Salz und Butter in die Milch gethan, ſtatt in die Röſti. Man kann ſich denken, was das für den hungrigen Barthli für ein Herrenleben war. Er war drauf und dran, was er ſonſt nie machte, ins Wirthshaus zu gehen und nachzubeſſern und den Leuten zu klagen, wie es ihm ergangen, und was er für ein Meitſchi habe. Zu gutem Glück fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, der Teufel ſei von je ein Schelm geweſen, es wäre ſehr möglich, daß er

es jetzt noch wäre, und Benz und Züseli zusammenführen könnte, so oder so. Er besserte sein Hundefressen mit einem Stück Käs aus, trank frische Geißmilch dazu und paßte scharf auf Züseli, in welcher Richtung dessen Augen gingen, ob es wohl Jemanden erwarte oder nicht? Und als es ihm sagte, es wolle zu Bette, es sei müde und schläferig, da ward ihm die Sache erst recht verdächtig. Aber wart du Täschli, du bist mir noch lange zwenig, Barthli ist dir und Andern schlau genug, du Täsche. Wart bis morgen, dann will ich dir die Schlauheit auflegen, daß du sie faustdick am Leibe greifen kannst, brummelte der Schlaue. Nun machte es der Alte schlau. Er stellte sich in die sieben Bohnenstecken, von denen aus er die Zugänge zum Häuschen übersah, und namentlich die Fensterchen allzumal, die blinden und die halbblinden. Da lauerte er, wie die Katze auf die Maus, und dachte: wartet nur, der alte Barthli ist euch schlau genug, der thut euch Pulver in die Kanne und Salz in die Rösti. Er machte sich gstabelig wie ein buchenes Scheit in seinen Bohnenstecken, und das war ihm keine Kunst, denn er war von Natur schon fast so, und spitzte die Ohren wie ein Haas in einem Kabisplätz. Er hörte immer etwas, bald hinten bald vornen, bald links bald rechts, es knisterte was im Laube, es trappete auf der Straße, es schlich etwas, es hustete, kurz er hörte alles Mögliche, aber es kam Niemand. Es fror ihn, es fiel ihm ein, der Kerl könnte schon drinnen sein, er hörte drinnen was. Richtig, da redete es. Barthli schlich wie eine Spinne, wenn sie eine Fliege um ihr Netz surren hört, gegen seiner Tochter Bett, stand stille und wollte wissen, wer da spräche, und was, und wenns Benz sei, ihn prügeln nicht für Spaß. Aber er verstand sich nicht auf die Töne, bis er dicht vor dem Bette stund. Da hörte er, wie Züseli brummte: drli drli, drli drli, drlum drlum drlum, drlurili drlurili. Das güte Meitschi tanzte im Schlaf und machte den Geiger dazu und war sicherlich selig in seiner Freude. Es fehlte aber

nicht viel, der Alte hätte sie ihm rauh vertrieben und ihm zugemessen, was er Benz zugedacht. Hart rättelte er das Meitschi auf und gab ihm einen väterlichen Zuspruch, nicht bloß aus dem Salz, sondern aus dem Pfeffer, der aber dennoch nicht tief ging, denn kaum stand der Alte wieder in seinen Bohnenstecken, so summste es im Stübchen wieder, drlü drlü, drli drli, und lustig gings in des Mädchens Seele zu, während draußen der Alte fror und fluchte, und Alles umsonst. Benz kam nicht, aber kommen hatte er wirklich wollen, der Geist wäre willig gewesen, aber das Fleisch war zu schwach. Er war hart betrunken, fand den Weg nicht, fand überhaupt keinen Weg mehr, und wie und wann er nach Hause kam, darüber gehen verschiedene Gerede. Als Benz wieder zu ordentlicher Besinnung kam, da ward sein Gewissen beschwert durch die Art und Weise, wie er Barthli behandelt und titulirt hatte. Das Meitschi stak ihm im Herzen und d's *Hüsli* im Kopf, und beide tief. Das Meitschi gefiel ihm *wohl*, es war eingezogen, flink und fleißig, hübsch genug für ihn, wie er sagte, aber es chöm nit Alles uf d'Hübschi a, sondern d's Meiste ufs Ordelithue, und dann könne er einmal noch ein ganzes (die Löcher im Dache rechnete Benz für nichts) Hüsli erben, da brauche man keinen Hauszins, könne pflanzen, ja das wäre ein schöner Anfang und viel gewonnen. Wenn man ein Meitschi gerne möchte, so schien es Benz denn doch nicht als zweckmäßige Präliminarien, den künftigen Schwäher zu mißhandeln, er erachtete, der Schaden müsse ausgebessert werden, aber das Wie, das gab ihm lang zu sinnen. Endlich fiel ihm was ein. Er stahl seiner Meisterfrau einige alte zerrissene Körbe, und machte sich nach dem Feierabend mit denselben dem rueßigen Graben zu. Er fand den Alten auf dem Bänkli vor dem Häuschen. Das Meitschi saß neben ihm auf dem Tritt der Stege, die ins Obergaden führte.

Die Meisterfrau schicke ihn, sagte Benz, er hätte da einige alte Körbe zum Flicken, wenn es sich der Mühe lohne,

er ſolle ſie gſchauen, und ſomit ſaß er ohne weitere Complimente neben den Alten auf das Bänkli ab. Der Alte hatte alsbald die Trümmer der Körbe zur Hand genommen und gerieth in ſchauerlichen Zorn. Er ließ ihn zuerſt los über die Baurenweiber, wie die immer hundshäriger wirden, wüſt Gythüng. Da ſolle er Körbe flicken, fordere er mehr als zwei Kreuzer für einen, ſo ſage ſie ihm wüſt, und habe er mit demſelben doch mehr zu thun, als mit einem neuen dreibatzigen. So gehe man mit armen Leuten um, nachdem man ſie blutt gemacht, wolle man ſie noch ſchinden. Nachdem er Alles gemuſtert, wandte ſich ſein Zorn. Los Bub, ſagte er, mit ſolchem Zeug ſchickt dich keine Bäurin, wenn ſie recht im Kopf iſt, und das iſt deine, das iſt eine rechte Frau. Du Lumpenkerli willſt anfangen, wo du es gelaſſen, ich ſoll dein Narr ſein, aber da biſt am Lätzen, ſtell einen hölzernen an, wenn du einen Narren haben mußt, oder ſei ihn ſelbſt, aber den Barthli laß ruhig, der zeigt dir ſonſt den Weg unſauber. Nimm den Zeug und packe dich, und daß du mir nicht mehr unter das Dach kommeſt, ſonſt mache ich, was gut iſt. Benz blieb ſitzen und ſagte ruhig: Etwas recht haſt, und etwas nicht. D'Meiſterfrau hat mir in der That dieſen Zeug nicht gegeben, ſondern ich kam aus mir ſelbſt und weißt warum? Ich wollte ſchon am Märitabend kommen, es war aber beſſer, ich kam nicht, ich war z'volle, mein Lebtag nie ſo, wie ein Kalb, ſag ich dir. Nachher kams mir, ich ſei wohl grob mit dir umgegangen, und es war mir leid, von wegen ſieh, es geſchah nicht aus Abſicht oder gar aus Bosheit, ſondern wegen der Bekanntſchaft. Sieh, ich will es dir graduſe ſäge, dein Meitſchi g'fallt mir, es dünkt mich, es ſchicke ſich Niemand beſſer zu einander, als ich und es. Wir ſind Beide jung und hübſch genug für einander, können Beide wohl verdienen, es bekömmt ein Hüsli und ich keins, es hat einen Aetti und ich ein Müetti, Beide alt, wegen der Hübſchi haben ſie einander nichts vorzuhalten. Wenn du und es einander

heirathete, ſo brauchte ich für d'Miethi keinen Hausgiut mehr, es könnte die Haushaltung machen, und d'Meitſchi deſto beſſer verdienen, und wenn denn da Alles zuſammenkäme, ſo hätten wir bald Geld zweg und könnten entweder mehr Land kaufen oder des Hüsli neu unterziehen laſſen, es mangelt daſſelbe grauſam. Wenn du mir d'Meitſchi gä wottiſch, es hat nichts dawider, ich wüßt nicht was es wett ha, ſo bſinn dich nit lang und ſägs, daß ich mich rangiren cha. Mit Werche mag mich Keiner und ſparſam bin ich auch. Daß ich mich vollgeſoffen letzthin, darum ſtoß dich nicht, das geſchieht des Jahrs nicht manchmal, und ſelb macht nichts, ſagt man. Die Mutter iſt hushlich, für Schmutzigs z'ſpare i d'Suppe, i d'Kurut u ſuſt, frajet ſi all Egge us. Die erſpart dir manche Krone des Jahrs. Lue, du biſt ane alt und lang wirſt es nicht mehr machen, aber du ſollſt deine Sache haben, wie recht und billich, für einen Hund ſollſt nicht gehalten werden, wie es an manchem renommirten Orte der Brauch iſt, wir wollen dich für e Aetti ha, feinſt wunderlich oder nicht, krank oder gſund. Ich habe gedacht, du werdeſt froh ſein, wenn dein Meitſchi Einen habe, ehe du deren müßeſt. Da habe ich gedacht, du gebeſt mir die Tochter, ſie machts auf my Arni Thüri beſſer mit mir als mit Einem, der manch tauſend Gulden hat, daneben dann aber ein Hudel iſt, und dann iſts auch nicht, daß ich ganz nichts hätte. Oder was meinſt, Barthli, nicht wahr, du gibſt mir d'Tochter. Ja, ja, ja, einem ſolchen Landbub, wie du, die Tochter geben, ja, ja, ja, das wär es nätzigs Stückli vo Barthli, Einem, wo nichts als plagen kann, und damit anfängt, mich zum Narren halten zu wollen. Ich glaube, du möchteſt gern es Hüsli und dazu noch mir deine Alte, die wüste Schmutzdrucke, anhängen, ſo was käme noch manchem Narr in Sinn. Mein Meitſchi mangelt keinen Mann, wir wägen die Sache, welche wir pflanzen, ſelbſt freſſen, brauchen keinen Schmarotzer und Nutznieß dazu. Und jetz mach, daß du fortkommſt und das

Gniſt, wo du gebracht, nimm mit, oder ich ſchlage es dir ums Geſicht. Benz wollte friſch anſetzen, verſuchte Barthli darzuthun, wie komod in alle Spiel ein Tochtermann wäre, wie er doch einen haben müſſe, und viel beſſer thäte, einen zu nehmen, der am Tag komme, als einen, den ihm das Meitſchi z'Nacht zuche ſchleipfe. Er ſollte nur das Meitſchi fragen, ob es ihn wolle oder nicht. Aber Barthli fragte das Meitſchi nit, wottſch oder wottſch nit? Benz hatte ſeine Sache nur ſchlimmer gemacht, den Verdacht geheimen Einverſtändniſſes erweckt und jetzt wirklich Zeit zu gehen, wenn er nicht fremde Hände am Kopf haben wollte. Sag, rief ihm Barthli nach, deinem alten Kratte, wenn ſie einen Mann wolle, ſolle ſie ſich einen kuderigen machen laſſen, andern bekomme ſie keinen; da drehte ſich Benz um und ſagte: Jetzt ſchweig Alter und wart du nur, es kömmt einmal die Zeit, wo du froh über Benz wäreſt, aber dann kannſt du lange pfeifen, du alte Wydlimauſer du, was d'biſt.

Züſeli war bei der ganzen Verhandlung geweſen, aber nicht gefragt, hatte es auch nichts dazu geſagt. Der Alte fragte ihns auch nachher nicht, ob er es ihm recht gemacht, ſondern behandelte es als Mitſchuldige. E Dirne, es wüſts Bubemeitſchi ſeis, nit trocke hinter den Ohren und ſchon einen Mann wollen, pfy Tüfel! Kabiswaſſer ſaufen müß es ihm, bis ſolche Mücken vergangen ſeien. Daß es ihm nicht d's Herrgotts ſei, mehr Einen anzuſehen, ſonſt wolle er ihm die Augen ſchon vermachen mit Harz oder Schnupf, was er zuerſt bei der Hand habe. Er wolle ihm das Gaffen und Liebäugeln vertreiben! Es ſei nichts beſſer dafür als eine Drucke voll Schnupf i d's G'fräß. Er möchte doch wiſſen, was ſie da mit einem Tochtermann, mit ſo e mene Gränni machen ſollten in dem kleinen Hüsli, wo ſie kaum ſelbſt Platz hätten. Es ſei jetzt mehr als zehn Jahre, daß ſeine Alte geſtorben, ſie hätten es ſeither machen können ohne Tochtermann, er wüßte gar nicht, warum ſie jetzt auf einmal einen nöthig

haben ſollten, ſo ne Kerli, wo freß für Zwei, Platz verſperr, und nichts könne, als die Andern verſäumen! Wir mangeln keinen Tochtermann, wir können es alleine, giebt die Geiß ja längs Stück für uns kaum oder gar nicht Milch, verſchweige dann für ein ſo groß Kalb. Von dieſem Standpunkt aus ſah Barthli die Sache an. Es wird ſicher Niemanden und namentlich keiner lieben Leſerin unerwartet kommen, wenn wir ſagen: daß Züſeli nicht von dieſem Geſichtspunkte aus die Lage der Dinge betrachtete. Das Tanzen und der Tochtermann hatten in ſeinem Köpfchen ſich Platz gemacht und drehten ſich darin mit einander herum, daß ihm faſt alles Sinnen und Denken verging. Kaum 18 Jahre alt und hätte ſchon einen Mann haben können, und iſt Manche ſchon ſiebenzig Jahre alt und hat noch keinen! Dann hätte es mit ihm z'Märit gehen können und beim Heimgehen tanzen, drli, drlü. Und wenn der Alte nicht dabei war, ſo probirte Züſeli richtig, ob es es noch könne. Man ſieht, Züſeli hätte mit einem Tochtermann ſeines Vaters ſchon was anzufangen gewußt. Aber es ſollte ihn ja nicht haben, ſollte keinen Mann haben, denn der Alte wollte ja keinen Tochtermann, nie mit Einem vom Märit heimgehen und mit ihm tanzen! Das kam ihm faſt übers Herz, es mußte weinen, es mochte wollen oder nicht, es mußte an Benz denken. Der hätte ſich doch ſo wohl geſchickt, fand es je länger je mehr, die Mutter hätte es eben auch nicht begehrt, aber ihn wohl, und zu brauchen wär er ſicher auch geweſen, was er nicht gekonnt beim Korben, hätte man ihn brichten können.

Bis jetzt hatte Barthli mit Recht nicht über Züſeli klagen können, ſondern Urſache gehabt, dem lieben Gott für das Meitſchi zu danken, denn es war nicht bloß die Stütze, ſondern auch die Blume ſeines Alters. Nun begann es zu ändern. Böſes machte, ſo viel wir wiſſen, das Meitſchi nichts, aber mit ſeinen Sinnen und Gedanken war daſſelbe nicht mehr da, wo es ſein ſollte, ſie flogen ihm davon, es wußte ſelbſt

kaum wohin. Das Eine vergaß es, das Andere machte es verkehrt, daß der Alte wirklich manchmal schlimm daran war. Bald war nicht gekocht, bald nicht gemolken, die beiden Handhaben an einem Korbe auf der nämlichen Seite, oder gar feuerte es mit Korbwydlene an.

Dazu begann das Meitschi schlecht auszusehen, müde zu werden, plärete viel, daß der Alte wirklich ans Krankwerden dachte, und eine alte Nachbarin zu Rathe zog. Die tröstete ihn. Das sei nichts anders bei jungen Mädchen, sagte sie, das gebe es oft und werde schon bessern. Da sei nichts besser dafür, als ab Bocksbart zu trinken, der sei bsunderbar gut i selige Umständen. Zu all seinem Elend mußte nun Züseli ab Bocksbart trinken, der schmeckte ihm aber grundschlecht und man sah gar nicht, daß er ihm anschlug, eher das Gegentheil. Je weniger er aber anschlug, desto böser wurde der Alte mit Züseli. Du sufst ume z'wenig, sagte er, es würde sonst schon bessern, der ist ja expreß gut dafür. Wottsch sufe oder nit! Wegem Bocksbart konnte er fragen, wottsch oder wottsch nit, hätte er wegem Tochtermann so gefragt, es hätte vielleicht besser angeschlagen. Ob Züseli in dieser Zeit Benz nie gesehen, nie gesprochen, wissen wir nicht, wir haben Ursache zu glauben, daß sie sich gesehen haben. Wenigstens wollte es eine Nachbarin behaupten, nicht daß sie dieselben bei einander gesehen, aber Züseli suche das Futter für die Geißen und den Bocksbart gar oft am nämlichen Orte, und an einem Orte, wo nüt Aparts für die Geißen wachse, und der Verstand gebe es doch mit, daß am nämlichen Orte nicht stets etwas zu finden sei. Aber von dort sehe man den Hof, wo Benz diene, und von dorther gehe man herunter ins Dorf, das komme ihr sehr kurios vor. Uns dagegen gar nicht, denn jedem achtzehnjährigen Meitschi ist bekannt, daß ein solches Mädchen in einem Zimmer, wo drei Fenster sind, von denen eins gegen das Haus seines Schatzes sieht, sich immer an dieses Fenster setzt, auch wenn es gar keine

Hoffnung hat, mit dem Schatz hinter den Fenstern zusammenzutreffen.

Es ist immer Hoffnung, vielleicht ein Bein oder einen Kuttenfecken des Geliebten zu sehen, jedenfalls hat man einen sichern Haltpunkt für seine Gedanken, und schaden kann es ja doch nicht viel! Wir wollen nicht entscheiden, wie es sich verhielt, das wissen wir, daß am zweiten Sonntag im August vergangenen Jahres Züseli daheim vor dem Häuschen saß und grusam Langeweile hatte, und ein Blangen dazu, daß es ihm sein kleines Herz fast versprengen wollte. Die Bewohner des rueßigen Grabens meinten nicht, daß sie alle Sonntage zur Kirche müßten. Wenn man die Sonntagskleider alle Sonntage anziehen wollte, man wäre ja alsbald fertig damit, meinten sie. Barthli ging noch zuweilen, und manchmal nur damit das Meitschi daheim bleiben müsse, um zu hüten, denn das sah er sehr ungern gehen und legte ihm, wenn es einmal gehen wollte, Hinderniſſe in Weg, wie er nur konnte und mochte. Ledigen Leuten sollte man d'sChilche gah ganz verbiete, meinte er. Es sei ihnen doch nie wegen Gottes Wort, sondern nur, daß ein Löhl den andern angaffen könne, und daraus entstünden böse Sachen, wie man Exempel genug hätte. Mit Lesen gab Züseli sich auch nicht besonders ab, und Barthli gab ihm das Beispiel nicht. Sie hatten wohl eine Bibel, aber nicht großen Appetit dazu. Hier ist das Sprüchwort besonders wahr, der Appetit kömmt überm Essen. Man muß früh anfangen zu lesen, und gut lesen, nicht bloß halb buchstabiren können, wenn man Freude am Lesen bekommen soll. Der Sonntagsmorgen ging noch an. Es hatte für Menschen und Vieh zu sorgen, sich recht zu waschen und zu kämmen, statt Kartoffeln machte es einen Eiertätsch oder ein Eierbrod. Fleisch hatten sie des Jahres nicht oft auf dem Tisch. Diese Mahlzeit wurde schon um eilf Uhr eingenommen, lang vor Zwölfe war man mit Allem fertig, mit essen und abwaschen, und jetzt? Nun manchmal

ging Züſeli beeren im Walde. Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren fanden ſich zur Genüge. Wohl flocht es auch niedliche Körbchen mit allerlei Kunſtwerken für ſich, denn eigentliche Arbeit duldete der alte Korber am Sonntag nicht. Das ſei das beſte Zeichen, um wie viel die Menſchen geſchlechtet hätten und nichtsnutziger geworden ſeien, ehedem hätten ſie arbeiten können in ſechs Tagen, daß ſie ſieben Tage zu leben gehabt, jetzt ſchafften Viele ſieben Tag und brächten es nicht zweg, daß ſie ſich des Bettelns erwehren könnten, behauptete er.

Aber auf die Straße, ins Dorf hinunter, wo Wirthshäuſer waren, dahin ließ es der Alte nicht, von wegen er war da nicht mit der Schnupfdruke bei der Hand, um zu rechter Zeit vor allfälligem Schaden ſein zu können. Da gab es lange Sonntag Nachmittage und viel Seufzens. So war es eben an jenem genannten Sonntag Nachmittag. Die Ziege mäckerte im Stalle und der Alte ſagte, es ſei ihm in den Gliedern, es nehme ihn Wunder, ob es ein Wetter geben würde? Er wolle hinaustrappen auf die Egg, dort ſehe man am beſten, was werden wolle. Es finge ſich faſt an zu fürchten, ſagte Züſeli. Vor acht Tagen hätte es ſo gruſam Unglück gegeben vom Waſſer und man ſage, es gebe gerne zwei Waſſergrößen hintereinander und die zweite ſei größer als die erſte. Es wollte, er bliebe da, oder es wolle mit ihm kommen. Dumm, ſagte Barthli, es muß Jemand daheim ſein, um Beſcheid zu geben, wenn es ſchon ein wenig Waſſer giebt, und daß es giebt, iſt noch lange nicht geſagt, das will ich eben gehen zu gucken, ſo wird dir doch hier oben die Emme nichts thun und die Aare nichts, und wenn es wäre, könnte ich dir doch nichts helfen und die Sündfluth wär nicht mehr weit. Man kann nie wiſſen, ſagte Züſeli kläglich. Dumm, ſagte Barthli, und ging langſam der Egg zu. Wenn es doch dann an einem Sonntag von Hauſe weg ſein müßte, ſo ſei es doch überall der Brauch, daß die Jungen gingen und nicht

die Alten, dachte Züseli traurig. Aber es sei ein armes Tröpfli, es wollte bald lieber sterben als so dabei sein, keine Freude, keine Gesellschaft, von Lustbarkeit wolle es nicht einmal reden. Es setzte sich aufs Bänklein und hätte wahrscheinlich geweint, wenn es nicht Gesellschaft bekommen hätte. Seine Hühner kamen daher, nicht des Fressens wegen, sondern als ob sie bei ihm Schutz suchen wollten. Es wird ein Vogel (Habicht) in der Nähe sein, dachte es. Aber die Hühner wollten nicht wieder von ihm weg, wie sie sonst thun, wenn sie den Vogel weiter geflogen glauben. Wie halb krank stunden sie um ihns herum und versetzten keinen Fuß um Futter zu suchen. Warum doch die Hühner so mudrig seien? dachte es. Wenn sie nur nicht was Böses gefressen, ihm nur nicht darauf gingen, es ginge ihm viel zu übel. Der Vater wolle kein Fleisch kaufen und Brod so wenig als möglich, wenn es nicht zuweilen was von Eiern machen könnte, so hätten sie d'sJahr ein, d'sJahr aus nichts als Kaffee und Erdäpfel und selb wär denn doch gar zu läntwylig. Es donnerte dumpf, das Meitschi wußte nicht von welcher Seite her. Es wurde dunkler, es sei fast, als ob es Nacht werden wollte, kein Wunder, daß die Hühner gekommen, sie würden gemeint haben, es sei schon Zeit z'Sädel zu gehen, meinte es.

Es fürchte sich schier, wenn nur dr tusig Gottswille dr Aetti wieder da wär, sagte es zu sich selbst. Es stund vor das Dach hinaus und über sich sah es den Himmel schwarz wie ein ungeheures schwarzes Grab. So habe ich es nie gesehen, sagte es zu seinen Hühnern, wenn doch nur der Aetti käme, was braucht doch der seine Gwundernase auf die Egg hinauf zu tragen! Still war es auch wie im Grabe, kein Vogel zeigte sich mehr, von Ferne hörte man ein Gerolle, es war als wenn ein gewaltiger Todtengräber Erde würfe auf einen eben versenkten Sarg. Schwere Tropfen fielen. Eine Nachbarin stund zu Züseli und sagte, es ist mir so angst, ich

bekomme faſt den Athem nicht, ich weiß nicht, was es geben will. Ja, ſagte Züſeli, und Aetti iſt noch nicht heim, wollte auf der Egg nach dem Wetter ſehen, und wenn er nur das thäte, ſo dünkt mich, er ſollte heim kommen, aber er wird ſich mit Klappern verſäumen. Sieh, dort kömmt er und es preſſirt ihm, ſagte die Nachbarin. Hätte nicht geglaubt, daß Barthli noch ſo ſchnelle Beine hätte. Da flammte es vor ihren Augen, als ob Feuer vom Himmel falle, daß Beide die Hände vor die Augen ſchlugen, ein entſetzlicher Donner betäubte die Menſchen, die Erde erzitterte, und ehe ſie noch zu einander geſagt: Gott, mein Gott! brachen Waſſerſtröme aus den Tiefen des Himmels, der ſchwarze Sarg war geborſten und ſeine Waſſer platzten zur Erde. Beide ſtürzten ihren Häuschen zu, einige Schritte weit, ſie erreichten ſie zur Noth, naß bis auf die Haut, außer Athem. Kaum hatte Züſeli ihn wieder, jammerte es: mein Gott, mein Gott, der Vater!

Es war als ob Gott ihn bringe, er ſtürzte unter Dach: Mein Gott, mein Gott, ſo habe ichs noch nie erlebt, keuchte Barthli. Sie flüchteten ſich in die Küche, um den Heerd ſtunden betäubt die Hühner, hinten im Stalle ſchrie wehlich die Ziege, man hörte zuweilen ihre jammervolle Stimme durch das Rauſchen der Waſſer, zwiſchen den betäubenden Donnerſchlägen. Wenn wir nur die Geiß hier hätten, ſagte Barthli, die hat gruſam angſt und dort iſt das Dach nicht am beſten. Will probiren, ſagte Züſeli, ſie zu holen. Dreimal ſetzte das Meitſchi an, um aus der Küche zu kommen, dreimal ſchlugen es die Waſſer des Himmels, denn es war kein Regen mehr, es war ein Strom, der aus dem Himmel brach, zurück. Endlich kam es zum Ställchen, konnte die Thüre öffnen, da fuhr Feuer durch die Gewäſſer, blendete ihm die Augen, betäubt lehnte es ſich an die Wand. Als es wieder Beſinnung hatte, nach wenigen Sekunden, war die Ziege weg, das Gitzlein auch, furchtbar brausten die Waſſer, es donnerte, wie es in des Blitzes Gluth geſchehen, ein gewaltiger Bach durch den

Graben, wo ſonſt nur in naſſen Zeiten ein klein Wäſſerchen lief, das zur Noth ein Rädchen trieb, wie Kinder in Bächen einzuhängen pflegen.

Züſeli floh zur Küche, naß bis auf die Knochen. Vater, d'Geiß wird da ſein, rief es. Als ich den Stall aufthat, kam der Blitz und als ich wieder ſah, war keine Geiß mehr da. Sie wird in der Angſt ums Häuschen ſein, man muß ihr rufen, ſagte Barthli, und rief ihr mit ſeiner rauhen Stimme: Gybe ſä ſä, chum ſä ſä! aber Barthlis Stimme war zu dünn, drang nicht durch den Donner Gottes und das Brauſen der Waſſer, Gybe kam nicht. Er drang in ſeinem Eifer vor die Thüre, da ſah er denn im Scheine der ununterbrochen flammenden Blitze, den donnernden Bach, die Breite des Grabens füllend, höher und höher ſteigend, mit Gebüſch und jungen Tannen den breiten trüben Rücken bedeckt. O, o Züſeli, o Züſeli, wir müſſen ſterben, ſchrie Barthli, und vergaß die Ziege. Sie dachten einen Augenblick an Flucht, aber wohin in den wogenden Waſſern? Sie dachten an den jüngſten Tag, und wenn der komme, ſo komme er ihnen auf den Bergen oder in den Thälern oder in den ſchäumenden Wellen. Sie beteten, was ſie konnten, erwarteten zitternd das Vergehen von Himmel und Erde. Die Waſſer brausten, die Hütte wankte, ſie hatten ſich ihrem Gott ergeben, achteten ſich nicht mehr der Zeit, ſie warteten auf das Oeffnen der Thore der Ewigkeit. Da ward es wieder heller, die Blitze minder feurig, die einzelnen Donnerſchläge ließen ſich unterſcheiden, waren weniger betäubend, wurden majeſtätiſcher, die armen Sterblichen athmeten wieder, ſie hofften wieder, über die Gerichte ſei aufgegangen die Sonne der Gnade. Da kam plötzlich eine Stimme durch die Küchenthüre: Barthli lebſt noch? U de? war Alles, was Barthli hervorbringen konnte. G'ſchwing, g'ſchwing komm, ſonſt nimmts dir d'sHüsli weg. Ohne weitern Uebergang brachte dieſer Ruf Barthli urplötzlich aus allen höheren Stimmungen heraus in die Gegenwart,

er machte ſich hinaus. Durch Züſeli bebte es wunderbar, es hatte ſich ergeben, alsbald vor Gott zu ſtehen, jetzt kam plötzlich Benzens Stimme zur Thüre hinein. Es konnte nicht aufſtehen, der Athem fehlte ihm, die Glieder waren wie gelähmt, Ströme flutheten um ſein Herz, die Ströme ums Hüsli vergaß es. Bedenklich ſah es um das letztere aus, ſchon war eine Ecke untergraben und die Waſſer mehrten ſich noch. Aber Benz that klug und kühn das Nöthigſte, den Strom zu brechen, den Zorn deſſelben abzuleiten. Barthli ſchleppte Material herbei, ihr wehlicher Ruf um Beiſtand ſcholl weit hin, brachte Helfende herbei, und das Häuschen ward zur Noth aufrecht erhalten, aber es war die höchſte Zeit geweſen, daß dazu gethan wurde, in wenigen Minuten wäre es verſchlungen geweſen.

Nun ward es durch gemeinſame Anſtrengungen außer Gefahr geſtellt, die Waſſer begannen zu mindern glücklicherweiſe, ihren Lauf konnte man wieder meiſtern, die nachhaltige Kraft der Menſchen ſiegte über die raſch verbrauſende Gewalt des Elements. Die Angſt wich aus den Herzen der Menſchen, machte aber bei Vielen nur dem Jammer Platz, abſonderlich bei Barthli. Er gehörte, wie man geſehen haben wird, unter die Jammerſüchtigen, welche immer Urſache haben zum Wehklagen, nie zum Frohlocken, über Verlorenes klagen, des Geretteten nicht gedenken, nie dankbar ſind in der Glückſeligkeit, aber fort und fort mit der Vorſehung hadern über jede Widerwärtigkeit. Wie ihm die Nachbaren auch ſein Glück prieſen, daß er, ſein Kind und das Häuschen gerettet worden, er hatte keine Ohren dafür, er jammerte nur über ſeine verlorenen Geißen. Wie die Alte gebe es keine mehr, weder im Oberland noch im Unterland, kein Rathsherr ſei ſo witzig wie ſie geweſen, die hätte gewußt, wo das Gras melchiger ſei, außer dem Zaun oder inner dem Zaun, und wo ſie innerhalb hätte graſen wollen, habe es ihr kein Zaun gewehrt, und dazu ſei ſie wenigſtens acht Thaler werth ge-

wesen. Wenn das Gitzi geworden wäre wie die Geiß, so wäre es auch acht Thaler werth geworden, zusammen also 16 Thaler, woher jetzt die nehmen? Und wenn man sie auch je wieder zusammenbrächte, wo dann Geißen finden so melchig und witzig und merkiger als key Rathsherr? Was nütze so das Hausen, wenn dann der Herrgott selbst komme und die Sache verherge, daß es key Art und Gattig habe, man sein Lebtag sie nicht wieder zweg bringe? Solche Rede ärgerte die Leute stark, und während sie starke Antworten beizten, mäkkerte es hinter Barthli erst grob, dann fein. Hastig sah er sich um, es waren seine Ziegen, welche ihm die Antwort brachten, hell auf und wohlbehalten, und Benz wars, der sie hielt. Da war wieder größer als die Freude über die Geißen der Aerger, daß Benz es war, der sie hielt. Hieltest sie versteckt, hätten sie dir vielleicht auch gefallen? sagte er giftig. He, sagte Benz ganz kaltblütig, wie kam ich zu ihnen? Wo es so wetterte, daß man nicht wußte, bleibt etwas ganz auf dem Erdboden oder ist's Mathey am letzten, da sagte mir der Meister: Benz, und unsere Waare im Schürli! Die erbarmet mich, darfst es wagen und sehen, ob ihnen zu helfen ist? Meister, sagte ich, warum nicht, wenns aus ist, so kömmt es in Eins, bin ich hier oder draußen, und allweg ist's den armen Thieren ein Trost, wenn Jemand Vernünftiges bei ihnen ist. Als er z'Roth hinausgekommen, denn bald habe ihn der Wind genommen, bald das Wasser, habe er neben Schürli mäkern hören und da die Geiß gefunden, die sich dahin unter Dach geflüchtet und schön Wind ab.

Ja, sagte Barthli, die ist witziger als mancher Rathsherr, hab ich ja gesagt. Er habe sie in Stall gelassen, fuhr Benz fort, und weil er sie erkannt, habe er gleich gedacht, die sei unten dem Wasser entronnen und Barthli's könnte ein Unglück begegnet sein, und als er für das Schürlein gesorgt und gesehen, daß es demselben nichts mehr thue, sei er daher gekommen, wie, wisse er nicht, das Häuschen sei noch gestanden, aber

Noth z'wehre hätte es gethan, wenn ihm die Geiß die Beine nicht gleitig gemacht, wer weiß, ob der Alt und das Meitschi noch am Leben wären. He, ja, ja, man hätte eigentlich Urſache dir zu danken, aber was ſoll ich jetzt mit den Geißen anfangen, wo ſoll ich ſie hin thun, das Ställi hanget ja in der Luft und hat keinen Boden mehr und das Hüsli iſt über Ort, was ſoll ich jetzt mit den Geißen, wo wir nicht wiſſen wohin, antwortete Barthli häßig. Barthli, du biſt doch der Wüſteſt, hätteſt Urſache dem lieben Gott zu danken, daß du mit dem Leben davon gekommen, haſt ja auch die Geißen wieder, und thuſt nichts als brummen und zanken, ſagte ein Nachbar. Dank du, wenn es dir drum iſt, antwortete Barthli. Jetzt noch danken für ein ſolches Wetter, wie nie eins erhört worden iſt ſeit Noahs Zeiten. Darin hatte Barthli recht, daß in dieſer Gegend nie ein ſolches Gewitter erhört worden war, es mußten Wolken geborſten ſein vom Druck gewaltiger Waſſermaſſen, die dann über den Rücken und an den Seiten einer nicht hohen Hügelkette hin ſtürzten, wo ſie nicht wie in einem Trichter ſich fingen und gepreßt zu einem Loch aus mußten, ſondern wo von allen Seiten Abfluß war in verſchiedene Thäler, verſchiedenen Flüſſen zu, nach Oſt und nach Weſt. Barthlis Häuschen hing über der halben Höhe des Berges, die Waſſer, welche dort hinunter brachen, floſſen in ganz kleinem Raume zuſammen, und doch brachten ſie über hundert Centner ſchwere Steine zu Thale, trugen unter Barthli's Hütte von einem Hauſe einen ſchweren ſteinernen Brunnentrog weg und begruben ihn weit unten im Thale tief in den Schlamm, wo er lange nicht gefunden wurde. Als in der That das Ställchen unbewohnbar gefunden wurde, ſagte der gutmüthige Benz, den Barthli's ſchlechter Dank nicht gekränkt hatte: He, weißt was, das Meitſchi ſöll ſe melche, de nihme ih ſe i üſes Schürli, uf es Paar Hämpfeli Futter chunts dem Meiſter nit a, und es iſt nit wyt, am Abe und am Morge cha das Meitſchi ſe cho melche.

Da ſah der Barthli den Benz an mit einem unbeſchreiblichen Blick, meinſt Bürſchli, meinſt, ſagte er. Hans, wandte er ſich zu einem Nachbar, du nimmſt mir ſie zu deinen, will ſehen, daß ich für's Freſſen ſorge.. Die Nachbaren hatten Spaß und Aerger ob Barthli. Natürlich war Benzens Abfergete (Korb) bekannt und wie Barthli geſagt, er wüßte nicht, für was er einen Tochtermann nöthig hätte. Natürlich hielten es Alle mit Benz. Die Antwort ward zum Sprichwort, und wenn man Barthli einen Streich ſpielen konnte, ſo ſparte es ſicherlich Niemand. Er war eben eine bei der immer größeren Abgeſchliffenheit der Menſchen, der immer größer werdenden Menge ohne Gepräge, immer ſeltener werdende Perſönlichkeit, vor der man eine Art Reſpekt hat und doch, ſo oft man ſie ſieht, lachen muß und Luſt verſpürt, ſie zu helken, oder zum Beſten zu halten. Nein, Barthli, nein, ſagte Hans, Platz für deine Geißen habe ich nicht und wenn ich hätte, ſo ſchickten ſie ſich nicht zuſammen, meine Geißen ſind gar zu dumm und deine ja witzig wie ein Rathsherr. Die wird gewußt haben, warum ſie da hinauf zu Benzens Schürli lief. Sei nicht dümmer jetzt als die Geiß und laß ſie gehen mit Benz. Und daneben glaube ich, wir haben das Wetter deinetwegen leiden müſſen. Unſer Herrgott wird dir haben zeigen wollen, für was man einen Tochtermann brauchen kann. Oeppis dumms e ſo, brummte Barthli, üſe Herrgott wird ſie ſelige Sache achte! Für e Geiß z'ſah braucht man kein Tochtermann zu ſein, das kann jeder Maulaff, und für ein ſolch Wetter wird man, ſo Gott will, keine Hülf mehr brauchen, es iſt genug, wenn man eins erlebt, wie dumm wär's deretwegen e Tochtermann anzuſtellen, für e Sach die nimme chunt, was ſoll me mit em ne ſölige Mulaff afah? Wenn Hans dr Kolder macht, ſo nimmſt du mir ſie, Niggi, nicht wahr? ſagte Barthli zu einem andern Nachbar. Nein, Barthli, nein, brauch Verſtand, denke, was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nit ſcheide. Junge, fahr mit dene Geiße dr

Berg uf, su hört das G'stürm uf. Benz begriff das, rief Züseli, das begreiflich nicht weit davon stund, zu: Um sechst, hörst, ist gfuttert und wird gmulche, chast mache, daß d'ufmagst und obe bist, nachher b'schließe ih wieder und chontisch nit yche u jez milch g'schwing, was noch da isch, su chan ih fahre, muß gah zur Waar luege. Züseli that das geschwind und schweigend ab und Benz sagte auch nicht viel, wahrscheinlich befaßten sie sich mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit. Und als gemolken war, folgte stolz mit hoch emporgehobenem Haupte, wie wirklich ein Rathsherr es nicht besser gekonnt hätte, die Ziege ohne Widerstand Benz nach, als ob sie wüßte, was sie verrichtet hätte. Lustig tanzte das Gitzlein um sie herum, akurat wie ein achtzehnjährig Meitschi, wenn es vernimmt, es gäbe nächstens eine Hochzeit, wo es Brautjungfer sein müsse und dann tanzen könne nach Herzenslust und dann vielleicht, man kann nicht wissen, einen Mann auflesen und dann wiederum eine Hochzeit und dazu eine noch lustigere, denn Braut sein ist doch noch lustiger als Brautjungfer sein, oder ist Bratis essen nicht besser als Bratis riechen — wir fragen's.

Morgen wirst dich kaum verschlafen, Meitschi! lachte Riggi. Danebe vergiß nicht, was dein Alter mit Schein noch nicht weiß, daß was Gott thut, wohl gethan ist. Als es anfing zu donnern und als die Wasserbäche kamen, da dachtest du nicht daran, was die Sache für einen Austrag nehmen würde. Züseli vergaß es aber auch nicht und selbe Nacht schlief es nicht, verschlief sich am Morgen nicht. Die ganze Nacht stund der gestrige Nachmittag vor seinen Augen, als wie ein großes bewegliches Gemälde. Es dachte nicht, es schaute nur, fühlte die Angst rieseln durch Mark und Bein, es war ihm das Herz eingeklemmt, daß es oft kaum Athem hatte, und doch war ihm wohl dabei, es war ihm als ob hinter dem Graus die Sonne stehe und bald schöner als nie scheinen werde und die Gräuel verklären und Alles vergehen bis

an Benz und Geiß und Gitzlein und sonst noch Allerlei. So lag es da und sah, was vor ihm stund, bis es ungsinnet graute draußen. Dann machte es sich auf leise, um den Alten nicht zu wecken, der gar tapfer schnarchte. Der hatte auch lange nicht schlafen können, aber daran nicht so wohl gelebt, wie sein Meitschi, im Gegentheil sehr schlecht. Er war zornig über den lieben Gott und über seine Nachbaren, rechnete seinen Schaden nach und ärgerte sich über die Schadenfreude. Er hätte nicht geglaubt, daß die Menschen so schlecht sein könnten, ihm ein solch Unglück noch zu gönnen, das G'spött mit ihm zu treiben und mit einem solchen Schnürsli gegen ihn zusammenzuspielen. Aber wohl denen wolle er vor der Freude sein, die müßten ihn nicht auslachen. Morgen wolle er gehen und die Geiß melken, das werde kein Hexenwerk sein, und g'setzt, er brächte die Milch nicht alle heraus und die Geiß würde wüst thun, so werde das nicht Alles zwingen und sie hätten doch dann nichts zum lachen.

Er sei gestraft genug mit dem Hüsli, das er müsse plätzen lassen, das Meitschi müsse ihm nicht noch heirathen obendrein, er wolle nicht zwei Unglück auf einander, wo eins größer sei als das andere. Er wälzte Vorsätze in seinem Gemüthe, groß, wild, trüb, fast wie die Wasserwogen am gestrigen Abend. Und mitten drein schlich der Schlaf, gaukelte ihm immer Wilderes vor, band ihm leise die Glieder, drückte ihm die Augen zu, entriß ihm das Bewußtsein, blies ihm die Einbildungskraft noch einmal tapfer an, und ließ dann das mit einander machen; weiß Gott, wo Barthli war, in welchem Welttheil oder gar im Himmel oder der Hölle, als sein Meitschi ihm davon lief, und zwar noch lange ehe es sechs Uhr war. Dießmal war der Himmel nicht trüb, wie er sonst oft ist, nach solch gewaltigen Ergüssen, in klarer Bahn ging die Sonne und frisch und schön war es auf Erden, wo die Wasser gestern nicht gehauset; wo sie gewüthet, war es fürchterlich. Füseli hatte Mühe zum Wasser zu kommen,

wo es gewöhnlich mit Hülfe eines alten zwilchenen Lumpens Toilette machte, und dabei eine schönere Haut hervorbrachte, strahlender vom Bache kam, als je eine Hochgeborne von ihrer Toilette und deren tausendfältigem Kram von Seifen, Pomaden, Essenzen, Bürsten, Kämmen, Zangen und Scheeren und anderlei unnennbaren Dingen. Dießmal, vielleicht zum erstenmal, war es Züseli dran gelegen anzuwenden und sich so schön zu machen als möglich mit Hülfe von Wasser und dem zwilchenen Lumpen, der einer dahingegangenen Kutte des alten Barthli entstammte. Der gewöhnliche Weg zum Bach war fortgerissen, es rutschte hinunter, kam nicht bloß zum Wasser, sondern ins Wasser und weit mehr als nöthig und ihm lieb war. Ueberdem war das Wasser trüb und häßlich und mörderlich kalt. Desto mehr wandte Züseli an, desto kräftiger drehte es seinen Lumpen aus, fing wieder von vornen an und als es mit Vorsicht am zerrissenen Uferrand emporstieg, erschien es oben lieblich und glänzte fast wie der Morgenstern oder wie die Morgenröthe, wenn sie das Haupt der großen Jungfrau im Berneroberlande verklärt. Davon aber wußte Züseli denn doch nichts, hatte nicht einmal einen Spiegel, um sich über den Erfolg seiner Anstrengungen zu vergewissern, dachte auch nicht daran, sondern nahm das Milchgeschirr und eilte damit den Berg auf. Es möchte sich verspäten, das war seine Sorge. Gar zu ungerne hätte es gehabt, wenn Benz geglaubt, es seie e fule Hung. So ein Meitschi, wie Züseli, setzt seinen Stolz in Arbeitsamkeit und Arbeitsgeschick, es hat keinen Begriff davon, daß man mit Klavierspielen und Affektiren zu einem Mann kommen könne. Es sucht dahin zu kommen, daß die Leute sagen: der ist g'fellig, wo das bekömmt, von wegen es ist ein b'sunderbar, werchbar Mensch, versteht Alles wohl, und dreht sich des Tags nicht bloß einmal. Doch lief das Meitschi nicht in gleichem Schritte bis oben. Der müsse doch nicht meinen, daß es ihm so pressire, daß es nicht warten möge, bis es

bei ihm sei, er könnte sonst meinen, wie viel ihm an ihm gelegen sei.

Benz war schon fertig mit Melken, als Züseli daher kam. Hast Zeit, sagte er, hätt nit lang meh gwartet, bei uns steht man des Morgens auf und nicht erst Mittags. Züseli wollte diesen Vorwurf nicht leiden, begehrte auf, da mäkerte es im Stall zweistimmig, die Thiere hatten seine Stimme erkannt, und als sie es sahen, thaten sie zärtlich, daß Benz das Wasser im Munde zusammenlief. Die Alte stund an Züseli auf und leckte ihm das Gesicht, das Kleine stieß ihns mit dem Kopf und tanzte ihm um die Füße. Seh, gib das Melchterli, sagte er, so kömmst nicht ans Melken. Aber so meinte es die Alte nicht, sie wollte ihm nicht stille halten, ihn gar nicht dulden, eines so groben Kerlis war sie nicht gewohnt, Züseli mußte sein alt Amt verrichten. Wie hätte die alte Geiß erst gethan, wenn der alte Barthli an ihr hätte rupfen wollen! Unterdessen gewann Benz des Gitzleins Freundschaft mit einigen Handvoll schönen Grases, so daß, als Züseli fertig war, und dem Gitzlein auch flattiren wollte, dasselbe in große Verlegenheit kam, von wem es sich eigentlich rechtmäßig sollte flattiren lassen, und schön war es anzusehen, wie Benz und Züseli an dem verlegenen Gitzlein wetteiferten im Flattiren, Jedes dem Andern zeigen wollte, daß es doch am schönsten und wirksamsten flattiren könnte. Da hätte man gar nicht glauben sollen, daß Eins oder das Andere von ihnen pressirt sei. Am Ende mußte es doch geschieden sein, was seine Noth hatte und zwar eigentlich wegen den Geißen, die mit Gewalt Züseli nach wollten und mit Mühe in die Trennung sich fügten. Das freute Züseli sehr. Siehst du, sagte es, sie haben mich doch noch lieber als dich. Ich habe es mit allen Thieren so, mit den Hühnern und den Katzen auch. Die Thiere wissens, wer wohlmeinig ist oder nicht, und können die Liebe erzeigen wie Menschen und [illegible]trüzi auch.

Aber mein Gott, was wird der Vater sagen, daß ich so lang mache, adie, und fort wars. Benz sah ihm nach und schüttelte den Kopf. Ist das trümpft oder sonst g'stochen, sagte er. Meint es dann, die Thiere hasseten mich, weil die alte dumme Geiß mich nicht wollte melken lassen? Wohl, das will ich anders brichten und zwar schon diesen Abend.

Als Züseli heimkam, war Barthli eben am Erwachen, grunzte bedenklich und hob mühsam sein struppicht Haupt aus dem Bett empor. Als er das Meitschi angezogen sah, sagte er: Mach d'sMorge, drwyle will ich gehn und melche, bis d'fertig bist, bin ich wieder da.

Vater, es ist g'mulche, ich bin wieder da, und wenn ihr auf seid, ist d'sMorge fertig. Was da der Alte für ein Gesicht machte, und wie er mit dem Meitschi brüllte, was es so hätte zu pressiren gebraucht, seit wann man nach Mitternacht melke, und was die Leute sagen würden, was es für ein wüstes, mannsüchtiges Meitschi sei, man kann es sich kaum vorstellen. Züseli vertheidigte sich mit der Abrede und mit der Zeit, und wie kein Mensch was Böses denken werde, sie wären ja dabei gewesen, wo man die Sache abgeredet u. s. w. Aber das half Alles nichts, denn der Alte war eine von den glücklichen Naturen, die auf keine Einrede achten, immer fort reden in einem Zuge, und antworte man oder antworte man nicht, es kommt auf Eins, sie thun als hätten sie keine Ohren; selbst der Stand der Sonne und wäre auch der Mond neben ihr gestanden, überzeugten ihn nicht, daß er sich verschlafen habe. Es geschah ihm sonst nicht, daher hielt er es für eine Unmöglichkeit, es schien ihm viel natürlicher, daß, ob dem gestrigen Wetter, die Sonne sturm geworden, daher den rechten Weg verfehlt, daher sich verspätet hätte. Es ist gut für einmal, sagte er endlich, zum zweiten Mal wirst du nicht melken da oben. Nach schöner Landessitte erscheinen bei großen Unglücksfällen, Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen u. s. w. nähere und fernere Nachbaren

mit passendem Werkzeuge, schaffen den Schutt weg, machen was Noth scheint, nicht bloß unentgeltlich, sondern Viele bringen noch Lebensmittel mit und nicht bloß für sich, sondern auch für die Geschädigten. So geschah es auch am Montag nach dem verhängnißvollen Sonntag im rueßigen Graben.

Die Ersten erschienen schon, während Barthli noch haderte mit seinem Meitschi, dadurch neugierig gemacht, vernahmen sie leicht von den nächsten Nachbarn des Haders Grund und Ursache. Es gab Stoff zum Lachen und der arme Barthli war verkauft und verrathen, Keiner hielt es mit ihm, Alle waren gegen ihn. Als man sich gehörig umgesehen, wurde Rath gehalten, wo anzufangen, was anzugreifen sei. Barthli redete stark von seinem Häuschen, das vor Allem herzustellen sei. Selb meine er auch, sagte eine Stimme hinter ihm, und als Barthli hastig sich umdrehte, stand Benz hinter ihm, hoch die Schaufel auf der Achsel, als Abgeordneter seines Meisters. Bist auch schon da, was hast du dein Maul drein zu hängen, was geht das dich an, schnauzte Barthli ihn ab. Hättest daheim bleiben können, wirst doch nit viel verrichte. E e, Barthli, rief ihm ein Nachbar zu, vergiß nicht, was er gestern verrichtet hat, und allweg geht's den Tochtermann was an, wie es des Schwähers Häuschen geht. Er ist es einmal noch nicht, brummte Barthli, und drehte Benz den Rücken zu, als ob er ihn sein Lebtag nicht mehr ansehen wolle. Vor Allem aus räumte man die Gräben und Straßen, verschaffte dem Wasser freien Lauf, kurz schaffte da, wo ein wachsender Schade war. Ob der fleißigen Arbeit läutete es Mittag, bald hier, bald da von einem Kirchlein her, man merkte, daß man hungrig war, denn so ein Mittagsläuten ist für die Landleute das Gläschen, welches die Städter zu sich nehmen, um sich Appetit zu machen. Man stieß die Werkhölzer in die Erde, suchte sein Säcklein mit dem Vorrath, suchte ein schattig Plätzchen, eine Küche, das Eine oder das Andere sich wärmen zu lassen; z. B. Milch, wer sie nicht kalt

vertragen konnte. Am meisten sammelte man sich um Barthli's Häuschen, welches Schattseite lag und große Bäume in der Nähe hatte. Züseli hatte voll auf zu thun mit Wärmen und Leihen von allerlei Geschirr und sollte dazu Bescheid geben auf gar allerlei Reden, grobe und feine, und daß Benz nicht weit von der Küchenthüre war, versteht sich von selbst. So gabs viel Lachens und Züseli wußte wirklich nicht, wo ihm der Kopf stund, es summste und surrete ihm in den Ohren, als ob es den mächtigsten Schwindel hätte. In Angst suchte es Allen, die was wollten, zu entsprechen, hatte daher nicht Zeit Rede zu stehen, höchstens hie und da zu einer kurzen Antwort, hörte das Meiste nicht, was geredet wurde, und das gefiel den Leuten. Es sei ein recht Meitschi, sagten sie, öppe nit es uverschamt's und aläßigs, behülflig und gutmeinig, es gefiel ihnen am ganzen Leib besser, als der alte Korber am kleinen Finger, und es wäre schade, wenn das nicht bald heirathete.

Nimms, hieß es dann zu Benz, nimms, sust nimmts e Andere. Deppe der hübschist Schwäher bekommst nit, aber was frägt man des Schwähers Hübschi nah, si ist mängist noh drzu e uchumligi Sach, b'sungerbar, wenn er Wittlig ist u sust e Vogel. D's Meitschi ist allweg e Ma werth öppe wie du, d'Geiße nit gerechnet, dem Hüsli ist sih öppe nit viel z'achte. Seh, Alte, du heißest uns dann z'Hochzeit cho, es wird doch e Niedersinget gäh? U schieße wey mr, wenn d's Pulver zahlst, daß me im Ärgäu glaubt, d'Franzose chöme. Grob antwortete der Alte und je gröber er's gab, desto lustiger gings. Zum Glück ging es Nachmittags wie üblich, wo Gottes Hand mächtig gewaltet über den Menschenkindern, eine große Menge von Leuten kam daher, die Verheerungen zu betrachten. Aus Neugierde kamen sie, und die Meisten gingen mit Erbauung, denn auf solchen Stätten sieht der Mensch am klarsten seine Ohnmacht und des Herrn Gewalt, *solche Stätten predigen* am gewaltigsten: Ich bin der Herr

und ſonſt keiner mehr, der ich das Licht formire und ſchaffe die Finſterniß, ich, der Herr, thue dieſes Alles. Dann kommt Erbarmen in viele Herzen und mancher ſchöne Batzen fließt in die Hand der Geſchlagenen, und manche Gabe wird hergeſandt in den folgenden Tagen.

Als es Barthli war, als ſei er in einem Wespen- oder gar Hurnuſſenneſt, ſah er einen alten Bauer unweit von ſich ſtehen, der auch gekommen war, das Unglück zu ſehen und eben Barthli's Häuschen betrachtete. Er war ſein Schulkamerad geweſen und was noch mehr ſagen will, mit ihm erſt zum Herrn gegangen und dann zu des Herrn Tiſch, in die Unterweiſung, dann zum Nachtmahl. Das alte trauliche Verhältniß war geblieben, der reiche Hans Uli war Barthli's treuſter Gönner. Zu dem flüchtete ſich Barthli. Kömmſt auch mein Unglück zu ſehen, ſagte er. Warum mußte ich das erleben und noch dazu mit dem Leben davon kommen, was ſoll ich mehr auf der Welt? Was habe ich als böſe Leute und böſe Tage! Nit, nit, Barthli, verſündige dich nicht, ſagte der Bauer, haſt Urſache dem lieben Gott zu danken, daß es dir noch ſo leicht abgegangen. Aber du biſt immer der Gleiche, ſiehſt immer nur, was zu klagen iſt, und nie wofür zu danken wäre, biſt übrigens nicht der Einzige, haben es noch Viele wie du, aber das iſt eben lätz. Aber was habe ich dann da zu danken? frug Barthli, d's Hüsli halber fort und d's Herz voll Verdruß und e Zorn, daß ih ne nit verwerche mah und wenn ih hundert Jahr alt würd. Ih möcht doch de da frage, was da b'ſunderbars z'danke ſy ſött?

Du biſt ein wüſter Barthli, weißt es nur, ſagte der Alte. Wie leicht hätteſt können um das Meitſchi kommen, die Geißen kriegteſt auch wieder, das iſt d'Hauptſach, um's Hüsli und die paar Bohnenſtauden iſt nicht viel g'fochte, und du weißt nit, warum danke? Wüßt nit, warum ich zu danken hätte, wenn man mir meine Sache ruhig läßt und mir nicht *nimmt, was mein* iſt. Da hätte ich ja nichts zu thun, als

zu danken und jedem Hund zu ſcharwänzeln, der mich nicht frißt. Aber z'klage habe ich, wenn mir Einer, ſei's wer es wolle, nimmt, was mein iſt, und dazu ich mich muß laſſen ausſpotten, daß es mich vor Zorn faſt verſprengt. Daß es keine Frömmigkeit mehr giebt auf der Welt, ſagte ich ſchon lange, aber daß es ſo ſchlechte Leute geben könnte, hätte ich doch nicht gedacht. Was iſt dir geſchehen, ward dir etwa noch geſtohlen? frug der Bauer. Aparti g'ſtohle nit, antwortete Barthli, aber mehr als g'ſtohle. Da iſt ſo ein wüſter Schnürfli, der will für s'Täfels G'walt Tochtermann werde, und d's Meitſchi, die Täſche, hets wie die Andere, es hätt nichts dagegen, ich glaub gar es wär ihm noch anſtändig. Und wie das unter die Leute kam, weiß ich nicht, aber da hält mir ein jeder Lausbub den Tochtermann vor, rühmt ihn an ſpottsweiſe, preiſen ihn dem Meitſchi an, und hetzen den Lümmel an's Meitſchi und der ſtolpert ihm nach und dem muß ich zuſehen und wie das Meitſchi keinen Verſtand hat und keine Scham, es wär ſonſt über alle Berge und die erſten Tage thäte es Niemand hier ſehen. Und ſtatt deſſen bleibt es da, ja denk Hans Uli, giebt ihm ſogar Beſcheid und wartet ihm. Es wird doch nicht der ſein, wo die Leute ſagen, er habe euch das Leben gerettet und die Geißen hätten ihn ſo gleichſam herbeigerufen? fragte der Alte. Wohl, grade der iſt's. Meinethalb hätte er gar nicht zu kommen brauchen. Und ſei es ihn oder ſei es ihn nicht, ſo brauche ich keinen Tochtermann, zwei Unglück auf einander will ich nicht, es iſt genug, wenn ich Koſten haben muß für das Hüsli z'plätzen, und nicht weiß, wo das Geld hernehmen, ich will noch nicht auf Alles hin auch einen Tochtermann, für daß er uns die Speiſe, wo wir längs Stück d's Halbe mehr nähmen, vor dem Maul wegfreſſe. Ich ſagte es ihm, ich brauche keinen Tochtermann, wir könnten Alles ſelber eſſen, und er thut nichts darum, will es zwängen, dä Uſlath.

Aber wegem Rette mag ich nichts hören, es war nicht halb so gefährlich. Es hat nicht sein sollen, darum kamen wir davon, wenn es hätte sein sollen, so würde der Kerli wenig dran haben machen können, hätte lange können brüllen. Jetzt hinten drein ist's komod sich zu rühmen was man Alles gethan. Hör, Barthli, du bist ein wüster Mann und thust ungattlich, es kommt dir so nicht gut, zähl darauf. Den Burschen kenne ich wohl, er ist ein guter z'werche und danebe e freine Schluft und huslich, grad einen bessern findest nicht, und wenn du mußt bauen lassen, so wirst es erfahren, wozu du einen Tochtermann brauchen kannst, sagte Hans Uli. Nun begehrte Barthli erst recht auf, was er sinne mit dem Bauen, z'wegmache z'Noth daß d'Geiß nicht erfriere, das werde sein müssen, aber von mehr sei keine Rede. Ein Kreuzer, den du verplätzest, ist g'schändet, sagte Hans Uli. Geh den Bauern nach um Holz. Wenn du schon ein wunderlicher Barthli bist, daß es key Gattig hat, so hast doch gut Lüt, kriegst Holz mehr als genug und wenn du das hast, kostet dich der Rest nicht mehr viel, 100—200 Thaler ist alle Handel, mehr als genug. Ja, ja, 100—200 Thaler ist bald gesagt, wenn man es hat, aber wenn man es nicht hat, wo nehmen und nicht stehlen, und Schulden machen will ich nicht, wer sollte sie zahlen und, wenn ich schon wollte, wer vertraute mir einen Batzen an? Gstürm, sagte Hans Uli. Aber hör, Barthli, weil wir einmal bei diesem Kapitel sind, muß ich dich doch etwas fragen, was mich schon lange Wunder nahm. Es giebt Leute, welche guten Verdienst haben, und wenig zu brauchen scheinen, von denen man glauben sollte, sie äufneten sich und wenn es lange währe, müßten sie nothwendig reich werden. Und doch sieht man nichts davon, sie sind immer nöthig oder thun nöthlich, kommen nicht vorwärts, gehen oft unerwartet zu Grunde. Wenn man dann untersuchte, fand man immer ein heimlich Loch, wo der Sack rann, daß es Niemand merkte.

Da begriff man dann bald, wo es hielt, daß es dem so ging, daß er eine Eiterbeule am Leibe hatte, welche alle guten Säfte einsog und verzehrte.

Gerade so Einer bist, Barthli, auch du. Verdient hast seit vielen Jahren schwer Geld. Potz wie polterte Barthli da über den Verdienst und die Mißgunst der Bauern, wenn ein arm Mannli nicht Hungers verrecke, und lange kam Hans Uli nicht zum Fortfahren. Verdient hast viel allweg und dem Schein nach wenig gebraucht. Im Wirthshaus sah man dich wunderselten, mit der Hoffahrt überthatest du es auch nicht, deine Leute hatten es eben nicht am besten, hattest sie nicht im Salb, hättest sie lieber ins Paradies geschickt, wo man es mit Feigenblättern wohlfeil machen konnte. Jetzt, Barthli, mußt du Geld haben oder hast ein geheim Loch im Sack, wo es rinnt. Wo hast das, hast etwa irgend wo Jemanden, dem du es anhängst? Aber es dünkt mich, in der langen Zeit wäre es dir an den Tag gekommen, und ich vernahm doch nie etwas der Art von dir. Glaub, es wäre dir lieber unser Herrgott hätte nur einer Gattig Leute erschaffen, statt zweier Gattig. Nun begehrte Barthli wieder schrecklich auf über solche Verleumdungen und Zumuthungen, und wie reiche Bauern nie glauben könnten, daß arme Leute so ehrlich sein könnten als die reichen Schindhunde, und er werde ihn doch nicht, mit einem Fuß im Grabe, zu einem schlechten Manne machen wollen. Er solle es probiren, wenn er könne, aber er wolle sich wehren, wie man's nicht denken sollte. Aber in unerschütterlicher Ruhe stund der Alte vor dem belferenden Barthli und entgegnete endlich: Und sag mir was du willst, so ist's wie ich sage. Ich habe zu lange gelebt, als daß ich mich so leicht anders berichten lasse. Entweder, Barthli, hast ein geheimes Loch oder lange mehr Geld als für ein neu Hüsli nöthig ist und anders berichtest du mich nicht. Los Reuis, knurrte Barthli, winkte seinem alten Ka-

meraden und ging mit ihm weit hin auf einen freien Platz, wo weder Baum, noch Strauch, noch Graben war, daß Jemand unbemerkt hätte lauschen können. Da stund er still und sagte: Hans Uli, du bist ein schlauer Mann, hätte es nicht geglaubt. Ja, was recht hast du, aber schlecht sollst du mich nicht machen. Du weißt wie das Weibervolk ist, wo es an einem Orte einen Batzen schmückt, möchte es zwei brauchen. Nit, meine Frau selig war nicht die schlechtest und d's Meitschi könnte auch noch schlechter sein, es laufen Gottlob Viele herum, die dreimal schlechter sind als es, aber wenn sie nit geng hätte müsse glaube, wir pfiffen auf dem letzten Löchlein, es weiß ke Hung, wi si tha hätte. Darum that ich immer nöthlich und wenn ich einen Kreuzer Geld hatte, so ließ ich sie es nie merken, sondern that just am nöthlichsten. Aber wo kamst mit dem Gelde hin? frug Hans Uli. Ich will es dir wohl sagen, antwortete Barthli, aber du mußt mir bei deiner Seele Seligkeit versprechen, es keinem Menschen zu sagen und hältst du es nicht, soll deine Seele keine Ruhe haben im Grabe, sondern umgeben müssen eine Ewigkeit nach der andern. Einmal als ich von einer Stör heim kam, wo ich, wie meine Alte wußte, ein Büschell Geld bekommen, plagte sie noch wieder bis auf's Blut um warme Strümpfe für sich und wegen Lederschuhen für's Meitschi, es wäre mir nichts übrig geblieben, wenn ich Alles hätte nachsagen wollen, was sie mir vorgesagt, und hätte ich nicht nachgesagt, so hätte sie es sonst genommen, sie ließ sich nichts einschließen und behielt ich etwas im Sack, so erlas sie mir Nachts die Hosen. Ich will ihr nichts Böses nachreden, denn daneben war sie huslich, aber das war dir Eine, wo man wußte, daß man eine Frau hatte. Das müsse ändern, dachte ich, und als sie einmal Beide einen ganzen Tag fort waren, machte ich unter dem Bett ein großes Loch, stellte einen Kübel hinein, und machte die Laden schön wieder zu, daß man es nicht merkte, wenn man es nicht wußte. Dort war es am

ſicherſten; denn wir zogen das Bett nie hervor, und unter daſſelbe kam man z'Roth mit dem Beſen. D'Frau ſelig merkte es auch nicht, aber manchmal g'ſchirrete ſie mit mir aus, daß ich heimlich Geld verbrauche, und wollte wiſſen, womit. Aber ich hatte ein gut Gewiſſen und hielt ihr die Stange. Da iſt nun ein ſchöner Schübel Geld und allweg mehr als genug zum Bauen, aber es reut mich, es iſt eine harte Sache und dann noch einen Tochtermann obendrauf, es iſt mir nicht zu helfen, denk doch auch Hans Uli, und noch dazu ume ſo ne Benz! Aber, Barthli, wie dumm, aber Barthli, was trägt dir das Geld unter dem Bett ab, hätteſt es ausgeliehen, hätte es dir Zins getragen, ſagte der Bauer. Oeppis dumms e ſo, ſagte Barthli, meinſt, wenn man gewußt, daß ich Geld hätte, ich hätte es können bei einander behalten! Erſt dann hätten ſie recht an die Sache thun wollen, und d'Bube wäre dem Meitſchi erſt recht nachgeſtrichen, hätte mir d's Hüsli voll g'ſchnürfelt und d's Meitſchi hochmüthig g'macht, hätt's nit könne erwehre, und hätt nüt als Kummer gehabt, ich müßte es verliere, bekomme es nicht wieder. Dä Weg hatte ich es doch, konnte, wenn Niemand in der Nähe war, es g'ſchauen, und hatte große Freude, wenn ich dachte, was die Manne, wenn ſie nach meinem Tode kämen das Hüsli zu erleſen, ſagen würden, wenn ſie ſo viel Geld beim alte Korber finden würden.

Wie hätten ſie aber Geld finden wollen, wem wäre in Sinn gekommen, unter deinem Neſt Geld zu ſuchen? frug der Alte lachend. O, antwortete Barthli, dafür habe ich geſorget, ſo dumm bin ich denn doch nicht. Sieh da in meinem alten Kalender, den ich immer bei mir trage, ſteht geſchrieben, gerade vorn drin, es hats mir ein Schulkind müſſen drein machen: Manne ſuchit, ſo werdet ihr finden! Und wenn ſie es nicht gefunden hätten? frug Hans Uli. O föllt dumm Manne wird man doch, ſo Gott will, nie ca

Gemeindrath wählen, die, wenn es ausdrücklich heißt, suchit, so werdet ihr finden, nicht suchten, bis sie es hätten. Aber, und wenn das Wasser heute noch ein wenig mächtiger gekommen und dir das ganze Hüsli samt dem Kübel weggenommen hätte und dann? He nu, sagte Barthli, wenn äs Herrgott d's Wüstest alles an mir machen will, su mach er, wenn dann die Leute über nüt chöme und Alli nüt mehr hey, so ist er selber schuld, und kanns meinethalben haben und denken: selber thu, selber ha. Daneve wird es ihn selbst gedunkt haben, er habe mich genug geplaget, es sei Zeit lugg zu lassen. O Barthli, Barthli, was bist du für e Christ! Du wirst nie wie ein anderer Mensch, und wenn du alt würdest, wie Methusalem. Aber jetzt komm, wir wollen das Hüsli gschaue und abrathe, was zu machen und wo allfällig ein neues abzustellen sei. Das geschah. Es ließen sich noch andere Bauern herbei, Gönner, denen Barthli die Weiden fleißig stumpete, untersuchten die Sachlage; allgemein war die Ansicht, am Hüsli sei nichts zu plätzen, um einen jeden Nagel sei's schade, den man einschlage, zu bewohnen sei es kaum mehr, höchstens bei ganz trocknem Wetter, regne es zwei Tage hinter einander, so rutsche wahrscheinlich die ganze Pastete in den Bach hinunter. Ein neu Hüsli, wie Barthli es mangle, sei bald auf dem Platz, wenn man einander helfe, und zur Noth bewohnbar zu machen, im Frühjahr könne man dann vollständig ausbauen. Die kundigen Bauern machten Voranschläge über das nöthige Holz von allen Sorten und sicher richtigere als manche Zimmerleute, die nicht selten ihren Bauherrn dreimal falsch rechnen, sie dreimal in der Welt herum senden nach fehlendem Holz und vielleicht zum vierten Male, weil sie einen Theil des Holzes zu dünn behauen, den andern zu kurz verfägt. O, es giebt große Künstler unter den Zimmermannen!

Barthli war ganz wie verstaunet, wie die Bauern die Sache ihm so rasch und klug zweglegten und ob ihrem

Gutmeinen, wo er nicht gedacht, daß ein ſolches zu finden ſei in Iſrael. Aber, wie geſagt, er war eine Perſönlichkeit, man konnte ſich auf ihn verlaſſen und über ihn lachen und beides iſt dem Bauer gleich anſtändig. Plötzlich fuhr er auf, fing mörderlich an zu fluchen und wollte davon. Was haſt, hat dich ein Wespi geſtochen, frug ein Bauer und hielt ihn mit ſtarker Hand. Laß mich gehen, rief Barthli ſich ſträubend, dort läuft das Donners Täſchli ſchon wieder, wart, dem will ich die Haut ſalben, aber nit mit Oel! Man ſah hin, wo Barthli hinzeigte, und erblickte ein Meitſchi, welches mit Milchgeſchirr in der Hand den Berg aufging. Barthli hatte nicht gemerkt, wie es bald Abend werde und das Melken vergeſſen. Züſell mußte ja exakt ſein, ſonſt hätte Benz glauben können, es ſei nichts nutz und wollte den Vater nicht ſtören in ſeiner wichtigen Unterhaltung und war, als die Zeit um war, gegangen, begreiflich eher zu früh als zu ſpät. He, ſagte Einer, das iſt ja dein Meitſchi, es wird die Geißen melken wollen. Das ſoll es eben nicht, wollte ſie ſelbſt melken, es ſoll mir nicht mehr da zu dem Hagel auf den Berg. Wollt der Teufel hätte die Geißen geholt und den Hagel dazu. Laß mich gehen, die müſſen nicht Freude haben, mich zum Narren zu halten; denen will ich, ja wolle! Es merkten jetzt Alle den Handel, lachten herzlich, ließen aber den Barthli nicht laufen. Bleib du nur, zwängſt doch nichts, ertäubſt ſie nur, was willſt wehren, wirſt den Naturlauf nicht ändern, und gönnſt dem Meitſchi den nicht, nimmts einen Andern, der zehnmal ärger iſt, es iſt ſchon manchem Alten ſo gegangen. Er wollte dem Meitſchi den Rechten nicht laſſen, nachher kam ein Anderer, und der Alte hätte ſich die Finger vor abbeißen mögen aus Verdruß, daß er es das Erſtemal gewehrt. Denk, wenn du Werkleute bekömmſt, was die für Ruſtig mitbringen, wo der Teufel nicht ſicher iſt, verſchweige ein Meitſchi. Wie viel wöhler biſt dann, wenn das Meitſchi am Schatten iſt, als wenn du es hüten ſollteſt

Tag und Nacht. Daneben kömmt dir der Tochtermann komod in allen Theilen, hilft dir zur Sache sehen, und während du jetzt bald mit den Weiden machen mußt, ist er daheim und sieht, daß gearbeitet wird und nichts verpfuscht. Kurz, man sprach ihm von allen Seiten zu, aber stellte sein Brummen nicht, brachte seine Einwilligung nicht heraus.

Derweilen stieg Züseli, unbekümmert um die diplomatischen Unterhandlungen, den Berg auf, aber nicht langsam. Oben stund Benz unter der Stallthüre. Komm, sieh meine Kühe, ob die mich kennen oder nicht, sagte er zum Willkomm, ging mit der Läcktäsche den Kühen nach und gab ihnen das übliche Gläck oder Salz, eins von beiden. Das war nun wahr, aller Augen sahen auf ihn, alle Köpfe drehten sich nach ihm, und, kam er in die Nähe, rieben sie sich die Köpfe an ihm, er war der wahrhaftige Löwe im Stall, um den sich Alles drehte, es war wirklich zum eifersüchtig *werden*, wo irgendwie Anlage dazu da war. Gelt, sagte er, die kennen mich auch, so gut als dich deine Geißen, sie wissen es aber auch, daß ich es gut mit ihnen meine, und lieben mich deretwegen. Ja Späß, sagte Züseli, d's Gläck lieben sie, dir würden sie wenig nachfragen ohne Gläck. Das nahm Benz übel, es gab Händel zwischen ihnen, Händel, wie sie gewöhnlich enden zwischen solchen Personen, ohne Schläge und ohne Schelten. Benz wollte wissen, ob er ohne Gläck nicht lieb sein könne, und Züseli behauptete, seine Geißen flatirten ihm viel uneigennütziger und zärtlicher als die Kühe dem Benz. Darob hätte Züseli bald das Melken versäumt, wenn ihm nicht der Vater eingefallen wäre. Ach Gott, was wird der Vater sagen, rief es erschrocken aus und machte sich alsbald an die Arbeit. Nun fing Benz vom Vater an, und wollte wissen, warum er ihm eigentlich so zwider sei, hätte doch nicht Ursache, z'leid tha hätte er ihm nichts, d's Gegentheil. Er müsse anfangen zu glauben, Züseli weise ihn auf, warum, das begreife er auch nicht, er meine es

ehrlich und wäre noch immer gleichen Sinnes, wenn d's Hüsli auch nicht mehr drei Kreuzer werth sei. Es sei ihm doch dann nicht hauptsächlich wegem Hüsli gst, wenn d's Meitschi nit gst wär, er hätt' em Hüsli nit sökli nach'gfragt und er wetts noh jetz. Eine Reiche bekomme er doch nicht, er müß auf eine Arbeitsame und Huslige luege, und danebe auch uf Eine, wo man Freud habe, bei ihr zu sein, und ke wüste Hung, und deretwegen wett er Züseli, wenn der Alt nit so wüst thun wollte. Danebe könnte er jetzt erfahre, daß ihm ein Tochtermann komod komme, für das Hüsli helfe zweg zmache, wenn's möglich sei, öppe Kosten sollte es nicht viel geben, er verstehe sich auf mehr, als man ihm ansehe.

Nein wäger ist das nicht wahr, daß ich den Vater aufgreiset, ich wüßte nicht warum? Wenn es mir g'ordnet ist zheirathen, warum sollte ich es nicht thun, und wenn mir ein Armer g'ordnet ist, was hülf wehre? Und wenn es mir nicht g'ordnet wär, was wett ih uf ene Ryche warte, selig luege armi Meitli nit a fürs Hürathe. Daneben, wenn ich auch nicht viel mehr habe, bin ich doch nicht brüchig, kanns mit wenig mache und mit arbeiten fürchte ich Keine. Der Vater hat mich dazu gehalten, daß es eine Art hatte. Drnebe bist mr nit unanständig. Wüst thun kannst zwar auch, aber was will man, das ist Mannevolks Art, es macht ja Jeder was er kann. Nein, gewiß nicht, Benz, den Vater habe ich nicht aufgreiset, sonst frag ihn selbst, wenn du mir nicht glauben willst. Man kanns machen, aber zuerst schlag ein, du wolleſt mich, sagte Benz und streckte seine Hand aus, und Züseli schlug zwar nicht ein, gab aber fittig und ohne Zögern die Hand, was wohl gleich viel zu bedeuten hatte. Sie wurden räthig, Benz solle morgen früh vor dem Melken hinunterkommen und fragen. Und will dann das alt Kubermannli nicht, setzte Benz hinzu, so mache ich beim — was gut ist. Diese Unterhandlungen hatten ziemliche Zeit verzehrt. Züseli erschien fast schlotternd vor dem Vater, war jedoch

nicht so dumm, sich zu entschuldigen, ehe es angefahren wurde, was immer das beste Mittel ist, sich ein hartes Donnerwetter auf den Hals zu ziehen. Aber der Alte sagte nichts, er munkelte bloß, brummte allerlei Unverständliches, daß Züseli nicht wußte, war er bei Troste oder nicht, oder waren dies Präparationen auf eine gründliche Abwaschung seiner Sünden. Es machte daher, daß es zu Bette kam sobald möglich, es wußte aus Erfahrung, daß man die schärfsten Predigten um so leichter erträgt, je besser man schläft. Am Morgen früh kam richtig Benz und wollte eine Rede darthun, aber kaum hatte er angefangen, fuhr zu seiner Verwunderung der Alte ihn an: Schweig mit dem Gstürm, weiß schon was d'witt, es mangelt des Redens nüt, wenn's wottst, so nimms. Aber daß du dich stellst und hilfst, und nit meinst, du sygist ume Fresses t'wege da, es muß gschaffet sy jetzt, wenn mr vor em Winter unter Dach wey. Züseli hörte das drinnen und erschrak. Mein Gott, was hets em Vater gä, ist er vrhürschet im Kopf? Endlich vernahmen sie den Beschluß, daß das Hüsli neu gebaut werden müsse, und daß man Barthli gebrichtet, dabei wäre ein Meitschi übel zu hüten, dagegen ein Tochtermann komod zu brauchen. Darum Benz den Dienst auffagen und sich alsbald hermachen müsse, sonst nehme er einen Andern.

Wie es einem ist, wenn man aus dunkelm Keller plötzlich in die Sonne tritt, werden wohl die Meisten erfahren haben, gerade so war es den Beiden, die so plötzlich zu Brautleuten wurden ohne Sturm, Blitz und Donner, sie wußten nicht wo sie waren, stunden sie auf dem Kopf oder auf den Füßen. Darum glotzte Benz den Alten mit großen Augen an und behielt z'Leerem den Mund offen, bis der Alte sagte: So, jetzt ist's dir nicht recht, laß es hocken, es giebt Drei für Einen. Da wurde es Züseli drinnen todtangst, jetzt könnte es noch fehlen, es taget Meitschine immer am ersten, wenn es ums Heirathen zu thun ist; es kam ganz

wie von ungefähr zur Thüre aus, wünschte guten Tag, damit kam Benz die Sprache wieder, mit wenig Worten wurde die Sache richtig und Benz ganz feurig, wollte ans Abbrechen des Häuschens hin, sobald er die Kühe gemolken. Mit Mühe war er zu brichten, mit Abbrechen sei es frühe genug, wenn man zum Aufrichten zweg sei, wo sie hin sollten unterdessen? Benz ließ sich endlich brichten, obschon er es lange im Kopf hatte, eine provisorische Hütte aufzuschlagen im Walde wie die Zigeuner. Wenn d's Hüsli verbrannt wäre, was wollten sie anders? frug er. Es ist drum nit verbrannt, antwortete der Alte. Das schlug dann Benz, denn darauf wußte er nichts zu antworten.

Barthli hatte keinen Begriff vom Bauen, Benz nicht viel, dagegen begriff er leicht, was Verständigere riethen, Barthli gar nichts, er fragte immer nur nach den Kosten, und wenn dieselben drei Kreuzer überstiegen, jammerte er, als ob es um seinen letzten Heller ginge. Der alte Hans Uli mußte sich der Sache annehmen, angeben, wie das Hüsli sein müsse, mit den Meistern akkordiren u. s. w. Holz wurde ihm verheißen mehr als zur Genüge, unentgeltlich zugeführt, auch Steine führten benachbarte Bauern gerne ohne Lohn. Bräuchlich ists, daß, wenn man auch nicht eigentliche Fuhrmähler anstellt, man doch den Fuhrleuten nach dem Abladen etwas von Wein oder Schnaps und Käs und Brod giebt. Da hatte man mit Barthli seine liebe Noth. Wenn er mit einem Kreuzer ausrücken sollte, that er, als ob er sich hängen wolle. Züseli hatte seine schwere Noth. Die Donners Bauern vermöchten es besser als er, Wein und Schnaps zu zahlen, die thäten ihre Knechte daheim füttern, die Knechte hätten nichts nöthig in der Zwischenzeit. Sie hielten ihm nichts darauf, thäten es ihm auslegen als Hochmuth und Verthunlichkeit. Nun achtete sich Züseli besser dessen, was die Leute sprachen und Benz wußte aus eigener Erfahrung, wie es die Knechte hatten und was sie erwarteten. Beide kannten die

öffentliche Meinung, also das Urtheil des Publikums, welches ihrer wartete. Sie besserten nach Vermögen nach, Benz gab dabei seine ganze Barschaft hin. Barthli schien das nicht zu sehen, sah es aber doch, und es lächerte ihn gar herzlich, daß er den Tochtermann schwitzen lassen und ihm sein Geld abpressen konnte, statt daß es sonst umgekehrt der Fall ist. Da wär's wohl gegangen, aber es kam Barthli noch was ganz Anderes, wo weder Benz noch Züseli ihm helfen konnten. Maurer und Zimmermann hatten die Arbeit in die Hände genommen, Keiner von ihnen hatte überflüssiges Geld, die Gesellen noch weniger, wollten, wenn nicht Vorschuß, so doch alle acht Tage den Lohn, zudem war es ihnen nicht zu verargen, wenn sie wissen wollten, ob die Arbeit ihnen wirklich auch bezahlt werden würde. Sie klopften bei Barthli ganz unverdächtig an. Am Freitag kam der Maurer und sagte: er möchte gerne wissen, wie es mit dem Zahlen sei, *damit* er sich rangiren könne. Morgen müsse er seine Gesellen auszahlen, und wenn er das Geld gleich hier haben könnte, so brauchte er nicht welches mitzunehmen. He, bring nur Geld, antwortete Barthli, es dücht mih, du solltest erst anfangen, ehe du schon wolltest zahlt sein. Ich muß meine Körbe auch erst verkaufen, wenn sie fertig sind, und nicht, wenn ich dran hingegangen. Der Maurer zog ein flämsch Gesicht, sagte: es ist in Allem ein Unterschied, du mit den Körben kannst es machen wie du willst, kannst sie behalten, wenn sie dir Niemand bezahlt, aber was soll ich mit der Arbeit machen, wenn sie einmal gemacht ist an deinem Hüsli, die kann ich nicht mehr brauchen. Daneben ists nicht, daß ich so use sei mit Geld und sökli hungerig, wenn man nur immer wüßte, daß es einmal käme, so könnte man schon zuweilen Geduld haben. He, wenn du meinst, du werdest nicht bezahlt, so kannst ja machen, was du willst, du wirst nicht der einzige Maurer sein auf Gottes Erdboden, sagte Barthli. Barthli hätte es wahrscheinlich nicht ungern gesehen, wenn alle Arbeiter davon

gelaufen wären, denn das Bauen war ihm alle Tage widerlicher. Das Donnerwerk werde am Ende zahlt sein müssen, und er möchte doch wissen, was er davon hätte. In der alten Hütte wäre es ihm lange wohl gewesen, aber üse Herrgott habe dieß ihm nicht gönnen mögen, räsonnirte er. Am folgenden Morgen trat ihn der Zimmermann an mit seinem Spruch. Was ich dir sagen wollte, sprach er, ich sollte Reuis vo Geld ha für de G'sellen könne ufz'warte, ih bi uff. Hätt yzzieh, aber es wott nit ygah, es ist bös mit dm Geld, es ist nie so gsi, ih glaub' es schlüf i Bode. Gell du machst zweg, wenns Fürabe ist, sött ihs ha, öppe 20 Gulde oder was, oder wenn es dir gleich ist, so mach gleich hundert, ih bruche dih de am andere Samste nit zplage. Potz Himmelblau und Türkenbund, wie da Barthli auffuhr, als wollte er eines Satzes in Himmel hinauf! Er frug den armen Zimmermann, ob er ein Narr sei, oder sonst sturm? er werde meinen, er könne mit ihm machen was er wolle, weil er nur ein arm Mannli sei, aber er sei am Lätzen, lebendig lasse er sich nicht schinden. Er solle da einziehen, wo man ihm schon lange schuldig sei, selb sei billig, und nicht da, wo er die Arbeit nicht einmal zgrechtem angefangen. Der Zimmermann schlotterte aber nicht leicht, mit Worten schoß man ihm keine Löcher in den Leib, er erklärte rundweg, am Abend müsse er Geld haben, und rücke Barthli nicht aus, nehme er ab, und Barthli sehe ihn einstweilen nicht wieder. Barthli sagte ebenso kurz: e mach was d'witt, und dachte dazu, geh du nur, mir ists das Rechte, kannst lange warten, ehe ich dich heiße wieder kommen. Als es Feierabend wurde, suchten die Meister den Bauherrn, aber fanden ihn nicht, Züseli und Benz wußten nichts von ihm, er war verschwunden. Da brach großer Zorn aus, worob Benz und Züseli sehr erschraken, als sie den Grund davon vernahmen. Sie sollten erst heirathen, wenn das Häuschen bewohnbar war, und wann käms dazu, wenn die Meister aufpackten und mit all ihrem Werkzeug weiter

zogen? Sie boten Allem auf, die Meiſter zu begütigen und Benz verſprach, für Geld zu ſorgen, wenn der Alte nicht geben wolle. Sie glaubten nicht, daß er dieſen Augenblick ihnen begegnen könne, denn viel Geld hätten ſie nie bei ihm bemerkt, aber vielleicht ſei er eben um Geld aus und habe noch keines bekommen können. Wenn er keins bringe, ſo wolle er, Benz, für welches ſorgen zur Noth, er wiſſe, wo er bekomme. Endlich ſetzten ſich die Meiſter, verſprachen am Montag wieder zu kommen, aber unter dem heitern Vorbehalt, daß in der nächſten Woche Geld auf den Laden müſſe. Als es dunkelte, kam Barthli heim. Die jungen Leute hatten ſein mit Bangen geharrt, ja Züſeli ſogar daran gedacht, er könnte ſich ein Leid angethan haben, weil er um Geld gedrängt worden ſei und keins gehabt hätte. Aber in ſeinem Geſichte war keine Spur von Leid, und als die Jungen ihm jammerten, zog er die Maulecken zweg und ſagte: gſchäch nüt *Böſers*, er wett er gſäch ſe nie meh angers, als am Rücken, u de noh vo Wytem. Natürlich ließen dieß die Beiden nicht ſo kaltblütig hingehen, aber Barthli ſagte eben kaltblütig: He nu ſo de, ſu machits angers we der cheut, und ging ſchlafen.

Am folgenden Morgen hatte Hans Uli, der alte Bauer, einen ſtrengen Tag, und ſagte mehr als einmal, das hätte man davon, wenn man ſich eines Menſchen annehme, Plag vom Tüfel. Wenn er nicht dächte, das ſei eben d's Tüfels Bosheit, um den Menſchen es gründlich zu erleiden, etwas um Gotteswillen zu thun, er hätte längſt mit der Geiſel vom Leib gejagt, wer was von ihm gewollt, Rath oder Geld oder ſonſt Hülf. Es kam ihm nämlich am Morgen, er hatte kaum noch Schuhe an den Füßen, der Zimmermann, begehrte mit ihm auf, daß er ihn hinein geſprengt und in großen Schaden gebracht, er werde ſich jedoch an ihn halten, mit ihm habe er akkordirt. Aber ſo hättens die Donners Bauren, ſie hülfen gerne mit Worten, wo nichts koſteten, aber d'Sach ſolle *ein Anderer* machen, und wenn ſie ſo einen armen Handwerker

hineingesprengt, so hätten sie des Teufels Freude dran und lachten den Buckel voll. Kaum hatte er sich vom Zimmermann los gemacht, stieg der Maurer daher und noch viel zorniger, an einem Fuß hätte man ihn gradaus halten können, so steif hatte ihn der Zorn gemacht. Hans Uli ward wärmer und fertigte den Maurer etwas unglimpflicher ab. Er sagte ihm, es sei unanständig, gleich die erste Woche Geld zu wollen von einem armen Mannli, einem reichen hätten sie es kaum gemacht. Uebrigens sollte er wissen, daß er, Hans Uli, noch Niemanden hineingesprengt, und wenn er nicht gewußt, daß sie bezahlt würden, hätte er ihnen die Arbeit nicht angetragen. Es sei aber gut für ein andermal, sie sollten künftig seinetwegen keinen Kummer mehr haben. Diese Worte kehrten den Maurer wie einen Handschuh, er ließ sich nieder wie ein Strohfeuer, sagte, es sei nicht böse gemeint, er solle ihm die Worte nicht bös aufnehmen, es seien so schlechte Zeiten, das Geld so rar, daß er oft nicht wisse, wo nehmen und nicht stehlen, und seine Gesellen müßten den Lohn haben, es vermöchte Keiner zu warten. Wenn die Erdäpfel gefehlt, müßte man Alles kaufen, da läng kein Geld. Wenn doch üse Herrgott nur die Erdäpfel wieder einmal grathen ließe, es dünke ihn die Leute sollten ihn doch afe erbarme, bsunderbar die arme King. Hans Uli wurde es heiß ums Haupt. Schön gredt wär das, sagte er, aber nicht witzig. Unser Herrgott wird wissen, was er macht. Er wird einmal zeigen wollen, wer Meister ist, und woher Alles kommt. Das wißt gerade ihr nicht, Meister Maurer, und bis ihr es erkennet, wird er die Noth wohl stehen lassen. Gerade du bist auch Einer von Denen, welche Tag für Tag die Reichen verfluchen und Rache predigen gegen sie, als wären sie an Allem schuld, und an unsern Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, denkst du das ganze Jahr nicht. Und wenn du ihn auch ins Maul nimmst, so ists ungefähr, als ob du einen Knittel in die Hand nehmen würdest, es ist nur um

deinen Nächsten zu treffen. Und, weil ich doch dran bin, so will ich dich noch fragen, warum sollte sich Gott der Menschen erbarmen, da sie sich unter einander nicht erbarmen. Ja, sagte der Maurer, da habt ihr ganz recht, das ist gerade auch meine Meinung. Da läßt man ganze Haushaltungen verrebeln und verhungern, und kein Mensch erbarmet sich ihrer, und wenn man es noch so wohl hätte und so ring könnte. Ja, Maurer, du hast recht, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen und wer erbarmet sich am allerwenigsten? He, die, wo es am Besten könnten, sagte der Maurer. Sag lieber, die wo am ersten sollten, Vater und Mutter. Maurer, ich will dir deine Sünden nicht vorhalten und deine Kinder werden kaum hungrig vom Tisch gegangen sein, daneben weiß ichs nicht. Wenn es aber wäre, wer wäre schuld als du, du könntest ein hablicher Mann sein, aber deine Nase kostet dich zu viel, du hängst Alles an sie. Es wäre *besser*, du sorgtest für grüne Pflanzplätze statt für eine *blaue* Nase. Und deine Frau staffirt ihr ältest Meitschi aus, es ist eine wahre Schande, hergegen die jungen Kinder läßt sie barfuß laufen und in armen Hüdelen halb erfrieren. Was hast dann erst für Gesellen, und wie erbarmen sich die ihrer Kinder, für ein Gläslein Schnaps jagten sie dieselben dem Teufel barfuß zu, und will sie wer Anders zum Guten halten, so brüllt ihr, als ob man sie ans Messer stecken wollte, und achtet es einem Raube gleich, wenn man für ihre Seele sorgen will. So ist es, Maurer, daß es du nur weißt, und wenn ihr wollt, daß unser Herrgott Erbarmen erzeigen soll, so müßt ihr darum thun. Ja und Andere auch noch, sagte der Maurer. Und also soll ich Geld bekommen, auf wann kann ich rechnen, damit ich mich darnach rangiren kann? In der andern Woche kannst zu mir kommen, da sollst Geld kriegen, im Verhältniß zur Arbeit, aber auf Vorschuß zähl nit. Davon hab ich noch nichts gesagt, wenn ich nur schon hätte, was *ich* verdient, ich wäre z'friede, antwortete der Maurer

unwirsch und fuhr ab mit Geräusch. Kaum war er fort, erschien Benz in großer Noth. Sein Meister konnte mit Geld ihm nicht helfen, er hatte es in diesem Augenblick wirklich selbst nicht. Jetzt was machen? Drauf und dran war Hans Uli, Benz klar Wasser einzuschenken und ihm zu sagen, wo Geld zur Genüge sei. Indessen, er hatte Stillschweigen gelobt, tröstete ihn bestens mit der Verheißung, daß zu rechter Zeit Geld da sein werde, er solle sich nur nicht ängstigen. Kaum war der fort, kam Hans Ulis Tochter aus der Kirche und sagte, Barthlis Züseli lasse ihm dr tusig Gotteswille anhalten, er solle Nachmittags hinaufkommen, es wisse seines Lebens nichts mehr anzufangen, es wollte am liebsten, es wäre sechs Schuhe unter dem Heerd. Es hätte briegget, es hätte einen Stein erbarmet, man hätte die Hände unter seinen Augen waschen können. Wer kommt wohl noch, sagte Hans Uli, jetzt hätte ich es bald satt. Doch es kam Niemand mehr, Barthli hütete sich wohl der Fünfte zu sein, er hatte ja auch nichts zu fragen oder zu klagen, war froh, wenn Niemand des Häuschens wegen etwas zu ihm sagte. Es war Hans Uli z'wider, am Sonntag blieb er am liebsten daheim und lebte wohl an der Sabbathsruhe auf dem Bänklein vor seinem Hause. Er wußte aber wohl, daß Barthli in seinem Eigensinn nicht zu ihm kommen würde, und wenn er ihn sieben Mal kommen hieße, darum machte er sich gegen Abend auf, dem rueßigen Graben zu. Barthli erschrak, als er Hans Uli sah. Hätte er ihn früh genug erblickt, er wäre nicht mehr zu finden gewesen. Als Hans Uli ihn bei Seite hatte, begann er ihm den Text zu lesen und zwar scharf. Keine Manier sei es, sagte er, wenn man es gut mit ihm meine, dann zum Dank mit solchem Koldern einen zu plagen. Er hätte ja Geld, mehr als genug, warum nicht zahlen, was er schuldig sei, einmal müsse es doch geschehen, oder ob er sich einbilde, es sei Einer auf der Welt Narrs genug, es für ihn zu thun? Er solle machen, daß morgen Geld da sei, er solle

denken, wie ungern er selber es habe, wenn man ihn von einer Stör unbezahlt entlasse. Barthli wand sich wie ein Aal zwischen Brummen und Flattiren, meinte, Hans Uli solle vorstrecken, er habe so an's Bauen gesetzt, ohne ihn hätte er es nicht unternommen, er habe ihm ja gesagt, er habe viele gute Leute, darum habe er sich auch darauf verlassen, er werde ihm vorschießen, nach und nach könne er es wieder abverdienen. Hans Uli stund fast auf den Kopf ob solcher Rede: Aber hast du mich dann angelogen, als du mir sagtest, du hättest einen versteckten Schatz, und darin mehr als genug für ein Häuschen? fuhr er ihn an. Wäger nicht, sagte Barthli. Aber wie soll ich aus dem Kübel Geld nehmen? Tags kann ich nicht, da stürmt Alles aus und ein, Nachts kann ich nicht, da merkte es d's Meitschi, es ist nit zmache, wäger nit! Und warum soll es das Meitschi nit wüsse? frug Hans Uli, und stellte Barthli handgreiflich die Dummheit vor, den Schatz den jungen Leuten länger verheimlichen zu wollen. Nichts dagegen hätte er, wenn er denselben des weitern nicht austrommeln ließe. Aber Barthli war wie ein beinerner Esel, that keinen Wank. Erst stellte er sehr beredt die nachtheiligen Folgen für die jungen Leute vor, wenn sie den Schatz entdecken würden. Alle Laster thäten sie kriegen, sagte er, würden hoffährtig, hochmüthig, verthunlich, Uhüng in alle Wege. Als Hans Uli ihm daraus nichts gehen ließ und sagte: Und dann nachher, wenn du todt bist, was dann? Es ist doch besser, du legest das Geld jetzt z'Nutzen an, als sie kriegen es nach deinem Tode, jetzt kannst du wehren, bist todt, kannst nichts mehr dazu sagen, — sagte Barthli: und hör uf, u säg was d'witt, es nützt di Alles nüt, un ih thues nit, u vo dem Geld bruche ih nüt u nime nüt drvo! Soll ih vrgebe bös gha ha u mih gfreut, was d'Manne säge werde, wenn si d's Geld finde, u wie d'Lüt d'Raselöcher ufmache werde, wenns heißt, dä alt wüst Korber het e ganze Kübel voll Geld hinterlah, wer hätt das glaubt, wer hätts

dem agseh? Er wird nit so dumm gsi sy, als me neh drfür agluegt het. U das Alls soll nüt sy, und all my Freud vrgebe! Ney bim Donner, Hans Uli, das muth mr nit zu, das thue nih nit, lieber will mih noh hüt henke, de cheu sis de morn füreloche, ih bi doch de gstorbe, u d'Sach geit wie nih däicht ha. So was war Hans Uli wirklich nicht vorgekommen, er erschrak fast ob solchen Reden, er kannte Barthli mit seinem Eigensinn, und wußte, wie solche Leute so leicht etwas zu Gemüthe fassen und so schwer es nehmen, daß es sie zum Aeußersten bringt. Es war von Barthli freilich eine ärgerliche Wunderlichkeit, aber sie berührte seinen Lebenszweck und war seit Jahren eingewurzelt, sein ganzes inneres Leben ging in ihr auf, so daß Hans Uli dachte, da könnte Einer sich übel verfehlen, und etwas zwingen, woraus er sich sein Lebtag ein Gewissen machen müßte. Er kapitulirte lange, lange mit Barthli hin und her, bis endlich dieser sagte: Es kommt mir ja nicht drauf an, sei der Kübel unter meinem Bette oder sei er in deinen Händen, aber ich will nicht wissen, wie viel darin ist, will nichts daraus nehmen, die schönen Stücke, die ich drein gethan, kann ich nicht d'raus nehmen, und d's Meitschi und sein Löhl sollen nichts darum wissen. Es wüßte kein Mensch, wie die thäten, vor dem Vollmond wär Alles fort, die Lumpenleute würden noch sagen: es sei mir recht geschehen, und tapfer mich auslachen. Aber nun die Arbeitsleute, wer soll die zahlen? frug Hans Uli. Du, wer anders, antwortete Barthli, nimm du es draus. Selb ist mir z'wider, sagte Hans Uli, und zuerst müßte gezählt werden, was drinnen ist. G'hörst, fuhr Barthli auf, von dem will ich nichts wissen und nicht was du ausgiebst, und wenn ich was verdiene und bei Seite machen kann, will ich es dir geben. Den Lumpenleuten kannst du es dann einmal sagen, wo der Barthli mit dem Gelde hingekommen. Dem Hans Uli war dieser seltsame Handel sehr zuwider, und wäre Barthli nicht der alte Schulkamerad gewesen, derselbe wäre nicht zu Stande

gekommen. Hans Uli erbarmte sich, wurde mit Barthli endlich einig, derselbe solle den jungen Leuten ein neues Bahren geben und sie ins Wirtshaus schicken, denn, wenns finster sei, den Schatz in Hans Uli's Haus scharren, derselbe solle ihn geheim halten, bis Barthli sterbe, und für den Fall, daß Hans Uli früher sterben sollte, es irgendwo vermerken, wenn das Geld gehört und was mit zu machen sei. Barthli brauchte das Geld. Aber wie es verabredet war, machte Hans Uli es nicht, durch zwei vertraute Männer ließ er das Geld zählen und legte ihre Bescheinigung oben drauf. Die jungen Leute hatten sich sehr verwundert über Barthlis noch nie erlebte Großmuth und hätten das Opfer kaum angenommen, wenn Hans Uli, der dabei war, nicht gesagt, sie sollten es nehmen, wenn der Vater es geben wolle, es könnte vielleicht lange gehen, bis den Alten wieder so was ankäme. Es sei ein Zeichen der Zufriedenheit und solche dürfe man nie ausschlagen. Sie sollten ihm fürder treu sein und von der Bürde das schwerere Ort auf ihre Achseln nehmen, sie seien jung und sollten auch stärker sein als Siebenzigjährige. Sie gingen endlich, aber Züseli war immer das Weinen zuerst. Das sei eine Aenderung vor dem Tode, es könne es nicht anders einsehen, sagte es. Hans Uli hätte lange einreden können, wenn den Vater nicht etwas Uebernatürliches angekommen wäre, denn was er nicht im Kopf gehabt, das hätte ihm kein sterblicher Mensch hineingebracht, kaum der Herrgott. Am Montag stellten die Arbeiter sich ein mit kühnen Gesichtern, auf denen geschrieben stand: Wart du alter Schelm, dir wollen wir es zeigen, wenn du heute nicht ausrückst. Der Maurer mochte fast nicht warten bis am Abend, um zu erfahren, wie es stehe, es versprengte ihn fast vor Ungeduld.

Ehe es noch recht Abend ward, trat der Maurer den Barthli an mit der Frage: Und jetzt wottst füre mache oder nit, möchts gerne wissen? Wer hat gesagt, daß es heute sein müsse? frug Barthli. Hans Uli hat es verheißen, antwortete

der Maurer. He nu, wenn es der verheißen hat, warum fragst du mich. Geh zu Hans Uli, der wird schon halten, was er versprochen. Erst begehrte der Maurer auf, er wolle seinem Gelde nicht nachlaufen und wahrscheinlich um nichts und wieder nichts. Wenn Barthli einen Narren haben wolle, so solle er sich einen eisernen machen lassen. Benz, dem es natürlich Himmelangst war, beschwichtigte, so gut er konnte und am wirksamsten mit dem Bescheid, daß Hans Uli gestern da gewesen und sicher eine Abrede werde getroffen worden sein. Der Vater könne nicht rechnen, kenne keine Zahl und das Geld übel, so werde Hans Uli die Zahlungen übernommen haben. Kann sein, meinte der Maurer, aber warum sagte der alte Schalk es nicht? Wenn er es so machen will, so soll es dem eingetrieben werden. Und warum wollt ihr mich plagen, sagte Barthli, nicht acht Tage arbeiten ohne Bezahlung? Probirit mi Ytrybe, es wird sih de scho zeige, wer z'letzt Meister wird. Wir glauben, Barthli mit seiner zähen Schlauheit wäre Meister geworden, war aber nicht nöthig. Als die Arbeiter Geld sahen und wußten, daß Hans Uli seine Hand in der Sache habe, ließen sie die Flausen fahren und förderten die Arbeit so, daß das Häuschen unerwartet schnell zu beziehen war. Nun ließen die jungen Leute verkünden, meinten endlich glücklich am Ziel zu sein, da kam ein Neues dazwischen, eine neue Verlegenheit, an die sie nicht gedacht, es sollte bei ihnen sich so recht erwahren per ardua ad astra, d. h. durch dick und dünn zum Himmel. Es ist Sitte, daß man zum Hochzeithalten sich neue Kleider machen läßt. Es herrscht der Glaube, daß, sowie die Hochzeitkleider, namentlich die Hochzeitschuhe, brechen, auch die Liebe auseinander gehe. Bekanntlich halten nun in der Regel neue Kleider länger als alte, ja Viele hängen den ganzen Anzug in den Spycher, tragen denselben selten oder nie mehr und glauben auf diese Weise für eine ewig junge Liebe vollständig gesorgt zu haben. Wäre allerdings ein ring Mittel

und sehr zu empfehlen, wenn es probat erfunden würde, als Universalmittel zu Erhaltung ewig junger Liebe. Es fiel den jungen Leuten ein, daß sie solche Kleider haben müßten nothwendig, besonders Züseli, aber woher das Geld dazu nehmen, ohne es zu stehlen? Benz hatte das Seine fast ganz in Barthli's Nutzen verbraucht, Züseli nie welches gehabt, und zwei ganze B'kleidige, sie mochten so wohlfeil rechnen wie sie wollten, kosteten immer schon eine Summe. Sie hätten wahrscheinlich es machen können wie Andere, auf Borg nehmen, aber sie schämten sich dessen und wußten, daß man auf diese Weise Alles theurer bezahlen muß. Da sie nun an eine Zukunft dachten, so graute es ihnen vor Schulden und unnöthigen Ausgaben. Als Barthli einmal guter Laune schien, chlütterlete ihm Züseli sehr, hätte ihm fast vorgetanzt wie dem Herodes seines Weibes Tochter, und als er eben recht ermürbet schien, rückte Züseli aus mit seinem Anliegen. Aber potz Himmelblau, wie gab's da plötzlich schwarze Wolken und wie blitzte und donnerte es aus denselben schrecklich! Was ihn das angehe, begehrte er auf, er wolle es ja nicht heirathen, wer es haben wolle, der solle ihm auch für die Kleider sorgen, er sei mit einem Tochtermann gestraft genug, er wüßte nicht aus wes Grund er jetzt noch mit solchen Kosten solle geplagt werden, kurz er machte es ungefähr so, wie mit den Arbeitern, hatte es mit der Tochter wie mit dem Hüsli, am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn es beim Alten geblieben wäre. Züseli wollte ihm vorstellen, wie Benz bereits so viel Geld in Barthli's Nutzen verwendet, so manche Maß Brönz oder Wein und Anderes mehr angeschafft u. s. w. Wer hat ihn gheißen, brüllte Barthli, wer ihn gheißen hat, der soll es ihm wieder geben. Wenn Eins von Euch einen guten Blutstropfen hätte, ihr kämet mir nicht mit solchem Anmuthen, jetzt, wo ich solche Kosten habe, worob ich fast zhinterfür grathe. Wie das Züseli weh thut, besonders wegen Benz und wie es sich vor ihm schämte, kann man denken.

Es dachte oft, am Ende könne es ja auch in seinen alten Kleidern gehen, es werde doch an denen allein die Liebe nicht hängen. Wenn es sein Möglichstes thue mit arbeiten, huse, lieb ha, und Benz die Hände unter die Füße lege, so könne es doch fast nicht glauben, daß es gestraft werden sollte, für eine Sache, deren es sich so gar nichts vermöge. Einmal als es alleine vor dem Häuschen säß, Erdäpfel rüstete und dazu bitterlich weinte, kam Hans Uli dazu und wollte wissen, was es habe. Nach vielen Ausflüchten beichtete endlich Züseli. Erst wurde Hans Uli zornig, dann lachte er und sagte: Dr Alt ist doch immer der Gleiche, den könnte man in einem Mörser zerstoßen von unten bis oben, er bliebe der Barthli und würde um kein Haar anders. Aber tröste dich, du mußt Kleider haben und Benz auch, der Alte muß zahlen, er mag wollen oder nicht, ich verrechne ihm dieses in die Baukosten. Das nit, Hans Uli, ume das nit. Ich betrog den Vater mein Lebtag nie um einen Kreuzer, obschon ich es oft nöthig gehabt wegen Hunger und Durst; jetzt will ich nicht anfangen und bsunderbar nicht mit den Hochzeitkleidern, was hülfen neue Kleider, wenn sie mit veruntreutem Gelde angeschafft wären, ich müßte mich ja drinnen schämen, ich dürfte nicht vor ausluegen! antwortete Züseli. Du bist ein wunderlich Ding, sagte Hans Uli, und wenn du alt wirst, wirst einen Kopf haben akurat wie dein Alter, vielleicht nit so e wüste, aber uf das Allerwenigst ebe so ne wunderliche. Glücklicherweise kam Barthli zufällig zu diesem Handel. Hans Uli wusch ihm tapfer die Kutteln, sagte ihm, er sei der wüsteſt Alt gegen seine Kinder im ganzen Emmenthal, und wenn sie nit warten möchten, bis er aufhören müsse sie anzugränneu und auszubranzen, so geschähe es ihm recht, denn er wäre selbst schuld daran. Mit diesen und ähnlichen kräftigen Redensarten brachte er es endlich dahin, daß Barthli sagte, des Tüfels Zwängs hätte er bald genug. Das werde schön herauskommen, wenn jedes Bettelmensch in Seide und Sammet

das Waſſer ſtehlen oder in trüben Nächten den alten Bauren, welche auch wieder kommen müſſen, erzähle, was für Uhüng es us ihre Bube gä heig.

Barthli's Mundſtück blieb das nämliche, aber ſeine Kräfte nahmen ſichtlich ab, die Erlebniſſe im Sommer hatten ſein ganzes Eingericht erſchüttert und aus dem Gleichgewicht gebracht. Er klagte es nicht, er hüſtelte nur etwas mehr als ſonſt, und wurde nie böſer, als wenn Züſeli ihm zumuthete, er ſolle doch was brauchen, Thee oder Doktorzeug. Er ſtrengte ſich dann nur mehr an zur Arbeit und verbarg ſeine Schwäche um ſo ſorgfältiger. Einmal brachte ihm Züſeli eine Halbe rothen Wein, da begehrte er über die Verſchwendung grimmiglich auf, ſo aufgebracht hatte ihn Züſeli kaum je geſehen, es fehlte nicht viel, er hätte ihm die Flaſche in's Geſicht geſchlagen. So lange das alte Häuschen geſtanden, ſei kein Wein darein gekommen, jetzt, ſobald ein neues habe ſein müſſen, habe der Teufel ſeine Eier drein gelegt, und jetzt könne er ſchon ſehen, wie es gehen werde, wenn er einmal die Augen zu habe. Aber er thäte es ihnen nicht zu Gefallen, Platz z'machen, er wolle eine Weile ihnen zeigen, wodurch es gehen müſſe. Solche Reden ſind aber vermeſſen und ſtehen dem Menſchen nicht zu, es iſt ein Anderer Meiſter. Am folgenden Morgen war Barthli todt im Bette, aber umgedreht war ihm der Hals nicht; er ſchien eines ganz friedlichen Todes geſtorben zu ſein. Züſeli ging dieſer Tod nahe zu Herzen, daß Benz trauriger geweſen, als andere Tochtermänner, die einen wunderlichen Schwiegervater verloren, können wir nicht behaupten. Aber in großer Angſt und Verlegenheit waren Beide, wo Geld nehmen und was mit den Schulden anfangen, welche da ſein mußten? Begreiflich ging Benz alsbald zu Hans Uli, um Rath und Troſt zu faſſen. Geh zum Pfarrer und gieb ihn an, und mit der Gräbt macht's wohlfeil, allweg bloß eine Käsgräbt im Hauſe, keine Leichgräbt im Wirthshaus. Ich werde noch manchmal

Langeweile nach ihm haben, daneben iſt's ein Glück für euch und ihn, daß er nicht lange krank ſein mußte, das hätte eine ſchwere Noth gegeben, ſagte Hans Uli. Benz frug noch, wo er wohl Wein und Käs nehmen ſollte, daß ſie es am wohlfeilſten machten, er wüßte ohnehin faſt nicht, wie zahlen; ſie hätten kaum zehn Batzen Geld im Hauſe. Mit der Zeit könnten ſie es ſchon bezahlen, wenn ihnen nur jetzt Jemand dings geben wollte. Warum nicht, ſag nur, man hätte euch dieſen Morgen Alles verſiegelt und geh gleich zu einem Gerichtsſäß und laß wirklich verſiegeln, da darf es dir kaum Jemand abſagen, ohnehin thät es kaum Jemand, man iſt mit euch zufrieden und bei ſolchen Gelegenheiten erfährt man es, was der Name macht.

Als nun Benz von Weiterm noch reden wollte, ſagte Hans Uli: geh jetzt, mach wie ich geſagt. Am Begräbnißtag am Abend komm dann mit Züſeli, ſo will ich euch über d'Sach brichte. Fürchtet euch einſtweilen nicht, ſo bös iſt d'Sach nicht. Das war ein Troſt, aber vollſtändige Beruhigung brachte er doch nicht. Daß ſie blangeten auf den verhängnißvollen Abend, wird man begreifen. Die Nachbaren zeigten ſich recht gut gegen das junge Ehepaar, ſie boten ſich an zu wachen bei der Leiche, zu laufen für ſie, wenn ſie was zu verrichten hätten, und wenn ſie irgend was nöthig hätten, ſollten ſie es ſagen ohne Komplimente. Ihrer Lebenlang hätten ſie nicht geglaubt, daß die Leute es ſo gut mit ihnen meinten, ſagten Benz und Züſeli. Sie hatten die Menſchen noch nicht gründlich erfahren. Es iſt keine Frage, die Menſchen ſind gutmüthig, doch nicht gerne lange hintereinander, ſie ſind mitleidig, aber Jemand, mit dem ſie in die Länge zu thun haben ſollten, wird ihnen ſehr leicht läſtig. Nun, ſo vom Tode bis zum Begräbniß, und bei den Beſſern einige Tage darüber, da geht es ſchon. Es kamen noch viele Leute mit Barthli zu Grabe und an der Käsgräbt führten ſich Alle beſcheiden auf, allgemein war die Rede, die jungen Eheleute

hätten einen bösen Anfang und müßten zur Sache sehen, wenn sie g'fahren wollten. Den Nachmittag füllten sie mit Waschen und Fegen und am Abend machten sie mit schwerem Herzen zu Hans Uli sich auf. Dort mußten sie erst essen und trinken, ehe Hans Uli an die Geschäfte wollte. Es kam ihnen vor, als seien sie am Henkermühli, und erst als der Alte sah, daß nichts mehr runter wollte, führte er sie in's Stübli. Dort lagen Papiere auf dem Tische und in der Mitte war ein alter wüster Kübel und was drinnen. Züseli machte gar nicht hinsehen, was es sei, aber es dachte, selig Sache putze man sonst fort, ehe man fremde Leute in ein Gemach führe. Die Papiere enthielten Rechnungen und Quittungen über den Bau. Herr Jeses, wie viel! seufzte Züseli aus gepreßtem Herzen, das wird e Usumm mache! Ho, sagte der Alte, es macht sich, man hausete so viel man konnte, man hätte leicht d's Halb mehr brauchen können, und fertig seid ihr noch nicht. Wenn ihr machen lassen wollt, was nöthig ist, so kostet es noch einen Büschel Geld, und ich wollte es fertig machen. Es ist nichts wüster anzusehen und nachtheiliger, als so unausgemachte Häuser. Läßt man sie einmal liegen, so bleiben sie liegen, solche Häuser werden nie mehr ausgemacht, aber z'plätzen hat man an ihnen fort und fort, so lange sie stehen.

Aber wie viel würden wir dann schuldig, das wir verzinsen müßten? fragte Benz mit beklommener Stimme. Der Vater selig mußte nichts verzinsen und konnte es kaum machen. He, sagte Hans Uli, rechnet selbst, es werden ungefähr dreihundert Thaler ausgegeben sein und mit hundert Thalern läßt sich noch viel machen, wären also zusammen vierhundert Thaler. Es kostet mehr, als ich anfangs dachte, aber ich dachte, es sei besser, d'Sach gleich recht zu machen. Wie viel macht das Zins? frug Züseli halblaut. He, 16 Thaler machts, wenn man das Geld schuldig ist. Sechszehn Thaler im Jahr! seufzte Züseli. Es ist schon ein Geld, wer es zahlen muß, sagte Hans Uli, aber ihr müßt es nicht zahlen,

ihr seid mir das Geld nicht schuldig, es war Barthlis Geld. Da stunden Beide und hielten das Maul offen. D's Vaters? fragte endlich Züseli. Ja, d's Vaters, sagte Hans Uli, und seht, da ist noch mehr, und somit schob er ihnen den wüsten Kübel dar, nahm das Papier weg, welches drinn lag, und fast halb voll grober Silberstücke war er. Da verschmeieten Beide fast und Züseli sah den Alten an mit einem Blicke, als ob es sagen wollte: Warum hältst du uns zum besten? Sieh mich nur an, Fraueli, ja es war eueres Vaters Geld, jetzt ist's euer Geld; und nun erzählte ihnen Hans Uli den Hergang, gab ihnen das Papier zur Hand, auf welchem von den Männern verzeichnet stand, wie viel sie im Kübel vorgefunden, woraus sich ergab, daß der bessere Theil noch vorhanden war.

Sie stunden da, daß es wohl kein großer Unterschied war zwischen ihren Gesichtern und dem Gesicht, welches Loths Weib machte und das man noch in der Kirche zu Doberan, freilich etwas verblichen, sehen kann, als es hinter sich sah und die brennenden Städte ihm in die Augen fielen; indessen der Ausgang war anders. Züseli's Gesicht versteinerte nicht, kriegte zuerst Leben, und Wasserbäche strömten aus seinen Augen, daß der Vater so bös gehabt und so viel Geld, daß er sich nichts gegönnt und nur für sie gehauset, daß sie es nicht gewußt, und nichts für ihn gethan, nicht den Doktor geholt oder ihm wenigstens doch eine Laxirig oder andern Zeng gegeben hätten. Nun, sagte endlich Hans Uli, es freut mich, daß du daran sinnest und zerst plärest und nicht jauchzest. Daneben höre jetzt mit plären auf und plage dich nicht zu fast mit dem Kummer, er habe seine Sache nicht gehabt. Er wollte es so, und das war seine Freude, und wie das Sprichwort sagt: es habe jeder Narr Freude an seiner Kappe, so ist's meine Meinung, daß man ihm diese Freude nicht störe, das ist sein Wohlleben, und wenn er euch jetzt gesehen und euere Gesichter, so hätte es ihn gelächert, wie sein Lebtag

noch nie. Dieſe Freude wollen wir ihm wohl gönnen, aber nicht mehr, andere Leute brauchen nicht zu verſtaunen über Barthli's Schatz. Wenn es auf mich abkäme, ich ließe davon nichts unter die Leute. Daneben macht was ihr wollt, dir Fraueli wäre das ein ſchwer Zumuthen.

Benz ſagte, er danke für den Rath, er ſei ganz der Meinung, die Leute wären jetzt ſo gut, wenn ſie vernähmen, wie reich ſie geworden, würden ſie mißgünſtig. Das Beſt werde ſein, daß ſie Land kauften, daß ſie eine Kuh halten könnten. Da lachte der Alte herzlich, ſagte endlich: häbs nit für ungut, aber das wäre gerade das Dümmſt. Meinſt nit, es nähme die Leute Wunder, woher du das Geld hätteſt, wenn du dich plötzlich ſo aufließeſt? Doch d'Hauptſach iſt die: Du willſt ein Korber werden und das iſt recht, du ſiehſt, es hat ſeinen ſilbernen Boden. Aber was ihr verdient, was die Haushaltung koſtet, überhaupt wie das Haushalten *geht*, das wißt ihr nicht. Jetzt hürſchet nicht Alles durcheinander, meinet, es möge ſich Alles ergeben, Alles erleiden, auf welche Weiſe die meiſten Weibergütlein dahin gehen, man weiß nicht wie, und wo man obendrein noch Trom und Boden verliert. D's Hüsli laßt ausbauen, dann hüſelet fort, ungefähr ſo wie bisher. So erfahret ihr genau, was ihr verdient und was ihr braucht, ob ihr übrig habt oder z'wenig, und d's Vaters Geld laßt einſtweilen ruhig, als ob es gar nicht da wäre. Läßt Gott euch geſund, ſo werdet ihr ohne Zweifel mehr verdienen als brauchen, daraus könnt ihr euch nach und nach Sachen anſchaffen, und deren braucht ihr viel, denn ihr habt von allen Sachen nichts, in mancher Bettlerhaushaltung hat man mehr. Unterdeſſen laßt das Geld arbeiten, man findet ihm ſchon Platz, daß es hier herum nicht bekannt wird. Seid ihr dann durch eure Arbeit gut in Stand gekommen, im Handwerk brühmt und bliebt, dann iſt noch alle Zeit Land und Kuh zu kaufen, wenn es ſich wohl ſchickt und ihr noch Luſt dazu habt. Dann freut es die Leute noch, ſie

halten euch viel darauf und ſagen: husligere Leute gebe es nicht, aber es ſei ihnen z'gönnen, ſie arbeiteten darnach, z'unnütz ſehe man ſie keinen Kreuzer verthun, wenn Alle ſo wären, es gäbe weniger Arme und es ginge beſſer auf der Welt. Wie die jungen Leute dem Alten dankten, kann Jeder ſich denken. Er war ſelbſt über die Innigkeit gerührt und ließ ſich erbitten, ihnen den Schatz ferner zu verwalten.

Stumm gingen ſie lange neben einander auf dem Heimweg. Endlich ſagte Züſeli, es möchte abhocken und beten. Als ſie wieder aufſtunden, fiel Züſeli dem Benz um den Hals und ſagte: O Benz, wie ſy mr jetz zweg ſo ungſinnet! Aber gäll, hochmüthig und gyzig wey mr nie werde, zum Krüzer luege und i dr Liebe blybe und nie vrgeſſe für e Vater z'bete alli Tag, und nie vrgeſſe, woher Alles chunt, und wem mr Alles z'vrdanke hey? Benz drückte ſein Weibchen an's Herz und ſtumm Hand in Hand wanderten ſie ihrem Häuschen zu, und werden darin, ſo Gott will, den Frieden auf Erden finden, und dabei ſorgen für den Frieden im Himmel.

Wie ein Wälſch Wein verkauft.

gekommen. Hans Uli erbarmte ſich, wurde mit Barthli endlich räthig, derſelbe ſolle den jungen Leuten ein paar Batzen geben und ſie ins Wirthshaus ſchicken, dann, wenns finſter ſei, den Schatz in Hans Uli's Haus ſchaffen, derſelbe ſolle ihn geheim halten, bis Barthli ſterbe, und für den Fall, daß Hans Uli früher ſterben ſollte, es irgendwo vernamſen, wem das Geld gehöre und was mit zu machen ſei. Barthli brachte das Geld. Aber wie es verabredet war, machte Hans Uli es nicht, durch zwei vertraute Männer ließ er das Geld zählen und legte ihre Beſcheinigung oben drauf. Die jungen Leute hatten ſich ſehr verwundert über Barthlis noch nie erlebte Großmuth und hätten das Opfer kaum angenommen, wenn Hans Uli, der dabei war, nicht geſagt, ſie ſollten es nehmen, wenn der Vater es geben wolle, es könnte vielleicht lange gehen, bis den Alten wieder ſo was ankäme. Es ſei ein Zeichen der Zufriedenheit und ſolche dürfe man *nie* ausſchlagen. Sie ſollten ihm fürder treu ſein und von der Bürde das ſchwerere Ort auf ihre Achſeln nehmen, ſie ſeien jung und ſollten auch ſtärker ſein als Siebenzigjährige. Sie gingen endlich, aber Züſeli war immer das Weinen zvorderſt. Das ſei eine Aenderung vor dem Tode, es könne es nicht anders einſehen, ſagte es. Hans Uli hätte lange einreden können, wenn den Vater nicht etwas Uebernatürliches angekommen wäre, denn was er nicht im Kopf gehabt, das hätte ihm kein ſterblicher Menſch hineingebracht, kaum der Herrgott. Am Montag ſtellten die Arbeiter ſich ein mit kühnen Geſichtern, auf denen geſchrieben ſtand: Wart du alter Schelm, dir wollen wir es zeigen, wenn du heute nicht ausrückſt. Der Maurer mochte faſt nicht warten bis am Abend, um zu erfahren, wie es ſtehe, es verſprengte ihn faſt vor Ungeduld.

Ehe es noch recht Abend ward, trat der Maurer den Barthli an mit der Frage: Und jetzt wottſt füre mache oder nit, möchts gerne wiſſen? Wer hat geſagt, daß es heute ſein *müſſe?* frug Barthli. Hans Uli hat es verheißen, antwortete

der Maurer. He nu, wenn es der verheißen hat, warum fragst du mich. Geh zu Hans Uli, der wird schon halten, was er versprochen. Erst begehrte der Maurer auf, er wolle seinem Gelde nicht nachlaufen und wahrscheinlich um nichts und wieder nichts. Wenn Barthli einen Narren haben wolle, so solle er sich einen eisernen machen lassen. Benz, dem es natürlich Himmelangst war, beschwichtigte, so gut er konnte und am wirksamsten mit dem Bescheid, daß Hans Uli gestern da gewesen und sicher eine Abrede werde getroffen worden sein. Der Vater könne nicht rechnen, kenne keine Zahl und das Geld übel, so werde Hans Uli die Zahlungen übernommen haben. Kann sein, meinte der Maurer, aber warum sagte der alte Schalk es nicht? Wenn er es so machen will, so soll es dem eingetrieben werden. Und warum wollt ihr mich plagen, sagte Barthli, nicht acht Tage arbeiten ohne Bezahlung? Probirit mi Ytrybe, es wird sih de scho zeige, wer z'letzt Meister wird. Wir glauben, Barthli mit seiner zähen Schlauheit wäre Meister geworden, war aber nicht nöthig. Als die Arbeiter Geld sahen und wußten, daß Hans Uli seine Hand in der Sache habe, ließen sie die Flausen fahren und förderten die Arbeit so, daß das Häuschen unerwartet schnell zu beziehen war. Nun ließen die jungen Leute verkünden, meinten endlich glücklich am Ziel zu sein, da kam ein Neues dazwischen, eine neue Verlegenheit, an die sie nicht gedacht, es sollte bei ihnen sich so recht erwahren per ardua ad astra, d. h. durch dick und dünn zum Himmel. Es ist Sitte, daß man zum Hochzeithalten sich neue Kleider machen läßt. Es herrscht der Glaube, daß, sowie die Hochzeitkleider, namentlich die Hochzeitschuhe, brechen, auch die Liebe auseinander gehe. Bekanntlich halten nun in der Regel neue Kleider länger als alte, ja Viele hängen den ganzen Anzug in den Spycher, tragen denselben selten oder nie mehr und glauben auf diese Weise für eine ewig junge Liebe vollständig gesorgt zu haben. Wäre allerdings ein ring Mittel

verſpricht toujours und cha doch nie furt, vo wege die ménage, aber viel ſeit 's, wenn es nur e Abe paſſier chönnt mit Madame Rüſchli, votre charmante femme, vo wege die Röſt und die Speck. All Ab ſag i'ſ mys Frau, wie die Madame Rüſchli es Röſt mach und es Speck uf's jardinage, wie i'ſ mys Lebtag, dans toute ma vie, jamais g'ſeh ha."

„Ah bon soir, Madame Rüſchli, comment vous portez vous? Pardieu! allimal plus belle et plus gracieuse. J'ſ ha mys Frau mengiſt g'ſeyt, i'ſ kenn uf all my route kei's Frau, ſo gut conservirt und geng hübſch wie Madame Rüſchli. Oui, Monsieur Rüſchli, vous avez gut us'gles, we mys grau Haar nit wär, es chönnt mi'ſ d's Nyd acho."

„Guten Abend, Herr Guſch, ſagte die Frau Wirthin, Ihr könnt geng gut vexiere. Aber es iſt bravs von Euch, daß Ihr einmal wieder kommet, wir haben afange recht längi Zyti nach Euch gehabt. Ich habe meinem Mann manchmal geſagt, der Herr Guſch ſei ſo lange nicht da geweſen, ob wir ihm wohl etwas zu Leide gethan hätten?"

„O Madame, vous badinez. J'ſ hab mys Frau mengiſt g'ſeyt, ja wenn nur alle Orte wären wie bi Monsieur Rüſchli, dann wär das Reiſen eine véritable recréation. Es iſt allimal die aimableſte soirée, wo ich bei Monsieur Rüſchli und ſys charmante famille passier. Aber wo ſind ſie, vos enfants, vos fils et vos charmantes filles. Ja, Herr Rüſchli, Ihr ſyt es glücklich's Ma, avec votre famille. J' ai souvent dit, mengiſt hani 'ſ g'ſeyt zu mys Chind, ja wenn ihr wäret wie Herr Rüſchli's Kind, o bougre! ſo geſchickt und thätig. Oui, Monsieur Rüſchli, i muß i's Kuhr Euch meine Söhn und Töchtere ſchicken, für d's gut Exempel und pour le savoir faire."

„Frau, hol' doch e Fläſche, ſagte Herr Rüſchli, aber nimm uſem hindern Faß, d'r Herr Guſch muß doch wüſſe, wie dä, wo er mer vor eme Jahr drü oder vier gäh het, *worde iſch*. Ihr wüſſet no, dä ſechsedryßiger Epeſſer für

18 Kr." — „Mais, mais, Monsieur Rüſchli, Eues charmante Frau ſoll nit is Keller für mi'ḥ, abſolut nit, lieber will i'ḥ ſelber gaḥ, partout non, ich will 's nit, Monsieur Rüſchli, ſchicket Euer Jungf, ou votre fils, non, non, Madame, ſo ne's ſcharmants Frauli ſoll nit is Keller pour moi."

„O was ſelb iſt, ich muß für Manchen in Keller, ſagte Madame Rüſchli, wo mir nicht halb ſo lieb iſt, wie der Herr Guſch. Aber wenn ich fragen dürfte, was ſoll ich wohl dem Herrn Guſch zu Nacht machen, das er gern hätte?" — „O ma chère femme, ce que vous voudrez, was Sie wey, s'iſt Alles délicieux, was d' Madame Rüſchli macht. Auf die Reis in die meiſt Wirthshüſer trink i'ḥ es Thee, eß jamais z'Nacht, aber wenn i'ḥ weiß, daß i'ḥ am Abe uf Mädelisag kumm, zu Monsieur et Madame Rüſchli, dann eß' i'ḥ jamais z'Mittag u ſpar mys Appetit pour Madame Rüſchli. Niene im ganzen Kanton ißt me ſo propre et si raffiné, ſo exquiſit wie ier, das muß i'ḥ ſäge. Me ſött glaube, Madame Rüſchli ätt das g'lert bi mene Pariſer Koch. Ah, i'ḥ wär si heureux, ſo glücklich, wenn i'ḥ eys vo myne Töchter placire könnt dans votre maison, i Eues Us, ah bougre, und wenn's nur wär wägem Röſt und wägem Speck."

„Ihr habt es immer gleich mit dem Vexire, ſagte Frau Rüſchli, mi weiß wohl, daß es Euch Herre nit Ernſt iſt, b'ſunderbar de Wälſche. Ihr werdet doch de albez daheime lache, wie d'r die dumme Wyber heyget chönne für e Narre ha." — „Ah bougre, ſagte Herr Guſch, es iſt mys Ernſt uf parole d' honneur avec une femme comme vous, mit Madame Rüſchli vexire i'ḥ nit, i'ḥ wett numme i'ḥ chönnt zeige myni Erz, Madame Rüſchli g'ḥört was i'ḥ parlier mit mys Frau."

„Nei, Frau, ſagte Herr Rüſchli, der Herr Guſch iſch nit wie ne Angere, i'ḥ ha's ſcho mengiſt g'ſeyt, er iſch ganz en angere Herr as die Angere. Aber es chömme der ſo viel und pradle e ganze Tag, mi wird ganz ſturm, we me

ablose muß, so Gumene und dere Züg, u dene ist s'h haarklei nüt z'achte. Aber mi g'spürt der Ungerscheid grad, u wo d's Herz gut tsch."

Eh, was ist das für es scharmants Kind, est ce votre cadet, d'r jüngst Knab', dans toute ma vie, so lang i'h leb, han i'h nie so es schön's Kind g'seh, wie heißt er? komm her Klyne, mys Engel, säg mer dys Nam, ah was für Haar et des yeux bleus, dans tout le pays de Vaud, im ganz Wälschland sind keine Augen so, je vous assure, uf parole d'honneur."

„Herr Gusch, soll ich Euch Eure Sachen in Eure Stube tragen oder wollt Ihr noch etwas davon brauchen?" so frug eine etwas heisere Stimme. — „Ah, ist Jakob da, da, thut eys Bscheid. Was macht mys Brünti, es freut s'h allimal zu Jakob z'cho. Es ist dä Ab gloffe, comme un feu, wie's Narr und i'h ha grad denkt es well zu sym Jakob, es het d's ganz Jahr Niemer so Sorg zu ihm als Jakob." — „Es ist aber o es Thierli, d's Herz im Lyb lachet m'r wenn i'hs vo wytem g'seh, sagte Jakob. Es gange m'r d's Jahr dure viel hundert Roß dur d'Finger, aber so eys, so nes susers u glatts, u so nes gattligs und postirts wäger nit, nei wäger nit."

„O, Herr Rüschli, sagte Herr Gusch, das ist es Knecht; trente Louis reute mi'h nit für so eine. J'h ha myr Frau souvent g'seit, fast all Tag, i'h weiß o nit wie's d's Rüschlis mache, aber die beste Dienste hey si geng, toujours, das geyt Alles so im Ornig und mit Manier, fast comme dans une église, wie z'Kilch."

„Es git a alle Orte öppis, sagte Herr Rüschli, aber wenn der Herr Gusch chunt, so dunkt's eim, sie wüsse 's Alli uf d'r Stell, und es Jedes nimmt s'h i Acht, sie wüsse wie e gute Herr er ist, da hey sie Respekt, vor keim Mönsche so, es möcht cho wer wett. Aber Ihr trinket nüt, dunkt Ech dä Wy nit gut?" „Ah Pardieu, nume z'gut, es ist es superb's Wy, i'h hätt ne fast nit nue kennt. J'h ha daheim no vom

glych Wy us glych Faß, wo da gläge iſt, es Faß vo 12 Chars, aber i'h garantier, myn iſt·e ganz Batz d'Maß wäniger werth. Aber d'r Herr Rüſchli verſteht d's Wy und het Keller im ganze Wälſchland ſy kein beſſer. J'm ene alb Jahr kennt me d'r Wy nit ume, wo me Herr Rüſchli gäh het. J wett die glych Qualität us Euem Keller gilt dix Batz und am ander Ort nit acht. Ah, es iſt e Freud mit Euch z'andle. J'h ha myr Frau souvent g'ſeyt, mit keim Mönſch uf ganz Welt andle lieber als mit Monsieur Rüſchli, dä iſt geng z'fried, me het kei Verdruß, und d's Wy mach Freud und Ehr, wenn me wieder chunt, aber Herr Rüſchli verſteht d's Wy. Mit ander Wirth, avec ces bougres, het me nume Verdruß. Eine het grau Faß, en Andere füllt nume halb, und brönnt dä comme une vache, en Andere wirft Alles dürenander, Ryſwy, Lacôte et les vilenies du petit lac und wenn das Riemer ſufe will, ſu ſoll z'Wyhändler ſchuld ſy, man macht ihm reproches, wott nimme h'ſtelle, wott abzieh, und wenn me d's Wy verſucht, ſo iſt's gar nit meh d's glych Wy und die bête vo Wirth will's nit glaube. O, i'h ha mengiſt es Verdruß, daß i'h glaub es v'rſpreng mi'h. Aber die bêtes müſſe nit glaube, daß me das v'rgeß, es andermal chunt es Wy, wo me miſchle cha mit wettig me will, daß es nüt ſchadt. Aber wenn i'h es guts Faß ha im Kell, ſo ſäg i'h em Küfer: Küfer, wenn ſcho öpper chunt cho probier, us dem Faß Riemer gäh, das iſt für my Herr Rüſchli uf Mädelisag, il est connaisseur und nimmt d's Wy uf d's Ehr. Grad der Tag eh i'h g'reiſet bi, bin i'h g'ſpaziert im Keller, und d's Küfer het Muſter g'rüſtet und i'h ha d'Pryſe notirt, da v'rſuche i'h es Faß par hazard. Bougre, was iſt das für es Wy gſy, du quarante Dessley, aber parole d' honneur, wenn dä es Vierteljahr i Enes Keller iſt, Monsieur Rüſchli, ſo iſt's e dix Batz, wie kei Wirth nit het is ganz Bernkanton. Küfer, ſäg i'h, das iſt es Faß für Herr Rüſchli und mi'h, und Riemer meh z'probier' gäh. us dem

Faß. Das Albe nimmt Herr Rüſchli u d's ander chunt i my Kelleller, das iſt es Wy für die gute Fründ wo i Erbſt höme und bim Abzug."

„Er hätte neue nit ſövli nöthig, ſagte Herr Rüſchli, öppis Mingers wär ihm eher anſtändig, und d'r Platz irr ne, und d's Geld ſyg o je länger je rarer."

„O wege ſelb, ſagte Herr Guſch, mach das ihm nit d's mindeſt Kummer, wenn er d'r Geldſeckel von Herr Rüſchli hätt, dann wollt er erſt anfangen Geſchäfte zu mach, bougre, und vo wege die Platz, ſo ſig es nit, daß er die erſt Wuche müßt g'führt ſy, er könn ſi'h rangier. Ah Pardieu, Herr Rüſchli, wenn Sie das Wy g'ſeh, d's Erz i d's Lyb lachet Sie, kei Wirth ka concourier. Und hüt zu Tag, wo im jedes Eck es Gargote ſteyt, muß die recht Wirth wo d's Geld ab, die Lüt mit dem Wy zwinge, mit dem gute vo die beſti Geget. So ne Lumpewirth chunt nie zu e gut Glas Wy mit gout und bouquet, die krieg nume ſo es mélange vo Alles dure ander, wie Madame Rüſchli es laht mache für die Schwein, wo die ſchön Speck chunt."

„Der Herr Guſch iſt geng d'r Luſtigiſt, ſagte Frau Rüſchli, i'h glaub dä chönnt eim z'lache mache, wenn me am Sterbe wär. Wenn de d'r Sechsbatzig wo mer wirthe, zum Achtbatzige thuſt, es iſt nit meh viel im Faß, ſo heſt Platz gnue, und kei Mönſch merkt e Unterſcheid. D's Conträri, viel Lüt het dä Sechsbatzig faſt ſo gut düecht as d'r Achtbatzig. Un es iſt, wie d'r Herr Guſch ſeyt, mit em gute Wy muß me's zwänge bi der Lumpe-Ornig."

„Mi chönnt, ſagte Herr Rüſchli, aber d'r Prys wird o d'rna ſy, wo me de faſt nüt verdienet."

„Loſet, Monsieur Rüſchli, Ihr wüſſet i'h cha mys Wy verkauf wie keis anders Aendler, die frömde Fonds plage mi'h nit. Mir wey gar keis Prys mach, und wenn Ihr ne abt im Keller, ſo könnet Ihr ſelber ſäge, was er werth iſt. I'h garantier, Monsieur Wirth, Ihr gebet mir mehr, als i'h Prys

g'macht ätt. Und wenn er Euch nit anſtändig iſt, ſu weiß i'ḥ Platz. Ihr ḥönnet mer ja ſchryb. D'r Wirtḥ da obe, bougre, wie heißt er doch, aḥ paḥ, Ihr wüßt wohl, votre rival, et m'r o ne B'ſtellung g'macht, und ſi'ḥ gruſam rekommandirt für die beſte Qualität, aber i'ḥ a denkt, rekommandir du nur, Monsieur Rüſchli, my beſt Fründ, überkunt doch der beſt. Mais si vous ne le voulez pas, wenn er Euch de nit anſtändig iſt, brucht's nur es Wort, Pardieu le coquin wär froḥ drüber."

„Eḥ das wird ſi'ḥ öppe ſcho mache, ſagte Frau Rüſchli, aber ḥömmit jytz cho z'Nacht eſſe, d'Suppe chaltet ſuſt. Aber es iſt m'r leid, i'ḥ ḥa öppe nit gar es z'Nacht, üſer ein iſt nit geng v'rſeḥ, u öppe böſer as grad hüt, hättet d'r 's nit ḥönne breiche."

„Ah, Madame Rüſchli, pour cela kenn i'ḥ Madame Rüſchli, und wenn Ihr nüt ättet, als votre compagnie, ſo wär i'ḥ z'fried, und lebti beſſer als im größte Gaſthof, eimelig, eimelig."

Ein Bild aus dem Uebergang 1798.

(Berner Taschenbuch auf das Jahr 1853.)

Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle, und wer fällt, der trachte darnach, daß er wieder aufstehe. Ist er etwas werth, so mag es ihm gelingen, mit Gottes Hülfe; will Gott nicht und taugt er nichts, ist faul bis in's Mark hinein, bleibt er liegen, wie es auch am allerbesten ist. Nach fünfhundertjährigem ruhmreichem Bestehen machte Bern die Probe; es fiel, aber es bleibt nicht liegen; in dem gebrochnen Stamme blüht ein neues Leben auf, denn der Stamm war nicht faul bis in's Mark hinein.

Mit Leben und Sterben geht's gar kurios. Glaubt man sich am besten d'ran, kömmt der Tod daher; und meint man, jetzt greife er zu und Alles sei aus, so ist er weg und kömmt nicht wieder, einstweilen heißt das. Das erfuhr ein armes Webermannli an selbigem Tage, an welchem Bern fiel.

Schon lange war's, daß es in Frankreich unruhig war, sumste und brummte wie in einem Bienenkorbe, der stoßen will, und gäb wie er stieß, Schwarm auf Schwarm davon flog, so ward es doch nicht stille, es sumste und brummte fort. Schwarm auf Schwarm flog aus, es war, als wolle Frankreich noch ein Frankreich gebären, als solle Himmel und Erde ein Frankreich werden. Endlich, im Jahre 1798, kamen die Schwärme auch über die alten Berge her, fragen nicht,

ob's erlaubt sei oder nicht, und wehren half nichts, und wo was geflogen kömmt, helfen Thor und Riegel nicht. Das Sausen und Brausen in Frankreich hatte schon frühe ein Jucken in unserer alten Schweiz erzeugt, und goldene Verheißungen waren dazu gekommen und für's Teufels Gewalt wollte man auch surren und sumsen, an's Schwärmen dachte man freilich nicht, und worauf es eigentlich abgesehen war, merkte man nicht. Die Berner, auf die oder vielmehr auf deren Geld es eigentlich abgesehen war, standen am Anrichtloch; im Welschland setzte der Franzos sich fest und manövrirte einen halben Winter in's Bernbiet hinüber mit seinem surrenden, brausenden und ansteckenden Sumsen.

Die Franzosen verstunden den Pfiff, das Eisen machten sie weich, ehe sie es klopften, und in den Brei bliesen sie, ehe sie d'rein bissen; sie liebten nicht, sich das Maul unnöthig zu verbrennen. Es gerieth ihnen nur zu gut bei den dummen Schweizern, sie bissen an die Angel. Die Franzosen sagten nämlich nicht, haltet den Kopf dar, er muß abgehauen sein und nachher wird der Rest gefressen, sondern sie sagten, surret und summet, so sollt ihr Brüder heißen, und lieb werden wir euch haben zum Fressen. Das nahmen Viele für baar an, nur die Berner nicht, wollten nicht d'ran glauben, und das Sausen und das Schwadern gefiel ihnen überhaupt nicht. Desto besser gefiel es den lieben Eidgenossen, und zwar so, daß nach den Verhandlungen der letzten Zeit man über ihre bundesbrüderlichen Gesinnungen einigermaßen im Zweifel sein konnte. Indessen that man holdselig gegen einander und es hieß, wenn Bern seine aristokratische Regierungsform wegthäte, wollte man ihm brüderlich helfen, wenn es nöthig sei; werde es aber nicht sein, da die Franzosen nur den Aristokraten den Krieg machen, mit allen andern Menschen Brüder sein wollten. Da gab es Unterhandlungen zwischen Gutmüthigkeit und Treulosigkeit, zwischen Menschen, die das Beste suchten und Menschen, die fest das Schlechte

wollten; Unterhandlungen, daß, wer sie liest, bald sturm, bald zornig, am Ende zu der Weisheit kömmt, daß zwischen Wind und Wellen nur kräftige, rücksichtlose Entschlossenheit retten kann, daß laue Freunde, perfide Bundesgenossen gefährlicher sind, als offene Feinde. Damals waren die Berner nicht witzig. Seit Jahrhunderten hatten sie Andern geholfen, und daß die Freunde von Laupen und Murten Andere geworden, noch nicht erfahren. Als der Feind den Thoren nahte, opferten die Berner den Freunden die alte Verfassung, lösten die eherne Kette, die Alles zusammenhielt, auf der das Vertrauen ruhte. Als der Sturm wüthete, schraubte man das Steuerruder ab, suchte ein neues, sägte Masten ab, setzte „provisorisch" neue ein bis man aus Frankreich neue bekäme. Da gab es großen Jammer, es ging ein Schrei durch's Volk wie in einem Schiffe, wenn es einen Leck bekömmt und schäumendes Meereswasser stromsweise eindringt. Das Vertrauen zu der Schiffsmannschaft, den Offizieren des Schiffes ging verloren, und das Geheul begann, man sei verrathen und verkauft. Es war so lange geschrien worden, die alte Regierung habe das Vertrauen des Volkes verloren, daß sie es am Ende selbst glaubte und ihre Machtvollkommenheit in der gefährlichsten Zeit dem Volke zustellte. Da erst verlor das Volk das Zutrauen zu der Regierung; sein Instinkt sagte ihm, was kommen müsse, wenn in der Nähe der tobenden Brandung die erfahrnen Hände vom Steuer lassen; es schäumte vor Weh' und Wuth. Der alte Bernermutz, der durch so manche Mauer gebrochen, zu Schlacht und Hochzeit mit gleicher Freudigkeit gegangen, loderte hoch auf, drängte dem Feinde entgegen. Es waren noch die Söhne der Berner, welche, nachdem sie zwei große Schlachten geschlagen, in einem Tage in die dritte sich stürzten und in der Birs oder auf dem Kirchhof zu St. Jakob den Tod fanden. Wenn damals dreißigtausend Berner, in Kriegsglut entbrannt, losgelassen worden wären auf die zerstreut liegen-

den Feinde, denen eine bedeutende Zahl erst nachrückte, Bern hätte gesiegt oder wäre erst nach großartigem Heldenkampfe gefallen. Aber Gott wollte es nicht. Als das Vertrauen gebrochen war, der Kriegsmuth in Mißmuth, in heillosen Wirrwarr sich verwandelt hatte, kurz, als Alles war, wie die Franzosen wollten, da schlugen sie los, treulos, ehe der Waffenstillstand abgelaufen war. Als die Franzosen losschlugen, zogen die lieben Eidgenossen heim und ließen Bern im Stich. Doch so gleichsam zum Trost schrieben sie noch: Ihr Sinn und Gedanke sei stets gewesen, mit fester Schweizertreue, mit freudiger Aufopferung alles Blutes bis auf den letzten Mann ihren lieben Eidgenossen von Bern zur Hand und Hülfe zu stehen, wie sie denn davon bis auf diese Stunde sattsamen Beweis von sich gegeben hätten. Die Glarner und Andere hörten noch den Kampf von Fraubrunnen her, sie machten, daß sie fortkamen. Diesen Glarnern vergalt wenige Jahre später Bern dadurch, daß es ihnen ihre hungernden Kinder abnahm und nährte, einige bis auf diesen Tag. Diese Gutthat vergalt jüngst ein hochgestellter Glarner, von Bern um einen Ehrendienst angesprochen, mit höhnenden, schnöden Worten. Müssen interessante Leute sein, die Glarner! Nun mit aller Uebermacht die Feinde auf das überraschte, verlassene Bern, ein schmählich Opfer, mit dem die Eidgenossen die eigene Sicherheit zu erkaufen meinten. Und wie ging es ihnen? Man kann sich die unaussprechliche Verwirrung, welche in Bern herrschen mußte, als es hieß, „Feinde ringsum," kaum denken; in Bern war nie ein Feind gewesen; fast hundert Jahre lang hatte man im Frieden gelebt, und als man die letzten Male kriegte, war es weit unten im Aargau und in den freien Aemtern, vom Kanonendonner hörte man nichts und dazu tönte der Name Franzos so fürchterlich; alle Gräuel dachte man in ihm zusammengefaßt. Die besten Männer stunden vor dem Feinde, die erfahrnen Leiter der Republik hatten die verwirrte Stadt verlassen, suchten drau-

ßen Kampf und Tod. Das alte Haupt der Republik, Steiger, der greiſe Held, ſtand unten im Grauholz; als ſei er der ſichtbar gewordene Heldengeiſt des alten Berns, gebot er Achtung fernehin dem heranſtürmenden Feinde. Ungewohnte Hände hatten die Zügel des Regiments ergriffen, und Botſchaften, unglückliche, unſichere kamen zu allen Thoren ein, von oben her, von unten her; jede erzeugte Maßregeln und Befehle, die, kaum gegeben, wegen neuen Berichten widerrufen wurden. Da gegen Morgen, am 5. März, erſchienen die ſicherſten Botſchafter, die bei Laupen und Neueneck geſchlagenen Truppen. Da ertönten die Glocken der Stadt, läuteten Sturm, riefen zum Streit, und nicht umſonſt. Im Sturmſchritt eilten Truppen durch die Stadt, die kühnern Studenten ſchloſſen ſich an, Weiber, Greiſe ergriffen Waffen, eilten nach. Wenige, welche die Waffen tragen konnten, aber derſelben kaum kundig waren, blieben zurück, beſetzten die Wachen und hüteten mit klopfendem Herzen die Stadt. Draußen ging's vorwärts, den raſenden Feinden entgegen; Einer riß den Andern hin, der rechte Schlachtenzorn erwachte in den Bernern: ſie ſtürzten auf die ſiegenden Franzoſen, als wären ſie die Sieger, warfen ſie von den Höhen ihrer Batterien weg in den Thalgrund, ſtürzten dort auf ſie, nahmen ſie unter die Kolben, ſchlugen todt, was ſie erreichen konnten, jagten, kaum Athem faſſend, den Reſt Freiburg zu.

Stille war es in der entvölkerten Stadt geworden, die Weiber weinten und beteten daheim, öde war es auf den Straßen, Weibel ſah man hin und her eilen, Neugierige ihnen nachſtreichen, das Neueſte zu vernehmen. Still ging's auf den Wachen zu, beſonders auf der Zeughauswache, welche hauptſächlich aus „ſchittern" Hausmannlene und den zähmeren Studenten beſtund. Unter den Erſteren befand ſich ein armer Weber, der im Altenberg wohnhaft war. Man kennt den Weberſchlag im Allgemeinen, die blaßrothen oder ganz bleichen Männchen mit den ſchmalen Backen und dünnen

Gliedern, die zittern, wenn der Bysluft geht und bei starkem Wetterluft nie ohne Stecken ausgehen, aus Furcht, die Luft könnte sie entführen in fremde Lande, wo sie mit der Spuuch nicht zweglämen. Natürlich sind die üblichen Ausnahmen hier ebenfalls sorgfältigst vorbehalten, denn es gibt Weber, mit denen ihrer Zwei mehr als genug zu thun hätten. Unser Weber gehörte nicht unter diese Ausnahmen. Er war ein schlotterhaftes Stadtkind; ob er je Pulver gerochen, wissen wir nicht, jedenfalls hatte er es nicht selbst abgebrannt, denn die Flinte war ihm ein durchaus unbekanntes Ding, und dazu noch „e wüsti Sach." Da die Glocken gingen, scharfe Befehle ergingen, sich einzustellen, da ward ihm sehr bange um's Herz. Frau, sagte er, ich denk', ich bleib' da, von wegen es geht um's Leben. Verrichten thue ich doch nichts, und g'winnt man, so hat man mich ja nicht nöthig gehabt, und verliert man, so hätte ich der Sache doch keinen andern Schwung gegeben. Und denke, wenn ich umkäme, was aus unsern armen Würmern würde, unseren lieben Kindern! Ho öppen nit viel anders, als wenn du da bliebest, am Ofen hocketest und Thee tränkest, von wegen ich wäre immer noch da, und wer sieht zu ihnen und kuranzet sie als ich. Schämst du dich nicht daheim zu bleiben, wo die ältesten Mannli laufen wie Zwanzigjährige, so schäme ich mich, ich will nicht mein Lebtag hören, was ich für einen Fösel und — zum Manne habe. Gehst du nicht, so mach' die Hosen runter und ich will darin gehen an deinem Platz, sagte die mannliche Frau. Verblüfft sah der Mann sie an und machte Anstalt, der Frau das Verlangte abzutreten, denn er war gewohnt, sich ihren Befehlen zu unterziehen ohne Widerrede. Ja, aber dieß Mal war's nicht so gemeint. Als die Frau merkte, wie er es nahm, wäre sie erschrocken, wenn sie ihres Regiments nicht so sicher gewesen wäre. Was, rief sie geistesgegenwärtig, ich glaube gerne, du trätest mir jetzt die Hosen ab, aber ich mangle sie nicht, ich habe die schon lange.

Ja, es wär' dir d's Rechte, wenn ich dahinten blieb im Krieg, aber so ist's nit g'meint; was sollte aus den Kindern werden? Jetzt machst, daß du fort kömmst oder ich will dir! Ich führe dich an den Ohren in die Stadt.

Da machte traurig das Mannli sich auf, und seine leichten Beine wurden ihm zentnerschwer. Z'Trotz der Frau, dachte er, wolle er machen, daß die Franzosen ihn erschössen. Wenn man dann käme und ihr sage, er sei todtgeschossen, daure es sie doch; sie müsse denken, sie sei schuld daran, und das werde sie ihr Lebtag plagen. Als er aber weiter kam, dachte er: nein, das mache er nicht, das wäre ja dumm, es wäre ihr gerade das Rechte. Er wolle zu seinem Leben Sorge tragen, die müsse ihn noch länger haben. Er denke immer, weil sie so zornig werde, bekomme sie einen Schlagfluß. Dann wolle er witziger sein als das erste Mal und nicht so auf eine Hübsche, Handliche sehen, wo Herrenköchin gewesen, sondern auf eine Manierliche, wo d'Sach und d's Lebe ihm gönne. Solche häusliche Gedanken wälzte der Weber in seinem Busen, als er in den großen Krieg, wo Sein oder Nichtsein des Vaterlandes entschieden werden sollte, eilte. Der gute Weber erfuhr, was Hochmuth für Früchte bringt. Er war in seiner Jugend ein üppig Bürschli gewesen, denn er verdiente schön, konnte sich lustig machen und unter dem Weibervolk war er gerne gesehen, denn wenn ihn Eine freundlich ansah, zahlte er Wein, sogar Bratis, das machte ihn zum Hochmuth noch eitel. Das merkte sich eine Herrenköchin, die gerne einen Mann gehabt hätte, sie wußte wohl, warum. Sie hatte ihn alsbald gefangen und zwar so, daß er meinte, was für eine Gnade sie ihm anthue und was für ein Glück er mache. Sie verstund das Handwerk aus dem Fundament und gehörte zu dem lecken Schlage, der Hübsch und nicht Hübsch, Alte und Junge von allen Sorten um den Finger wickelt und zwar nolens-volens, wie der Lateiner sagt. Dem armen Weberlein vertrieb sie bald Hochmuth sammt Eitelkeit,

dreſſirte ihn, daß er parirte wie ein Schooshündlein, und ſogar gerne anfangs. Später kam es ihm wohl anders, aber er konnte nichts mehr daran machen, er war in ihrer Gewalt, er vermochte nicht, wider den Stachel zu lecken. Er brütete oft über finſtere Gedanken, ja er machte ſogar ſchwarze Anſchläge, die man dem ſchlichten Weberlein nicht zugemuthet hätte; und wenn er heimkam, unter ihre Augen, ja ſo war er fertig, ſo wickelte ſie ihn um den Finger oder ſagte „Kuſch“ zu ihm; er ward wieder ganz zahm und föſelte lange Zeit nach ihrem Winke und Willen.

Er machte ſich die hintern Gaſſen auf, der Nähe nach, dem Sammelplatze, dem Zeughauſe zu, weil er ſich verſpätet wußte, und vernahm dort, daß ſein Corps längſt abgezogen und es zweifelhaft ſei, ob er es einhole, überdieß noch gefährlich. Am beſten thäte er, er bliebe da, es ſei ein Ehrenpoſten und die Wache ſei ſchwach und ſei es doch ſo wichtig da, denn wenn Alles genommen ſei, ſo komme es zuletzt noch an's Zeughaus, und erſt wenn die Feinde das hätten, ſei Alles verloren. Das gefiel ihm und er blieb. Das iſt immer ein großer Troſt für einen Helden, denn man kann nie wiſſen, was vor dem Letzten noch Alles ſich ereignen kann. Auf der Wache ſah es ſehr ernſthaft aus. Eſſen und Trinken war da die Fülle, aber wenn Einer dem Andern davon anbot, hieß es gewöhnlich, man ſei nicht hungerig, habe gar nicht Appetit. Mehrere horchten nach dem Schießen, ob es nahe oder weite, und allemal hellten die Geſichter drinnen ſich auf, wenn es hieß, es gehe vorwärts, das Gewehrfeuer höre man nur noch ganz dünn. Zwiſchen durch machte man ſich mit den Waffen zu ſchaffen, lud die Flinten, ſchärfte die Säbel, klopfte die Feuerſteine zweg und bramarbaſirte, ganz nach Art der ungefiederten Helden, mit denſelben gewaltiglich. Der Eine hatte einen Säbel, mit dem er Roß und Mann mit einem Streiche ſpalten wollte, der Andere eine Flinte, die ſo weit ſchoß als eine Kanone; ein Dritter führte Piſtolen

bei ſich, mit denen er ſich vor einem Dutzend Huſaren nicht fürchtete, wenn er ſich gehörig verſtecken könne, wo ſie ihn nicht ſähen. Man nahm die Waffen zur Hand, plänkelte mit denſelben herum, werchete ſich gewaltſam Courage in den Leib, daß es ſie jeweilen ankam, wenn Einer nur die Franzoſen hätte, er fräße ſie, gehörig geſalzen und an einer anſtändigen Sauce, allein. Allmälig erwärmte ſich unſer Weberlein an dieſem Feuer, er begann ſich mannlich aufzurichten; er frug nach einem Feuerſtein, da er ſeinen in der Hitze ab ſeinem Schloß verloren; er ſchraubte ihn mit Hülfe einiger Andern ſogar auf, doch ſchärfen wollte er ihn nicht laſſen. Er begehre nicht, daß der Schuß ſo geſchwind, ehe er recht gezielt, losgehe. Es ſei ihm nicht um's Schießen, ſondern um's Treffen, und wenn er Alle auf hundert Stunden mit einem Schuß erſchießen könnte, er thät's, wahrhaftig er thät's, ſie erbarmten ihn wäger keis Brösmeli. Als der Feuerſtein aufgepflanzt war, gingen die Kameraden an's Laden, das wollte er lange nicht zugeben. Das ſei lange frühe genug, wenn es müßte geſchoſſen ſein; ſo ein Schuß im G'wehr trage nichts ab, und könnte von ſelbſten losgehen und Alle erſchrecken, ja ſogar treffen, ſo ſagte er.

Unſere Soldaten wurden wieder luſtig, als man das Schießen immer dumpfer hörte, ja als Fuhrleute, welche Verwundete brachten, erzählten, wie die Franzoſen davonlieſen, daß man ihnen auf Roſſen nicht nach möchte und wie man ſie von Bäumen herunterſchieße, dutzendweiſe, als wären ſie Eichhörnchen oder Herrenvögel. Es mußte dem Weber, gäb' wie er zappelte, geladen ſein und zwar ſcharf, wie ſie ſagten. Er ſolle nur ſachte machen, denn wenn das losgehe, tödte es Alle, die es treffe, darauf könne er zählen, brichteten ſie ihn. Der arme Kerl kriegte neue Angſt, denn er hatte ſein Lebtag nie geſchoſſen, war ſein Lebtag nie mit einem Gewehr umgegangen. Man hätte ſehen ſollen, mit welchem Beben er es in die Hände nahm, mit welchem Reſpekt er es weit

vom Leibe hielt und wie leise er es ferahin in eine Ecke stellte. Man begann Appetit zu bekommen, man nahm die Vorräthe zur Hand, man ließ welche holen, man theilte freigebig mit. Der Weber, den seine Frau eben nicht überflüssig versehen hatte, und der bei Essen und Trinken, besonders wenn es nichts kostete, dem Tapfersten nicht nachstand, griff rüstig zu, genirte sich im Mindesten nicht. Man war recht munter und als man am besten d'ran war, machte die Schildwache die Thüre auf und rief ängstlich, sie sollten kommen und horchen. Wohl die kamen unb'sinnt, hörten „Pung, Pung," aber nicht gegen Westen, Neuenegg zu, sondern ganz umgekehrt, gegen Norden.

Von Fraubrunnen her oder noch viel näher schoß es. Klein und grob donnerte es von dorther und in der Stadt hörte man ein groß Getümmel, als ob die Leute die Köpfe verloren hätten und Jeder seinen wieder suche, rannten sie durcheinander. Von unten herauf kämen die Franzosen, Alles sei verloren, Alles todt und ganz kaput, schrie es durcheinander. Es war ein Jammer ganz entsetzlich. Die Einen schrien, man solle sich wehren bis auf den letzten Blutstropfen, es werde doch das Kind im Mutterleibe nicht geschont und schöner sei es, einen ehrlichen Soldatentod zu sterben, als sich metzgen zu lassen, wie ein Kalb. Andere schrien, man solle um's Himmelswillen capituliren, die Stadt übergeben, sonst würde sie an allen vier Ecken angezündet und Alles verbrannt mit Mann und Maus. Ein altes Stelzbein wollte, daß Sturm geschlagen, mit sämmtlicher bewaffneter Mannschaft ein Ausfall gemacht werde. Die Flüchtlinge schlössen sich an, es ginge, wie obenaus, im Nu wären die Franzosen wieder in Fraubrunnen. Aber das war die Stimme eines Predigers in der Wüste. Die Ohren, welche seine Stimme gehört hätten, die waren nicht mehr da, die waren bei Neuenegg. Ja, auf der Zeughauswache meinte ein G'hausmannli, entweder sei das ein Narr oder ein Verräther,

jedenfalls würde es nichts schaden, wenn man ihn einstweilen hintern thäte. Da die Wache eigentlich nicht zu aktivem Dienste beordert war, so fand auch diese Stimme nicht Gehör. Man könne nicht wissen, was komme, muthwillig was anfangen, wäre dumm, es sei frühe genug, auszurücken, wenn Befehl käme, daß es sein müsse. Wenn der Brülli Anhang finde, so könne es Krieg geben in der Stadt selbst; darum sei es besser, man lasse das einstweilen machen und blase nicht d'rein. Die Herren würden doch wohl so witzig sein, die Stadt zu übergeben zu rechter Zeit, hieß es. Gottlob seien die Hitzköpfe fort und die Weisen daheim geblieben. Da ging's dem Zeughause gegenüber „Pung, Pung." Dort jenseits der Aare, auf dem Breitfeld, stund eine bernische Batterie, die zu feuern begann, sobald die Franzosen am jenseitigen Ende des Feldes sich bemerkbar machten. Diese antworteten, plötzlich war der Krieg vor der Stadt, das Zeughaus ungedeckt dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Mein Gott, was da für eine Angst über die Manne im Zeughause kam und wie die Gesichter bleich wurden! Ein kleiner Student mit einer Patrontasche, die ihm bis an die Waden, welche etwas quer an den Beinen placirt waren, hing, schrie, es sei den Franzosen verrathen worden, daß hier das Zeughaus sei! Gewiß wollten sie es in die Luft schießen, man mache es so im Kriege, da seien sie Alle verloren. Und manchmal, sagte Einer, der einen Spaß selten unterdrücken konnte, sprenge man sich selbsten in die Luft, so wüßte man am geschwindesten, woran man sei, erschrecke dazu noch den Feind und komme ung'sinnet zu großem Ruhme, woran man sonst nie hätte denken dürfen. Wohl der hatte Zeit zu schweigen, wenn der Heldenmuth der erschrockenen Helden sich nicht über seinem Haupte entladen sollte! Denn sie nahmen den Spaß für Ernst und entsetzten sich billig über solch' vermessene Rede. Aber jetzt was machen, sich in die Luft schießen lassen? Davonlaufen, wäre das Kürzeste gewesen. Aber daran dachten

ſie nicht, es fiel ihnen gar nicht ein. Es lag ihnen noch ſo ein altbernerischer Gehorſam in den Gliedern, daß ſie nichts anders wußten, als einſtweilen da zu ſtehen, wo ſie ſtunden und wenn ihnen Einer dazu gerathen hätte, davon zu laufen, ſo würden ſie geantwortet haben: Was würden unſere gnädigen Herren ſagen, wenn wir da fortliefen? Wohl die würden uns! Man muß bei dieſer Sprache aber nicht vergeſſen, daß es ſchittere G'hausmannleni und die zähmern Studenten waren, welche das Zeughaus hüteten und denen ein heiliger Reſpekt tief in den Gliedern ſaß. Man ſprach davon, Einen über die Aare, welche etwas weiter unten, gegen das Rathhaus zu, ſehr ſeicht war, zu der Batterie zu ſchicken und den Kanonieren ſagen zu laſſen, ſie ſollten mit dem lümmelhaften Schießen aufhören, ob ſie nicht daran dächten, daß hinter ihnen das Zeughaus ſei, welches in die Luft fliegen könnte, wenn es eine Kugel treffen thäte. Man ſchlug dazu den Weber vor, dem die Aare am beſten bekannt ſei und dem es am meiſten daran gelegen ſein ſolle, indem er da drüben wohne, und wenn man mit dem gefährlichen Schießen die Franzoſen hieher locke, ſo könne er zuſehen, wie es ſeiner Frau und ſeinen Kindern erginge, lebendig ſehe er ſie nimmer wieder, Alles Lebendige verhacketen die Franzoſen, als wär's Kraut und Rüben. Aber unſer Weberlein wollte nichts davon hören, es that wüſt, wir müſſen es ſagen. Und er gehe nicht, erklärte er; in ſolchen Zeiten müſſe Jeder zu ſich ſelbſten ſehen. Um ſeine Frau mache es ihm nicht Angſt, das ſei Eine, die ſich zu helfen wiſſe, er möchte einem Jeden von ihnen eine ſolche gönnen. Er möge das Waſſer nicht ertragen, er habe es gar auf der Bruſt. Wenn er durch die kalte Aare müßte, auch wenn das Waſſer ihm nur bis an die Knie ginge, ſo nähme es ihn, er erlebte den Sommer nicht mehr. Es ſolle ein Anderer gehen, um den es weniger ſchade wäre, der keine Kinder hätte, wo es vielleicht Niemanden übel, aber Vielen wohl käme, wenn er dänne käm.

Weber sind, wie gesagt, oft lützel in den Gliedern, aber mit dem Maul da sind sie zweg, sie nehmen es sogar mit den Schneidern auf und zwar mit Glanz.

„Pung, Pung," ging es draußen immer strenger, die Gefahr ward dringlicher, der Streit heftiger. Die G'hausmannleni wollten einen Studenten senden, und nahmen die Parthie vom Weber, die Studenten waren in der Mehrzahl, es weiß kein Mensch, welchen Heldenkampf die Welt erlebt hätte, hätte nicht ein Weibel sie darum gebracht. Ein solcher kam plötzlich mit starkem Schnaufen dahergerannt und brachte die Nachricht, es sei eine Kapitulation abgeschlossen worden, die Franzosen wollten im Frieden einziehen, nicht plündern, Niemanden fressen, weder gebraten noch ungebraten; bei Todesstrafe sei von nun an jeder Schuß verboten; wer schieße, der müsse auf der Stelle erschossen werden, ohne Erbarmen.

Da war die Freude groß und der Streit zu Ende. Also Friede war's, und mit dem Leben kamen Alle davon, und gerne blieb man auf dem Posten, wie es streng befohlen ward, bis man abgelöst wurde. Nun waren die Herzen leicht geworden und damit man ja ganz sicher sei, daß kein Unglück geschehe und auch daß die Franzosen sehen könnten, daß man gute Freunde sei und ihnen eigentlich gar nichts Leides hätte thun wollen, also auch nicht im Mindesten riskire, kriegsgefangen zu werden, wurde man räthig, aus allen Gewehren die Schüsse zu ziehen. Das werde den besten Eindruck machen, meinte man. Mit Eifer ging man allseitig an's Schüsseausziehen, aber es war leichter gesagt als gethan. Bei den Meisten war es das erste Mal, daß sie es versuchten; und Schüsse ausziehen hat eine Nase, fast wie das Zahnausziehen, das kann auch nicht Jeder, und wenn die Flinten hätten Laut geben können, wie die, denen man Zähne auszieht, es hätte ein schrecklich Gebrüll abgesetzt. Plötzlich kracht ein Schuß, hoch auf fahren Alle; leichenblaß steht unser Weber neben

seinem rauchenden Gewehr, das am Boden liegt. Er hatte gebohrt an ihm, hatte gezerrt an ihm, wollte es auf eine steinerne Platte stellen, um noch besser zu zerren und zu bohren, da fiel es ihm aus den müden Händen und ging los, denn es war ein alt wunderlich Schloß an ihm, vom Großvater selig; wenn es abgehen sollte, ging's nicht, und wenn es nicht abgehen sollte, so ging's. Wie ein elektrischer Schlag war mit dem Schuß der Gedanke in Alle gefahren: Herr Jeses, jetzt muß doch noch Einer erschossen sein und das Leben verlieren, und noch dazu müssen wir es machen, denn es hieß ja, wer schieße, müsse auf der Stelle erschossen werden. Darum war der Jammer groß und Alle umringten den Weber und schrien: warum machst uns das an, warum ließest das Gewehr fallen, warum bist nicht gegangen, wo man dich schicken wollte; jetzt hast's! Nit, nit, sagten die Gutmüthigen, es ist jetzt nicht Zeit zu Vorwürfen, der arme Teufel ist gestraft genug und wir damit, wir müssen das Urtheil vollziehen; es ist jetzt darum zu thun, wo und wer es machen soll von uns: wir werden loosen müssen und am besten wird es sein, man vollziehe das Urtheil im Zeughaushof. Einer muß mit ihm beten, ein Theolog, bis Alles fertig ist, und wenn er was will z'Trinken oder z'Esse, so muß man es ihm geben. Reich doch Einer Wasser und Wein, es wird ihm, glaub', übel, er ist ja weiß wie der Tod, das arme Mannli, und war ja fast entronnen gewesen.

Es war auch Ursache genug zum Uebelwerden, so mir nichts, dir nichts erschossen zu werden, und nachdem man geglaubt, jetzt sei Alles gewonnen. Das arme Mannli hatte keine Sprache mehr, es schlotterte, es wimmerte, es rang die Hände, mit Abscheu wies es Essen und Trinken ab; es drehte die Augen um und um, wahrscheinlich nach dem Theologen. Es wurden Anstalten gemacht zum Loosen. Da schrie [illegible]weinte das Mannli gar bitterlich, und Einer um den

Andern ſprach: und treff's mich oder treff's mich nicht, auf den armen Teufel ſchieße ich nicht, ſchieß meinethalben, wer will. Ha, ſo laßt ihn laufen, was fragen doch die Franzoſen darnach, ſagte der, dem luſtige und ernſte Worte entrannen ung'ſinnet. Und wie ein elektriſcher Funken fuhr es wieder durch Alle: ja, laßt ihn laufen, und: lauf, lauf, rief's wie aus einem Munde. Und das arme Mannli wollte, bleich wie der Tod, davonſtürzen, aber Einer, der den einen Arm in der Binde trug und erſt gekommen war, hielt ihn und ſagte: Nit, ſo kömmſt du nicht zehn Schritte weit. Zieh' erſt den Athem recht, trink' das Glas Wein aus, dann geh' in Gottes Namen, es wird nicht halb ſo preſſiren. Dieſe Kaltblütigkeit gab Aergerniß; es ertönte wiederum wie ein Lauffeuer: lauf, Weber, lauf, und der arme Kerl lief, lief ſpornſtracks durch die Aare, und nach langen Jahren erzählte er, wie er hätte erſchoſſen werden ſollen, wie er ſich gerettet, wie er durch die Aare geſchwommen und wie es ihm davon auf die Bruſt gekommen.

Als der gute Leinweber aus dem Geſichte war, wandte ſich der mit der Binde zu den Uebrigen: Ihr ſeid alleſammt donners Küh, und jetzt macht, daß ihr heim kommt, ſonſt will ich euch das Erſchießen eintränken, und dazu machte er Augen wie Pflugsräder. Und ſie ließen ſich das nicht zwei Mal ſagen, ſie liefen vielleicht heute noch, wenn ihre Beine nicht anderer Meinung geweſen wären, vergaßen im Schrecken zu fragen, ob er ein gnädiger Herr ſei; ſie liefen, ſie liefen vielleicht heute noch, wenn eben nicht Franzoſen ringsum geweſen wären. Die waren aber nicht halb ſo gefährlich, als man ſich vorſtellte. Einer von Lützelflüh wollte, trotz den Franzoſen, heimlaufen, gerieth bei'm Klöſterli unter einen Trupp Huſaren, die einen Wagen mit Geld aufgeſchlagen hatten. Nimm, Bauer, nimm, rief ein deutſcher Huſar ihm zu. Der nicht faul, griff zu und füllte alle

Ein Sylvestertraum. Dritte Auflage. 1851. Wohlfeile Ausgabe 10 Sgr.

Dasselbe. **Miniaturausgabe,** mit Zeichnung von Sonderland, in Einband mit Goldschnitt $27\frac{1}{2}$ Sgr.

Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Zweite Auflage. 1850. Wohlfeile Ausgabe 15 Sgr.

Ausgabe mit 12 Zeichnungen von Th. Hosemann 25 Sgr.

Dieselbe in elegantem Einband 1 Thlr. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Ausgabe auf Velinpapier $27\frac{1}{2}$ Sgr.

Dieselbe in elegantem Einband 1 Thlr. 5 Sgr.

Ausgabe auf Velinpapier mit 12 Zeichnungen in Tondruck 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieselbe in elegantem Prachtband 1 Thlr. 25 Sgr.

Uli, der Pächter. Ein Volksbuch. (Zweiter Theil von: Uli, der Knecht.) Zweite Auflage. 1850. Wohlfeile Ausgabe 20 Sgr.

Ausgabe mit Zeichnungen von Th. Hosemann 1 Thlr.

Dieselbe in elegantem Einband 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Ausgabe auf Velinpap. m. Zeichnungen in Tondruck 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieselbe in elegantem Prachtband 2 Thlr.

Die Käserei in der Vehfreude. Eine Geschichte aus der Schweiz. 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe in elegantem Einband 1 Thlr. $17\frac{1}{2}$ Sgr.

Zeitgeist und Berner Geist. 2 Theile. 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Hans Joggeli der Erbvetter und Harzer Hans, auch ein Erbvetter. Zwei Erzählungen. 1848. 10 Sgr.

Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth. Eine Erzählung für das Volk. 2 Bändchen. 1847. 18 Sgr.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters. 4 Bdchn. 1848. 1 Thlr. 2 Sgr.

Die Wassernoth im Emmenthal. 2. Auflage. 1852. 6 Sgr.

Dr. **Dorbach, der Wühler.** 2. Auflage. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Erzählungen und Bilder

aus dem

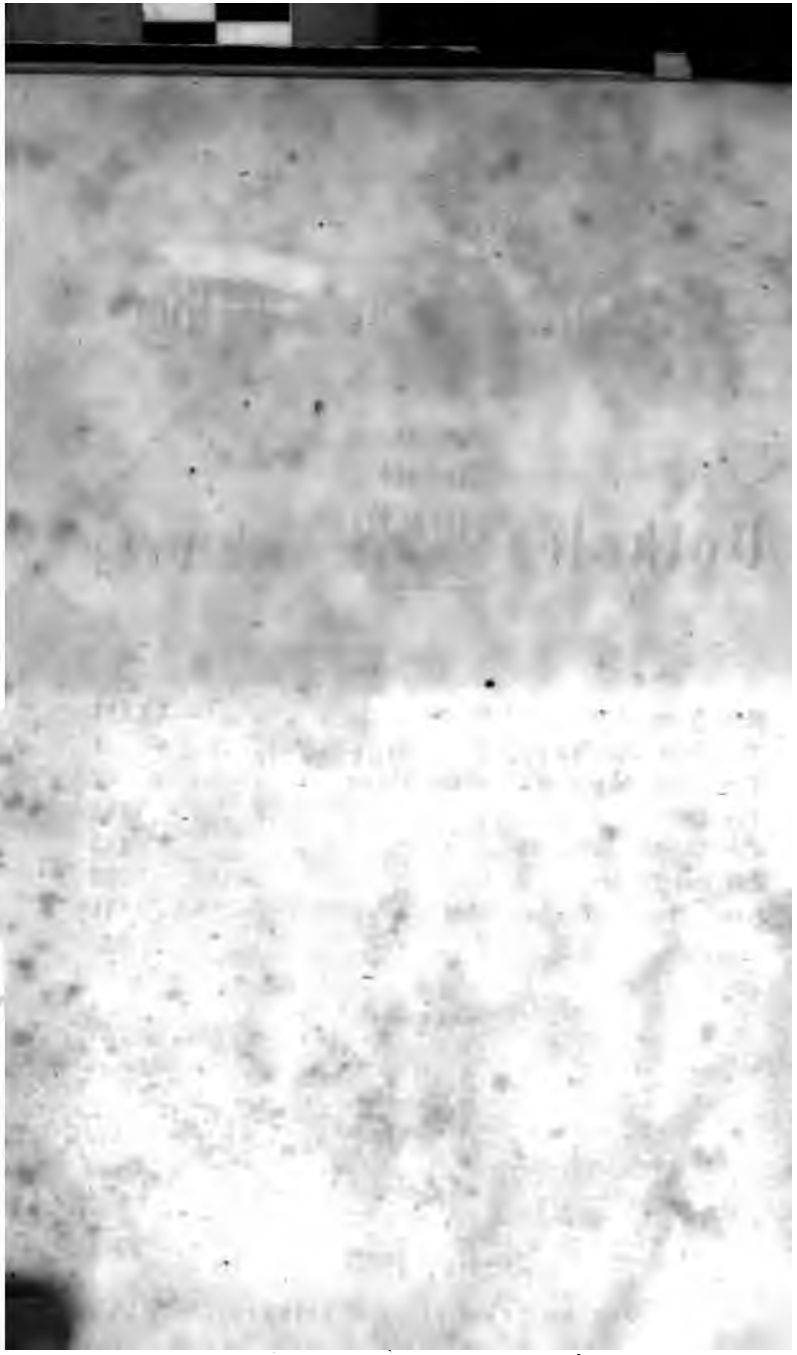
Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Fünfter Band.

Berlin, 1855.
Verlag von Julius Springer.



Inhalt
des fünften Bandes.

	Seite.
Aus Jeremias Gotthelf's Leben	I—XXXVI
Die Frau Pfarrerin	1
Der Oberamtmann und der Amtsrichter	59
Der Besuch	144
Der Mordio-Fuhrmann	183
Die drei Brüder	203
Hans Berner und seine Söhne	241

Taſchen. Mit dem Gedanken, jetzt wolle er des Vaters Heimweſen von Schulden erleichtern, ging er dummerweiſe auf der Straße fort. Oben am Berge lief er einer andern Truppe in die Hände. Die erleichterten ihn, und mit leeren Taſchen kam er heim.

Druck von Gebrüder Kah in Deſſau.

Jeremias Gotthelf's Schriften.

Die Armennoth. Zweite Auflage. 1851. 12½ Sgr.

Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Dritte Auflage. 1851.

Wohlfeile Ausgabe 20 Sgr.

Ausgabe mit 8 Zeichnungen von Fr. Waltbard 1 Thlr.

Dieselbe in elegantem Einband 1 Thlr. 7½ Sgr.

Ausgabe auf Velinpapier mit 8 Zeichnungen in Tondruck 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieselben in Prachtband gebunden 2 Thlr.

Dursli, der Branntweinsäufer. Dritte Auflage. 1851. 10 Sgr.

Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Zweite durchgesehene Auflage. 1851. 6 Sgr.

Der Geldstag, oder die Wirthschaft nach der neuen Mode. 1846. 1 Thlr.

Geld und Geist, oder die Versöhnung. Drei Theile in einem Bande. Zweite Auflage. 1852. 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieselbe in Prachtband gebunden 2 Thlr.

Bilder und Sagen aus der Schweiz. 3 Bändchen. Zweite Auflage. 1 Thlr. 20 Sgr.

Hans Jacob und Heiri, oder die beiden Seidenweber. 1851. 10 Sgr.

Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Docteren geht. 2 Theile. 1843. Jeder Theil 1 Thlr. 7½ Sgr. 2 Thlr. 15 Sgr.

Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. 1—4. Band. 1850/53. Jeder Theil 27½ Sgr.

Dieselben in 4 eleganten Bänden. Jeder Theil 1 Thlr. 5 Sgr.

Dieselben auf Velinpapier. 4 Theile. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieselben auf Velinpapier in 4 eleganten Prachteinbänden. Jeder Theil 1 Thlr. 17½ Sgr.

Der Knabe des Tell. Eine Geschichte für die Jugend. Zweite Auflage. 1852. 12½ Sgr.

Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein. 1844. 8 Sgr.

Ein Sylvestertraum. Dritte Auflage. 1851. Wohlfeile Ausgabe 10 Sgr.

Dasselbe. **Miniaturausgabe,** mit Zeichnung von Sonderland, in Einband mit Goldschnitt 27½ Sgr.

Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Zweite Auflage. 1850. Wohlfeile Ausgabe 15 Sgr.

Ausgabe mit 12 Zeichnungen von Th. Hosemann 25 Sgr.

Dieselbe in elegantem Einband 1 Thlr. 2½ Sgr.

Ausgabe auf Velinpapier 27½ Sgr.

Dieselbe in elegantem Einband 1 Thlr. 5 Sgr.

Ausgabe auf Velinpapier mit 12 Zeichnungen in Tondruck 1 Thlr. 15 Sgr.

Dieselbe in elegantem Prachtband 1 Thlr. 25 Sgr.

Uli, der Pächter. Ein Volksbuch. (Zweiter Theil von: Uli, der Knecht.) Zweite Auflage. 1850. Wohlfeile Ausgabe 20 Sgr.

Ausgabe mit Zeichnungen von Th. Hosemann 1 Thlr.

Dieselbe in elegantem Einband 1 Thlr. 7½ Sgr.

Ausgabe auf Velinpap. m. Zeichnungen in Tondruck 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieselbe in elegantem Prachtband 2 Thlr.

Die Käserei in der Vehfreude. Eine Geschichte aus der Schweiz. 1850. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dasselbe in elegantem Einband 1 Thlr. 17½ Sgr.

Zeitgeist und Berner Geist. 2 Theile. 1851. 1 Thlr. 10 Sgr.

Hans Joggeli der Erbvetter und Harzer Hans, auch ein Erbvetter. Zwei Erzählungen. 1848. 10 Sgr.

Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Noth. Eine Erzählung für das Volk. 2 Bändchen. 1847. 18 Sgr.

Leiden und Freuden eines Schulmeisters. 4 Bdchn. 1848. 1 Thlr. 2 Sgr.

Die Wassernoth im Emmenthal. 2. Auflage. 1852. 6 Sgr.

Dr. **Dorbach, der Wühler.** 2 Auflage. 7½ Sgr.

Erzählungen und Bilder

aus dem

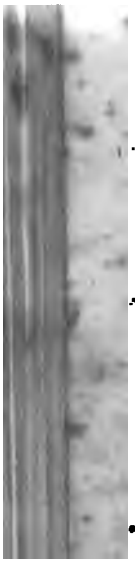
Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Fünfter Band.

Berlin, 1855.
Verlag von Julius Springer.



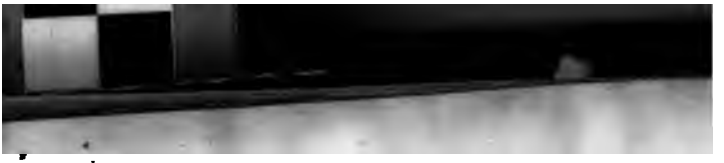
Aus

Jeremias Gotthelfs

Leben.

von

A. E. Fröhlich.



Aus

Jeremias Gotthelf's Leben.

Wer den Jeremias Gotthelf in seinem freundlichen Pfarrhause zu Lützelflüh im Emmenthal einmal besucht hatte, der mußte wol wünschen, öfter hinzukommen. Er fand da ein idyllisches Leben, wie es uns nur selten begegnet, schon deßwegen, weil Jeremias die Seele derselben war, und die Jeremiasse auch in den Landpfarrhäusern eben nicht häufige Erscheinungen sind, ja nicht in jedem Jahrhundert auch nur Einer seinesgleichen einem Volke geschenkt wird.

Wie gern folgte man den wiederholten Einladungen in das liebliche Lützelflüh. Wie angenehm ist schon der Weg, welcher dorthin ins Emmenthal hinein zu Kirchberg oder Burgdorf von der großen Poststraße ablenkt und der wilden Emme nach hinanführt. Gern wurde in Kirchberg der Postwagen verlassen; denn von dort in das nahe Burgdorf geht er gerade den herablugenden Schneebergen des Oberlandes entgegen. Glänzen sie im blauen Himmel über die Tannenwälder oder die mit Weiden und Saaten prangenden Hügel,

wird auch die mindere Anmuth einer Straße überſehen, welche uns ihnen näher bringt. Nun iſt aber der Weg von Kirchberg nach Burgdorf gar nicht unanmuthig, er iſt die längere Strecke ein Dammweg; der Damm wurde gegen die oft ſchrecklichen Ueberſchwemmungen der Emme aufgeworfen, und links und rechts mit Kirſchbäumen beſetzt. So wandelt ſichs im Schatten gemüthlich vorwärts; gern wendet man ſich ſtillſtehend wieder um gegen das nahe Kirchberg mit ſeinen von Wohlhabenheit zeugenden großen Bauernhäuſern und Landhöfen und ſeiner hübſchen Kirche und ihrem ſtattlichen Pfarrhauſe auf dem Hügel und gegen den den Norden begränzenden, hinter Solothurn aufſteigenden Weißenſtein; er wie der ganze nach Oſt und Weſt ſich ausdehnende Jura ſteht im blauen Duft und ſeine ſchönen Formen würden noch mehr geprieſen, wenn nicht ihnen gegenüber die Jungfrau erglänzte, das Ar-, Schreck- und Wetterhorn und ihre ſie umgebenden Vorberge und Firnen, die nun wieder noch mehr anziehen. Burgdorf mit ſeinen hohen und weißen Sandfelſen und dem alten Schloſſe einerſeits und der hohen Kirche auf dem Hügel anderſeits iſt nun ganz nahe und mit ſeinen Thürmen und Gibeln bildet es ſammt den weißen Kieſelſtrecken, den grünen Wellen und Gebüſchen der Emme einen maleriſchen Vordergrund zu dem im Hintergrund leuchtenden Schneegebirge. Dorthin und in das Emmenthal hinein iſt der Blick noch freier und weiter droben bei der Kirche oder auf dem Schloſſe. Wer nach Lützelflüh wollte und oben im Pfarrhaus noch den alten würdigen Pfarrer und Dichter Kuhn grüßte, dem wurden von dem muntern Greiſe auch herzliche Grüße mitgegeben an den mit ihm befreundeten Jeremias. Der Sänger ſo mancher im ganzen Volke und auch außer der Schweiz bekannten Volkslieder, der ſeinen Landsleuten und zwar vor Hebel im Volkstone vorgeſungen u. a.: „Der Ustig wott cho"; oder: „I de flüene iſt mis Läbe", dieſer Mann des Volkes war auch vor Vielen im Stande, Gotthelfs

Schriften und Gesinnung zu schätzen. Mit ihm wurde denn etwa auch über einen früheren Volksschriftsteller gesprochen, über Pestalozzi, welcher in den Jahren 1799 bis 1804 zu Burgdorf gelebt und seine Erziehungs-Anstalt gerade der Kirche vorüber im Schlosse hatte. Man konnte aber von Jeremias und Pestalozzi nicht reden, ohne ihre Volksschriften mit einander zu vergleichen. Wie's aber bei solchen Nebeneinander-Stellungen billig ist, es wurden die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge eines Jeden anerkannt, und darin kam man überein, daß Beide vorzügliche Kenner des menschlichen Herzens gewesen seien, Beide echte Volksfreunde, Beide gleich entschiedene Feinde der Volks-Verführer und Volks-Verderber, daß Beider Herzen gebrannt, ihrem Volke zu helfen, es vor drohendem Verderben zu warnen und gegen eingerissenes Unheil ihm das einzige Heilmittel vorzuhalten. Beide kannte man persönlich und man kam überein, wie schief und ungerecht beide seien beurtheilt worden von solchen, welchen sie persönlich gar nicht bekannt waren und deren Urtheil auch nicht aus genauerer Würdigung der Schriften Beider, sondern nur aus Parteihasse floß. Es wurde nachgewiesen, wie hinwieder der edle Pestalozzi noch viele Jahre nach seinem Tode von Leuten zu ihrer Partei wollte gerechnet werden, deren Treiben er während seines ganzen Lebens durch Wort und Schrift aufs entschiedenste verworfen hatte. Dessen war man gewiß, daß wenn Pestalozzi noch Jeremias Schriften hätte lesen können, er darüber eine große Freude würde gehabt haben, daß er beim Vorlesen nach seiner Weise sich öfter von seinem Stuhle würde erhoben, rasch durchs Zimmer bewegt und mit Gedanken-Blitzen seine Beistimmung würde haben leuchten lassen. Er würde auch mit Jeremias Büchern eine Ausnahme gemacht und sie nicht bei Seite gelegt haben, wie fast alle anderen, da er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens, wie er öfter sagte, fast keine Bücher mehr gelesen hatte.

So mit Kuhns Grüßen nach Lützelflüh, mit Erinnerungen an den edeln Pestalozzi wurde der Weg von Burgdorf ins Emmenthal hinein fortgesetzt. Er bietet des Malerischen eine Menge; er führt durch fruchtbares, wohlangebautes Land an der Emme hin zwischen zwei höhern und niedern, mit Wald und Wiesen begrünten Hügelreihen, neben breiten Bauernhöfen und kleinern aber schmucken Wohnungen und Hütten und größeren Dörfern vorbei; links und rechts sieht man schon in die so genannten Gräben hinein, von denen in Jeremias Schriften so oft die Rede ist; es sind Nebenthälchen voll des üppigsten Grüns der Matten und Obstgärten, in deren Mitte der stille Bauernhof steht im Schatten alter Bäume, wo die Fülle eines frischen Brunnens rauscht und ein die Wiesen wässerndes Bächlein vorüberrinnt. Andere Bauernhöfe schauen von den Höhen der Hügel herunter, aus Wald, Wiesen oder Kornfeldern heraus. In der Nähe gefällt etwa ein einsames besonders schmuck gehaltenes Haus oder Häuschen, dran und drum ist Alles Reinlichkeit; im Garten prangen Blumen; Nelken und Geranien stehen auf dem Geländer der die Wohnung umgebenden Laube. Oder eine kleine und gar arm aussehende Hütte ist köstlich umgeben von Baum, Quell und Fels und steht auf einem lieblichen Fleck, der das Thal übersieht in die Emme hinunter und in die Schneeberge hinauf; im heitern Stübchen spinnt die „Großmutter", vor der Schwelle spielt der kleine Enkel im Sonnenschein. Eine andere Hütte halb dachlos mit zerbrochenen Scheiben in den kleinen trüben Fenstern zeugt von der tiefsten Armuth und Verkommenheit; die zerlumpten Eltern und Kinder, die sie bewohnen, sind uns auch bekannt. Ihre Voreltern haben vielleicht einmal in einem der einladenden Bauernhäuser in der Höhe oder im Thale glücklich gewohnt, aber die Kindeskinder sind in den Versuchungen einer leichtfertigen Zeit durch eigene und vieler Anderer Schuld in die unterste Noth versunken. So sehen wir uns nun auch

nach den Bewohnern dieſes Thales um. Wäre es gerade Jahrmarkt im nahen Burgdorf, würden uns wol Leute begegnen, die uns ſchon wie Bekannte vorkämen, wohlhäbige, ſtattliche und freundliche Bauern und Bäuerinnen, die meiſten auf Wägelchen von ſtarken und glänzenden Roſſen gezogen, an der Seite der Eltern auch eine der ſchmucken Töchter, nebenbei reitend oder fette Ochſen auf den Markt führend die kecken Söhne. Dann das andere Volk: Mittelbauern, Lehnleute, die Ausgaben und den allfälligen Gewinn des Tages zum voraus genau berechnend, andere leichtſinnig nur dem Vergnügen nachgehend, wieder Andere nicht mehr in der Landestracht und hoch daher fahrend und vorüberſprengend. Aber es iſt nicht Jahrmarkt; um ſo ſorgfältiger wird an die Häuſer hinaufgeſchaut und in die Thüren und Fenſter, ob wir etwa Männer oder Frauen, Knaben oder Töchter ſehen, von denen uns Jeremias erzählt. Allein die meiſten Leute ſind an ihrer Landarbeit; auf der Straße begegnen uns nur gewöhnliche Erſcheinungen; die von der Thüre ausſchauenden Wirthe ſind faſt Eines Schlages; nur hin und wieder ſehen wir auf einer Laube oder in einem Garten eine Frau oder Tochter von feinerem Antlitz und Weſen, am Wege oder eine Strecke mit uns gehend etwa auch einen friſchen Buben, der uns freundlich und verſtändig antwortet. So ſind wir durch die Dörfer Oberburg und Hasli und nach Holdbach gekommen, vorüber Lützelflüh. Dieſes liegt etwas erhöht über der Emme, die nur noch von demſelben trennt. Aus den hohen und breiten Nußbäumen ſchaut die Kirche herüber, hinter derſelben das Pfarrhaus und weiter rückwärts die grünen Hügel. Der Schatten der über die Emme führenden alten und ſchmalen hölzernen, überdachten Brücke, das Landſchaftliche ihrer Umgebung, der Blick in die nun klare Emme hinunter und auf ihr reiches und ſaftiges Buſchwerk und durch ihr Thal hinab und hinan in das ſonnige und blühende Land: ſolches lud zum Ver-

weilen ein. Ein älterer Bauer ſetzte ſich gleichfalls hier im den Schatten und ſtopfte ſich ein Pfeifchen. Da hörte ſich alſobald die aus Jeremias Schriften bekannte Sprache. Der Bauer fing ſelbſt an, von ihm zu reden. Wir werden wol auch zu ihm wollen. Es kommen viele Fremde zu ihm aus weiten Ländern her. Ja er ſei ein gar ſtudirter Herr; aber auch freundlich gegen Jedermann. Er ſehe auch viel in ſeiner Kirchgemeine ſelbſt nach, beſonders in den Schulen. Er rede mit Jedem, der ihm begegne, er ſtehe bei denen, die vor dem Hauſe oder im Felde arbeiten ſtill und könne mit ihnen über alle ihre Geſchäfte ſchwatzen. Der Herr verſtehe Alles auf dem Lande und im Garten. Manchmal ſei er aber auch gerne allein und ungeſtört; da gehe er hienunten an der Emme auf den ſchmalen Wegen im Schatten der Bäume und Büſche hin und her und ſei dann gar in Gedanken. Freilich ſei da unten die Emme nicht immer ſo lauter, ſtill und friedlich; ſie ſtürme oft wild und wüſt daher und trete über die Dämme und verderbe dann rechts und links viel Pflanzland; da ſeien dann auch die luſtigen Weglein hiennten alle überſchwemmt; aber der Schaden, den dann das ſchreckliche wilde Waſſer ſchon öfter ſo angerichtet, der gehe jedes Mal ihrem Herrn Pfarrer ſehr zu Herzen und er ſei ſchon mit naſſen Augen da geſtanden, wenn die Wellen immer höher geſtiegen ſeien und wenn ſie das ganze Thal herunter gedonnert und getost haben und Niemand habe helfen können, und Alles, was der Arme für den Winter gepflanzt, ſei weggeſchwemmt oder verderbt worden. Aber eben ſo freudig wieder ſei der Pfarrer, wenns überall von vielem und gutem Heu dufte; wenn die großen Henfuder, die hohen Wagen mit Garben oder andern Feldfrüchten eingeführt werden, da ſtehe er am Wege ſo vergnügt, wie wenn das Alles in ſeine Scheune eingeführt würde. Er ſitze auch etwa bei ſeinen Gemeindegenoſſen auf der Bank vor dem Haus oder im Garten ab und ſchwatze eins mit ihnen; er

wisse gar wohl, wie es mit Jedem stehe und wo etwa einen der Schuh drücke. So verweile er auch im Winter bei ihnen in der warmen Stube und höre besonders gern den Großvater oder die Großmutter etwas erzählen.

Während so der Bauer seine Freude über ihren Pfarrer aussprach und seine eigene Anhänglichkeit an ihn, wurde die Landschaft gezeichnet links oberhalb der Emme die Halde mit ihren Bäumen und dem Kirchthürmchen, dem Giebel des Pfarrhauses, in der Mitte des Bildes das etwas breite und wilde zum Theil eingedämmte Rinnsal der Emme, weiter an ihr hinauf einige stattliche Häuser in Wiese, Wald und Feld und die über Hügel hereinragenden beschneiten Gebirgsstöcke, rechts jenseits der Emme die waldigen Höhen.

Als wir dann den Hügel hinangestiegen waren zur Kirche, fanden wir auch hier uns an einer von Jeremias öfter und mit Liebe beschriebenen Stelle und es wurde auch hier etwas verweilt. Es zeigte sich nirgends Jemand. Der Kirchhof ist auch hier wie an den meisten Orten dieser Gegend der Begräbnißplatz, hier aber ungemein reinlich gehalten; die alten Gräber alle deckt Ein frischer Rasen und zeigt nicht mehr die einzelnen Grüfte; und Leute, die nach denselben suchen würden, sind nicht mehr da. So tritt nur der Menschen Gesammtloos vor die Seele: die vorige Zeit, Geschlechter neben Geschlechtern, aneinander liegt alles namenlos unter der Einen grünenden Decke, die den schwarzen Grund verhüllt und in der Farbe der Hoffnung glänzt und in Thautropfen das Sonnenlicht wiederspiegelt. Ein leiser Morgenwind bewegt die zarten Halmen. Es waltet wie sonst über keinem Rasen heilige Stille. Nur auf einigen frischen Gräbern blühen Blumen; bald wird die grüne Decke auch über sie sich legen.

Die Thüre am Haupteingange der Kirche gegen Westen war offen, wir traten hinein; die Kirche ist von mittlerer Größe, durchaus schmucklos wie alle Kirchen der reformirten

Schweiz; nur eine Orgel steht auf der Bühne oberhalb des Haupteinganges; zwei oder drei Scheiben mit Glasgemälden, alte Familien-Wappen, leuchten in den Fenstern; vor dem länglich sich abrundenden mit Spitzbogen-Fenstern hell erleuchteten, auf zwei Stufen sich erhebenden Chore steht der Taufstein, umgeben von den Stühlen der Chor-Richter und Gemeinderäthe und anderer Vorsteher, deren Ehrenämter und Titel an den Rückwänden zu lesen sind. Vor den Stufen des Chores steht der Abendmahltisch, rechts vom Chore die schlichte Kanzel. Die Kirche ist überall reinlich gehalten. Der Blick durch die hellen Fenster in den blauen Himmel und an die grünen Bäume ist erquicklicher, als wenn er auf allerlei vergoldete Schnörkeleien oder auf mittelmäßige Gemälde fiele. Wir hätten nun gerne die Gemeinde zahlreich versammelt gesehen, Psalmen singen und dann unsern Jeremias predigen hören. Vielleicht, dachten wir, erfüllt uns unser bisheriges Reiseglück auch diesen Wunsch.

Wie wir gegen das Pfarrhaus kamen, hatte uns Jeremias mit seinem fernsichtigen Auge schon erblickt und erkannt. Freundlicher und freudiger kann kein Empfang sein, als sein: „Das ist brav!“ und „Gott grüß euch!“

Sein großes, schönes und kräftiges Auge leuchtet wirklich von Freude und seine Stimme ist die Herzlichkeit selber. So ist auch der Gruß und Ton der Seinigen ein wirkliches „Willkommen!“ Und er bemerkt alsobald: er habe so eben wieder eine größere Arbeit zu Ende gebracht; außerordentliche Geschäfte seien in den nächsten Tagen nicht abzuthun und erwünschter könnte ihm jetzt nichts sein, als sich mit Freunden eine Erholung zu gönnen. Sogleich wurden auch einige Ausflüge vorgeschlagen. Sie wären der Kurzweil wegen nicht nöthig gewesen, denn in seinem und der Seinigen Umgang war es dem Gaste so außerordentlich wohl und traut, daß, ehe man sich's versah, Stunden vorüber waren wie Augenblicke. Es mußte gemahnt werden: wenn man den

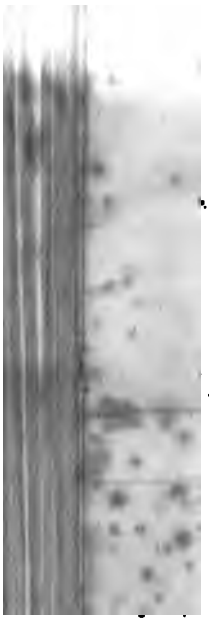
Aus

Jeremias Gotthelfs

Leben.

von

A. E. Fröhlich.



und verfolgt Euch?" Der Fremde antwortete: „Ich muß Euch's eben ſagen; ich habe an dieſem Hauſe, wo eine zinnerne Kanne auf der Bank zum Austrocknen hingeſtellt war, ſie im Vorübergehen wegnehmen wollen, da ich Niemand um den Weg ſah; aber jetzt kann ich nicht hinaus, ich bin von einem Feuer umgeben und wo immer ich vor oder hinter dem Haus auf die Straße hinaus und entlaufen will, da wallt mir eine unſichtbare Flammenhitze entgegen. Weh, o Weh, da ſchlägt mir wieder eine Gluth ins Geſicht, wie aus einem Backofen; ich muß umkommen vor Qual!" Und ſo ſprang er wieder auf eine andere Seite und von dort wieder zurück. Die Leute gingen ängſtlich vorüber. Die ganze Kirchgemeine vernahm es. Da ſie wieder aus der Kirche kamen, fanden ſie den Fremden auf der Straße. Er ſagte: „Ich habe dem Manne in jenem Hauſe Alles bekannt, die zinnerne Kanne wieder zurück gegeben und ihn um Gottes Willen angefleht, er möchte mich doch aus dem Banne befreien und mir den Feuer-Hag öffnen." „Um Deiner Reue willen, ſagte er, ſolle es geſchehen und wenn Du mir verſprichſt, in Deinem ganzen Leben nicht mehr zu ſtehlen." Das verſprach ich denn auch, und ſo bin ich endlich losgekommen. „Wenn noch einer ſich ſo heranſchleicht, ſagte der Mann, als er mich losließ, der ſoll dann die Finger noch anders verbrennen." Er hat mir dann noch mit ſeiner Hand über mein Geſicht, Haar und meine Hände geſtrichen und da iſt mir denn die Gluth, von der ich ſo ſchrecklich gelitten und jede Spur davon ſogleich vergangen." „Ja, ja, ſagten die Leute nicht ohne Schauer, der Micheli iſt nicht nur ein Wunder-Doctor." Es ſei ihm auch von jener Zeit an gar Nichts mehr von ſeinem Hauſe weggeſtohlen worden.

Es wurde auch, fuhr Jeremias fort, nicht nur in Krankheit bei ihm Hülfe geſucht; ſondern ebenſo in jeglicher andern Noth und man glaubte, er habe gegen jeden Mangel und jedes Leiden ein Mittel oder einen Zauber. Und er half oft

wirklich auf die merkwürdigste Weise. So kam einst eine rüstige Frau zu ihm und klagte ihm ihr Unglück, wie sie einen zank- und streitsüchtigen Mann habe, wie er sie mit giftigen Reden Tag und Nacht plage und ihr Woche aus und ein das ganze Jahr hindurch keine Ruhe lasse. Sie möchte doch den Herrn Doktor gar sehr gebeten haben, ihr etwas gegen dieses Hauskreuz zu geben; er werde wol etwas dagegen wissen und haben. Micheli, welcher die redselige Frau, die der Klagen über ihren Mann fast kein Ende finden konnte, hatte ausreden lassen, besann sich dann eine Weile und sagte: „Es giebt freilich wider ein so großes Uebel, mit welchem Euer Mann behaftet ist, ein Mittel; aber wenn es nicht genau gebraucht wird, wie es soll, so wird das Uebel noch viel größer.“ „O es soll nicht fehlen, sagte die Frau, ich werde pünktlich thun, was Ihr vorschreibet.“ Da ging Micheli in sein Nebenzimmer, wo seine Apotheke war, und brachte eine ziemlich große Flasche mit Brunnenwasser, in welches er Tropfen irgend eines unschädlichen Saftes gegossen hatte, und sagte dann: „Sehet, Frau, so bald Euren Mann die Streit- und Tobsucht wieder anfällt, so nehmet Ihr von diesem köstlichen Mittel ein halbes Glas voll und behaltet es im Munde, so lange es Euch immer möglich ist; je länger desto besser; und je mehr Ihr Euch bezwinget, und es ja nicht weder verschluckt noch ausspeiet, so werdet Ihr sehen, daß das Wüthen Eures Mannes abnimmt; und merket Ihr das und geht der Mann selbst etwa auf die Seite; er wird wohl wissen warum; dann mögt Ihr das Wasser ausspeien, aber sogleich wieder einen Mund voll nehmen, wenn das Uebel den Mann neuerdings anfällt.“ Die Frau kam nach einiger Zeit wieder zu Micheli und sagte: „Das Mittel hat schon ziemlich geholfen, aber das Uebel doch noch nicht ganz und gar gehoben.“ „Nun so gebe ich Euch noch eine Flasche, sagte Micheli, und will das Zeug noch etwas schärfer machen. Könnt Ihr es Stunden lang im Munde behalten, so muß das Uebel weichen.“ Die Frau versprach

nochmals, ihr Möglichſtes zu thun. Und wieder nach einiger Zeit kam ſie und rühmte: Das Uebel ſei bei ihrem Manne nicht mehr zurückgekehrt, ſeit ſie von der ſchärferen Flaſche eingenommen und das Zeug wirklich Stunden lang im Munde behalten.

So verſtändig ſonſt das Volk iſt, fuhr Jeremias fort, ſo ſchnell und richtig es über Vorliegendes urtheilt, ſo leicht iſt es doch in gewiſſen Dingen zu verführen. Es iſt gottesfürchtig; aber auch der Glauben an Hexen und an Zauberkünſte iſt noch vorhanden. So lebte in einem Orte einige Stunden unterhalb Burgdorf eine alte Frau, welche als Wahrſagerin großen Zulauf von fern und nah hatte. Zwei meiner Freunde ſchlugen einſt vor, wir wollten doch die Frau auch beſuchen und jeder ſolle ſie über einen eigenen Fall um Auskunft fragen. Es wurde verabredet, ihr verborgen zu halten, woher wir kommen und wer wir ſeien. Wir fuhren daher nicht in ihren Wohnort hinein, ſondern ließen unſern Wagen im nächſten Dorfe zurück und kamen zu Fuß nach ihrem Hauſe. Wir bemerkten, daß ſogleich nach dem Gaſthofe geſchickt wurde, wahrſcheinlich zu fragen, woher wir gekommen und wer wir ſeien. Sie empfing uns gar nicht verlegen, auch nicht mit gewöhnlichen Redensarten, ſondern mit ſehr verſtändigen Worten und als eine, die gewohnt war, mit Jedermann zu verkehren und viele Leute aus allen Ständen zu ſehen. Mit ihren erſten Fragen wollte ſie uns, aber freilich auf ſeine Weiſe, über unſere Perſon ausholen. Als ſie damit nicht zum Ziele kam, fragte ſie uns: Warum denn die Herren gekommen ſeien und womit ſie uns etwa dienen könne. Der eine von uns trug nun nach Abrede einen erdichteten Fall vor: Wie ihm ein koſtbarer Gegenſtand abhanden gekommen ſei und wie er nicht wiſſe, ob er ihn verloren oder ob er ihm geſtohlen worden ſey. Dem Zweiten war wirklich geſtohlen worden, der Dieb aber war noch nicht entdeckt; die Frau ſollte ihm nun auf die Entdeckung helfen. Ich, ſagte Jeremias, hatte mir einen

verwickelten Erbschaftsstreit ausgedacht, ich bat sie um Anleitung, wie derselbe wol gewonnen werden könne. Nun fing das Weib an uns zu fragen nach allen Seiten mit einer merkwürdigen Umsicht und Feinheit. Meinen Fall mag sie schon wie ich ihn vorlegte, als einen sehr schwierigen erkannt haben, sie fragte mich zwar auch und behielt durchaus den Schein, sie wolle auch mein Räthsel lösen. Aber am meisten beschäftigte sie sogleich der zweite Fall, der wirkliche Diebstahl. Sie kam durch ihre Fragen zu einer solchen Einsicht in das Hauswesen meines Freundes, daß sie ihm am Ende mit Bestimmtheit den Dieb nannte, wie er dann auch später zum Vorschein kam. Dem ersten Freunde sagte sie, sein kostbarer Gegenstand sei nicht gestohlen, er werde sich wieder finden. Meinen Fall aber hatte sie so geschickt zwischen die zwei andern hineingeflochten, darüber auch so manches treffende Wort gesagt und mich selber in ihre Behandlung der zwei andern Fälle so hineingezogen, daß ich ihre Schlauheit beobachtend, fast selber meinen eigenen Fall vergessen hätte. „Und so habe ich denn, sagte sie am Ende, den Herren gerathen, so gut eine unstudirte Frau rathen kann." Womit wir denn ordentlich entlassen worden. Und wahrlich ich hätte es nicht über mich vermocht, das Weib, das seine Klugheit so trefflich erwiesen, mit wiederholtem Hervorstellen meines Falles in Verlegenheit zu bringen. Sie hätte ja doch fast mit Wahrheit sagen können, sie habe auch mir mehr als einen guten Rath ertheilt. Wir wunderten uns nun nicht mehr über den Zulauf, den das Weib hatte und wie sie sich bei den meisten sie um Rath fragenden im Rufe erhalten, sie wisse Alles.

Unter solchen Erzählungen waren wir nach Langnau gekommen. Es ist dieses große Dorf der Hauptplatz des Käsehandels im Emmenthal. Ueber diesen erzählte nun der Freund Mancherlei und schilderte uns das Treiben der Käufer und Verkäufer an einem großen Käsemarkte. Wir waren in einem der Gasthöfe abgestiegen. Die stattliche Wirthin empfing den

Jeremias mit eben so viel Achtung als Freundlichkeit; und er erschien mit dem Hause vertraut und auch hier mit den Verhältnissen des Ortes durchaus bekannt. „Wie gehts denn mit Eurer Käserei?“ fragte er im Laufe des Gespräches die freundliche Wirthin. „Wir hatten ein großes Ungefäll, sagte sie, Ihr werdet eben auch davon gehört haben. Wir machten im Anfang des Sommers viele und gute Käse, dann auf einmal wollte es nicht mehr Käse geben. Wir meinten, der Käser sei Schuld, er sei nicht reinlich; wir sahen nach, wir untersuchten ihn und seine Knechte, aber umsonst, wir konnten nichts finden; es wurde Alles in der besten Ordnung und mit der größten Reinlichkeit verrichtet, und doch wollte es nicht Käse geben. Wir stellten einen zweiten, einen dritten Käser an. Alles war vergeblich. Wir sonderten nach einander die Milch jeder einzelnen Kuh ab und schütteten sie nicht mit in den Kessel; umsonst, es wollte nicht käsen. Wir veränderten alles Geschirr und brauchten ganz neues; ja als ob der Fehler etwa im Holz, in einer Fäulniß und im Schwamme derselben stecken könnte, ließen wir Alles abbrechen, es half Alles nicht: Wir erhielten keine Käse mehr.“ Und am Ende, sagte Jeremias im Tone der Gutmüthigkeit, haben die Capuziner von Solothurn geholfen? Die Wirthin wurde ein wenig roth und sagte: „Wir können jetzt einmal wieder käsen, Gott sei Dank!“ und Jeremias äußerte darüber seine Freude und das Gespräch wurde über andere Dinge fortgesetzt, wie wenn der Capuziner gar nicht erwähnt worden wäre.

Auf dem Heimwege sagte Jeremias: es werde auch uns aufgefallen sein, wie die Wirthin, als er die Capuziner genannt habe, etwas roth geworden sei und über dieselben keinen Bescheid habe geben wollen. Damit sei eben seine Vermuthung bestätigt. Diese schlauen Patres werden berathen und heimlich beschickt noch öfters, als man nur wisse. Selber unter den durch scharfen und schnellen Verstand ausgezeichneten Oberländern, fuhr Jeremias fort, herrscht mannigfacher Aberglau-

ben. So erzählte mir ein Freund der dort Pfarrer war und der ein besonderer Liebhaber und Kenner der Botanik ist, und im Sommer etwa einen Ausflug in die Walliser Berge machte, dessen Pfarrgenossen hätten ihn wenigstens für einen halben Zauberer gehalten, der nicht umsonst in den Bergen den Kräutern nachgehe; und nach Wallis hinüber reise er öfter, nur um die Kapuziner in Sitten zu besuchen und von ihnen zu lernen. So werden von jenen Oberländern auch gewisse Plätze und Pässe für unheimlich gehalten, und da, wo die Landstraße durch eine Felsenschlucht führe, haben sich öfter die stärksten Männer hart an die Seite ihres Pfarrers gemacht, so lange es durch die Schlucht gegangen, als ob die böse Macht, die man hier fürchtete, über den Pfarrer nichts vermöchte und er auch seiner nächsten Umgebung Schutz geben könnte. Auch hier im Emmenthal, sagte Jeremias, wird oft auf Kreise im bethauten Grase hingewiesen und man sagt: hier haben diese Nacht wieder die Geister getanzt, die Zwerge, die Bergmännchen und Bergfräulein. Es wird auch an ein Gespenst geglaubt, welches Nachts die Thiere im Stall beunruhigt, die Mähnen nebeneinander stehender Pferde verwickelt oder auf eben so unbegreifliche Weise ihre Halftern oder die Stricke der an die Krippe gebundenen Kühe und Ochsen. Was soll man aber sagen? Es kommen in der That im Leben überhaupt und zumal auch in dem des Landmanns Erscheinungen vor, welche noch kein Naturforscher erklärt hat. Der Landmann lebt weniger oberflächlich und zerstreut als der Städter; er steht mitten in dem geheimnißvollen Walten der Schöpfung; sein Glaube an Gott ist bei ihm tiefer, er legt seine Aussaat und Arbeit in Gottes Hand; aber mit diesem Glauben ist auch der verbunden an das Walten finsterer Mächte. Als einst ein junger Vicar wider die Furcht von Gespenstern predigte und das Dasein dieser leugnete, war der älteste seiner Gemeindevorsteher darüber ungehalten; er fühlte sich in seinem Glauben angegriffen und sagte: „Es ist

dem nicht so, wie Ihr gepredigt habt, Herr Vicar; Ihr seid noch jung, und habt noch nicht Alles erfahren; es ist noch Vieles in Nacht und Wald, das sich kündet, das wir zwar nicht begreifen, aber deßwegen es nicht wegläugnen, wie etwa die Gelehrten thun. Und es haben selber des Herrn Jünger an Gespenster geglaubt und haben sich, als ihr Meister auf dem Meere gewandelt, gefürchtet und geschrieen: es ist ein Gespenst. Und der Herr hat sie nicht deßwegen getadelt! Der Vicar war etwas betroffen und antwortete: „Der Herr sagte doch: ein Geist hat nicht Fleisch und Bein.“ Das ist wohl wahr, erwiederte der Vorsteher, aber der Apostel redet doch auch von einem natürlichen und einem geistlichen Leib. Sind nicht Moses und Elias und sind nicht Engel dem Herrn erschienen? Und nur die Sadducäer sagen: es sei weder Engel noch Geist. Der Vicar merkte sich die Lection und achtete fortan auf den Glauben, wie er in den Gemüthern seiner Leute lebt, mehr, denn wie er in den Büchern gelehrt wird, und sah, wie das Volk in unzähligen Gebräuchen und Gewohnheiten zeigt, es glaube an einen unbegreiflichen und geheimnißvollen Zusammenhang aller Dinge; und daß Manches hierin könne geläutert und zum Bessern gewendet werden, und wie anderes bereits offenbarer und rührender Ausdruck der Gottesfurcht ist.

Unter solchen Gesprächen fuhren wir nach Kützelflüh zurück im Scheine des herrlichsten Abendrothes, welches das Thal mit neuen Reizen schmückte, die einzelnen Theile der Landschaft noch malerischer hervorhob. Jeremias bemerkte, wie weit die einzelnen Feldarbeiten durch das Tagwerk gefördert worden seien; er wies auf die Feldfrüchte hin, die besonders schön gediehen, auf gesunde Kartoffeln, auf hohen und dichten Flachs und Hanf, und hatte seine Freude daran. Wir selbst bemerkten uns genauer die stattlichen Bauernhäuser und ihre Umgebungen besonders auch den Speicher und den Anbau mit seinem heimeligen Stübchen, das in Jeremias Erzäh-

lungen öfter beſchrieben iſt. Wie freudig wurde dann Jeremias von den Seinigen begrüßt! Es gab noch, da es dunkel geworden war, ein heimeliges Stündchen im Kreiſe der traulichen Familie. Es wurde Muſik gemacht, Klavier geſpielt und geſungen. Jeremias, der ſelber nicht ſang, hörte mit Vergnügen zu und ging ſinnend auf und ab; ihm ſchienen Volkslieder und Gedichte von Kuhn, Wyß und Hebel beſonders zuzuſagen; überaus gefiel ihm Schenkendorfs Andreas Hofer. Bis es ſpät geworden, blieb dann noch das Geſpräch belebt, und man hatte Urſache für einen ſchönen Tag zu danken.

Es war Abrede genommen, daß man gegenſeitig in den erſten Morgenſtunden arbeiten wolle. Um das Pfarrhaus herum ſind mehrere liebliche Plätzchen, wo man nicht nur ungeſtört iſt, ſondern idylliſch geſtimmt. Ländlicher Friede waltet ringsum und man ſagt: hätteſt du doch nur ein einziges ſolches Plätzchen neben deiner Wohnung zuhauſe. Eine Bank hinter der Scheune ſchaut oſtwärts an die nahen Hügel, die erfüllt ſind mit Saatfeldern, Wieſen und Waldung. In der nächſten Nähe ſtehen einige Nachbarhäuſer, in denen das Tagwerk ſtille begonnen hat und ſo fortgeſetzt wird. Man geht etwa hinüber, redet mit den Leuten; ſie ſind freundlich und offen; der Mann ſpricht von ſeinen häuslichen Verhältniſſen, wie wenn der Gaſt im Pfarrhauſe auch ſein Nachbar und Bekannter geworden wäre. Der Nachbar muß dann ins Feld hinaus; der Gaſt kehrt wieder auf ſeine Bank zurück. Es iſt da ſo außerordentlich ſtill und erquicklich, die Seele iſt ſo beruhigt und zugleich zum Sinnen und Denken angeregt, daß das Buch ungeöffnet bleibt. Das nahe reifende Korn rauſchet, der blühende Klee ringsum duftet, die Lerchen in der Höhe, die Finken und andere Sänger in den vielen, den Pfarrhof umgebenden Obſtbäumen ſingen aufs luſtigſte; das Licht ſpielt in den Wieſenblumen, an den Gebüſchen und Wäldern der Hügel; glänzende Mor-

genwolken ziehen vorüber und verkünden auch für die kommenden Tage das heiterſte Wetter. Man gehet ſachte wieder ab und auf, ſteht bei den einzelnen Pflanzungen des Pfarrhofes ſtill; wie iſt da Alles ſo ſorgfältig gehegt und gepflegt, wie üppig das Gedeihen. Nun ſteht die Sonne ſchon höher, dieſe Bank iſt minder beſchattet, aber wenige Schritte auf die eine oder die andere Seite iſt ein zweiter Sitz hinter dem Winde und ſieht aus dem Schatten in die ſonnige Landſchaft. In einem gegen Norden offenen Gartenhäuschen nächſt dem Pfarrhauſe weilt Jeremias öfter, vor demſelben iſt ein Teich mit Fiſchen; Jeremias wirft ihnen Brot zu und freut ſich ihres Spiels und Gewimmels; auch Hahn und Hühner und Tauben wollen ihren Theil haben und das Kätzchen kommt mit um geſtreichelt zu ſein. Derweil wird von der nahen vorüberführenden Straße her gegrüßt, und der Gruß mit einem freundlichen Wort erwiedert. Gerade gegenüber ſteht das neue ſtattliche Schulhaus; da kommen und gehen die Kinder; dieſes und jenes hat dem Herrn Pfarrer etwas zu melden oder bei ihm etwas zu holen; er kennt alle. Er ertheilt auch den ganzen Sommer über täglich frühe von ſieben Uhr an Eine Stunde oder meiſt länger den Confirmanden Unterricht, und confirmirt ſie auf die Herbſt-Communion. Denn ſeine Kirchgemeine iſt auf zwei Stunden und noch weiter zerſtreut. Und da wäre es den Kindern im Winter ſchwer, ja öfter unmöglich, in die Unterweiſung zu gehen. Viele Gemeindegenoſſen müſſen, um nach ihrer Pfarrkirche in Lützelflüh zu kommen, neben andern Kirchen vorbei, die ihrem Wohnort näher liegen. Dieſe Zerſtreutheit der Pfarrgemeinde Lützelflüh kommt daher, ſagt Jeremias: die ehemaligen Herren von Lützelflüh, die Herren von Brandis, deren Schloß 1798 zerſtört wurde und deſſen Trümmer noch auf Lützelflüh herunterſehn, hatten weit und breit Beſitzungen, und ihre Leute auf denſelben waren ſo auch von weit her in Lützelflüh pfarrgenöſſig. Daher kommt es auch, daß die

Pfarrgemeinde Lützelflüh selten als solche ganz versammelt ist, daß viele Glieder derselben in anderen Gemeinden getauft und beerdigt werden, daß dagegen die Besorgung der Armensachen, die Briefe der auswärts wohnenden Pfarrgenossen, die Ausstellung einer Menge von Scheinen das Pfarramt Lützelflüh mit außerordentlich vielen Schreibereien belastet. Und in der That, während du es dir auf den sonnigen oder beschatteten Plätzchen im Pfarrhofe wohl sein lässest, kommt zumal an den Morgen der ersten Wochentage ein Pfarrgenosse nach dem andern, sie wollen Heimath-, Armen-, Verkündigungs-Scheine und Anderes. Und du bist erstaunt, wie viel Zeit Jeremias auch solcherlei Geschäften widmen muß, und hast vielleicht geglaubt, er habe eine durchaus freie und ungestörte Muße. Er selber kommt dann auch etwa herunter, schildert Mann und Frau, Sohn und Tochter, die eben zu ihm gekommen, weiß irgend einen merkwürdigen Zug aus ihrem Wesen und Leben. Gegen die vielen ankehrenden Armen ist er und sein Haus überaus gütig; gegen den Müßiggänger und Lumpen spart er aber nicht eine ernste Mahnung und wo es nöthig ist, steht ihm auch ein scharfes und einschneidendes Wort zu Gebote.

Nach der Morgenarbeit werden die täglich ankommenden Zeitungen gelesen; die Tagsgeschichte wird von Jeremias sorgfältig verfolgt und lebhaft besprochen. Am Mittagessen, dann ist er die Heiterkeit selber. Sie ist seine Grundstimmung, in welche er auch die Andern erhebt. Auf den Nachmittag wird wieder ein Ausflug vorgeschlagen. Er selbst muß ohnehin nach Trachselwald; und von dort wäre es schön auf die Höhe von Affoltern und über Rüegsau zurück.

So ging es also zuerst nach Trachselwald. Es liegt östlich von Lützelflüh etwas in der Höhe. Es ist Sitz des Regierungsstatthalters. Auf den obrigkeitlichen Gütern des alten Schlosses hat eine Hülfsgesellschaft, deren Vorsteher Jeremias ist, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kna-

ben und dieſe werden in derſelben zu Bauerknechten erzogen. Es war lehrreich, den Jeremias auf dieſem Beſuche zu begleiten und darauf zu achten, wie genau er Alles in der Anſtalt nachſah, in Küche und Kammer, in Stall und Feld. Wie ihren Vater begrüßten ihn der Lehrer der Anſtalt und deſſen Frau, ſo wie die einzelnen Zöglinge, meiſt munter, geſund und ſtark ausſehende, höchſt einfach aber reinlich gekleidete, in ihrem Benehmen beſcheidene Knaben. Jeremias kannte Alle mit Namen; nach Andern, welche gerade nicht zugegen, ſondern auf dem Felde bei der Arbeit waren, erkundigte er ſich. Er wußte jedes Einzelnen Fehler und Vorzüge; vernahm mit Freuden, daß ſich die Einen gebeſſert, die Andern ſich ſehr zuſammen nahmen, um nicht mehr ſo oft in alte Gewohnheiten zurückzugleiten. Er mahnte, wie er ſo mit dem Lehrer über die Einzelnen ſprach, bei den meiſten an Geduld, nur bei Wenigen zu größerer Strenge. Er ſah im Schulzimmer in den einzelnen Schriften und Büchern der Schüler nach, er unterſuchte ob die Betten, in den Schränken ob die Kleider reinlich gehalten werden. In der Küche wurde eben die Suppe gekocht, welche die Anſtalt für Staats-Gefangene liefert, welche vorüber im Schloſſe verhaftet ſind. Er ließ ſich von der Suppe herausſchöpfen und koſtete ſie und auch wir mußten ſie koſten. Wie findet ihr ſie? ſagte er. Wir erklärten ſie, wie wir ſie fanden, für ungemein nährend und ſchmackhaft. „Nun ſo ſtellt Euch vor, ſagte er, die Gefangenen da drüben beklagen ſich, ſie können dieſe Suppe nicht eſſen, ſie ſtille den Hunger nicht und mache krank. Es hätte wenig gefehlt, ſo hätte die Behörde den Gefangenen, es ſind meiſt Diebe und Betrüger, eher geglaubt als uns und wäre der Anſtalt dieſe Gelegenheit, etwas von ihren Landeserzeugniſſen zu verkaufen, entzogen worden. Das iſt eben die Humanitäts-Sucht, die ſelber den Verbrecher hätſchelt, ihm weich bettet, ihm als Gefangenſchaft ein heiteres, geräumiges, ſonniges, luftiges und frohmüthiges Gemach an-

weiſt, es ihm auch ſorgfältig erwärmt, ihn reichlich nährt, während ſo mancher redliche Arbeiter im Land elend wohnt, friert und hungert. In Thorberg drüben iſt es freilich beſſer, das iſt ein wirkliches Zuchthaus und man iſt auf die Beſſerung der Sträflinge bedacht. Aber es giebt auch andere Strafanſtalten, in welchen die Züchtlinge oft ſchon längere Zeit ohne Arbeit waren und meiſt ohne Aufſicht, den ganzen Tag ſpielen und unter ſich, man kann ſich denken, was für Unfug und Muthwillen treiben dürfen; ja wo die jüngſten Verbrecher von den alten nicht abgeſondert ſind. Es iſt ſogar ſchon vorgekommen, daß der Verwalter einer ſolchen Strafanſtalt Wirth war, den Sträflingen nach ihrem Verlangen und Vermögen geiſtige Getränke ausſchenkte und daß bei der Ankunft und beim Weggehen von Sträflingen Gelage gehalten wurden. Außerordentlich iſt die Sittenloſigkeit in dem Beiſammenſein der weiblichen Sträflinge, auch da wo ſie ſpinnen müſſen. Nur erſt an wenigen Orten iſt die innere Miſſion auf dieſe Stätten des Elends und des immer tieferen Verderbens aufmerkſam geworden und fängt an nach dem Evangelium auch zu dieſen Kranken zu gehen und dieſe Gefangenen zu beſuchen. Und wer ſorget für die entlaſſenen Sträflinge? Wir können in unſerer hieſigen Beſſerungs-Anſtalt immer nur ſehr wenige der zahlloſen Knaben aufnehmen, welche dem häuslichen Verderben entriſſen werden ſollen. Es ſind unter denſelben auch Söhne von Verbrechern und ſie zeichnen ſich durch gutes Betragen aus. Aber unſere überfüllten Strafanſtalten, die jährlich wachſenden Summen, welche von denſelben verſchlungen werden, ſie ſind unwiderſprechliche Beweiſe von dem Verfall der Sitten. Und da meinen ſelber noch gutmüthige Freunde der ſogenannten Humanität, man könne mit bloßen Vorſtellungen und mit liebreicher Behandlung den frechſten Burſchen bändigen. Die ernſte, ſtrenge Zucht iſt faſt überall gewichen. Wir hatten ſchon öfter vor unſerer Armenpflege Burſche, die alle unſere Mahnungen und Befehle ver-

höhnten. Einer trotzte uns ins Angeſicht. Die Armenpfleger waren allerdings entrüſtet, aber ſie wußten keinen Rath. Da ſagte ich: hier hilft nichts als die alte Zuchtruthe: Der Burſche wurde wirklich empfindlich geſtrichen, und that von Stund an gut. Aber das iſt eben das Elend, die Eltern fürchten ihre, unter der dummen Gutmüthigkeit und der gewiſſenloſeſten Verwahrloſung und Zuchtloſigkeit frech gewordenen Kinder, der ſchwache und eitle Lehrer ſeine Schüler; und im Uebermaß der Freiheit geht und ging die Freiheit verloren. Unter ſolchen Reden führte uns Jeremias zu Trachſelwald, nachdem die Räume im Haus unterſucht waren, in die Ställe, wo er ſich wieder nach dem Einzelnſten erkundigte und dann hinaus ins Feld, wo in Abtheilungen die Zöglinge, die einen hier die andern dort arbeiteten. Alle wurden freundlich und ermunternd angeredet. Mit der Anordnung und dem Fortgang der Arbeiten zeigte er ſich zufrieden. Daß das Gedeihen der Anſtalt ihm ſehr am Herzen liege, darüber ſprach er ſich noch weiter aus. Eine beſondere Freude ſei es ihm, einen wohlgerathenen Zögling bei einem wackern Bauer als Knecht unterzubringen, und von einem ſolchen Gutes zu vernehmen. Er ſtehe und bleibe auch ſo mit den Zöglingen in Verbindung, wenn ſie die Anſtalt ſchon lange verlaſſen hätten. Es ſeien auch ihre Knaben von Trachſelwald als Knechte von den Bauern ſehr verlangt. Von Trachſelwald ging es dann durch das mit ſeinen großen und ſtattlichen Wohnungen, Wohlſtand und Gewerbſamkeit zeigende Sumiswald nach Affoltern hinüber. Oefter wurde Halt gemacht und die herrliche Ausſicht wieder betrachtet. Hier leuchtete im hellſten Glanze über das mit ſeinen Ernten prangende Land faſt der ganze Kreis der Schweizer-Alpen. Im Vordergrunde ſtand hier und dort mitten in Kornfeldern, Matten und Obſtbäumen der Hof eines jener noch unabhängigen Bauern, und ihr Glück ließ ſich doppelt lebhaft fühlen, da man ihr ſchönes Land ſelbſt vor Augen hatte im

Glanze des Gebirges und des ſchönſten Sommertages. Auch hier war der Herr Pfarrer von Lützelflüh überall bekannt und wurde freundlichſt gegrüßt. Bei einem ungemein ſchönen, auf dem Felde neben der Straße arbeitenden Manne blieb er ſtehen, fragte ihn dieſes und jenes über ſeine Feldarbeit, und da wir weiter gegangen, ſagte Jeremias: das Bild dieſes friſchen Mannes habe ich in einer meiner Erzählungen zu geben geſucht. Sonſt iſt mir aber ſchon öfter begegnet, daß ſich Leute von mir gezeichnet fanden, an welche ich gar nicht gedacht, ja die ich nicht einmal gekannt hatte. Prunket eine eitle Bäuerin mit einem himmelblauen ſeidenen Kleidungsſtücke, in welches ich irgendwo eine Närrin gekleidet, ſo meint jede, ſie ſei abgezeichnet worden. In einer meiner Erzählungen kömmt ein Schulmeiſter vor, welcher eine Hausorgel gekauft, aber ſie noch nicht bezahlt hat, da ſchreit jeder Schulmeiſter im Ober- und Unterland, welcher ſeine Orgel noch ſchuldet, ſeine Schulden gehen mich nichts an, und ich brauche ihn nicht in meinen Büchern herumzuzerren. Es iſt bekannt, daß einer Art dieſer Schulmeiſter ich gar nicht Freund bin; ich bin auch von ihrem verderblichen Einfluß aus Erfahrung überzeugt. Sie und das Schreiberheer, auch etwa ein Literat, mit dem ich nichts weiter möchte zu ſchaffen haben, die Agenten und Rabuliſten und all das ämterſüchtige Volk iſt mir hinwieder nicht freundlich; es haben ſich ihrer ſchon, um mich nicht zu grüßen, wenn ſie mir nicht ausweichen konnten, hinter die Häge geduckt. Beſonders nach dem mißrathenen zweiten Freiſchaarenzug gingen ſie mir weit aus dem Wege, und einer, der eines Geſchäftes durchaus zu mir kommen mußte, that vorher ſeinen martialiſchen Schnauz ab. Bisweilen traf auch das, was ich rein erfunden, mit wirklichen Ereigniſſen ſeltſam überein. So erzähle ich irgendwo, es ſei ein Bräutigam auf einer Ausfahrt mit ſeiner Braut zu einem Badeort gekommen, in den Hof desſelben hineingerannt und habe, da er ſeines ſcheu gewordenen Pferdes

nicht Meiſter geworden, ungeſchickter Weiſe in eine Pfütze umgeworfen. Nun kam ich ſelbſt ſpäter einmal in jenen Badeort, in welchem ich früher nie geweſen. Der Wirth kannte mich aber gleichwohl und im Geſpräche ſagte er dann: „Ihr müßt auch ſchon da geweſen ſein, Herr Pfarrer und gerade bei jenem luſtigen Spaße, als jener ungeſchickte Hochzeiter in den Hof hereingeſprengt kam und mit ſeiner Braut in die Miſtlache hineinfuhr. Ihr habet das luſtig wieder erzählt.“ Daß ich davon nichts gewußt und noch nie in ſeinem Bade geweſen, davon hätte ich den Wirth nicht überzeugen können. Andere Male traf ich mit einem abſichts- und ſchuldloſen Worte irgend Wen, den ich nicht kannte, und kam in Verdacht, ich hätte wehe thun wollen. So war ich einſt in einem Gaſthofe angekehrt, wo eben ein Taufſeſt gehalten wurde und die Gevatterleute ſammt den Gäſten noch an der Mahlzeit ſaßen. Ich fing mit den Leuten an zu reden und im Verlauf des Geſpräches fragte ich: woher denn ihre ſchöne junge Taufpathe ſei? Ihr Heimatort wurde mir genannt. Ich wußte, daß daſelbſt eine große Käſerei errichtet worden ſei und hatte vernommen, der dortige Käſer ſei gerade nicht der treuſte und laſſe der Frau des die Aufſicht führenden Nachbars von der in die Käſerei zuſammengetragenen Milch das beſte zufließen. Ich fragte daher durchaus ohne Abſicht und in ſcherzendem Tone: wie geht es denn dort mit der Käſerei? hat der Käſer noch immer überflüſſige Milch? Da lachten einige der Gäſte, einige waren verlegen; die Pathe aber wurde glutroth und unruhig. Sie ſagte bald: es ſei ſchon ſpät, ſie müſſe an die Heimkehr denken. Sie ſtand dann auch auf, und wir ſahen ſie bald darnach mit ihrem Begleite fortfahren. Später trat dann die Wirthin zu mir und ſagte: „Ihr habts übel getroffen, Herr Pfarrer; die Pathe iſt eben die Tochter jener Bäuerin, und ich habe ſie faſt gar nicht überzeugen können, daß Ihr ſie gewiß nicht gekannt und noch weniger ihr habt weh thun wollen. Es war mir in

der That herzlich leid, daß ich die blühende und ſo beſcheidene und ſittſam dageſeſſene Tochter in ihrer Freude wider Wiſſen und Willen ſo arg geſtört hatte. Daß ich dabei durchaus ſchuldlos geweſen, das wußte freilich die Wirthin wohl und wer mich ſonſt noch näher kannte.

Wir hatten auch noch bei andern Ausflügen öfter Gelegenheit zu bemerken, daß dem Jeremias Jedermann mit Achtung und Zutrauen begegnete. Er ſaß, wo wir etwa eine Erfriſchung nahmen, mitten unter die andern Gäſte, redete mit ihnen von ihren Angelegenheiten, fragte dieſes und jenes und ließ ſich gerne erzählen. Mitunter hörte ſich's, daß die Leute ſeine Schriften geleſen hatten, ſie deuteten auf einzelne Perſonen, Geſchichten und Aeußerungen in denſelben hin. So ſcherzte ein angeſehener Sumiswalder, da eben die „Käſerei" erſchienen war: Die Leute ſagen, Jeremias habe nun dem Ausland die Geheimniſſe der Käſerei verrathen; es ſei aber zu denken: es werde noch lange gehen, bis ſie auf den Schweizereien in Deutſchland Emmenthaler-Käſe zu Stande bringen. Es werden ihnen dazu doch noch immer die rechten Kräutlein mangeln. Derſelbe Sumiswalder erzählte denn auch, wie ihm der Arzt gerathen habe, eine Luftänderung zu machen, und wie er ſelbſt aber ſtatt auf einen Berg oder in ein Bad zu ſitzen, es für beſſer erachtet habe, eine Reiſe zu unternehmen und wie er ſo nach Trieſt, Wien, Berlin, Hamburg, Köln und den Rhein herauf gereiſt ſei. Es war ungemein lehrreich, dieſen ſchlichten Landmann erzählen zu hören, was er über Land und Leute berichtete, wie richtig er ſie beurtheilte und wie verſtändig und genau er Alles beobachtet hatte. Er ſchien zu wiſſen, daß ſich Jeremias gerne erzählen laſſe, der widmete ihm auch alle Aufmerkſamkeit und erhielt ihn durch Fragen und Bemerkungen im Athem.

Einmal, erzählte Jeremias uns denn ſpäter, wollten die Mitglieder einer Schul- oder Armenpflege meine Aufmerkſamkeit von ihren Verhandlungen ablenken, bei denen ſie meinen

Widerſpruch vermutheten und befürchteten. Sie ſetzten daher einen der Ihrigen zu mir, daß er mir eine Geſchichte erzähle, von der ſie dachten, ſie werde mich ganz beſchäftigen. Es war die Geſchichte jenes „Beſenbinders“. Allein ich merkte die Abſicht, ließ mir die Erzählung nicht entgehen, war aber mit dem andern Ohr auch bei den Verhandlungen. Sie hatten ihren Zweck nicht erreicht, und ich hatte wieder einen willkommenen Stoff.

Unter ſolchen Genüſſen des Landlebens und des erheiterndſten Umganges waren wir ſo glücklich in Lützelflüh mehr als einmal auch einen Sonntag zuzubringen. Wie ganz anders bricht der Tag des Herrn auf dem Lande an als in den Mauern der Stadt. Der heitere Himmel des beginnenden Sommertages ſcheint von deſſen Feſtlichkeit ſchon in ſeinem erſten Beginnen verklärt; wie iſt bald nach der Dämmerung und nachdem die kleinen Nebel verflogen, Luft und Land ſo friſch und lauter; die Vögel ſcheinen früher erwacht und jubiliren, und ehe die Sonne ins Thal ſcheint, röthen ſich über den Wäldern die Gipfel des nahen Hochgebirges. Dann erſt läutet im nahen Thurm die Morgenglocke, und jetzt ſtrömt das Morgenlicht von den grünen Wäldern und Hügeln herab. Wie leuchten von den Höhen die einzelnen Höfe; wie glitzern ihre Fenſter! Welch ein Erwachen muß es erſt dort oben ſein! Und hier im Garten prangen alle die Blumen, Roſen, Nelken und Lilien wie erfriſcht! Was für ein Duft ſtrömt aus dem ganzen Thal! Und wie ſtill und feierlich iſt das ganze Dorf, wo am Werktag ſchon ſo früh die mancherlei Arbeit ſich hören läßt. Die Morgenglocke iſt ſchon längere Zeit verklungen; der ſie gezogen, hat auch die Thüren und einige Fenſter der Kirche geöffnet, daß die friſche Morgenluft ſie durchziehe, Kühle und der Blumen Wohlgeruch ſie erfülle. Die Glocke im Thurme ſchlägt ſechs und ſieben Uhr über dem immer noch ſtillen Dorfe. Sind die Leute auch wach, ſo machen ſie kein Geräuſch. Viele leſen in der

heiligen Schrift. Der heitere Sonntagmorgen giebt auch dir dazu ganz besondere Erläuterungen. Und so bist du zur Kirche vorbereitet, wenn ihr Geläut die Gemeinde ruft.

Jeremias geht in die Kirche, unterm Arm die Bücher mit vergoldetem Schnitt, das Haupt unbedeckt. Die breite, schneeweiße Halskrause, der sogenannte Kragen, die zum Kanzelrocke gehört, steht ihm sehr wohl. Er sollte auch so gemahlt sein, wie er, das so klare und würdevolle Antlitz von der Morgensonne beschienen, zwischen den Rosenbäumen und Blumen seines Gartens zur Kirche hinunter ging. Sein Ton in Gebet und Predigt war herzlich, sein Vortrag ruhig und gedankenreich.

In seinen Werken kommt mehr als Eine seiner Predigten vor. Sie sind mit Liebe geschrieben; und Predigen war ihm auch eine liebe Aufgabe. Die Gemeinde zeigte nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Zuneigung. Nach dem Gottesdienst grüßte er die im Chor stehenden Vorgesetzten; unverkennbar war ihre Ehrerbietung gegen ihn; dann gingen sie mit ihm auf sein Zimmer: sie hatten noch Gemeinde-Angelegenheiten zu berathen.

An einem dieser schönen Sonntage war statt der Kinderlehre in der Kirche zu Lützelflüh Nachmittags ein Verein der Gesang-Chöre aus der ganzen Umgegend. Die Kirche wurde im Innern und an ihren Eingängen bekränzt; und von allen Seiten zogen dann im Begleit ihrer Lehrer und Eltern die obern Schul-Klassen der benachbarten Gemeinden heran. Jeremias ging mit uns in die Straße hinunter, wo sich die einzelnen Vereine zum Einzug in die Kirche sammelten. Voraus in jedem der vielen Züge, welche man das Thal herauf und die Hügel hernieder kommen und blinken sah, gingen die Töchter, dann die Knaben. Wie schön waren diese Mädchen in ihrer so wohl stehenden, malerischen Landestracht; das kleine, blumengeschmückte Strohhütchen auf dem hübschen Kopf, das reiche, lange Haar, wie glänzend, und wie sorgfältig geflochten;

wie ſchmuck die blendend weißen feinen, in glatte Falten gelegten Hemdärmel; Viele mit den ſilbernen Ketten, die hinten von der Achſel herabhingen unter dem Arm hindurch, vorn wieder am Halsbande dem ſogenannten Koller oder Göller befeſtiget hinunterfallen und glitzernd ſpielen, hin und wieder mit vergoldeten Quäſtchen; mehrere der Töchter trugen ein Mieder von Sammt, die meiſten halbſeidne, faltenreiche, blaue Röcke, enggeſtreifte, feinleinene oder auch ſeidene Schürzen, ſo waren auch die feinſten Strümpfe und das feinſte weiße Nastuch ausgeſucht worden. Schlichter waren die Knaben gekleidet, doch alle überaus reinlich, die meiſten in das bräunliche Tuch, das der Landmann ſelbſt weben läßt, einige in feineres Tuch. Jeder der Züge hatte ein beſonderes Kennzeichen, Fahne oder Wimpel; Knaben trugen einen an einer Stange ſchwebenden großen Blumenkranz, Töchter je zwei und zwei einen Blumenbogen; die Dorfſchaften hatten in die Wette geſucht, es einander hierin durch etwas Eigenes und Hübſches und in die Augen Fallendes zuvor zu thun; einige Knaben trugen ein grünes Bäumchen, in deſſen Zweigen mancherlei ausgeſtopfte Vögel ſaßen. Alle die jungen und muntern Geſichter leuchteten vor Freude und waren von dem Gange und in der kräftigen Mittagsſonne noch einmal ſo friſch. Jeremias grüßte die ankommenden Züge. Mit einzelnen der Knaben und Töchter ſprach er, fragte, was Eltern und Großeltern leben; ſprach ſeine Freude aus über die Ordnung und Schönheit des einen und des anderen Zuges. Offen und beſcheiden wurde ihm geantwortet. Die Töchter mochten lächeln, wie er das Einzelne ihres Putzes bemerkte, oder wenn er zu der einen ſagte: ſie ſei jetzt bald ſo groß und ſtattlich wie die ältere Schweſter oder wie die Mutter. Es waren auch in der That unter den Knaben und Töchtern ungemeine Schönheiten. Einige Mädchen, ſo jugendlich ſie blüheten, hatten ein ernſteres, ſinniges Weſen. Jeremias mit uns unter den Zügen auf und abgehend bemerkte uns

bei den durch ganz besondere Anmuth sich auszeichnenden mit wenigen Worten nebenbei, von was für einem wohlhabenden Hofe dieser und jener Knabe stamme, von was für einer frommen und verständigen Mutter diese und jene Tochter, und wie das Mädchen nun das Ebenbild der Mutter sei, welche auch einst unter seinen Unterweisungskindern gesessen.

Als darauf in der Kirche die im Ganzen gelungene Gesangaufführung beendigt war, trat Jeremias vor die Jugend hin und sprach in der Mundart gegen die Lehrer und Schüler Anerkennung und Ermunternng aus. Er redete ferner davon, daß das schönste Singen ein Lobsingen Gottes sei, und wie der Apostel warne vor „unordentlichem Wesen und wie wir dagegen reden und einander ermuntern sollen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern und dem Herrn singen und spielen in unserm Herzen." Er zeigte dann, daß nur, wer ein gutes Gewissen habe, auch freudig singen könne. Ein unbeflecktes Gewissen das sei der beste Wohllaut; das sei auch der schönste Schmuck, „der verborgene Mensch des Herzens in der Unvergänglichkeit des sanften und stillen Geistes, welcher sei köstlich vor Gott." Er erinnerte die Kinder an ihre Pathengeschenke; diese Geldstücke groß oder klein, haben einen ganz andern Werth als gewöhnliches Geld, diese halte man besonders in Ehren, dürfe sie etwa betrachten an einem Sonn- oder Festtag, dann erinnere sich das Kind, wann es diese Geschenke empfangen und an die Zusprüche, welche es damit von den Pathen erhalten; und dann werden die frisch geprägten, wie ganz neu aussehenden, glänzenden Münzen wieder ordentlich zusammengelegt und wohlverwahrt. So sollen sie ihr junges Herz nicht verunreinigen, ihre schöne Jugendzeit nicht trüben; zu Gott beten, daß er sie gesund und frisch erhalte, und daß er ihnen das höchste schenke: seine Gnade und sein und aller frommen Menschen Wohlgefallen.

Wir hatten den Gesängen und dieser kürzeren Rede am vordern, bis zum Boden hinunterreichenden Fenster des Chores zugehört, denn in der gedrängt erfüllten Kirche war es zu schwül. So hörten wir die muntere und schöne Jugend lieblich singen, ihren Seelsorger väterlich und freundlich zu dem aufwachsenden Geschlechte, zu einer herankommenden Zeit und Gemeinde reden und standen im Kirchhof auf Gräbern und unter ihren Rosen und Lilien. Und jetzt liegt der Freund selber dort bestattet und haben ihm wohl viele der nämlichen Töchter und Knaben das Grablied gesungen. Sie werden gewiß dieses freundlichen Pfarrers sich stets lebhaft und mit Liebe erinnern; manches unvergeßliche Wort, Beispiel und Gleichniß aus seinen Unterweisungen wird in ihrem Gedächtniß und Herzen fortleben; sie werden etwa auch noch in seinen Schriften lesen, sich erquicken an so mancher Schilderung ländlichen Glückes, ihm aber auch Recht geben, er habe nicht umsonst so ernstlich vor so manchem einreißenden Verderben gewarnt und darüber geklagt. Mögen sie nicht immer mehr verschwinden sehen so manchen Segen besserer Zeiten, den er noch gesehen, mit so herzlicher Liebe gepriesen und ihn, so viel in seinen Kräften stand, seinem Vaterlande zu erhalten gesucht hat.

Seitdem haben nun auch die Seinen das liebliche Pfarrhaus zu Lützelflüh verlassen. Ach es ist ihnen selbst diese Wohnung des Friedens und der Freude ohne den lieben Vater und Freund öde geworden, und die Wittwe mit ihrem Sohne und ihren zwei Töchtern hat Abschied genommen von dieser, ihrer vieljährigen Heimath, wo sie Gott in inniger Vereinigung ein seltenes Lebensglück genießen ließ, und sie sind noch gestanden auf dem Grabe ihres theuersten Vaters.

Unvergeßlich bleibt auch dem Freunde so mancher Gang, den er mit ihm fast auf alle Seiten des schönen Emmenthales gemacht, unvergeßlich die herzlichen Gespräche und ihr Ernst und Scherz, und wovon auf jedem einzelnen und auf jeder

einzelnen Stelle die Rede gewesen war; unvergeßlich besonders auch jene Sommersonntags-Abende, da die Hügel hinter Lützelflüh erstiegen wurden, das schöne von der Emme durchschimmerte Thal mit seinen Dörfern und Höfen, Wiesen und Wäldern in der Sonntagsruhe zu Füßen lag, gegen die Jurahöhen im blauen Dufte die Sonne sich neigte, Ar-, Wetter- und Schreckhorn und Jungfrau immer glühender herglänzten und purpurner immer Fluh und Wand der Höhen über dem Thuner- und Brienzer-See Blume, Hohgant und Rothhorn. Und führt das Glück noch einmal auf die Trümmer des Schlosses Brandis und auf die andern Hügel über Lützelflüh oder durch irgend einen Pfad ihrer Thäler, so werden wir auch dort, wenngleich einsam, doch wandeln im Gespräch mit dem seligen Freunde.

Mit dem Gedanken eines frühen Hinscheidens hatte er sich vertraut gemacht. Er sagte dem Freunde bei dessen letzten Besuche öfter: „ich werde nicht alt;" und wie wenn er eine Ahnung gehabt hätte, nahm er mit besonderer Bewegung Abschied und schrieb dann wiederholt: wir sollten uns noch einmal sehen. Doch es war anders beschlossen. Seine letzte Erzählung „Die Frau Pfarrerin," mit welcher der vorliegende Band beginnt, schrieb er, so viel sich aus den Umständen schließen läßt, allerdings nicht im Gefühl, daß es seine letzte Schriftsteller-Arbeit sei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen; er hatte dieselbe zunächst für die Alpenrosen bestimmt. Aber doch kann er sie auch nicht geschrieben haben, ohne im Allgemeinen an das Loos einer Predigers-Wittwe zu denken; und es ist rührend, in seiner Handschrift dieser Erzählung zu sehen, wie ihm beim Schreiben der letzten Worte: „ihre Seele wird dort Gott preisen, wie nur die reinen Herzen es vermögen", die Tinte ausgegangen war und das „vermögen" verschwindend *geschrieben* ist.

Er trug ſich noch mit manchem Werke, beſonders ſcheint er darüber oft nachgedacht zu haben, die Heiligkeit der zehn Gebote in einer Erzählung darzuſtellen, und in einer andern die Ehrenhaftigkeit und das Glück eines beſcheidenen und frommen Städters, alſo eine Art Seitenſtück zu ſeinem Bauernſpiegel. Da wir ihn im Auguſt 1852 auf einem kurzen Ausfluge nach Selisberg in Unterwalden begleiteten, merkte er ſich genau die Oertlichkeiten, trat mit einer verſtändigen Unterwaldnerin von Emmaten, die mit uns bis hinaus nach Selisberg ging, ſogleich aufs freundlichſte ins Geſpräch, und fragte eine Menge Dinge über Land und Leute, Sitten und Bräuche. Als wir von Brunnen nach Luzern zurückfuhren und des Regens wegen in die Kajüte flüchten mußten, unterhielt er ſich ſogleich mit aus Neapel heimkehrenden Soldaten, die in ihrem Glück, wieder im Vaterland zu ſein, überaus vergnügt waren. Und als wir bei Stanz-Stad landeten, ſuchte er offenbar von dem Orte und der Umgebung ein Bild zu faſſen, daß es ſchien, es ſchwebe ihm eine Geſchichte vor, die ſich in dieſem Ländchen begeben habe. Sonſt, ſagte er, verlaſſe er nur ungern als Erzähler ſeinen heimiſchen Boden; den Emmenthaler kenne er, nicht ſo den kaum eine Tagereiſe entfernten Oberländer; und er getraute ſich weniger, eine im Simmenthal oder in einer andern jener Gegenden ſich begebende Geſchichte zu erzählen.

Es wurde auch geſagt: er habe ſich zu ſeinen Erzählungen Alles und Jegliches zuſammentragen laſſen. Das wäre freilich unbegreiflich, wie aus ſolchen Zuſammentragungen ein Charakter als aus einem Guſſe könnte dargeſtellt werden. Er aber ſagte, habe er einmal ein Bild in ſeinen Hauptzügen gefaßt, ſo ergebe ſich das Einzelne im Fortgange der Ausmalung wie von ſelbſt. Dabei erfordere freilich oft die verkehrte Rede, welche er einer einfältigen Perſon in den Mund legen ſollte, ein einziges dummes Wort längeres Nachſinnen, als eines Redſeligen lange Abhandlung. Er ſtudirte

und arbeitete eben nicht nur in seinem Studir-Zimmer. Doch war dieses die Wohnstätte seines stillen Fleißes, seines Friedens, seines Glückes, das er reichlich genoß in immer neuen Schöpfungen.

Dieses Studirzimmer war auf dem obern Boden des Pfarrhauses; es hat ein einziges Fenster gegen Mittag und sieht in den Garten, zwischen den Bäumen hindurch ins nahe Pflanzland, über einige Häuser weg auf jenseitige Hügel und Wälder, über welche mit seinem leuchtenden Schnee und seinen schwarzen Felswänden der Eiger hereinsieht. Jeremias einfacher Arbeitstisch aber war von der Aussicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte sich der Arbeitende von dem Reiz der Aussicht nicht zerstreuen und von andern ihm vor der Seele schwebenden Bildern nicht abbringen lassen. Neben ihm lagen seine Kirchenbücher, unter diesen eins mit besonders glänzendem Goldschnitt, es war das Buch, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbnisse verkündete. Er wollte wol durch diese freilich unbedeutende Aeußerlichkeit zu verstehen geben: es sei dieß auch ein Buch des Lebens, und es sei nicht eine leere Förmlichkeit, in dasselbe aufgeschrieben und aus demselben verkündet zu werden; wie er ja denn auch in so vielen seiner Erzählungen den Segen einer glücklichen Ehe schilderte und das Unheil der Zeit nachwies in der Nichtachtung der ersten und ewigen Ordnungen. Neben ihm lag aufgeschlagen die durch und durch aber besonders auch in ihren Propheten viel gelesene Bibel. „Er gedachte, nach dem Worte des Propheten, des Vorigen von Alters her und fragte das vorige Geschlecht; verkündete, was er gehört und erfahren und was die Väter erzählt. Sein Gedächtniß wird nicht vergehen."

Die Frau Pfarrerin.

Ein Lebensbild

von

Jeremias Gotthelf.

Eine Hauptſache für jeden Menſchen, welche bei weitem nicht genug beachtet wird, iſt zu wiſſen immerdar, was für Zeit es ſei. Wer die Sache kurz nimmt, wird die Naſe rümpfen und ſagen, ſchwer ſei das nicht, wenn man eine Uhr habe, und ſo wichtig ſei es auch nicht; habe man ja doch eben die kürzeſte Zeit, wenn man vergeſſe, was für Zeit es ſei, — wenn man nur die Eßglocke nicht überhöre, ſelb ſei allerdings fatal. Der Ausdruck hat aber eine weitere Bedeutung, wie die Meiſten wiſſen, und dieſe werden die Wichtigkeit dieſer Kenntniß zugeben und zum Kalender rathen, der zur gründlichſten und umfaſſendſten Kenntniß der Zeit verhelfe. Der zeige, wann Neu und Wedel ſei, und die Zeichen alle, wann Haarſchneiden gut ſei und Bſchütten und Bohnen ſetzen und z'Acker fahren und den Hühnern die Federn beſchneiden, daß der Habicht ſie nicht nehme, und Waizen ſäen, daß die Spatzen ihn nicht freſſen, wann es regnen, wann es winden werde, wann man daheim zu bleiben habe, wenn man nicht verhagelt ſein wolle. Ja im Kalender könne man ſogar ſehen, wann es heilige Zeit ſei, abſonderlich heilige Sonntage, was zu wiſſen Bäckern und Kommandanten Noth thäte, den Erſten, damit ſie nicht das Nachtmalbrod zu backen vergäßen, den Andern, da-

mit sie wüßten, wann sie, allen Bärenwirthen z'trotz, nicht tanzen lassen sollten, sondern sie und ihre Offiziere sammt Soldaten sich anständig aufführen.

Den Pfiffigsten wird diese Auskunft nicht genügen, sie werden sagen, um die Zeit, über die man Auskunft in den Kalendern finde, gäben sie wenig, aber pfiffig werden sie sagen, die rechte Zeit und die wichtigste hätte ihre eigenen Organe, aus denen lerne man sie kennen, und das seien die Zeitungen.

O nein, der Meinung sind wir nicht; da sieht man nicht einmal, wann Kaffee kaufen gut ist oder Korn verkaufen, nicht, ob man einen Stock zum Spazieren gehen mitnehmen soll oder einen Regenschirm. Da sieht man bloß Eines, daß leicht man zum Thoren wird, wenn man sich für einen Weisen hält, daß man oft Thorheit findet, wo man Weisheit gesucht.

Der Kalender, welcher uns immer am besten gefiel, am sichersten anzugeben schien, was für Zeit es sei, ist der Markt eines bedeutenden Ortes, auf welchem dessen Bevölkerung sich mit Lebensmitteln versieht. So auf einem Markte von Allerlei, vom obern Thore bis zum untern Thore, was man da nicht Alles sieht, und wie die Zeit von dannen rennt, und was man nicht Alles für Leute erblickt! Wenn es Winter ist, das merkt der Dümmste, an der eigenen Nase erstlich und an den Nasen der Marktweiber, an ihrem Wärmapparat verschiedener Art, am kurzen Märten und raschen Laufen der Kaufenden, am Mangel eleganter Damen, ausgenommen um's Neujahr herum, wenn sie den fetten Gänsen, guten Enten, anderm Wildpret und sonstigen Leckerbissen nachstreichen.

Daneben ist der Markt nicht uninteressant, er enthält die ausgepackten Vorrathskammern der Umgegend. Im Herbste das Eingekellerte, Eingesetzte von allen Sorten, welches nach

dem Neujahr immer mehr zuſammenſchmorrt, wenigſtens an Friſche verliert, bis nach und nach die Gewächſe aus Treibhäuſern und Couches auftauchen, Rübchen wie Rädelchen und Salatſtäudchen, die durch das Vergrößerungsglas ſichtbar werden, Spinat mit den ſchnellen Beinchen, die ſich nirgends ordentlich ſtille halten wollen; zu Zuckererbſen und Bohnen gelangt man bei uns, trotz aller Liſt und aller Müh, erſt viel ſpäter. Dann kommt, was unter dem Schnee verborgen lag, das Nüßlikraut, die Rabünzli, das Sauerkraut u. ſ. w.; da kömmt die Köchin Marktag um Marktag mit was Neuem heim, wo man nicht darauf zu achten hat, ob das Gemüſe 6 Kreuzer oder 6 Batzen koſtet, und mit dem Beiſatz: lueget Frau, kum es Hämpfeli, und ſollte 3 Batzen koſten, und z'Noth konnte ich einen Kreuzer abmärten. An Orten, wo es knapper geht, und die Kreuzer gewogen werden, kömmt die Köchin bloß mit Berichten: es wär wohl öppis anders da gſi, ein klein Körbchen mit Rabünzli, aber gar hagels thür, das ganze Körbli für 7 Batzen, und wir hätten nicht für einiſch genug gehabt, ihr hättet mir ein ſchön Geſicht gemacht, wenn ich damit heimgekommen wäre. Es iſt fatal, ſagt dann die Frau, der Herr gränmet afange über alle Winterköch und will doch dann nicht ausrücken mit dem Geld, er begreift nicht, daß wenn man zuerſt von einer Sache haben will, man es doppelt ſo theuer zahlen muß als einige Wochen ſpäter. Ja geht mir mit den Herren, es hat in Gottes Namen Keiner mehr Verſtand eine Kleblaus groß. Da iſt ihnen daheim nichts wohlfeil genug und nichts gut genug; da ſollte man ihnen daheim für ein Fränkli für die ganze Haushaltung kochen ſo gut als ſie für ſich allein kaum halb genug kriegen für dieſes Geld.

Nun wird es recht kurzweilig auf dem Markte, jeden Tag was Neues, namentlich ſobald die Temperatur es erlaubt, auch Blumen und Blumenſtöcke. Erſt hier auf den Steinen ſieht man die Entfaltung der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit

und ihrem Reichthum so recht augenscheinlich. Es kommen die ersten Erdbeeren aus sonnigen Rainen, die ersten Kirschen von Basel her, die Bohnen aus dem Wistelach, die Erbsen von den Halden um die Stadt, und ein Birnbaum um den andern sendet seinen Segen, bis ein kühn Weib mit den ersten Erdäpfeln kommt, unbekümmert darum, wie manchem Stadtherrn es Bauchweh kramt. Warum frißt er, wenn es ihm nicht wohl macht, würde es auf daherige Vorwürfe sagen.

Je mehr das Neue überhand nimmt, desto seltener wird das Alte, desto mehr sticht es gegen das Neue ab, die eingeschrumpften Erdäpfel, die eingefallenen Aepfel, die runzlichten Birnen, aber nicht desto minder werth sind sie, oft stehn im Preise sie viel höher als das verdächtige *Neue, von* dem man so recht nicht weiß, taugt es etwas *oder nichts;* denn begreiflich kömmt es am Ende doch darauf an, nicht ob eine Sache jung ist oder nicht, sondern kann man sie brauchen oder nicht. Je mehr das Alte schwindet, hie und da nur noch ein Halbdutzend Aepfel in die Ecken eines Korbes sich schmiegen, desto massenhafter rückt das Neue an, die Köpfe der Marktweiber reichen nicht mehr aus als Transportmittel, da müssen Wagen und Pferde her, und hochgethürmt ziehen Kabisköpfe ein, füllen Plätze aus, machen den Strohköpfen in der Stadt den Rang streitig, selbst jetzt noch, wo sich dieselben doch durch so viele Eidgenossen verstärkt haben. Jetzt legt das Jahr die Proben ab über den empfangenen Segen. Man kann es von weitem sehen, ob die Käufer um einen Wagen sich drängen, oder wir möchten fast sagen, die Wagen um die Käufer; und kömmt man näher, so empfindet man den richtigen Standpunkt ganz bestimmt an den Wistelachern; sind die zärtlich, dann aufgepaßt, dann haben sie Zwiebeln, Gurken und andere Herrlichkeiten in Hülle und Fülle, mehr als ihnen lieb ist; sind sie aber noch gröber als sonst, dann zugegriffen ohne Complimente.

Aber nicht bloß die Verschiedenheit der Jahre merkt man. Wer 50 Jahre gelebt hat, merkt um diese Zeit besonders, einen gar mächtigen Unterschied zwischen ehedem und jetzt. Ehedem ging es um diese Zeit bis gegen Weihnacht viel lebhafter, wir möchten fast sagen, wilder zu. Da kellerte man noch ein, machte Vorräthe auf den Winter, machte Kabis ein, metzgete sogar. Seit aber die baumwollenen Hemdchen aufgekommen sind, welche man gemacht kauft, weil Weib und Töchter keine mehr nähen können, seitdem macht man nicht Kabis ein, metzget nicht (schlachtet kein Schwein), beides stinkt und macht Mühe, man kellert auch weder Aepfel noch Erdäpfel ein; in Vorräthen liegt alleweil ein Schaden, todtes Geld und Abgang, ein unnöthig Geschlepp, — und wirklich an vielen Orten hat man Nachts nicht mehr so viel Speise, um eine hungerige Maus zu sättigen.

Da sieht man aber eben auch, was für Zeit es ist. Ja noch viel mehr sieht man, wenn man nicht bloß in die Körbe der Verkaufenden, sondern auch in die Gesichter der Käufer sieht: da kann man Betrachtungen anstellen über die Zeit im Allgemeinen und die Zeit im Besondern, da kann man merken, ob es eine gesegnete oder ungesegnete ist in dieser oder jener Gegend, und in diesem oder jenem Hause, wie auf die Ueppigkeit die Spärlichkeit folgt, wie der Gluft wäre, wenn das Geld noch wäre. — Lustig ist's, wie in bestimmten Häusern ein regelmäßiger Wechsel ist, wie zwischen Ebbe und Fluth, daß man mit Sicherheit aus dem Marktkorbe schließen kann, besonders wenn die Frau selbst noch Einkäufe besorgt, beginnt ein Monat oder geht er zu Ende. Wenn ein Quartal der Mond wäre, könnte man auf dem Markte am heiterhellen Tage sehen, in welchem Stadium er wäre, und 3 Wochen nach dem Neujahr bis gegen Ostern werden sicherlich auch in den Marktkörben die Fasten sehr merkbar sein. Und wie erst die Leute selbst kommen und verschwinden, mager werden oder fett, avanciren oder verkümmern, es ist merkwürdig! Da

droblet der Stoff zu den intereſſanteſten Lebensbeſchreibungen recht eigentlich auf der Gaſſe herum. Wahrſcheinlich werden auch die Herren, welche bedächtigen Schrittes, mit den Händen auf dem Rücken, den Augen in allen Körben und allen Geſichtern, Geſchichtsforſcher ſein, welche hier auf dem Markte auf- und abwandelnd, Neuperipatetiker, ihre wichtigſten Geſchichtsſtudien machen oder Figuren zu Novellen ſuchen. Anfangs wird es ihnen gehen wie Andern; ſie ſehen ein buntes Durcheinander, ohne beſondere Merkmale, ohne eigenthümliche Züge. Erſt bei längerem Beſchauen trittet das Beſondere auseinander und Einzelnes macht ſich bemerkbar, trittet immer eigenthümlicher hervor, ſo daß, fehlt es einmal im Gemenge, der Beſchauer es vermißt und ſucht; er hat das Ganze nicht mehr, das Vermißte muß eine Lebensveränderung erlitten haben, welche, nimmt Einen wunder.

Doch es giebt nicht Männer nur, welche Anlage haben zur Geſchichtsforſchung, daherige Studien unwillkührlich machen und ſich auf dem Markte auch um die Menſchen kümmern und nicht bloß um Rüben und Rabünzli. Wir hatten eine Baſe, eine kuraſchirte Frau, mit hellen Augen, raſchen Entſchlüſſen und Urtheilen, ſie hätte den beſten Schützen gegeben, ein Blick und paff! d'Sach war richtig. Sie kam in ihren Reden, mit denen ſie nicht kargte, oft auf ihre Marktерfahrungen. Am liebſten redete ſie davon, wie ſie immer lange voraus gewußt, ob eine Haushaltung verlumpen werde oder nicht. Wenn eine junge Frau alle Erſtlinge gekauft, ihr nichts zu theuer geweſen, wenn ſie bei keiner jungen Gans habe vorbei gehen können, ſo habe die Baſe in der Regel es getroffen, wenn ſie gedacht: kauf du nur, du arms Tröpfli, es kömmt dir ſchon anders, wenn du Verſtand haſt, und haſt keinen, je nun, ſo iſt's nicht ſchade um dich, wenn dir auch das Geld ausgeht. Richtig habe ihr auch Keine lange das Beſte vor der Naſe weggekauft. Sie war unerſchöpflich in Geſchichten über dieſes Thema. Doch ſah ſie aber auch noch Anderes

als der Menſchen Schwächen, auch das Beſſere, Anmuthige entging ihr nicht, überhaupt ſelten etwas Bemerkenswerthes. Mit beſonderer Vorliebe hielt ſie folgendes Marktbild feſt, aber ſie mußte in recht weicher, ſchöner Stimmung ſein, wenn ſie es zum Beſten geben ſollte.

Vor einigen Jahren, erzählte ſie, traf man jeden Markttag, außer bei ganz grundſchlechtem Wetter, eine ältlichte Frau an. Sie fiel weder durch ihre Kleidung auf noch durch ihre Geſtalt. Die Kleidung war äußerſt einfach, aber ebenſo reinlich, ſie war von mittlerer Größe, hatte nichts Auffallendes im Geſicht beim bloßen Anſehen, ſie fiel mir bloß auf durch die Stätigkeit ihres Daſeins, das mir gar nicht nothwendig ſchien, denn ſie hatte in der Regel nur ein ganz kleines Körbchen am Arme, kaufte wenig und zuweilen gar nichts. Hatte ſie auch ihren Einkauf gemacht, ging ſie nicht heim wie andere Frauen, ſondern regelmäßig die ganze Straße durch von oben bis unten, und bei ſchönem Wetter und wenn der Markt ſo recht viel Neues brachte, hin und her. Unwillkührlich fing ich an, mich zu achten, was ſie eigentlich da treibe und was ſie kaufe; im Handel war ſie mir nie in Weg gekommen, hatte weder eine Taube noch ein Hähneli mir vorweg geſchnappt. Sie kaufte nichts Meiſterloſiges, überhaupt nichts aus dem Thierreich, ſondern bloß aus dem Pflanzenreiche, und hier auch zumeiſt das Allerwohlfeilſte und was zum Kochen wenig Feuer brauchte, immer nur für einige Kreuzer, jedoch faſt immer etwas Obſt; hier und da märtete ſie ſich eine Blume ein, ein Röschen oder ein Stiefmütterchen, und oft gaben die Weiber eins ungebeten, auch einige Salatblättchen, woraus ich ſchloß, daß ſie ein Vögelchen haben müſſe, ſonſt aber wahrſcheinlich alleine haushalte. Ihre Geſchäfte wären alſo in einigen Minuten abgethan geweſen, wenn nicht etwas Anderes ſie gefeſſelt hätte, und was das war, ſah ich bald, als ich einmal aufmerkſam auf ſie war.

einzelnen Stelle die Rede geweſen war; unvergeßlich beſonders auch jene Sommerſonntags-Abende, da die Hügel hinter Lützelflüh erſtiegen wurden, das ſchöne von der Emme durchſchimmerte Thal mit ſeinen Dörfern und Höfen, Wieſen und Wäldern in der Sonntagsruhe zu Füßen lag, gegen die Jurahöhen im blauen Dufte die Sonne ſich neigte, Ar-, Wetter- und Schreckhorn und Jungfrau immer glühender herglänzten und purpurner immer Fluh und Wand der Höhen über dem Thuner- und Brienzer-See Blume, Hohgant und Rothhorn. Und führt das Glück noch einmal auf die Trümmer des Schloſſes Brandis und auf die andern Hügel über Lützelflüh oder durch irgend einen Pfad ihrer Thäler, ſo werden wir auch dort, wenngleich einſam, doch wandeln im Geſpräch mit dem ſeligen Freunde.

Mit dem Gedanken eines frühen Hinſcheidens hatte er ſich vertraut gemacht. Er ſagte dem Freunde bei deſſen letzten Beſuche öfter: „ich werde nicht alt;“ und wie wenn er eine Ahnung gehabt hätte, nahm er mit beſonderer Bewegung Abſchied und ſchrieb dann wiederholt: wir ſollten uns noch einmal ſehen. Doch es war anders beſchloſſen. Seine letzte Erzählung „Die Frau Pfarrerin,“ mit welcher der vorliegende Band beginnt, ſchrieb er, ſo viel ſich aus den Umſtänden ſchließen läßt, allerdings nicht im Gefühl, daß es ſeine letzte Schriftſteller-Arbeit ſei, auch nicht in irgend einer unmittelbaren Beziehung auf die Seinigen; er hatte dieſelbe zunächſt für die Alpenroſen beſtimmt. Aber doch kann er ſie auch nicht geſchrieben haben, ohne im Allgemeinen an das Loos einer Predigers-Wittwe zu denken; und es iſt rührend, in ſeiner Handſchrift dieſer Erzählung zu ſehen, wie ihm beim Schreiben der letzten Worte: „ihre Seele wird dort Gott preiſen, wie nur die reinen Herzen es vermögen“, die Tinte ausgegangen war und das „vermögen“ verſchwindend *geſchrieben* iſt.

Er trug ſich noch mit manchem Werke, beſonders ſcheint er darüber oft nachgedacht zu haben, die Heiligkeit der zehn Gebote in einer Erzählung darzuſtellen, und in einer andern die Ehrenhaftigkeit und das Glück eines beſcheidenen und frommen Städters, alſo eine Art Seitenſtück zu ſeinem Bauernſpiegel. Da wir ihn im Auguſt 1852 auf einem kurzen Ausfluge nach Selisberg in Unterwalden begleiteten, merkte er ſich genau die Oertlichkeiten, trat mit einer verſtändigen Unterwaldnerin von Emmaten, die mit uns bis hinaus nach Selisberg ging, ſogleich aufs freundlichſte ins Geſpräch, und fragte eine Menge Dinge über Land und Leute, Sitten und Bräuche. Als wir von Brunnen nach Luzern zurückfuhren und des Regens wegen in die Kajüte flüchten mußten, unterhielt er ſich ſogleich mit aus Neapel heimkehrenden Soldaten, die in ihrem Glück, wieder im Vaterland zu ſein, überaus vergnügt waren. Und als wir bei Stanz-Stad landeten, ſuchte er offenbar von dem Orte und der Umgebung ein Bild zu faſſen, daß es ſchien, es ſchwebe ihm eine Geſchichte vor, die ſich in dieſem Ländchen begeben habe. Sonſt, ſagte er, verlaſſe er nur ungern als Erzähler ſeinen heimiſchen Boden; den Emmenthaler kenne er, nicht ſo den kaum eine Tagereiſe entfernten Oberländer; und er getraute ſich weniger, eine im Simmenthal oder in einer andern jener Gegenden ſich begebende Geſchichte zu erzählen.

Es wurde auch geſagt: er habe ſich zu ſeinen Erzählungen Alles und Jegliches zuſammentragen laſſen. Das wäre freilich unbegreiflich, wie aus ſolchen Zuſammentragungen ein Charakter als aus einem Guſſe könnte dargeſtellt werden. Er aber ſagte, habe er einmal ein Bild in ſeinen Hauptzügen gefaßt, ſo ergebe ſich das Einzelne im Fortgange der Ausmalung wie von ſelbſt. Dabei erfordere freilich oft die verkehrte Rede, welche er einer einfältigen Perſon in den Mund legen ſollte, ein einziges dummes Wort längeres Nachſinnen, als eines Redſeligen lange Abhandlung. Er ſtudirte

und arbeitete eben nicht nur in seinem Studir-Zimmer. Doch war dieses die Wohnstätte seines stillen Fleißes, seines Friedens, seines Glückes, das er reichlich genoß in immer neuen Schöpfungen.

Dieses Studirzimmer war auf dem obern Boden des Pfarrhauses; es hat ein einziges Fenster gegen Mittag und sieht in den Garten, zwischen den Bäumen hindurch ins nahe Pflanzland, über einige Häuser weg auf jenseitige Hügel und Wälder, über welche mit seinem leuchtenden Schnee und seinen schwarzen Felswänden der Eiger hereinsieht. Jeremias einfacher Arbeitstisch aber war von der Aussicht abgewendet und gegen die Wand gekehrt, als wollte sich der Arbeitende von dem Reiz der Aussicht nicht zerstreuen und von andern ihm vor der Seele schwebenden Bildern nicht abbringen lassen. Neben ihm lagen seine Kirchenbücher, unter diesen eins *mit* besonders glänzendem Goldschnitt, es war **das Buch**, aus welchem er auf der Kanzel die Eheverlöbnisse verkündete. Er wollte wol durch diese freilich unbedeutende Aeußerlichkeit zu verstehen geben: es sei dieß auch ein Buch des Lebens, und es sei nicht eine leere Förmlichkeit, in dasselbe aufgeschrieben und aus demselben verkündet zu werden; wie er ja denn auch in so vielen seiner Erzählungen den Segen einer glücklichen Ehe schilderte und das Unheil der Zeit nachwies in der Nichtachtung der ersten und ewigen Ordnungen. Neben ihm lag aufgeschlagen die durch und durch aber besonders auch in ihren Propheten viel gelesene Bibel. „Er gedachte, nach dem Worte des Propheten, des Vorigen von Alters her und fragte das vorige Geschlecht; verkündete, was er gehört und erfahren und was die Väter erzählt. Sein Gedächtniß wird nicht vergehen."

Die Frau Pfarrerin.

Ein Lebensbild

von

Jeremias Gotthelf.

zu tragen, alles Uebrige beſorgte ſie ſelbſt. Im Hauſe hatte ſie das Stübchen gemiethet, mit den übrigen Hausbewohnern hatte ſie keine andere Gemeinſchaft, als daß man ſich grüßte, wenn man einander auf den Treppen begegnete, das will zwar ſchon was ſagen. Ein ſolches Vereinzeltſein mag zuweilen gehen, aber früher oder ſpäter kommt dann doch die Frage: und jetzt, was? kommt oft ſo plötzlich, daß ſie Einem den Schweiß austreibt.

Damals kam ſie auch mir und nicht bloß der halb ohnmächtigen Frau. Und jetzt, was? Ich war alleine da, die Wochenmagd kam um 6 Uhr, jetzt war's 10. Wäre ich nur zu Hauſe geweſen, da hätte ich ſchon Jemand ſenden können, aber durfte ich ſie allein laſſen? und wem rufen im wildfremden Hauſe? Es war nicht einmal ein Glockenzug im Stübchen. Da klopfte es an die Thüre, ein luſtig Kindergeſicht guckte hinein und rief: die Mama ſchickt mich und läßt fragen, ob ſie der Frau Pfarrerin mit etwas behülflich ſein könne, ſie habe gehört, ſie ſei krank heimgekommen. Das war ein Engelein in der Noth, das mit großem Mitleid die arme Frau ſtreichelte, die vor Huſten die Antwort nicht fand.

Könnte die Mama ſelbſt kommen? ſagte ich, ſah nicht das Kopfſchütteln der Kranken, und zur Thüre hinaus war das Kind, ehe ſie es zu einer Antwort brachte. Mein Gott, was denkt ihr! ſagte ſie endlich, eine ſo vornehme Frau ... Aber ehe ſie vollenden konnte, trat dieſe ſchon ein; allerdings eine vornehme, aber äußerſt liebliche Erſcheinung. Mitleidsvoll wandte ſie ſich zur Frau Pfarrerin, mich grüßte ſie kaum, ſteif und von der Seite. Ich nahm's für Hochmuth, dachte bei mir, ſie ſind doch Alle gleich, ſpäter kam ich darüber, daß ſie ſchüchtern war. Weit über dreißig und vornehm, ich wollte es lange nicht glauben, aber es war doch ſo, ſie war ſchüchtern, wurde leicht verlegen und ſogar roth aus einfacher Verlegenheit.

Und jetzt, was machen? Vor Allem aus müsse sie ins Bett, wurden wir räthig, dann wolle ich nach meinem Arzte aus. Sie wollte nach dem Ihren senden, sagte sie, aber der sei etwas bequem, und wenn er sich einmal eine Tagesordnung gemacht, so weiche er nicht mehr davon ab; und wenn man ihm nachliefe mit der Nachricht, seine Frau wolle sterben, würde er antworten: sie solle warten, er habe noch vier Visiten zu machen, sobald die abgethan, werde er alsbald kommen. Die Dame schickte nicht nach dem Kammermeitli, wie ich erwartet hatte, sondern legte selbst Hand an, zur unaussprechlichen Verlegenheit der guten Frau Pfarrerin. Aber nein, Frau Landvögti! aber mein Gott, Frau Oberst! ich bitte, ich muß mich ja schämen, und als sie zum linken Fuß gekommen war, kostete ihr der fast das Leben. Als die Dame darnach griff, um auch ihn vom Strumpfe zu befreien, rief die Frau Pfarrerin: Nei, es het doch gwiß kei Gattig! bückte sich, wollte selbst ziehen, verlor den Halt und wäre beinahe mit dem Gesichte voran unter's Bett gefahren. Nun ich griff noch zur rechten Zeit zu und verhütete den Sturz, aber es geschah so unsanft, daß die gute Frau laut aufschrie und der Thränen sich nicht erwehren konnte. Mit großer Mühe brachten wir sie zu Bette, das so reinlich war, daß die Frau Pfarrerin uns gerne gebeten hätte, uns drei Schritte weit davon entfernt zu halten, wenn die Höflichkeit es ihr erlaubt hätte. Endlich war sie unter vielen Schmerzen im Bette und hätte nun wenigstens ruhig sein können, wenn die Höflichkeit nicht gewesen wäre. Aber mein Gott, was die Frauen Mühe mit mir gehabt und wie das mich plagt, daß die Frauen da um mich herum stehen, ich ihnen nicht einmal Sessel geben kann, um wenigstens doch zu sitzen. Uebrigens glaube sie, sie brauche uns nicht länger lästig zu fallen, sie könne wohl alleine sein, bis der Arzt komme, es sei ihr so unendlich leid, daß wir ihretwegen Mühe hätten. Ich glaube nicht, daß es so böse ist, sagte ich, geschunden und gequetscht indessen seid ihr brav

und das ist manchmal schon genug. Jetzt will ich um den Arzt aus, hernach komm ich bald wieder. Die Frau Landvögtin übernahm die Wache und that noch mehr. Sobald ich fort war, rief sie Lisette, ihr Kammermädchen, machte mit ihr kalte Aufschläge und gab der guten Frau, die zu fiebern begann, zu trinken. Ich fand den Arzt rasch und alsbald ließ er sich von mir dirigiren. Er fand die Verletzung an sich unbedeutend, dagegen die Erschütterung und den Schreck in solchem Alter bedenklich, daher er nichts sagen könne, man müsse zuwarten, es werde sich jedenfalls bald zeigen, die Hauptsache sei Ruhe und gute Abwart. O, Ruhe hätte sie, sagte die Frau, und wenn sie wisse, was machen, und es ihr nicht böse, so könne sie schon machen, was sie nöthig habe. Da erklärte die Frau Landvögtin dem Arzte, sie meine, sie könne es mit der Wochenmagd machen, die im Tage nur einmal komme. Das werdet ihr bald merken, daß es nicht geht, sagte dieser, nein, dafür muß anders gesorgt werden. Nun machte er ihr den Vorschlag, sie in den Spital transportiren zu lassen, wo alle Burger unentgeldlich aufgenommen und verpflegt würden, sobald sie krank würden. Er sei Arzt dort, sagte er, und besser als dort sei sie nirgends aufgehoben, das verspreche er ihr. Das könne sie nicht, sagte die Frau zu der Andern großen Verwunderung, in ein so großes Haus, ein so großes Wesen hinein dürfe sie nicht. In einem großen Saale könnte sie nicht krank sein, da hätte man ja Tag und Nacht weder Ruhe noch Schlaf, krank sein könne man nur in einem kleinen Stübchen. Man redete ihr warm zu, dieses Vorurtheil fahren zu lassen, in Einem Tag sei sie an den Saal gewöhnt, und was sie wünsche, habe sie alsbald. Sogar Lisette mischte sich ein, und seine Ohren hätten bemerkt, daß ihre Stimme am schärfsten tönte. Wahrscheinlich fürchtete sie, bei der Güte ihrer Herrin, mit der Frau vielfach belästigt zu werden.

Die gute Frau Pfarrerin fühlte gar wohl, daß dieſes Weigern als eine kindiſche Meiſterloſigkeit vorkommen mußte, ſie kam in ſichtbare Angſt. Da ſagte die Frau Landvögtin: Nein, meine liebe Frau Pfarrerin, ſeid nur ruhig, es iſt denn nicht, daß dieſes abſolut ſein muß. Ich begreife gar wohl, daß man lieber alleine krank iſt als unter einem Dutzend, wo, wenn Eines ſchlafen möchte, ein Anderes huſtet. Ich hätte es ganz auch ſo. Eine gute Abwart wird ſich wohl finden. O ja, ſagte Liſette, für's Geld ſind immer Leute zu haben, die etwas verdienen möchten. Liſette, ſagte die Frau Landvögtin, geht doch hinauf und ſeht, ob die Köchin vom Markt zurück iſt, und iſt ſie noch nicht heim, ſo ſchließt das Veſtibule, der Herr iſt auch ausgegangen. Es iſt ein Strolchenvolk in der Stadt, man iſt nirgends mehr ſicher. Ihr werdet doch denken, ſagte die Frau Pfarrerin, für eine arme alte Frau thue ich doch dumm, es iſt ſo, ich will gerne meine Schwachheit bekennen. Auf dem Erdboden habe ich nichts Lebendiges mehr, das mich liebt, als mein Vögelein, und ich möchte faſt auch ſagen, meine Blumenſtöckli. Was ſollte dann aus dem armen Vögeli werden, wenn ich in den Spital müßte? Es würde ihm wohl Jemand zu freſſen geben, aber lieb hätte es Niemand und Niemanden könnte es ſeine Liebe erzeigen. Es würde vor Längizyti nicht freſſen und ich könnte nicht ſchlafen. Herr Doctor, wenn es zu machen iſt, ich halte an, was anzuhalten iſt, ſo laßt mich hier. Ganz ohne Geld bin ich nicht, ich habe auch ein Sparhäfeli, nicht ein großes, aber doch dachte ich auch an die böſen Tage.

Der Arzt war nicht Einer von denen, die nicht eintreten können, nicht fühlen, was Andere fühlen, böſe werden, wenn man ſich ihnen nicht ohne Widerrede unterwirft, aber ſpotten that er gern und ſehr oft, um ſeine Weichheit dahinter zu verbergen. Ja, wenn es ſo iſt, Frau Pfarrerin, ſo ſage ich kein Wort mehr. Ein ſolcher Grüſel bin ich denn doch nicht,

daß ich eine ſolche Liebe ſtören möchte. Wenn nur Frau K. da wäre (er meinte mich), die hat ihre Naſe an allen Orten, und kennt alle Leute, die wüßte uns ſicher eine Abwart, die paßte.

Danke für das Zutrauen, Herr Doctor, ſagte ich, da ich längſt eingetreten war, aber eben nicht nöthig fand, mich kund zu geben, aber ihr habt recht, ich weiß zwei für eine, es frägt ſich nur, welche eben zu haben iſt. Die Frau Landvögtin ward verlegen, aber der Doctor nicht. Da weiß ich jetzt my Seel nicht, welches Sprüchwort ich anwenden ſoll, ob das vom Horcher oder das vom Wolf. Aber ſei es das Eine oder das Andere, ſo iſt's gut, daß ihr Rath wißt. Es ſei ihr ſo leid, daß ſie uns ſo Mühe mache, ſagte die Frau Pfarrerin, aber wenn der Herr Doctor *meine*, ſie müſſe im Bette bleiben, ſo ſei ſie dankbar, *wenn man für* eine ſorgen wolle; ihr Ruhbett ſei ein Kaſtenruhbett, ſo daß eine Wärterin kommen könne, wenn ſie wolle, Gſcheer gebe es nicht.

So ward die Sache abgeredet. Ich machte mich nach der Abwärterin auf, welche beim Arzte die nähern Inſtruktionen zu holen hätte. Die Frau Landvögtin übernahm die einſtweilige Ueberwachung.

So hatte ein ſogenannter Zufall Perſonen zuſammengewürfelt und in Verbindung gebracht, die ſonſt nie in Berührung gekommen wären, um freundliche Erinnerungen wäre mein Leben ärmer geblieben, um Vorurtheile reicher. Wie Vieles in der Nähe ganz anders ſich macht als in der Ferne, man glaubt es gar nicht. Es gibt Verhältniſſe, Lebenslagen, ſie ſchimmern weithin, dort wohne, ſollte man glauben, das leibhaftige Glück, nach dem Mitgenuſſe ſeufzen lüſterne Seelen, und wären ſie dort, ſäßen ſie mitten drin, ſie würden erſchreckt die Augen aufrichten, würden meinen, ſie ſeien *verirrt*, *ans* unrechte Ort gerathen, würden nicht raſten, nicht

ruhen, bis ſie wieder heraus wären aus der Pein, die ihnen von ferne wie der Vorhof der Seligkeit vorgekommen.

Und wie es mit den Verhältniſſen ſo oft der Fall iſt, geht es auch mit Menſchen. Menſchen, von ferne die Liebenswürdigſten, werden nicht ſelten in der Nähe die Widerwärtigſten. „Als wir noch nicht verheirathet waren, dünkte mich immer, ich müſſe meine Braut freſſen, und jetzt bin ich ſo reuig, that ich es damals nicht," ſeufzte ein beſchwerter Ehemann. Umgekehrt geht es aber eben ſo oft. Lagen, von denen man verſicherte, man möchte nicht gemalt darin ſein, können ſehr angenehm und heimelig werden. Menſchen, von denen man ſagte, ſie hätten rechte Längizytigſichter, bei denen hielte man es nicht aus, „gut Lüt, gut Lüt i Gott's Name, aber langwylig vom Tüfel", und gerade dieſe Leute können uns recht lieb werden, ja ſich eigentlich einniſten in unſer Leben, daß, wenn ſie uns genommen werden, eine rechte Lücke entſteht in unſerm Daſein, die lange ſich nicht füllen will. Sie haben halt das Meiſte und Beſte nicht auf dem Geſicht, ſondern tiefer innen.

Eine ähnliche Erfahrung ſollte ich jetzt machen. Wer mir geſagt hätte, es würde mir zwiſchen einer alten Pfarrfrau und einer eleganten und vornehmen Frau Landvögtin recht wohl und heimelig, ja abſonderlich wohl und heimelig werden, den hätte ich ſehr ausgelacht, und doch ging es mir jetzt ſo. Freilich wäre es nicht Allen ſo gegangen, ja Vielen nicht, und gerade den Tonangebern, Ausſchließlichen, der Creme der Geſellſchaft nicht. Es gibt Leute, welche über Alles, was nicht nach ihrem Salon oder ihrem Kaffeehaus riecht, die Naſe rümpfen, für Nichts Intereſſe haben und unendlich langweilig finden, was nicht in dieſen Kreiſen beſprochen wird. Dieſe Leute halten ſich für ſehr fein gebildet und ſind es eben nicht, ſondern äußerſt bornirt, grauſam beſchränkt, denn nur in einem ganz kleinen Gebiete des Menſchenlebens ſind ſie einigermaßen bekannt. Und ſo Einer

kann unter sinnigem Gähnen und schrecklichem Aufblicke gen Himmel sagen, die dummen Leute, die könne er gar nicht leiden. Wen heißt er dumm und können nicht mit dem gleichen Rechte die Andern ihn den Allerdümmsten beizählen? Das Dumm ist gar ein seltsam Wort, es gleicht gar oft dem Stein, der den Schleuderer selbst in's Gesicht schlägt.

Die Folgen des Unfalls waren ganz andere, als die gute Frau sie sich Anfangs gedacht. Es ist mit dem menschlichen Körper fast wie mit Wein, den man in Flaschen gezogen, jahrelang unberührt liegen gelassen hat, so daß er sich auf das feinste abgeklärt, goldgelb herrlich leuchtet. Werft die Flasche unbedacht hin und her, so mischt sich die Unreinigkeit, die sich abgesondert hatte, mit dem Reinen wieder und trübt es dergestalt, daß man den Wein lange nicht *wieder hell* bringt, daß es fast ein anderer Wein geworden *zu sein* scheint. Aehnlich ist es mit dem menschlichen Körper. Laßt einen ältlichen Menschen, der jahrelang ein einförmig stilles Leben geführt, von einem Unfall betroffen werden, durch einen Beinbruch z. B., so daß der Körper erschüttert ist, die Lebensweise geändert werden muß, so trittet so gerne eine Hinfälligkeit hervor, die man gar nicht geahndet, der Schaden wird zur Nebensache, die Kränklichkeit nimmt eine ganz andere Gestalt an, geht nicht selten endlich in Tod über. Die gute Frau Pfarrerin hatte gehofft, wenn nicht noch in selber Woche, so doch in der nächsten aufstehen, Steg und Weg wieder brauchen zu können; aber sie täuschte sich schwer, täuschte sich von Woche zu Woche, und wenn auch mit Seufzen, nahm sie doch die Täuschungen ergeben hin. Die Schäden wollten nicht recht heilen, die verstauchten Glieder sich nicht recht kräftigen, und allmählig schlich eine allgemeine Schwäche sich ein. Der Arzt that sein Möglichstes, nahm aber nach und nach ein fatales Kopfschütteln an. Die Abwart war gut, ich hatte es glücklich getroffen, sie erfüllte nicht bloß ihre Pflichten treu, sondern sie

liebte die Kranke, die so geduldig litt, nie befahl, sondern so freundlich um das Nöthige bat, und wenn möglich jedes Schläfchen schonte.

Indessen konnte die Abwart nicht ihre ganze Zeit der Frau Pfarrerin widmen, sie hatte noch andere Verbindlichkeiten, welche sie nicht lösen durfte. Sie mußte Sorge tragen zu ihren Leuten, trotz allem Credit, in welchem sie jetzt stund, von wegen man kann nie wissen, was es geben wird. Das ist eine Vorsicht gut für Alle, und Manchem käme es wohl, er hätte sie beobachtet, und zwar Manchem nicht nur in den obersten, sondern auch in den untersten Ständen. Ja Rathsherren per Exempel brauchen noch oft Vorsicht, aber so manches Stüdi, das einmal zu einem Platz gekommen, wo man zweimal in der Woche frisch kocht, meint nun, von da aus liefen die Wege zu allen Herrlichkeiten der Welt unfehlbar, und unbekümmert um Gott und Menschen könne es Schüsseln und Kacheln himmeldonnern an den Wänden herum, das mache Alles nichts, ihm fehlten die besten Plätze nicht, wenn es einmal einen Moken abdämpfen und saure Leber anbrühen könne und läßt sich nicht träumen, daß es im nächsten Jahr 6 Monate ohne Sohle an den Schuhen werde einen Meister suchen müssen, keinen Tag wissend, wo es am Abend sein Haupt werde zur Ruhe legen können.

Eine Wochenmagd oder auch Abwart hat gar ein zufälliges Einkommen, weil keine bleibende Anstellung. Empfehlungen machen da die Hauptsache, und um die kommt man so leicht. Man braucht nur an einem Orte uneben zu trappen, so ist die Gnade verwirkt. Das isch e Madame, heißt es, wohl da läßt sich luegen, daß man die Majestät nicht verletzt, die möchte ich um keinen Preis mehr, und rekommandiren keinem Menschen. Unsre Abwart hatte sich also einige Zeit vorbehalten, mußte zudem auch für die Frau Pfarrerin Verrichtungen machen, so daß sie alleine war in diesen Zwischenräumen. Wir ordneten die Zeit, so daß viele

Zwischenräume des Alleinseins ganz klein wurden oder völlig verschwanden. Ich muß sagen, die Frau Landvögtin that da das Beste, und nicht bloß durch Lisette oder eine andere Stellvertreterin, sondern wenn möglich in eigener Person. Ja wenn sie auch wußte, ich war da, so kam sie doch noch zuweilen mit der Arbeit und half die Zeit vertreiben. Und wenn Jemand sagte: die Frau Landvögtin ist aber fleißig, man sollte meinen, wie nöthig sie es hätte, man muß sich schämen neben ihr, so antwortete sie: Bin es gewohnt von Jugend auf; bei meiner Mutter hätte Jemand müßig sein sollen! Die sagte, jede anständige Bernerfrau arbeite, nume Güschigut und junge Gäznäseni thäten nichts.

Was uns an der Frau Pfarrerin am meisten auffiel, war eine Verlassenheit oder Vereinzelung, wie sie wohl selten vorkommen wird. Sie fragte, schickte nach Niemanden, Niemand fragte nach ihr. Nur ihr Vögelein zwitscherte, bis es zu ihr konnte, und nur die Blättchen schienen ihm recht zu schmecken, die es von ihr bekam, oder die sie zwischen die Stäbe steckte. Auch des Marktes muß ich gedenken, wo ihr Ausbleiben natürlich den Marktweibern auffiel. Großes Bedauern erweckten die Folgen des Unfalles; hier eine Frau, dort eine ließ sie grüßen, ihr sagen, sie solle doch ja machen, daß sie bald wiederkomme, man habe recht Langeweile nach ihr. Hier eine, dort eine gab mir eine Blume, einen Apfel für sie, mit dem Bedeuten, man habe den expreß für sie mitgebracht, weil man sich erinnere von früher her, wie sie Wohlgefallen daran gehabt. Ein Weib gab dem Andern das Beispiel, daß wenn ich Alles hätte annehmen wollen, ich eine eigne Magd hätte mitnehmen müssen, freilich kaum für lange, so was ist selten anhaltend bei den Weibern. Aber ich bat, es nicht zu gut zu machen auf einmal; wie wollte sie das Alles brauchen, da sie alleine sei, aber jeweilen ein Zeichen werde sie sehr freuen, die arme Frau, welche es kaum lange mehr machen werde. Nun trug ich denn allemal etwas heim,

und ward es mir zuviel, ſo ſchob ich es zurück aufs nächſte Mal. Mein Trägerlohn aber war ein reicher. Ach, was die gute Frau Pfarrerin ſich freute über die Gaben und über die Weiber, daß ſie ihrer gedachten und daß die Aepfel ſo ſchön gerathen, ſie ward jedesmal glücklich bis zu Thränen. Solch ein kindlich Gemüth kam mir in meinem Leben nie vor. Aber was ſolch ein Gemüth für ein Schatz iſt, begreift die Welt nicht, es iſt auch ein Gut, das über allen Verſtand geht, ſo gut als der Friede Gottes. Das ſogenannte Glück, dem Alle nachjagen, iſt außerhalb den Gränzen der beiden nicht möglich, iſt nichts als ein trügeriſches Weſen oder ein garſtig Geſpenſt.

Daß wir nach Verwandten, Bekannten fragten, denen man vielleicht etwas wiſſen laſſen könnte, wird Jedermann begreiflich finden. Doch durften wir es nur leiſe, unbemerkt thun, ſie hätte ſonſt geglaubt, es ſei nur, um ihnen unſere Laſt zuzuſchieben. Aber ſie antwortete immer, ſie hätte Niemand als den Waiſenvogt ihrer Zunft, den ſie kenne und den ſie einſtweilen ruhig laſſen wolle, ſo lange es möglich ſei. Er meine es nicht bös, aber er ſei ein grober Polteri, trete in nichts ein, und wenn man nicht Alles mache exakt wie er befehle, ſo behandle er Einen ärger als eine Magd, oder gar als ob eigentlich Leben und Sterben nur von ſeiner Gnade abhingen. Sie ſchlotterte ordentlich, die gute Frau, wenn ſie von ihm ſprach. Wie ſchlotterte ſie aber erſt, als ſie vernahm, daß derſelbe mein Vetter ſei, ich hatte die größte Mühe, ſie zu beruhigen und ihr begreiflich zu machen, daß ich durchaus nicht beleidigt ſei. Der Vetter ſei mir zwar lieb, aber ich kennte ihn zu gut, um es übel nehmen zu können, wenn Jemand über ſeine Schwächen lache oder ſich beſchwere. Es war ein Mann, wie man zu ſagen pflegt, von altem Schrot und Korn, ehrlich und tüchtig bis ins innerſte Mark hinein und dazu in Privatgeſchäften mild und angenehm, und ganz anders, als wenn er auf den amtlichen Boden kam; da kam er wie auf den Wolken der Majeſtät,

Majestätsverbrechen waren ihm Widerspruch und Einrede, da ward er rücksichtslos und streng, schien hart und hochmüthig. So mußte ihn die arme Frau erfahren haben, es nahm mich wunder wie?

Ueberhaupt drängte es mich, den Umhang vor ihrer Vergangenheit aufzuheben, um zu erfahren, wie es gekommen, daß sie so eigenthümlich geblieben oder geworden. Aber nicht bloß ich war gwunderig, der Frau Landvögtin ging es akkurat gleich wie mir. Als ich einmal des Nachmittags zu ihr wollte, traf ich auf der Treppe die Frau Landvögtin an. Sagt mir doch, redete mich diese an, wisset ihr nichts vom Leben unserer Frau Pfarrerin, es nimmt mich z'tod wunder, sie sitzt sorgfältiger darauf als eine Gluggere auf ihren Eiern und möchte nicht das Geringste merken lassen, und gerade deßwegen nimmt es mich so wunder. Gerade gleich gehe es mir, sagte ich. Nun, wißt ihr was, ihr seid eine so resolute Frau, so stecht sie diesen Nachmittag geradezu an. Es ist absurd Wetter, so gerade recht, daß man nicht gestört wird und besonders geneigt ist, etwas zu hören. Sie ist so eine Gute, daß sie es nicht abschlagen darf, und was wir zu hören bekommen, bringen wir ihr nicht aus, wir dürfen es also wohl wagen. So war es mir gerade auch, und sobald die Frau Landvögtin, die noch einen kleinen Ausgang gemacht, sich gesädelt hatte und die Lismeten im Gang waren, fragte ich: Was hättet ihr gesagt, Frau Pfarrerin, wenn ich meinen Vetter herauf gebracht hätte? ich traf ihn fast vor der Hausthüre an und hatte gute Lust ihm zu sagen, er sei ein sauberer Vogt und kümmere sich schlecht genug um seine Anvertrauten; was der wohl für ein Gesicht gemacht hätte! Meine kleine Bosheit hätte ich bald bereut, der Angst wegen, in welche die arme Frau gerieth. Mein Gott, nur das nicht! rief sie, ich glaube, der Schlag rührte mich, Gott behüte mich davor, rief sie, wenn ich ihn plötzlich unter der Thüre sähe. Wohl, der würde mir schöne Sachen sagen, daß ich

mich nicht habe krank melden laſſen bei ihm und nicht in den Spital gegangen ſei, er ließe mich noch jetzt auf der Stelle transportiren.

Nachdem wir ſie beſtens beruhigt, fuhr ich fort, und bat ſie uns zu erzählen, warum ſie den guten Waiſenvogt ſo fürchte, uns überhaupt unſern Gwunder zu ſtillen und uns von ihrem vergangenen Leben zu erzählen, wir wüßten ja gar nichts von ihr als den Namen, und in Bern ſei es bräuchlich, daß man nicht bloß dieſen, ſondern auch die Herkunft eines Menſchen, wenigſtens bis zu Großvater und Großmutter hinauf, genau wiſſe, ſonſt bleibe ein Menſch immer verdächtig. Sie entſchuldigte ſich anfänglich mit dem Nichts ihrer Geſchichte. Mein Gott, was wollte ich erzählen, ſagte ſie, was wollte einem ſo unbedeutenden Menſchenkinde, wie ich bin, Merkwürdiges begegnet ſein, ihr würdet einſchlafen darob. Als wir ihr ſagten, ſchon das ſei merkwürdig, daß ſie hier Niemand kenne, und dahergekommen ſcheine faſt als wie vom Himmel herab, ſagte ſie, das iſt ganz natürlich, ich bin nicht von hier, ſondern — und ſomit kam ſie in ihre Geſchichte hinein, und als ſie einmal im Zuge war, vergaß ſie die Bedenken.

Als ich jung war, dachte ich nicht daran, daß ich je Burgerin von Bern werden würde, doch, um Vergebung, es iſt nicht Alles Gold was glänzt. Ich bin aus einem der kleinen Städtchen, wo, wie das Sprüchwort ſagt, man am obern Thore einen Schoppen Nidle ausleeren und am untern Thore wieder auffangen kann, ohne einen Tropfen zu verlieren. Dort war mein Vater Thorwärter und hatte zugleich die Stadtuhr zu überwachen und zu ſorgen, daß immerdar zu rechter Zeit Mittag ſei. Es war ein wichtiger Poſten, aber auch ein beſchwerlicher. Die Uhr war alt, ſtund daher gern ſtill, und merkte das mein Vater nicht alsbald, ſo kam die Frau Burgemeiſterin oder die Frau Burgerſchreiberin oder eine andere Frau vom hohen Adel des Städtchens daher ge-

laufen und machten meinem Vater und später mir den Mansch, und drohten, wenn man 's Zeit nicht besser besorge, gehe es ander Wetter. Unter dem Thore hatte mein Vater ein Lädeli angebracht zum Verdienst und Zeitvertreib, wo man das beste Schwefelholz fand, denn mein Vater machte es selbst, doch hielt er es so viel möglich geheim. Nebenbei waren noch andere wichtige Sachen zu haben, Tabak z. B. und oft auch Kaffee, im Winter Nüsse und Kastanien. Mein Vater war Wittwer, hatte keine Kinder als mich, und eine Magd vermochte er nicht und dachte nicht daran. Als Burger hatten wir Land zum Pflanzen, und darauf einige Fruchtbäume. Mein Vater und ich besorgten das gemeinsamlich, so gut es gehen wollte. Ach, mein Vater selig war gar ein guter Mann, er meinte nie, daß ein Mensch an zwei oder drei Orten zugleich sein könne, wenn ob dem Lädeli eine Pflanzung, oder ob dem Garten das Lädeli versäumt wurde, schmählte er mich nie, und mit der Zeit nahm er es am geduldigsten, er aß, wenn gekocht war, und meinte nicht, daß es immer zu gleicher Zeit geschehen müsse, wie z. B. die Frau Stadtschreiberin mit ihrer spitzigen Nas. Ich wußte oft nicht, wo wehren, um das Nöthigste abzuthun, aber ich war zufrieden, es kam mir nicht in Sinn, daß ich's bös hätte, und die Sonntage waren mir recht schöne Tage. Da konnte ich im Lädeli sitzen und Alles sehen, was aus- und einging, löste manchen schönen Kreuzer, erhielt manches gute Wort, und Abend wurde es, ich wußte nicht wie. Dann träumte ich noch die schönsten Sachen, und war der Montag da, so freute ich mich wieder auf den Sonntag. So lebte ich fast in lauterem Glücke, wenn auch in stillem. Ich war sehr wenig unter Gespielen, meist daheim, wo ich mehr als genug zu thun hatte; aber der Vater hatte mich lieb und was wollte ich mehr? Hie und da weinte ich wohl auch, wenn mir ein Blumenstöcklein drauf ging, das ich lieb hatte, oder der Vater mir einen kleinen Verweis gab. Da — doch

das darf ich gwüß nit säge, das muß ich überſpringe, ſagte die alte Frau, noch jetzt roth werdend.

Aber wir merkten wohl, was jetzt kommen müßte, das kurzweiligſte von Allem, wie ſie Burgerin von Bern geworden, und ließen daher nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis ſie wieder anfing: da ... da ..., aber ſtotternd faſt nicht mehr in Zug kam.

Da ſteht eines Tags, an einem Montag gegen Abend war es, plötzlich ein kleiner Herr vor meinem Lädeli und frägt nach Schwamm, er müſſe ſeinen verloren haben, und möchte doch rauchen auf dem Heimweg. Ich bediente ihn wie andere Menſchen, ſo gut als möglich, er wählte lang, ich rieth ihm, und endlich ging er, ohne daß ich was anders dachte, als das ſei ein freundlicher Herr und habe eine gar liebliche Stimme, der werde ſicher ſchön ſingen können, den möchte ich einmal hören.

Am nächſten Montag ſteht er plötzlich wieder vor dem Lädeli; ich erſchrak recht, denn ich hatte ihn ganz vergeſſen. Er rühmte den Schwamm ſehr und fragte, ob wir etwa auch Tabak hätten, er ſei mit dem ſeinen faſt aus. Ich ſagte, wir hätten wohl Tabak, aber einem ſolchen Herrn ſei er wohl zu ſchlecht. Er meinte nein, ſeit er ſo guten Schwamm hier gefunden, habe er das Zutrauen, wir würden auch guten Tabak haben, und ich mußte ihm ein Päcklein von unſerm geben. Ich that's mit rechter Angſt, er finde ihn nicht gut, und meine dann, ich hätte ihn angeführt. Diesmal vergaß ich ihn die Woche durch nicht, mit Bangen und Sorgen erwartete ich den Montag, und mochte doch faſt nicht warten, bis er da war, um zu vernehmen, wie dem Herrn der Tabak geſchmeckt. Endlich kam der Montag und der Herr kam auch. Er hatte ihm recht gut geſchmeckt wie lange keiner, er hätte es nicht erwartet, aber es ſeien nicht immer die größten Läden, wo man das Beſte finde, er wolle künftig allen bei uns nehmen. Ich wußte nicht was darauf ſagen; wenn er es

nicht so freundlich gesagt, ich hätte geglaubt, er wolle mich zum Besten halten.

Am Abend sagte ich dem Vater, es komme da ein Herr, ich wüßte nicht, wer er sei, aber er wolle den Tabak bei uns nehmen, er solle ja machen, daß wir immer recht guten hätten und ich nicht mit Schanden bestehen müsse. Wenn ich nur wüßte, wer er wäre. Als ich dem Vater auf seine Fragen antwortete, er sei, seit ich ihn bemerkt, immer an einem Montag gekommen, sagte er, das werde sicher der Vicar im Blackenboden sein, der komme alle Montage ins Städtchen, die Leute lachten sehr über ihn, er kaufe immer in der Apotheke einen Vierlig Täfeli und einen halben Schoppen Magenelixir, und trinke bei'm Hirschen einen halben Schoppen Vierbatzigen und nie mehr. Das machte mich sehr böse, daß die Leute einen so freundlichen Herrn auslachen konnten, und er erbarmte mich sehr. Ich war deswegen das nächste Mal desto freundlicher gegen ihn, aus Erbarmen wegen den bösen Leuten. Er schwatzte auch länger als sonst, es freute ihn, als ich ihm Herr Vicar sagte, daß ich wüßte, wer er war. Er erzählte, wie der Montag Nachmittag die Zeit sei, wo er sich eine Freude gönne, am Dienstag in der Früh müsse er dann schon wieder anfangen zu studiren für den nächsten Sonntag.

Nun freute ich mich noch immer auf den Sonntag, aber hauptsächlich weil nach ihm der Montag kam. Ach wenn es doch nur Montag wär, dachte ich die ganze Woche, litt aber immer an großer Angst, der Vater möchte mich verschicken auf unser Land am Montag Nachmittag, dann finde der Vicar vielleicht gar Niemanden und nehme künftig seinen Tabak an einem andern Orte. Wir meinten nicht, daß immer Jemand im Lädeli sein müsse. War ich nicht daheim, so ging der Vater immer ganz ungenirt seiner Wege, ja oft bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. dem Bohnen- und Kabissetzen gingen

wir Beide. Ich zog daher die ganze Woche Alles zweg, von dem ich am nächſten Montag dem Vater ſagen konnte, wenn ihn etwa das Gelüſten ankommen ſollte, mich auszuſenden, das müſſe abgethan ſein, es ſei ja morgen auch ein Tag. Der Herr Vicar war ſehr pünktlich, wenig Minuten werden gefehlt haben, daß er früher oder ſpäter vor dem Lädeli ſtand, aber nie mehr unerwartet oder unverſehens; wie klein er auch war, immer von weitem ſchon hatte ich ihn kommen ſehen. Ehe er in's Städtchen ging, hielt er jedesmal an und frug nach, ob wir noch von dem Tabak hätten, wenn nicht, ſo müßte er ſich im Städtchen verſehen. Bhütis Gott wohl, Herr Vicari, antwortete ich. Dann hielt er ſich nicht länger auf. Ungefähr zwei Stunden nachher, welche Zeit aber allmählig ſehr zuſammenſchrumpfte, erſchien er wieder und machte ſeinen Einkauf, und wir redeten zuſammen ein wenig, von Wetter und von Feuersbrünſten und Mordthaten, wenn es irgendwo welche gegeben. Wenn er ſchon klein war, ſo ſchritt er doch recht ſtattlich einher, beſonders von hinten zu ſehen, daß man Reſpect haben mußte vor ihm; daher ſah ich ihm immer nach, ſo weit ich konnte. Für mein Leben gerne hätte ich ihn predigen hören, aber das gab ſich nicht, ich durfte den Vater nicht darum fragen. Hingegen wenn irgend Jemand aus dem Blackenboden bei mir einſprach, ſo vergaß ich nie, zum Ruhme meiner Sachen zu ſagen: ihr Herr Vicari nehme auch Alles bei mir, und ſage, er finde es nirgends ſo gut. Nichts konnte mich böſer machen, als wenn man mir antwortete: ſelb wolle nicht viel ſagen, von wegen er ſei gar e Dumme und ſei nicht ſchuld daran, daß die Pferde nicht Hörner hätten. Viel lieber hörte ich, wenn ſie ſagten: es ſei ein guter Herr und hätte für ſo einen Kleinen ein b'ſunderbar ſchönes Wort, und ein Eifriger ſei er mit dem Studiren, er wende an, er werde immer bachnaß darob; ſie trauten, es gehe ihm wohl ſchwer, aber mit der Zeit werde es ihm wohl beſſern, er ſei noch gar e Junge.

Einmal, als er eben seine Einkäufe in den Taschen untergebracht hatte, gab es einen plötzlichen Schneesturm. Es wurde ganz finster, ganze Haufen trieb es durch das Thor, daß ich nicht anders konnte als ihm geschwind die Thür aufthun und ihn in unsere Stube führen, denn im Lädeli hätten wir kaum Beide Platz gehabt. Er war schon über und über voll Schnee, als er hineinkam. Ich hätte ihn abklopfen sollen, aber ich durfte nicht vor Respekt, der Vater schmählte nachher mit mir bedenklich. Aber ich hatte auch schnell einige Sachen zu verstoßen, die unnöthig herumlagen, und mußte daher entschuldigen, daß es so wüst bei uns aussehe, und hätte gerne gesagt, der Vater ziehe immer allerlei hervor, und thue es nicht an seinen Ort, wenn er es nicht mehr brauche, aber ich durfte doch nicht recht, und zudem rief, sobald er wieder sah, der Vicari: Nein aber, *was habt ihr* doch für einen schönen Rosenstock, so einen *sah* ich mein Lebtag nicht. In der That hatte ich bei'm Fenster vornen einen Rosenstock voll prächtiger Rosen, wie ich sie auch noch nie gehabt. Er ward recht eifrig und erzählte, wie er ein großer Blumenliebhaber sei, besonders die Rosen gern habe, aber es noch nie höher gebracht als bis auf drei Geschirre. Wie er sich auf eine Pfarrei freue wo er einen Garten habe, sonst noch Land und Blumen ziehen könne nach Lust und Liebe. Da wolle er erst recht leben, und mit einem Garten vol Blumen sei er reich genug. Im Blackenboden habe er nicht einmal ein einzig Stöcklein, aber wenn ich ihm im Frühling ein Schoß geben wolle, so werde er mir dankbar sein. Begreiflich sagte ich ja, und wagte es endlich zu fragen, ob ich ihm nicht eine Rose mitgeben dürfte. Und als er sagte: bhütis, gar gern, brach ich einen Stengel ab, an welchem eine eben aufgegangen und eine Knospe zum Aufgehen war. Ach, wie er so freundlich danken konnte!

Von da an ward unser Verkehr traulicher und er kam *nicht* bloß vor's Lädeli, sondern auch zuweilen in die Stube,

indem er nach den Blumen fragte und ſie zu ſehen begehrte. Mein Vater hielt viel auf dem Vicar, nicht bloß wegen der Ehre, daß er unſer Kunde war, ſogar bei uns einſprach, ſondern daß er ihm geduldig zuhörte, wenn er eine ſeiner Geſchichten zum Beſten gab, und ſogar darüber lachte, was dem Vater ſelten mehr begegnete, da er ſelten auf Jemand ſtieß, dem er ſie noch nicht erzählt hätte, er ſagte oft: Solche ſeien ſo rar im Lande, wenn viel derer wären, ging's auch beſſer im Lande.

Der Roſenſtock machte unſern Verkehr lebhafter, der Herr Vicari fragte immer nach demſelben und fragte auch wohl, ob er nicht etwa ein Röschen von demſelben haben könnte, er thäte gern etwas einſtellen, und im Pfarrhauſe hätten ſie gar nichts Grünes. War das nicht deutlich genug geſprochen, ich ſollte ihm für etwas Grünes ſorgen? und ich that es ſo gerne, dachte die ganze Woche daran, und hätte ich es nicht gethan, hätte mich der Vater daran gemahnt. Er war ſo beſcheiden und klagte gar nicht über des Pfarrers im Blackenboden, wenn wir ihm auch Anlaß dazu gaben, indem wir, geſtützt auf das, was die Blakenbödeler über des Pfarrers ſagten, ihn zuweilen bemitleideten. Er könne nicht klagen, ſagte er dann, ſie meinten es nicht bös, aber verſtünden es nicht beſſer. Er ſei nicht meiſterlos und nie hungerig zu Bette gegangen, nur ſei es ihm nicht angenehm, wenn die Frau Pfarrerin immer ſage, was das Stückli Fleiſch auf dem Tiſche gekoſtet, und wie theuer abermal das Brod ſei, und ein Pfarrer, wenn er einen Vicari habe, z'armen Tagen gerathen müſſe nothwendig. Das ſtelle ihm zuweilen den Appetit, daß er nicht recht eſſe, wenn er daher hungerig bleibe, ſei es ſeine Schuld, denn genug wäre da geweſen. Das rührte mich immer, das gäbe einmal ein gut Mannli, mußte ich denken, ich mochte wollen oder nicht. Ja lacht nur, ihr Frauen, ihr habt recht, aber daß er mein Mannli werden

könnte, daran dachte ich doch wahrhaftig nicht, nein, das fiel mir nicht von weitem ein.

Die Frau Pfarrerin war besonders berühmt wegem schlechten Kaffee, der Kaffee hieß und zumeist auch nicht eine Bohne Kaffee enthalten sollte. Als ich ihn einmal darüber fragte, und er entschuldigend sagte, das wisse er nicht, etwa viel Tugend habe er nicht, aber doch keine Abkust, er sei zu trinken, besonders wenn man durstig sei, sagte mein Vater: Mach dem Herrn Vicari ein Kaffee, er kann dann unterscheiden, was eigentlich Kaffee sei oder nicht. Er thut uns wohl die Ehre an und trinket eins mit uns und schämt sich unserer nicht, wenn wir schon geringe Leute sind. Der Vicar war sichtlich erfreut über die Einladung, und gab ein Kapitel gegen den Hochmuth los und erklärte, wenn er schon Burger von Bern sei, so wüßte er nicht, warum er eigentlich stolz darauf sein sollte, von wegen er sei nicht schuld daran, daß er es sei, so habe es ihm Gott geordnet, er hätte eben so gut in einem Städtchen, ja sogar in einem Dorfe geboren werden können, wenn es Gottes Willen gewesen wäre.

Ich zitterte vor Freude und Angst, dem Herrn Vicar aufwarten zu dürfen, obschon ich fast nicht wußte, wie ich das machen sollte. Es war die erste Visite, die ich serviren sollte, und noch dazu ein Vicar, wenn auch ein kleiner; man stelle sich das recht vor. Ich machte alle Augenblicke etwas Verkehrtes, was meinen Vater bitterlich ärgerte, und das er allemal rügte, um zu zeigen, daß man es eigentlich denn doch besser wüßte. Aber Setti (Lisette), wie dumm! Setti, wo denkst? Setti, bisch z'hinderfür im Kopf? — kam all Augenblicke, ich hätte klaftertief in den Boden sinken mögen. Es ist mir recht leid, Herr Vicari, ich hätte euch nicht einladen dürfen, wenn ich gedacht, wie dumm Setti zur Sache thun würde. Es ist sonst gewiß nicht so dumm, man kann es recht ordentlich brauchen. Wenn es Gottes Wille ist, daß es einmal einen Mann bekömmt, so wird der sich verwundern,

was es Alles kann. Pflanzen kann es recht ordentlich, und mit Kochen kann es auch mehr als eine Mehlsuppe machen. Es wäre ihm ein recht guter einmal zu wünschen. Aber Vater, was schwatzt ihr auch! rief ich endlich, auf dem Punkte fortzulaufen, schweigt doch um Gotteswillen, sonst laufe ich fort, ich will gar keinen Mann. He, sagte der Vater, welle oder nit welle, man kann nicht wissen, und wenn du immer so dumm thust, so bekömmst du keinen, wie gern du auch einen möchtest, gället, Herr Vicari? Was der Vicari antwortete, hörte ich nicht, ich hatte mich in's Kucheli hinaus gemacht, so böse über meinen Vater, ich schäme mich noch jetzt, ich glaube, ich hätte ihm in die Haare fahren können. Indessen es verrauchte, als der Vicari mir den Kaffee rühmte, und mir z'lieb, wie er sagte, drei Kacheli voll trank, und endlich sagte, er habe seit Langem nie so wohl gelebt.

So machte sich der Verkehr immer heimeliger, aber auch von weitem kam uns nichts Anderes in Sinn. Auch als mich die Leute mit einem Liebeshandel unter dem Thore aufzuziehen begannen, weckte es keine Gedanken, ich betrachtete es als einen üblichen Spaß und lachte dazu. Es war mir bloß Angst, der Vicari vernehme etwas davon, werde böse darüber, und nehme seinen Tabak an einem andern Orte, das wäre mir leid gewesen, nicht wegem Profit bloß, sondern wegem Vater, der so gerne mit ihm schwatzte und selten fehlte zur üblichen Zeit. Da lachten die Frauen, und die Frau Pfarrerin fuhr fort: So kam es mir wenigstens vor, und böse machten mich die Leute, daß sie sich über so was aufhielten; ging es sie doch nichts an, redeten sie nicht auch mit wem sie wollten, und wir ließen sie machen.

Aber, Frau Pfarrerin, sagte lächelnd die Frau Landvögtin, und wegen euch, wäre es euch nicht auch leid gewesen, wenn der Vicari nicht mehr gekommen wäre? Hintendrein vielleicht wohl, Frau Landvögtin, sagte die Frau Pfarrerin, aber gwüß dachte ich damals gar nicht an mich. Ich

dachte wohl daran, in welche Herrlichkeit eine Frau Pfarrerin komme, wie sie in Haus und Garten walten könne, und unter den Weibern sei fast was eine Königin, bsunderbar wenn sie einen so guten, gelehrten Herrn zum Manne hätte, wie der Vicar einer war. Aber daß ich zu einem solchen Glück kommen könnte, das fiel mir wirklich nicht ein. Er gab mir aber auch keine Ursache, an so was zu denken. Er war nicht wie andere junge Herrlein, die jedem Fürtuch Complimente machen und zschänzeln mit jedem Zaunstecken. Von dem war bei ihm keine Spur, er war so freundlich, aber doch ernsthaft, nannte mich immer Jungfer Lisette, und nicht einmal die Hand gab er mir, und doch e Vicari — denket! Er redete auch nicht von Etabliren und zukünftigen Aussichten, er machte den Mund auf keine Weise süß; er rühmte auch seine Predigten nicht, wenn er je darüber sprach, so klagte er, wie schwer es ihm gehe. Das sind gerade die Schlimmsten, Frau Pfarrerin, sagte Erzählerin dieses, sie demüthigen sich nur scheinbar, damit man sie desto mehr erhebe und rühme. — Nein, wahrhaftig nicht, das that er nicht, der war viel zu aufrichtig, er war gar nicht, wie jetzt die Leute sind. Und es hätte ihm nichts genützt, ich rühmte ihn nicht, ich hätte ihm doch nicht sagen können, was ich von den Leuten hörte: er werde wohl bald fort wollen, er sei schon lange da, Keiner noch so lange. He nun, man werde sich drein schicken müssen, aber reuen thue er sie, wenn er schon so ein Kleiner sei.

Einmal an einem Montag kam er nicht, und alles Warten und alles Luegen hälf nichts, er kam nicht und die ganze Woche durch kam keine einzige Seele aus dem Blakenboden, die man hätte fragen können, ob der Vicari fort sei oder krank. Er war auch schon an einem Montag ausgeblieben, aber er hatte es allemal vorher gesagt und zwei Päckli Tabak zusammengenommen. Er möge hinkommen, wohin er wolle, sagte er, so fänden die Leute, er rieche sehr gut. — Das

war eine lange Woche und was da Einem in Sinn kam, was begegnet sein könnte, und wäger dem Vater so gut als mir. Er sagte oft, wenn das Laufen ihm nicht so zwider wäre, er wollte nicht so lange im Gwunder sein. Am nächsten Montag machte es gar so schlecht Wetter, da werde er per se nicht kommen, dachten wir. Indessen auf die Vorsorge machte ich etwas früher zu Mittag wie gewöhnlich, damit Alles abweg sei, und ich noch Zeit hätte, mich ein wenig zweg zu machen, wenn er kommen sollte, nicht zu putzen, bewahre, da hätte mir der Vater ein schön Capitel gelesen, aber bei der Arbeit, welche mir oblag und die am Morgen nach fünf Uhr anfing, war man des Mittags nicht mehr wie aus einem Druckli. Allweg schadete es nicht, wenn man ein wenig Strähl und Wasser brauchte, und allfällig das Halstuch, welches bereits den Sonntag mitgemacht, aufpflanzte.

Während wir am Besten beim Essen waren, klopfte es an der Thür, was bei dem Verkehr, den wir hatten, wo gar oft Jemand etwas zum Hüten gab, oft geschah; der Vater rief: ume yne. Und herein kam — der Herr Vicari, ganz schwarz angezogen, in vollem Staat, mit dem Dreieck auf dem Kopf, wie es damals bei Feierlichkeiten noch üblich war. Mein Gott! wie erschrack ich, ich meinte, ich müsse unter den Tisch, es war mir gar nicht mehr zu helfen, nit zweg gemacht und der armselige Tisch, an dem wir saßen. Mein Gott, es wird mir jetzt noch fast schwarz vor den Augen und katzangst, wenn ich daran denke. Er machte Entschuldigungen, daß er störe, aber er habe in einer wichtigen Angelegenheit mit uns zu reden und daher einen Augenblick gewählt, wo er uns beisammen finde, und ungestört sein Anliegen vorbringen könne. Wir würden gehört haben, daß er Pfarrer geworden sei in's Bohnengschüch. Nein, das sei viel gemacht vom Herr Vicari, daß er die Mühe nehme, uns dieses selbsten zu annonciren. Aber nun kam es noch ganz anders, daß Vater und ich ganz leichenblaß wurden. Er

begehrte mich zur Frau und that so schön dar, wie er eine Waise sei, verlassen auf der Welt und er eine Frau haben müsse, welche ihm Vater und Mutter sei, und Alles in Allem, daß ich noch heute weinen muß, wenn ich daran denke. Nun erzählte er, wie er in mir Alles in Allem gefunden, daß der Vater laut aufweinte wie ein Kind, daß ich nicht wußte, werde es ihm übel oder nicht, und als er aufhörte, Keins von uns ihm antworten konnte. Also ich, das arm Thorwärtermeitschi sollte Frau Pfarrerin und Burgerin von Bern werden! Das war zu groß für meinen Kopf, es wollte gar nicht als Wahrheit hinein, es kam mir vor als geträumt.

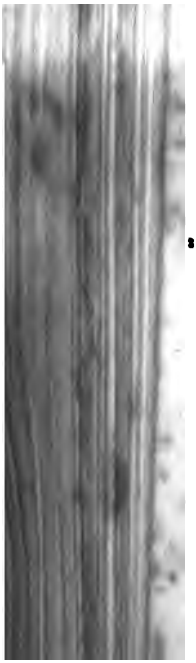
Der Vater konnte zuerst antworten und redete von der Ehre und unserer Armuth, und ich in meiner Angst jammerte, ich könnte den Vater nicht verlassen, wer das *Lädeli hüten* sollte, wenn ich fortginge. Da kam das *Beste noch nach*. Wenn es nur das sei, was die Jungfer Lisette dawider hätte, so habe er daran auch gedacht und das sei leicht beseitigt. Er möchte den Vorschlag machen, daß mein Vater mit uns käme, es wäre ihm ein großer Dienst, wenn er sich dazu verstehen könnte. Es sei etwas Land zur Pfarrei, mit dem wüßte er gar nichts anzufangen, überhaupt verstehe er nichts vom Landleben, und sehe erst jetzt ein, wie wichtig es sei für den Pfarrer, wenn er wüßte, was üblich und bräuchlich sei; mein Vater verstehe das aus dem Fundament, wie er sehe, da könnte er ihm äußerst behülflich sein; denn daß er etwa als Knecht oder Taglöhner einstehen solle, daran denke er nicht von ferne, davon solle er überzeugt sein.

Das war wirklich eine Leiter zum dritten Himmel, was wir darauf antworteten, weiß ich wirklich nicht mehr. Ich weiß bloß noch, daß wir uns endlich setzten, das Lädeli vergaßen. Der Vater sagte: Lisette, räum' doch ab, und reych Wy, e Maaß, ghörst! Daß wir Wein holten geschah hie und da, bald that es der Vater, bald ich, und ganz ungenirt, denn wenn man keinen im Keller hat und welchen

haben ſollte, muß man ihn holen. Diesmal dachte der Vater nicht daran zu gehen, wie unendlich gerne ich es auch gehabt. Jä gället, Frau Pfarrere, ſagte die Frau Landvögtin, ihr wäret gerne bei'm Herrn Vicari daheim geblieben, ich hörte noch nichts vom Verlobungskuß, es iſt ſonſt überall der Brauch, daß man ſich da um den Hals fällt und Müntſchi git. O bhütis, Frau Landvögti, darvo iſt gar nüt gſi, dara het Niemer denkt. Wenn der Vater gegangen wäre, ſo wären wir erſt in Verlegenheit geweſen und hätten nicht gewußt was ſagen, und aus Verlegenheit wäre ich wohl in's Lädeli gelaufen. Nein, ich ſchämte mich zu gehen, weil ich dachte, ſie thäten es mir anſehen, was vorgegangen, wüßten, daß der Wein für den Vicari wäre, thäten mich tapfer aufziehen, — und dachte doch in der That Niemand daran.

Das Stubenmeitſchi, als es mir den Wein gab, fragte mich leiſe: Liſette, ſahſt heute den Vicari noch nicht, oder weißt, ob er kommt? Glücklicherweiſe ſah es mich nicht an, es ſetzte hinzu: Er kehrt gewöhnlich bei uns ein, da möchte ich ihn fragen, was für Schriften man nöthig hat zum Heirathen, er weiß das am beſten, aber ſag es Niemanden. Häb nit Kummer, antwortete ich ehrlich.

Aber Frau Pfarrere, ſagte die Frau Landvögtin, erlaubet zu fragen: wann gab euch dann der Herr Vicari das erſte Müntſchi? Am Hochzeittage, antwortete die Frau Pfarrerin unbſinnt. Das wäre mir wohl lange gegangen, bemerkte die Frau Landvögtin, und euch, Frau Pfarrere? Ihr ſeid Böſi, antwortete dieſe und fuhr fort: ihr habt keinen Begriff, wie der Gedanke, Frau Pfarrerin, ja Burgerin von Bern zu werden, alle andern Gedanken verſchluckte, unmöglich machte, wer hätte da an ein Müntſchi denken ſollen! — Ich konnte gar nichts denken, lief aber doch unglücklicherweiſe zum Bäcker um ein friſches Brödchen. Haſt Beſuch, Liſette? wen haſt? frug die Bäckerin. Der Vicar kam mir raus, ehe ich dran dachte, dann ſchoß mir alles



Verdächtigendes hauptsächlich, als
Einzug hätte. Alle wollten ihn h
Tabakhandel mit mir kam jetzt auf
lich kam alles von der Bäckerin
Spektakel gebissen sein, denn ge
Herr Pfarrer daher und stellte sich
Thore und sagte ihm, er müsse d
Sache sei, plötzlich kämen ihm da
er nicht gedacht, die er uns nicht zu
vernommen, sei das ganze Städtch
ihm jetzt aufrichtig sagen, ob es
mit dem Vicari habe, ihn locke, da
uns sei? Als ihm der Vater nun
aber der Vicari sei Pfarrer geworde
ich sei seit gestern unerwartet seine
und wollte es fast nicht glauben,
Ernst genommen, man müsse nicht
annehmen. Als er es endlich glau
mir Verstand zu meinem Glück, es
vielleicht wüßte ich nicht, daß ich an
komme, aber es fehle mir noch sehr

Was es erſt jetzt für einen Lärmen im Städtchen gab, kann man ſich denken, aber alle Leute ſchienen mein Glück mir zu gönnen, ſelbſt im Pfarrhauſe, wo doch ſieben Töchter waren. Alles war ſo gut gegen mich, es war, als ob das ganze Städtchen mein Glück ſich als eine Ehre anrechne. Man lud mich allenthalben ein und ich mußte immer wieder erzählen, wie Alles zu- und hergegangen, vom erſten Päckli Tabak an bis auf den letzten Tag. Der Vater meinte, die Leute trieben das Geſpött mit mir, aber ich glaubte es ihm nicht, ich hätte nicht gewußt, warum ſie das thun ſollten. Das war eine Art Weltſchland für mich, wo ich einen Begriff erhielt, wie man Beſuche machte oder Beſuche empfing. Bei meinem Vater unterm Thor hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, hierin Erfahrungen zu machen.

Leider war dieſe Zeit ſehr kurz, wir mußten preſſiren mit Aufziehen, und hatten ſo viel zu thun mit Rathen und Anſchaffen. Da kam uns der Vater ſehr komod, er hatte Verſtand in der Sache und ſparte uns viel Geld. Der Herr Vicari und ich waren löthige Kinder und des Herrn Pfarrers im Blakenboden halfen ihm auch nicht. Sie waren ſchrecklich böſe über dieſe Heirath, ſie ſagten, es ſei eine Schande für die ganze Stadt Bern und jeden Burger, daß ein Burger die Frechheit hätte, ein ſo gemein Menſch als Burgerin herzuſchleppen, das ſolle ihm nicht vergeſſen werden, auf Kindes-Kinder nicht. Da ſie keine Kinder hatten, ſo hieß es, ſie ſeien deswegen ſo böſe über ſeine Heirath, weil ſie ihn gerne als Vicar behalten hätten, denn er ſei ein gar kleiner Eſſer und Wein trinke er faſt keinen, ſo einen wohlfeilen bekämen ſie kaum mehr, klagten ſie.

Ich mußte auf Bern, wo ich noch nie geweſen. Es war ein großer Tag für mich, ich freute mich, aber mit Furcht und Zittern. Da war ich alſo künftig daheim, und durfte doch kaum abtrappen in den Lauben. Er führte mich, damit ich mehr Muth bekäme, überallhin an der Hand; ohne die-

nicht so freundlich gesagt, ich hätte geglaubt, er wolle mich zum Besten halten.

Am Abend sagte ich dem Vater, es komme da ein Herr, ich wüßte nicht, wer er sei, aber er wolle den Tabak bei uns nehmen, er solle ja machen, daß wir immer recht guten hätten und ich nicht mit Schanden bestehen müsse. Wenn ich nur wüßte, wer er wäre. Als ich dem Vater auf seine Fragen antwortete, er sei, seit ich ihn bemerkt, immer an einem Montag gekommen, sagte er, das werde sicher der Vicar im Blackenboden sein, der komme alle Montage ins Städtchen, die Leute lachten sehr über ihn, er kaufe immer in der Apotheke einen Vierlig Täfeli und einen halben Schoppen Magenelixir, und trinke bei'm Hirschen einen halben Schoppen Vierbatzigen und nie mehr. Das *machte mich* sehr böse, daß die Leute einen so freundlichen Herrn *auslachen* konnten, und er erbarmte mich sehr. Ich war deswegen das nächste Mal desto freundlicher gegen ihn, aus Erbarmen wegen den bösen Leuten. Er schwatzte auch länger als sonst, es freute ihn, als ich ihm Herr Vicar sagte, daß ich wüßte, wer er war. Er erzählte, wie der Montag Nachmittag die Zeit sei, wo er sich eine Freude gönne, am Dienstag in der Früh müsse er dann schon wieder anfangen zu studiren für den nächsten Sonntag.

Nun freute ich mich noch immer auf den Sonntag, aber hauptsächlich weil nach ihm der Montag kam. Ach wenn es doch nur Montag wär, dachte ich die ganze Woche, litt aber immer an großer Angst, der Vater möchte mich verschicken auf unser Land am Montag Nachmittag, dann finde der Vicar vielleicht gar Niemanden und nehme künftig seinen Tabak an einem andern Orte. Wir meinten nicht, daß immer Jemand im Lädeli sein müsse. War ich nicht daheim, so ging der Vater immer ganz ungenirt seiner Wege, ja oft bei wichtigen *Angelegenheiten*, z. B. dem Bohnen- und Kabissetzen gingen

wir Beide. Ich zog daher die ganze Woche Alles zweg, von dem ich am nächſten Montag dem Vater ſagen konnte, wenn ihn etwa das Gelüſten ankommen ſollte, mich auszuſenden, das müſſe abgethan ſein, es ſei ja morgen auch ein Tag. Der Herr Vicar war ſehr pünktlich, wenig Minuten werden gefehlt haben, daß er früher oder ſpäter vor dem Lädeli ſtand, aber nie mehr unerwartet oder unverſehens; wie klein er auch war, immer von weitem ſchon hatte ich ihn kommen ſehen. Ehe er in's Städtchen ging, hielt er jedesmal an und frug nach, ob wir noch von dem Tabak hätten, wenn nicht, ſo müßte er ſich im Städtchen verſehen. Bhütis Gott wohl, Herr Vicari, antwortete ich. Dann hielt er ſich nicht länger auf. Ungefähr zwei Stunden nachher, welche Zeit aber allmählig ſehr zuſammenſchrumpfte, erſchien er wieder und machte ſeinen Einkauf, und wir redeten zuſammen ein wenig, von Wetter und von Feuersbrünſten und Mordthaten, wenn es irgendwo welche gegeben. Wenn er ſchon klein war, ſo ſchritt er doch recht ſtattlich einher, beſonders von hinten zu ſehen, daß man Reſpect haben mußte vor ihm; daher ſah ich ihm immer nach, ſo weit ich konnte. Für mein Leben gerne hätte ich ihn predigen hören, aber das gab ſich nicht, ich durfte den Vater nicht darum fragen. Hingegen wenn irgend Jemand aus dem Blackenboden bei mir einſprach, ſo vergaß ich nie, zum Ruhme meiner Sachen zu ſagen: ihr Herr Vicari nehme auch Alles bei mir, und ſage, er finde es nirgends ſo gut. Nichts konnte mich böſer machen, als wenn man mir antwortete: ſelb wolle nicht viel ſagen, von wegen er ſei gar e Dumme und ſei nicht ſchuld daran, daß die Pferde nicht Hörner hätten. Viel lieber hörte ich, wenn ſie ſagten: es ſei ein guter Herr und hätte für ſo einen Kleinen ein b'ſunderbar ſchönes Wort, und ein Eifriger ſei er mit dem Studiren, er wende an, er werde immer bachnaß darob; ſie trauten, es gehe ihm wohl ſchwer, aber mit der Zeit werde es ihm wohl beſſern, er ſei noch gar e Junge.

Blut in Kopf und ich lief davon. So Lisettli, so! rief sie mir nach, wer hätte das von dir gedacht!

Wie der Nachmittag verging, weiß ich nicht, in der Nacht tanzte Bett, Thurm, Stadt mit mir in der Welt herum, und in Zwischenräumen wollten mich die Frau Pfarrerin und die Burgerin von Bern fast versprengen, und wie oft ich sagte: O Lisettli, ist's möglich!? weiß ich nicht. — Am folgenden Morgen schon lief Allerlei im Städtchen herum, Verdächtigendes hauptsächlich, als ob der Vicari hier einen Einzug hätte. Alle wollten ihn bei mir gesehen haben, sein Tabakhandel mit mir kam jetzt auf die Trommel, wahrscheinlich kam Alles von der Bäckerin aus. Es muß ein arger Spektakel gewesen sein, denn gegen Mittag schritt unser Herr Pfarrer daher und stellte sich bei dem Vater *unter dem* Thore und sagte ihm, er müsse doch fragen, *was an der* Sache sei, plötzlich kämen ihm da Dinge zu Ohren, an die er nicht gedacht, die er uns nicht zugetraut, und wie er leider vernommen, sei das ganze Städtchen voll davon. Er solle ihm jetzt aufrichtig sagen, ob es wahr sei, daß ich ein Zöck mit dem Vicari habe, ihn locke, daß er gfotte und brate bei uns sei? Als ihm der Vater nun sagte, das sei nicht wahr, aber der Vicari sei Pfarrer geworden in's Bohnegschück und ich sei seit gestern unerwartet seine Braut, da verstummte er und wollte es fast nicht glauben, wir hätten Spaß für Ernst genommen, man müsse nicht gleich Alles für baar annehmen. Als er es endlich glauben mußte, wünschte er mir Verstand zu meinem Glück, es sei größer als ich meine, vielleicht wüßte ich nicht, daß ich auf eine der besten Zünfte komme, aber es fehle mir noch sehr viel, um Frau Pfarrerin zu sein mit Ehren und nicht mit Schanden, das ertraume Einem nicht. Sie wollten mir gerne verhelfen zu Allem, was ich nöthig hätte. Ich solle forthin zu ihnen kommen, so oft es mich freue. Daran aber hätte er wirklich nicht gedacht, es heiße nicht umsonst, stille Wasser seien tief.

Was es erſt jetzt für einen Lärmen im Städtchen gab, kann man ſich denken, aber alle Leute ſchienen mein Glück mir zu gönnen, ſelbſt im Pfarrhauſe, wo doch ſieben Töchter waren. Alles war ſo gut gegen mich, es war, als ob das ganze Städtchen mein Glück ſich als eine Ehre anrechne. Man lud mich allenthalben ein und ich mußte immer wieder erzählen, wie Alles zu- und hergegangen, vom erſten Päckli Tabak an bis auf den letzten Tag. Der Vater meinte, die Leute trieben das Geſpött mit mir, aber ich glaubte es ihm nicht, ich hätte nicht gewußt, warum ſie das thun ſollten. Das war eine Art Weltſchland für mich, wo ich einen Begriff erhielt, wie man Beſuche machte oder Beſuche empfing. Bei meinem Vater unterm Thor hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, hierin Erfahrungen zu machen.

Leider war dieſe Zeit ſehr kurz, wir mußten preſſiren mit Aufziehen, und hatten ſo viel zu thun mit Rathen und Anſchaffen. Da kam uns der Vater ſehr komod, er hatte Verſtand in der Sache und ſparte uns viel Geld. Der Herr Vicari und ich waren löthige Kinder und des Herrn Pfarrers im Blakenboden halfen ihm auch nicht. Sie waren ſchrecklich böſe über dieſe Heirath, ſie ſagten, es ſei eine Schande für die ganze Stadt Bern und jeden Burger, daß ein Burger die Frechheit hätte, ein ſo gemein Menſch als Burgerin herzuſchleppen, das ſolle ihm nicht vergeſſen werden, auf Kindes-Kinder nicht. Da ſie keine Kinder hatten, ſo hieß es, ſie ſeien deswegen ſo böſe über ſeine Heirath, weil ſie ihn gerne als Vicar behalten hätten, denn er ſei ein gar kleiner Eſſer und Wein trinke er faſt keinen, ſo einen wohlfeilen bekämen ſie kaum mehr, klagten ſie.

Ich mußte auf Bern, wo ich noch nie geweſen. Es war ein großer Tag für mich, ich freute mich, aber mit Furcht und Zittern. Da war ich alſo künftig daheim, und durfte doch kaum abtrappen in den Lauben. Er führte mich, damit ich mehr Muth bekäme, überallhin an der Hand, ohne die

könnte, daran dachte ich doch wahrhaftig nicht, nein, das fiel mir nicht von weitem ein.

Die Frau Pfarrerin war besonders berühmt wegem schlechten Kaffee, der Kaffee hieß und zumeist auch nicht eine Bohne Kaffee enthalten sollte. Als ich ihn einmal darüber fragte, und er entschuldigend sagte, das wisse er nicht, etwa viel Tugend habe er nicht, aber doch keine Abkust, er sei zu trinken, besonders wenn man durstig sei, sagte mein Vater: Mach dem Herrn Vicari ein Kaffee, er kann dann unterscheiden, was eigentlich Kaffee sei oder nicht. Er thut uns wohl die Ehre an und trinket eins mit uns und schämt sich unserer nicht, wenn wir schon geringe Leute sind. Der Vicar war sichtlich erfreut über die Einladung, und gab ein Kapitel gegen den Hochmuth los und erklärte, wenn er schon Burger von Bern sei, so wüßte er nicht, warum er eigentlich stolz darauf sein sollte, von wegen er sei nicht schuld daran, daß er es sei, so habe es ihm Gott geordnet, er hätte eben so gut in einem Städtchen, ja sogar in einem Dorfe geboren werden können, wenn es Gottes Willen gewesen wäre.

Ich zitterte vor Freude und Angst, dem Herrn Vicar aufwarten zu dürfen, obschon ich fast nicht wußte, wie ich das machen sollte. Es war die erste Visite, die ich serviren sollte, und noch dazu ein Vicar, wenn auch ein kleiner; man stelle sich das recht vor. Ich machte alle Augenblicke etwas Verkehrtes, was meinen Vater bitterlich ärgerte, und das er allemal rügte, um zu zeigen, daß man es eigentlich denn doch besser wüßte. Aber Setti (Lisette), wie dumm! Setti, was denkst? Setti, bisch z'hinderfür im Kopf? — kam alle Augenblicke, ich hätte klaftertief in den Boden sinken mögen. Es ist mir recht leid, Herr Vicari, ich hätte euch nicht einladen dürfen, wenn ich gedacht, wie dumm Setti zur Sache thun würde. Es ist sonst gewiß nicht so dumm, man kann es recht ordentlich brauchen. Wenn es Gottes Wille ist, daß es einmal einen Mann bekömmt, so wird der sich verwundern,

was es Alles kann. Pflanzen kann es recht ordentlich, und mit Kochen kann es auch mehr als eine Mehlſuppe machen. Es wäre ihm ein recht guter einmal zu wünſchen. Aber Vater, was ſchwatzt ihr auch! rief ich endlich, auf dem Punkte fortzulaufen, ſchweigt doch um Gotteswillen, ſonſt laufe ich fort, ich will gar keinen Mann. He, ſagte der Vater, welle oder nit welle, man kann nicht wiſſen, und wenn du immer ſo dumm thuſt, ſo bekömmſt du keinen, wie gern du auch einen möchteſt, gället, Herr Vicari? Was der Vicari antwortete, hörte ich nicht, ich hatte mich in's Kucheli hinaus gemacht, ſo böſe über meinen Vater, ich ſchäme mich noch jetzt, ich glaube, ich hätte ihm in die Haare fahren können. Indeſſen es verrauchte, als der Vicari mir den Kaffee rühmte, und mir z'lieb, wie er ſagte, drei Kacheli voll trank, und endlich ſagte, er habe ſeit Langem nie ſo wohl gelebt.

So machte ſich der Verkehr immer heimeliger, aber auch von weitem kam uns nichts Anderes in Sinn. Auch als mich die Leute mit einem Liebeshandel unter dem Thore aufzuziehen begannen, weckte es keine Gedanken, ich betrachtete es als einen üblichen Spaß und lachte dazu. Es war mir bloß Angſt, der Vicari vernehme etwas davon, werde böſe darüber, und nehme ſeinen Tabak an einem andern Orte, das wäre mir leid geweſen, nicht wegem Profit bloß, ſondern wegem Vater, der ſo gerne mit ihm ſchwatzte und ſelten fehlte zur üblichen Zeit. Da lachten die Frauen, und die Frau Pfarrerin fuhr fort: So kam es mir wenigſtens vor, und böſe machten mich die Leute, daß ſie ſich über ſo was aufhielten; ging es ſie doch nichts an, redeten ſie nicht auch mit wem ſie wollten, und wir ließen ſie machen.

Aber, Frau Pfarrerin, ſagte lächelnd die Frau Landvögtin, und wegen euch, wäre es euch nicht auch leid geweſen, wenn der Vicari nicht mehr gekommen wäre? Hintendrein vielleicht wohl, Frau Landvögtin, ſagte die Frau Pfarrerin, aber gwüß dachte ich damals gar nicht an mich. Ich

Leben war ihm aufgegangen, und daher kam ihm das Gefühl, daß er doch auch etwas sei, unabhängig und geehrt und geliebt. Aber er war wirklich auch gar so lieb und gut, daß es gar nicht auszusprechen ist. Er hatte es nicht so, wie ich oft hörte, daß die, welche am armseligsten aufgewachsen, später am meisterlosigsten seien, es ihnen fast nicht zu treffen, daß sie zufrieden seien. Er sagte so oft, er hätte nie gedacht, daß man so glücklich sein könne, und am allerwenigsten, daß er es je werde.

Mein Vater war es nicht weniger als mein Mann, aber er schrieb nicht nur sein Glück, sondern unser Aller Glück sich zu. Man sollte sehen, wie es ginge ohne ihn, wir wären arme Tröpfe und möchten nicht gfahren, — und wir glaubten es. Wir glaubten Alle, daß wir ein Glück über Verdienen hätten, absonderlich ich. Ich war oft so kindisch, daß ich mich schämen mußte, und dann dachte ich wieder, wir hätten ein viel zu großes Glück, so könne es nicht bleiben, und wir würden es büßen müssen. Dann wurde ich fast schwermüthig und ich mußte oft daran denken, wo der liebe Gott anfangen werde mit seinen Gerichten. So arm wir eigentlich waren und Andern vorkommen mochten, für so reich hielten wir uns, denn Keins von uns hatte je so viel Geld gehabt, und da wir in gewohnter Armüthigkeit fortlebten, keine fremden Leute hatten, die Leute keine Ansprüche an uns machen zu dürfen glaubten, so hatten wir immer übrig und schienen uns selbst im Glücke zu schwimmen. Glücklichere Leute hätte man sicher weit umher nicht antreffen können als wir waren und zwar mehrere Jahre lang.

Da starb zuerst mein Vater sehr rasch und unerwartet, er hatte seine Rüstigkeit so bewahrt, daß wir gar nicht dachten, er könnte uns sterben. Er machte uns eine große Lücke ins Leben, er fehlte uns allenthalben. Dazu hatten wir keine Kinder, kamen uns gar so einsam und verlassen vor, machten uns nach und nach ein Gewissen daraus, so allein

für uns zu leben unbelaſtet, während Andere unter ihrer Bürde faſt erliegen mußten. Wir meinten, Gott meine es auch ſo, und durch den Tod meines Vaters habe er uns einen Fingerzeig geben wollen. Wir freuten uns recht kindlich, als wir endlich Eins fanden, welches uns Beiden gefiel, einen ſchönen Knaben mit weißem Krauſelhaar, und freuten uns ſchon damals ſehr auf den Gotteslohn, den wir ob ihm verdienen wollten, und um ſo mehr, da das Kind aus einer verwahrlosten liederlichen Familie kam. Du armes liebs Tröpfli, wie gut iſt's dir gegangen, daß du in andere Hände gekommen biſt, wo du ein rechter Menſch werden kannſt, Gott und den Menſchen lieb. Wir hatten eine unausſprechliche Freude an dem Kinde, es war unſer klein Herrgöttlein, wenn mein Mann es nicht an der Hand hatte, trug ich es auf den Armen, ſein Wille galt unumſchränkt, und was wir noch dazu erſinnen konnten, thaten wir. Ja wir vergaßen beinahe Blumen und Bäume ob ihm, es konnten Lieblingsäpfel reifen, wir merkten es nicht, er konnte Blumen und Töpfe zerſchlagen, wir wehrten nicht, wir ſahen zu mit blutendem Herzen. Es ſei ſich gar nicht zu wundern, daß er es ſo mache, er wiſſe es nicht beſſer, wenn er Verſtand erhalte, werde das ſchon anders kommen.

Aber das wollte nicht anders kommen, ſondern das Gegentheil, er wurde immer böſer, roher, verderben war ſeine Luſt und trotzen that er ſtatt gehorchen. Was wir ihm auch thaten, kein Funken Liebe wollte ſich bei ihm zeigen, nicht eine Spur von Leid, wenn er auch ſah, wie ſehr er uns betrübt hatte. Flattiren konnte er wohl, bis er hatte, was er wollte, hintendrein höhnte er uns aus. Wir hofften lange, lange, es komme noch beſſer, und ſprachen zu, aber es kam nicht beſſer; Hand anlegen an ihn durfte Keins von uns, auch als es uns ſchien, es wäre vielleicht gut. Im Dorfe konnte er auch machen, was er wollte, Niemand ſagte ihm die Wahrheit. Die andern Kinder meinten, es

Sache nur für mich brauchen und nicht fort und fort gerupft werden, als ob ich noch Frau Pfarrerin sei.

Der Herr hatte vollkommen recht, jetzt sehe ich es wohl, damals aber nicht. Es war mir viel schrecklicher, als wenn er mir geschrieben, er hätte mir den Todtenbaum bestellt. Ich stellte vor, ich wolle arbeiten um's Geld, und einstweilen könnte man mein Kapitälchen angreifen, es wären ja keine Kinder da. Aber da half Alles nichts, es blieb bei des Herren Wort. Da war eine Zeit des Weinens. Am meisten schmerzte mich das Zureden der Leute, ich sollte doch nicht so wüst thun, es wäre gewiß in Bern ein lustig Leben und söoli Holz und noch söoli Geld dazu, ich solle doch denken! Ich glaubte endlich zu merken, daß die Leute meiner satt seien, meiner gern los wären, von wegem man könne nicht wissen, wie es mit mir noch kommen könne. Das that mir gruſam weh, das machte mir das Zügeln leichter. Aber als es endlich sein mußte, da wollte mir das Herz doch brechen, die Bäume blühten so herrlich; und noch manches Auge wurde naß, und noch manche alte Mutter sagte: es wird mir ungwahns thue, wenn ich euch nicht mehr habe; hier sehen wir uns kaum mehr, aber so Gott will, einmal an einem andern Orte, und vielleicht nicht über langem, mit mir geht es alle Tage äne abe, und ihr habt auch gruſam gschlechtet die letzte Zeit.

Da war ich nun in der weiten steinigen Stadt und kannte keinen lebendigen Menschen als meinen Herrn Waisenvogt, wo es mir immer war, wenn ich ihn von weitem kommen sah, als müsse ich draus laufen, als sei er der Bär aus dem Graben, und komme her, mich zu fressen. Es war undankbar von mir, denn er hatte für mich gesorget wie ein Vater. Dieses Stübchen hatte er mir empfangen, und daneben fand ich Alles, was ich nöthig hatte, und eine scharfe Vermahnung, kein Stadtbesen und keine Hoffahrtsnärrin zu werden, wie es Frau Pfarrerinnen, welche in die Stadt

kämen, Kost im Brauche hätten, gab er mir obendrein. Ach, der Mann meinte es gut, aber wie weit er neben durch schoß, begriff er nicht. Schüchtern von Natur und dadurch noch mehr eingeschüchtert, machte ich keine Bekanntschaften, ja im Anfang durfte ich kaum aus meinem Stübchen, sah keinen Baum, keine Blume, hörte kein Vögelein pfeifen. Da erfuhr ich, was es heißt, sterben aus Langerweile, aus dem Gefühl, verlassen zu sein von allen Lebendigen, Niemandem zu sein auf der weiten Welt, zu leben, ohne daß Jemand auch nur die geringste Theilnahme an Einem genommen hätte.

So lebte ich einige schreckliche Wochen durch und wäre wohl gestorben, wenn mir Gott nicht den Gedanken eingegeben hätte, etwas Lebendiges in meinem Stübchen zu hegen. Ich wagte mich auf den Markt und befand mich da alsbald in einer bekannten Welt; was in den Körben war, kannte ich Alles, und mit den Bauerweibern war ich gewohnt zu reden, ich lebte neu auf, und hatte eine herzliche Freude an all' dem Schönen und oft recht sorgsam Gepflegten, was ich da sah. Ich kaufte einige Blumenstöckli, dann mein Vögeli, und ging später alle Marktage auf den Markt; das war mein Leben, und allmählig ans Ausgehen gewohnt, fand ich andere Orte noch, wo ich ungestört an Blumen und Bäumen mich erfreuen konnte, die schönen Todtenhöfe z. B. und die an Werktagen verlassenen Lustörter der jungen Welt um die Stadt herum. So lebte ich allgemach mich in die Stadt hinein, ohne nähere Bekanntschaft mit irgend einem Bewohner zu machen, die Marktweiber blieben meine einzigen Bekannten, die mich recht lieb hatten; ich lebte ein recht still vergnügt Leben, wie ich nicht geglaubt, daß es mir noch beschеert sei. Und war ich einmal trüb im Gemüthe, so kam mein Vögelchen und pickte so lange an mir, bis ich mit ihm zu schnäbeln begann. Auch kam ich mit dem Gelde besser fort als auf dem Lande. Es machte kein Mensch irgend ein

Anforderung an mich, so daß ich mich recht schämte, keine Gelegenheit zu haben, um Gutes zu thun, und ängstlich dachte, wie das gehen solle, wenn Gott mich frage: und denn du, was hast du gethan? Ich muß auch dem Waisenvogt allemal, wenn er mir Geld bringt, bekennen, daß ich damit weiter komme als im Bohnengschüch, das schenkt er mir nie. Er ist ein guter Mann, aber ich kann nicht helfen, er kömmt mir immer vor wie der Bär aus dem Graben. Einmal lud er mich zum Mittagsessen ein, aber als es vorüber war, waren sie froh und ich noch mehr, und seither ließ er es sein. Ich glaube nicht, daß ich zehn Worte gesprochen, der Hals war mir wie zugeschnürt, sie redete viel, besonders wältsch, und war eines Weibels Tochter, daneben sehr geputzt. O, als ich endlich aus dem Hause heraus war, ich weiß noch jetzt nicht wie, da war mir, als käme ich aus dem Bärengraben und hätte mein Leben gerettet ganz unerwartet. So dumm war ich in meinem Leben nie gewesen; wenn sie an mir das Maß für die andern Pfarrersfrauen genommen haben, so geschieht diesen bitter Unrecht, aber Gottlob! seither erhielt ich keine Einladung mehr, und lebte vergnügt mein stilles Leben fort mit rechtem Dank gegen Gott, bis er mich heimsuchte und ich es erfuhr, wie es mit dem Alleinsein nicht gemacht sei, wie dankbar ich jetzt dem Herrn sein müsse, der mir seine Engel sandte zur Stunde, als ich sie bedurfte.

So erzählte uns die Frau Pfarrerin in mehr als einem Nachmittage, denn das Reden machte sie müde und that ihr doch wohl. In ihrem wahrhaften Stillleben hatte sich doch viel bei ihr angesammelt, das Herz war ihr voll geworden ihr unbewußt, unsere Theilnahme erwärmte es, schloß es auf, und sichtlich wurden ihr diese Mittheilungen zu einem eigentlichen Labsal. Erst jetzt erhielt ihr Leben eine feste Gestalt, sie konnte es so zu sagen ansehen, hatte erst jetzt ihre Freude daran und ward so recht innig dankbar dafür.

Wir gestunden ihr offen, ein so vergnügt Leben sei uns nie vorgekommen, wir hätten es nicht für möglich gehalten; besondere Glücksfälle kamen wohl nicht vor, aber was hatten sie zu bedeuten gegen ein andauernd vergnügliches Dasein in gegenseitiger Liebe. Eine solche Gabe, nur das Freundliche wahrzunehmen und wohl daran zu leben, bei großer Beschränktheit keinen Mangel zu empfinden, kein Gefühl zu haben für das Bittere, Giftige im Leben, gehe über alle Schätze der Welt, sei uns aber in der Größe noch nicht vorgekommen im Leben. Von Mal zu Mal entwickelte sich merklich ihr Geist und reifte, während wir uns nicht verhehlen konnten, daß der Körper schwächer werde, und der Arzt, der erst die beste Hoffnung hatte, den Kopf zu schütteln begann. Sie aber schien dieses nicht zu bemerken, wenigstens wurde sie heiterer, man möchte fast sagen, es fuhr, besonders in Gesprächen mit der Frau Landvögtin, wie ein Schimmer von Muthwillen über ihr Wesen hin.

Eines Nachmittags waren wir wieder bei ihr, und wir waren eben mitten in einer sehr interessanten Gespenstergeschichte, welche die Frau Landvögtin aus ihrer Familie zum Besten gab, als die Frau Pfarrerin mit allen Zeichen des Schreckens auffuhr und ausrief: Um Gottswille! der Vogt, der Vogt! ich will unter die Decke! und fuhr runter. Schlafen, schlafen! rief die Frau Landvögtin, und so legte sich die Frau Pfarrerin, statt vollends unter zu fahren. Starke Schritte tönten gegen die Thüre und eine schwere Hand polterte daran. Ehe ich noch „herein" rufen konnte, that sich die Thüre weit auf wie vor Jemand, der gewohnt, hinlänglich Platz zu haben, und unter derselben erschien mein lieber Vetter, blieb verdutzt dastehen, langsam sich zurechtfindend, ob er wohl am rechten Orte sei. Ich hob warnend den Finger in die Höhe, legte ihn auf den Mund. Verwundert erkannte er mich, machte Anstrengungen, auf den Zehen näher zu kommen, aber vergeblich, mit dem ganzen Fuß

(Nun rückte ich mit der schweren Batterie vor. Bei ihrer Schwäche stünde ich für gar nichts, wenn sie wider ihren Willen und ohne Noth in den Spital gebracht werde, und ob er es auf sein Gewissen nehmen wolle, wenn er so um nichts und wieder nichts, bloß um etwas zu erzwingen, das nicht nöthig gewesen, eine Person tödte? Bäsi, sagte er, das verstehn die Frauen nicht, wo man seine Pflicht thut, da hat man sich vor dem Gewissen gar nichts zu fürchten, und Ordnung ist Ordnung. Indessen damit ihr seht, daß ich nicht eigensinnig bin, so will ich es der Waisencommission vortragen, was dann die spricht, das geschieht dann, Bäsi. Und ich rede mit dem Arzt, und was dann der sagt, das geschieht, Vetter. So, sagte er, also mit der Waisencommission wollt ihr es probiren? — Wenn sie will; aber sie wird nicht wollen. Mein Arzt ist der Frau Pfarrerin Arzt und der Arzt ist Mitglied eurer Waisencommission, und jetzt Vetter, was meint ihr? Ja, sagte er, wo die Weiber die Nase in einer Sache haben, da ist es aus mit allem Verstand.

Nun, der gute Herr Vetter mußte sich diesmal darein schicken, daß es nach Weiberköpfen ging und nicht nach seinem, es war auch ganz vernünftig so. — Die Frau Pfarrerin schien eine Natur gehabt zu haben von äußerst schwacher Art, die gesund schien, so lange die Tage in stiller Einförmigkeit über sie weggingen, die aber harte Stöße nicht zu ertragen vermochte. Auch möglich, daß in ihrem Wesen sich schon lange der Krankheitsstoff eingeschlichen hatte, ohne daß sie es selbst bemerkte, der erst nach den groben eidgenössischen Zärtlichkeiten Bahn erhielt und sich geltend machen konnte. Was es war, weiß ich eigentlich nicht, denn die Aerzte tituliren die Krankheiten nach ihren eigenen Köpfen; was der Eine ein Schleichfieber nennt, dem sagt ein Anderer Schleimfieber; wissen sie mit etwas nichts zu machen, so sagen sie ihm Grippe, und was ihrer Kunst den Weg vorläuft, das machen sie zur galoppirenden Schwindsucht; den Einen plagen

die Hirnentzündungen im Traum, Andere glauben nur an Herzerweiterungen, die Dritten reden bloß noch vom Rückenmark, und wenn ihnen der Verstand ganz stille steht, so sagen sie, es fehle offenbar in den Organen, aber sie könnten in Gottes Namen nicht darüber kommen, in welchem. Daher werde ich mich wohl hüten zu sagen, was die Frau Pfarrerin eigentlich gehabt, damit nicht jeder Arzt sage, das sei nicht wahr, sie hätte dies gehabt oder jenes, oder es sei eigentlich gar nichts gewesen, aber man habe sie offenbar verpfuscht, nur wisse er nicht wer, ob der Arzt oder die Weiber, wahrscheinlich beide zusammen.

Sie lebte scheinbar auf, doch nur geistig, sie wußte sich viel inniger auszudrücken, ihre Gefühle schienen lebhafter als früher. Sie redete viel von einem Reischen in's Bohnengschüch, sobald sie genesen sei, sie hätte ein recht Heimweh nach ihres guten Manns sel. Grab, möchte sehen, wie die Bäume gewachsen, möchte wissen, ob die Leute sie noch kennten, ihrer noch gedächten. Wenn ich ihr vom Markte was heimbrachte als Geschenk eines Marktweibes, so freute es sie wie ein Kind, sie konnte vor Freude darüber weinen. Allgemach verscholl sie aber auf dem Markte, es wird am Ende Alles vergessen, aber um ihr nicht weh zu thun, ließ ich sie es nicht merken, sondern brachte ihr fort und fort die Andenken, und ein jedes war eine Labung für sie. Auch diese Täuschung gab ich der Frau Landvögtin auf's Gewissen, und sie nahm sie gern, es gehe zu allem Andern, sagte sie.

Am rührendsten war ihre Zärtlichkeit zu ihrem Vögeli. Sobald Morgens die Aufwärterin wach war, mußte sie es aus dem Käficht lassen, und den ganzen Tag über entfernte es sich wenig von ihrem Bette und flattirte und schnäbelte, wie ich es noch nie gesehen. Sie stürbe nicht ungern, sagte sie zuweilen, wenn es sein müßte und das Vögeli nicht

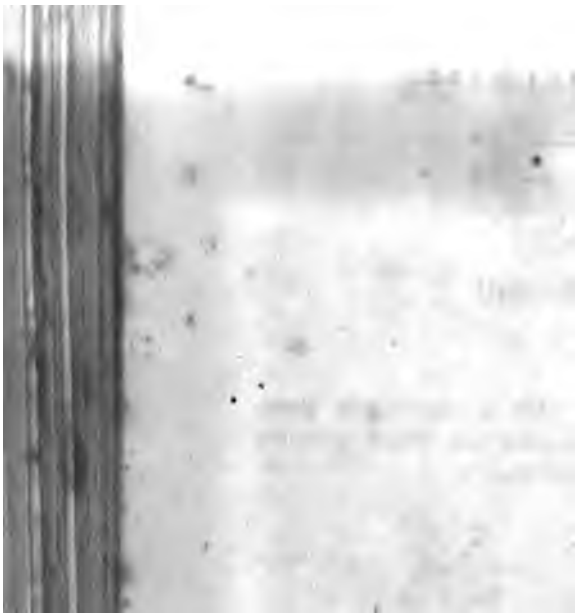
wäre. Es ginge Niemand auf der Welt mehr übel, wenn sie nicht mehr wäre, als gerade dem Vögeli. Sie wüßte wohl, wir würden es nicht verhungern lassen, und es so gut besorgen als wir es verstünden, aber einmal nun liebe es sie, so könnte es Niemanden mehr lieben wie sie, daher thäte ihr das Sterben für's Vögeli weh, und in die alte Heimath wäre sie auch gerne noch einmal gewesen, doch an dem bange sie nicht; wie der Herr wolle, sie schicke sich gerne darein.

Es war der Wille des Herrn, daß sie stürbe. Eines Morgens, als eben die Sonne ihr Stübchen vergoldete, schied sie leise, ohne schweren Athemzug; bloß das Vögeli, das auf ihrem Kopfe saß, merkte ihr Scheiden, flatterte ängstlich um ihren Kopf herum, setzte sich auf ihre Achsel, schlug, so laut es konnte, seine Triller, pickte dann und zerrte, als ob es sie wecken wolle, und als es sie nicht wecken konnte, setzte es sich trübselig auf's Hauptkissen, flatterte von Zeit zu Zeit über sie hin, setzte sich, wenn es sie immer so still und unbeweglich sah, wieder an's alte Ort, sträubte schon Nachmittags sein Gefieder, und als man es mit Sonnenuntergang wie üblich z'Sädel tragen wollte, war es schon für immer z'Sädel gegangen, todt lag es auf ihrer Achsel, wo es im Leben so viel gesessen war, es war seiner guten Herrin nachgegangen, ihre Liebe zu missen vermochte es nicht einen Tag lang. So innig hängt wohl selten der Mensch am Menschen, man vermißt einander wohl, aber selten werden die Herzen blutig gerissen, geschweige daß sie sterben.

Nun, eine Lücke riß ihr Verlust auch in mein Leben, wie ich sie selten empfunden, und worüber mein Vetter sich nicht wenig ärgerte. Er könne nicht begreifen, was mir da sollte zu Herzen gehen, sagte er, wir seien ja gar nicht verwandt, nicht einmal von der nämlichen Gesellschaft, nicht manchen Monat daure unsere Bekanntschaft, und da sei es ein Nöthlichthun, das nicht natürlich sei, sondern affektirt,

unnatürlich, ſentimental, die Herren von der Waiſencommiſſion fänden es auch ſo und hätten ſich ſehr aufgehalten darüber.

Beim Mangel an allen Verwandten nahm Niemand von ihrem Tode Notiz als die Herren von der Waiſencommiſſion, ſie füllten auch die Kutſche, die hinter ihrem Sarge herfuhr. Ihr Scheiden machte alſo keinen Lärm auf Erden, ging ganz ſtille vorüber. Deſto größere Freude wird im Himmel geweſen ſein bei den Engeln, die ſchon lange ſie kannten und liebten, als ſie zu ihnen kam, mit ihnen den Herrn zu loben und zu preiſen, wie es nur die reinen Seelen vermögen.



Der Oberamtmann

und

der Amtsrichter.

Von

Jeremias Gotthelf.

(Diese Erzählung erschien zuerst 1853 in einer von H. Pröhle herausgegebenen Sammlung von Novellen und Skizzen unter dem Titel „Deutsches Leben").

Es war ein ſchöner Herbſttag; der rothe Apfel im grünen Laube, die langen Reihen auf großen Aeckern, wahre Schatzgräber, die aus dem Boden ſchlugen die rauhen Kartoffeln, wichtiger der Menſchheit als Silber und Gold, der Sämann, der mit ernſtem Geſichte und langen gemeſſenen Schritten den Samen ſtrömen läßt aus kundiger Hand, bezeugen es, daß man in die dritte Zeit des Jahres gekommen. Wer mit rechtem Auge einen Sämann ſchreiten ſieht über den dunkeln Acker, dem rieſelt Ehrfurcht durch die Seele, mahnt ihn ans Beten, weil nahe ſei das unſichtbare Weſen, zu dem man in allen Zungen betet und mit keinem Auge es ſieht. Der Sämann mahnt nicht bloß an das Evangelium und den Sämann, der das ewige Wort ausſät, das in gutem Grunde hundertfältig Frucht trägt, Frucht, die zum ewigen Leben die Seelen ſpeiſet: der Sämann iſt ein Gehülfe Gottes, und neben ihm wandelt Gott. Der Handwerksmann kauft ſich den Stoff zu einem Geräthe, ſchafft daran, bis er fertig iſt, oft mit ſelbſtgemachtem Werkzeuge, und was ſeine Hand gemacht, verkauft er wieder oder liefert dem Beſteller es ab, zur beſtimmten Zeit, d. h. je nachdem er ſein Wort gab oder nicht. Der Schuhmacher nimmt vom Gerber das Leder, ſetzt ſich in ſeine Werkſtatt unabhängig von Wind und Wetter; ſcheint ihm die Sonne nicht, zündet er die Lampe an: und

das Paar Schuhe, welches er am Morgen angefangen, ist, wenn er's kann, am Abend fertig. Er ist gewissermaßen Herr seiner Arbeit von Anfang an bis ans Ende. So nicht der Sämann, er ist nur Gottes Ackerknecht und thut am großen Werke das Geringste. Den Samen hat Gott geschaffen, fruchtbaren Boden hat Gott gemacht, den Samen sammelt der Mensch, bereitet den Acker zum Empfang des Samens und bringt ihn in den Boden. Jetzt aber ist der Sämann einstweilen fertig, jetzt nimmt ihn Gott in seine Hand und thut das Wichtigste, was kein Sämann, rechne er nach einfacher oder doppelter Buchhaltung, säe er mit der Hand oder der Maschine, vermag: er weckt den Lebenskeim im Samenkorn, läßt ihn sprengen den Grabesdeckel, durchbrechen der Erde harte Kruste und in hoffnungsreichem Grün die Felder schmücken. Er behütet die grüne Saat, hüllt sie in die warme weiße Decke, hebt diese wieder zu seiner Zeit, gießt Regen nieder und läßt die Sonne brennen, bis endlich weiß zur Ernte die Felder werden, und dem Knecht, der am fleißigsten den Acker ihm bestellte, am sorgfältigsten säete und eggte, während er neben ihm wandelte, der beste Gehülfe ihm war, lohnt er mit dem besten Segen. Darum ist auch der gute Landmann so fromm, er hat das sicherste Maß für Das, was er thut und was Gott thut, das Gefühl seiner Ohnmacht ohne Gottes Hülfe wird ihm alle Tage neu, aber auch die Freudigkeit im Bewußtsein: mit mir ist Gott, und wenn er mit mir ist, was vermag, wer wider mich ist?

Auf einem Hügel, umkränzt von weiten Aeckern, auf denen viele Sämänner gingen, stand ein Schloß, kein modernes oder verschnörkeltes, sondern ein einfaches, ehrenfestes, in das man mit getrostem Muthe trat, man wußte weßhalb. Aus dem Thore kamen zwei gaukelnde Hühnerhunde, hintendrein Kinder, nach ihnen Damen von einem schlanken Mannsbild begleitet, den Zug schlossen zwei stattliche Herren. Der Eine war der Stellvertreter der gnädigen Obrigkeit in

einem gewiſſen Bezirk, ehedem Landvogt, dann Oberamtmann, jetzt Regierungsſtatthalter geheißen. Das gehört auch unter die Landplagen unſerer Zeit und zum entſchiedenen Fortſchritt, daß faſt mit jedem Mondwechſel Moden, Geſetze und Titel ändern, was die Leute fort und fort ſtürmer und dümmer macht, Autorität und Zucht immer mehr zerſetzt, den Leuten das Geld wegbeißt wie Heuſchrecken das Gras. Der andere Herr war des Erſten Bruder und Vater des Jungen bei den Dameu, der in fremdem Dienſt und im Urlaub war. Es war eine echt patriziſche Familie, noble Leute, gerecht, praktiſch, kühn, nicht ohne Grund voll Selbſtbewußtſein, daher keinem Adel nachſtehend. Fürſt Windiſchgrätz ſoll in jüngern Jahren einmal dieſen Adel bloßen Bauernadel genannt und deswegen mit einem bernerischen Rittmeiſter, der dieſem Adel angehörte und mit Windiſchgrätz diente, ein Duell gehabt haben. — Sie zogen aus, einen Amtsrichter, der ein reicher Bauer war, zu beſuchen, es war nicht zum erſten Mal. Der Herr Landvogt oder Oberamtmann war Vorſitzer des Amtsgerichts, lud nach abgethanen Geſchäften in der Regel die Amtsrichter zum Eſſen ein, was ein trauliches, aber durchaus kein abhängiges Verhältniß erhielt. Die Amtsrichter, gewöhnlich die angeſehenſten Bauern im Bezirk, luden dagegen auch den Herrn Oberamtmann ein ſammt Familie, was für dieſe gewöhnlich ein Feſt war und mit Recht, denn es ging ſtattlich zu, und die ländlichen Weiſen behagten ihnen beſſer als die köſtlichſte Aufwartung. Amtsrichter, welche nicht rechte Bäuerinnen daheim hatten, thaten mit den Einladungen nicht nöthlich, und wenn ſie übergangen wurden, nahmen ſie es nicht übel. Zu einem rechten Bauernhof gehört eine rechte Bäuerin; fehlt dieſe, haben Bauer und Hof den Glanz verloren. Eine Bäuerin kann weder durch eine Köchin noch durch eine Haushälterin und am allerwenigſten durch ein Geſellſchaftsfräulein, welches anſtändig den Thee ſervirt, erſetzt werden; es muß halt eine Bäuerin ſein, es thut's nicht an-

ders. Der Besuch galt dem reichen Amtsrichter Grün auf der Säublume. Die Säublume war weit und breit der schönste Hof, und so geheißen wegen des fetten Grases, der sonnigen Lage, daher dort immer die ersten gelben Säublumen zu sehen waren. Der Oberamtmann und der Amtsrichter hatten sich eben nicht am liebsten, aber sie achteten einander und trugen Sorge zu einander, wegen des allgemeinen Besten. Es waren zwei stolze Männer, Beide ihres Einflusses und ihres guten Willens sich bewußt, daher Keiner geneigt dem Andern weiter nachzustehen, als es gerade das Amt erforderte. Der Oberamtmann war nicht unkundig auf dem Lande. Seine Familie hatte ihre schönen Bauergüter nicht verhändelt, um höhere Einkünfte zu gewinnen, brachte auf denselben ihre meiste Zeit zu, daher der Oberamtmann im Landleben heimisch war. Aber die Gesetze kannte der Amtsrichter besser, das trieb dem Oberamtmann oft das Blut zu Haupt. Damals hatte man eine ehrenfeste Gerichtssatzung, die änderte nicht alle Tage, war Vater und Sohn bekannt von Jugend auf, Jeder wußte was Trumpf war, konnte sich mehr oder weniger selbst helfen, wußte was muthwillig Tröln war, konnte einen verlorenen Handel von einem sichern unterscheiden. Darum waren damals auch weniger Processe, und wo jetzt zehn Fürsprecher reichlich schneiden, fand damals kaum Einer sein mäßig Brot. Der Landmann behielt sein Geld im Sack und Friede war im Lande und unter den Nachbarn. Der Oberamtmann hatte einen gerechten Sinn aber heißes Blut, da geschah denn zuweilen, daß er sich verfing, daß er, wenn es zuweilen über die Schnur ging, den Amtsrichter als Widersacher fand, und zwar als einen, der Recht hatte. Himmel, wie ginge es einem Oberamtmann jetzt, wo hinter einem jeden Regierungsstatthalter her wenigstens zwei Fürsprecher und ein Agent sind, der eine Fürsprecher eine Beschwerdeschrift macht, wenn er links sieht, der Andere eine administrative Klage ausspielt, wenn er

rechts steht, während der Agent auf der Lauer steht und Jeden aufhetzt, der zum Schloßthor aus- und eingeht, wenn der Regierungsstatthalter nicht reine Sache hat. Es sind grundarme Bursche, die nämlich, welche regieren sollen, sie dürfen nicht, wenn sie schon möchten, man findet daher selten einen rechten Mann am Brett.

Es wurde ehedem viel besser regiert, wohlfeiler, das Volk war zufriedener. Ein christlich Regiment wird durch nichts mehr verhunzt als durch zu viel sogenannte Justiz. Der Amtsrichter hatte auch seine Schwächen, er war unbestechlich, aber über Sympathie und Antipathie soll er sich bei aller Gesetzeskunde nicht immer erhoben haben. Dann klopfte ihm der Oberamtmann mit großem Behagen auf die Finger. Beide wirkten wohlthätig in der Gegend, Beide waren so ehrenfeste Männer, daß die Menge Glauben hatte an sie; das ist eine seltene Sache und viel werth. Die Menge hat sonst in der Regel mehr Glauben zu schlechten Rathgebern als zu ehrenfesten, dieweil jene nach Gunst reden, diese nach ihrem Besten. Sie lebten in anständigem Verhältniß, schnitten sich nicht hinterrücks die Ehre ab; aber Freunde, wie man sie dafür hielt, waren sie nicht. Ja es war in der letzten Zeit eine Wolke zwischen ihnen gewesen, welche der Oberamtmann vertreiben wollte. Er hatte wegen einer blutigen Schlägerei, bei welcher Verwandte des Amtsrichters betheiligt waren, sehr harte Bußen veranlaßt, was dem Amtsrichter ins Fleisch ging, die er aber diesmal nicht wenden konnte, denn der Oberamtmann stand auf gesetzlichem Boden. Solche Besuche machte der Oberamtmann gern, wenn Verwandte oder Bekannte bei ihm waren. Er verschaffte mit solchen Partien seinen Gästen Vergnügen, denn der Weg zur Säublume war schön und die Aufwartung mit echter Landeskraft ausgezeichnet. Er zeigte aber auch gern und mit Stolz den Reichthum der Bauern, und wenn er sie auch in einzelnen Fällen unterthäniger wünschte, so hatte er

doch im Allgemeinen auch Freude an ihrem Stolz. Denn wo reiche und stolze Bauern sind, da muß die Regierung, auch wenn sie eine aristokratische ist, doch nicht ganz schlecht, selbstsüchtig oder despotisch sein, sondern sich ums Wohl des Landes wirklich kümmern. Und was hat eine Regierung in einem stolzen und reichen Lande für Kräfte gegenüber einer Regierung in einem armen und gebeugten Lande?

Der Bruder des Oberamtmanns, Oberst in fremden Diensten, wollte dies durchaus nicht begreifen; der meinte, man müsse die Bauern unter der Scheere halten, sonst wüchsen sie unversehens dem Herrn über den Kopf aus. Dagegen erzählte der Oberst mit glänzenden Augen von seinen herrlichen Burschen im Regiment, wie sie dem Teufel Zahn um Zahn aus dem Maul brechen würden, wenn sie ihn einmal hätten, und wie er mit seinem Regimente stehen bleiben wolle und wenn die ganze Armee davonliefe, kein Kopf sollte sich rückwärts wenden, geschweige ein Fuß. Mit sichtbarem Behagen erzählte er Exempel von den mannhaftesten Burschen, die Niemanden fürchteten, selbst die Offiziere nicht, wenn sie im Recht waren, doch Alles in den vorgeschriebenen Schranken der Subordination. Der gute Oberst begriff nicht, daß nur in einem Lande, wie der Oberamtmann regieren half, Bursche wachsen konnten, wie er zu kommandiren das Glück hatte. Es ging ihm halt so wie noch höher Gestellten, wie mancher Regierung, er begriff den Zusammenhang zwischen Hinten und Vornen nicht. Der Herren lebhafter werdendes Gespräch unterbrach die Frau Oberamtmännin mit der Frage: „Du hast es doch dem Amtsrichter sagen lassen?" — „Habe nicht Kummer, ich ließ es ihm durch einen Landjäger, der dort vorbei ging, melden", antwortete ihr Herr.

Die Frau Oberamtmännin hatte die Frage eigentlich nur gethan, um die Brüder zu unterbrechen. Sie kannte die Hitzköpfe, und wie der Jäger die verschiedenen Töne in

den Stimmen ſeiner Hunde kennt, ſo wußte die Frau Oberamtmännin ganz genau aus der Stimme ihres Eheherrn, ob er einem harten Zanken entgegenging oder nicht. Die beiden Brüder zankten oft gewaltig, daß weithin ihre Stimmen ſchollen; ihrer Einigkeit that es aber keinen Eintrag, ließ nicht einmal Bitterkeit zurück; ſie trotzten niemals, ſie waren es von Jugend auf gewohnt, aber da in freier Luft hätte es die Frau Oberamtmännin doch ungern gehabt. Die Brüder hätten dann freilich franzöſiſch geredet, aber Brüllen iſt Brüllen, ſei es franzöſiſch oder deutſch, und franzöſiſches Gebrüll oder deutſches verſtanden die Bauern aufs Haar gleich gut.

„Du wirſt ihm ein Billet geſchrieben haben?“ frug die Dame weiter.

„Warum nicht gar!“ antwortete der Oberamtmann heftig. „Er verſteht beſſer mündlich als ſchriftlich!“ — „Es gibt noch mehr Leute, die es ſo haben“, lachte der Oberſt; „kein Wunder, daß ihr euch ſo gut zu einander ſchickt.“ Allerdings nahm der Oberamtmann faſt ebenſo ungern eine Feder als eine Nadel zur Hand. Er war früher auch Militär geweſen; auf dem Lande erwachſen, ſollte er von Präceptoren (Hofmeiſtern) geſchult werden, hielt ſie zum Beſten, ärgerte ſie, bis ſie fortliefen, und ſtrich Eichhörnchen und anderm Hochwild nach. „Da hörſt meine Frau“, ſagte der Oberamtmann, „die meint es erſt gut mit den Bauern, und wenn du ſie mit dem Amtsrichter zuſammen ſiehſt, ſo wirſt du finden, daß ich Urſache hätte eiferſüchtig zu ſein.“ Nun erhob ſich ein anmuthig Wortgeplauder zwiſchen den Herren und Damen: denn des Oberſten Frau, eine Fremde, war auch dabei. Die Frau Oberamtmännin war eine gute, aber verdammt kluge Dame. Sie liebte ihren biedern Mann von ganzem Herzen, aber ſie kannte ihn auch durch und durch. Mit der zärtlichſten Aemſigkeit räumte ſie ihm alle Steine aus dem Wege, ſuchte allenthalben gut Wetter zu machen,

und wußte dazu die Stimmungen seiner Seele zu beherrschen wunderbar, das ist eine unendlich größere Kunst als Clavierspielen oder Geigen. Wer ein Clavier oder eine Geige handhabt, kann darauf herumfahren nach Belieben und Verstand, es ist ihm Niemand im Weg, pfuscht ihm Niemand darein; wer aber auf einem Herzen spielen will, dem will die ganze Welt und alle Menschen mit helfen, bald von rechts, bald von links trampeln sie auf den Tasten herum, greifen in die Saiten hinein. Da gilt es die Töne, die Andere greifen, zu meistern, daß sie klingen schön und fein, wie der Meister oder die Meisterin wollen, daß ein lieblich und wohllautend Spiel ertönet immer und immer von dem geliebten Herzen her. Diese Kunst ist nur ähnlich der großen Kunst Gottes, der jedem Esel seinen Willen läßt und jeden Menschen machen was er will, und doch es macht, daß Alles seinem Willen dienet und Alles kömmt, wie er will. Diese wunderbare große Kunst, die heilig ist und teuflisch, je nachdem sie mit heiligem oder teuflischem Sinn getrieben wird, diese Kunst ist hauptsächlich des Weibes Gabe, liegt bei ihm wenigstens mehr im Vordergrund als bei dem Manne, kömmt bei ihm zu größerer Vollkommenheit, wenigstens in Anwendung auf den Einzelnen, wenn auch nicht auf die Massen.

Ach, wenn die Mütter, beide die Damen und die Käs- und Kabisweiber, ihre Mädel diese Kunst lehrten oder lehren ließen, statt die des Clavirens, und das christliche Musikgehör ihnen ausbildeten, ach, da würde es schön auf Erden und die verklungene Sphärenmusik klänge wieder in jede Hütte hinein, und wo sie klingt, da weht der Friede Gottes.

Die Frau Oberamtmännin war eine wahrhaft fein gebildete Frau; das Neueste hatte sie zwar nicht gelesen, war auch nicht in allen freien Künsten bewandert, aber sie besaß das richtigste Gefühl für Alles, was Andern angenehm oder unangenehm war, wußte genug, um einen angenehmen Sprechstoff bei der Hand zu haben, hatte also das Wichtigste

zu der wahren Höflichkeit für alle Leute, und wandte dieſe Höflichkeit eben auch auf alle Leute an, auf Ebenbürtige und nicht Ebenbürtige; und ſoll das etwa eine Chriſtin nicht?

Daneben war ſie eine recht gute Hausfrau, nicht von denen Eine, welche meinten, der Grasanken müſſe grün ſein, und die für Küchlein kein Futter geben wollten, weil ſie ſaugen ſollten wie andere Thiere, oder für ihre Plättete Tannzapfen beſtellten, aber ausdrücklich hinzuſetzten: ſie wollten buchene u. ſ. w., nie wußten, was auf den Tiſch kam, und über die Köchin ſchimpften, wenn nicht das Rechte kam, oder es ſonſt ſchlecht ging.

Sie hielt den Faden der Unterhaltung feſt und behielt doch die junge Welt im Auge. Ihren beiden Töchtern, welche mit dem Vetter wandelten, ſparte ſie ihre Bemerkungen auf bis auf den Abend, wo ſie wohl ein paar Capitel über ihr ſehr ungenirtes Weſen werden erhalten haben. Den Kindern dagegen ſparte ſie die Bemerkungen nicht ſo lange, ſie wären zu ſpät gekommen. Es war ihr daran gelegen, ſie mit ganzen und trockenen Kleidern auf die Säublume zu bringen; das hätte ihr wegen ihren eigenen Kindern nicht Kummer gemacht, aber des Oberſten Kinder waren Stadtkinder und die haben bekanntlich ein eigenes Geſchick, entweder in Gräben und Bäche zu fallen oder in Dornhecken hängen zu bleiben. Ueber Alle hin tönte ein ſcharfer Pfiff, der den Hunden galt, welche meinten, ſie hätten auch das Recht, ſich ungebunden luſtig zu machen, und nicht großen Reſpect zeigten vor den Pflanzungen, die noch hier und da im Felde ſtanden. Der Oberamtmann war nun nicht Einer von denen, welche entweder kein Gefühl haben für Pflanzungen, weder um Schädigung noch Gedeihen derſelben ſich kümmern, oder auch meinen, der Bauer habe gar kein Recht etwas übel zu nehmen, ſondern müſſe ſich gefallen laſſen, was über ihn komme aus irgend eines Herrn Hand oder durch deſſen Zulaſſung. Er war eben auch Bauer und hatte ein

Herz für Gras und Vieh. Seine Frau warf ihm scherzend oft vor, seine Kleeäcker gingen ihm über seine Familie. — Man sah auch deutlich, daß er beliebt war. Wer ihnen begegnete, grüßte freundlich, sagte wohl auch: Geht's über Feld? es macht schön warm. Sie erhielten aber auch freundliche Antworten. Bauern, die weit im Acker standen, lüfteten ihre Kappen. Wenn es der Oberamtmann merkte, that er mit der seinen gleich, rief auch wohl ein freundlich Wort hin. Der Oberst machte es schon kürzer, während sein Sohn von alledem keine Notiz nahm. Stark rückten sie nicht vorwärts, aber es war ein gar lieblicher Weg mit vielem Schatten, schönen Bächen, daß er ihnen weder lange noch beschwerlich vorkam, und lange, ehe sie es erwartet, der Oberamtmann sagte: „Sehet, dort ist sie schon, kaum zwei Scheibenschüsse weit."

Es war ein großes stattliches Haus, mit vielen Fenstern, von gewaltigen Bäumen beschattet. Wenn es auch nur von Holz war, so wohnte doch sicher mancher polnische oder ungarische Edelmann schlechter, unbehaglicher, und wäre froh gewesen seinen Edelsitz mit diesem Bauernsitz zu vertauschen. Namentlich was Vorräthe betraf, hätte er keinen schlechten Tausch gemacht. Vielleicht auf einem Dutzend Edelsitzen zusammen genommen hätte man nicht soviel Hemden, Bettzeug, flächsernes Tuch und Garn gefunden, als in diesem einzigen Bauernhause und dessen Spycher.

Der Landjäger hatte dort seinen Auftrag ausgerichtet und damit die Frau Amtsrichterin gar mächtiglich erschreckt. Nicht weil Landvogts kamen, das war ihr an sich ganz recht, denn die Landvögtin war ihr eine gar anständige, liebe Frau; das ist Eine, mit der man doch ein vernünftig Wort reden kann, die hat Verstand, daß man sich ganz verwundern muß, fast so viel als unser Gattig, pflegte die Frau Amtsrichterin zu sagen. Sie ward erschreckt, weil die Botschaft so spät kam, nicht wenigstens einen oder zwei Tage zuvor. „Wenn man

ſchon meint", ſagte ſie vor dem Landjäger, „ſolche Leute hätten Verſtand, ſie haben dennoch keinen; meinen, einen Schinken koche man gleich geſchwind wie ihre Schnefeli Fleiſch, wo 27 auf ein Viertelpfund gehen."

„Soll ich etwa abſagen? der Oberamtmann hat geſagt, wenn's nicht anſtändig ſei, ſo ſollte man abſagen laſſen." — „Warum nicht gar abſagen", zürnte die Amtsrichterin, „daß ſie meinen, wir hätten nichts z'eſſen im Haus, für ein Dutzend oder zwei und dazu Lüt, die vom Schmöcken halb genug haben; wir müßten erſt in alle Himmelsgegenden ausſchicken und zuſammenbetteln, wenn uns ein Menſch ungeſinnet ins Haus läuft, wie es die armen Leute machen. Babi, gib dem Landjäger ein Kirſchenwaſſer. Wo iſt der Vater?" — „Hinter dem Spycher bricht er Korn", lautete die Antwort. Dorthin lief die Amtsrichterin, in vollem Harniſch die Kunde bringend. Der Amtsrichter nahm dieſelbe ganz kaltblütig auf: „Gieb, was du haſt, und zum Reſte laß ich einen Stecken ſtecken." — „Flauſen, ja wohl", ſagte die Frau, „es muß eine Hamme ſein, es muß Fleiſch ſein, wie ſoll das Alles weich und gut ſein bis Nachmittag?" — „Warum nicht", ſagte der Mann, „nimm von den letzten Hammen und dem letzten Fleiſch, laß feuern im Ofenhaus, daß man eine Hex braten könnte, brauch all Vörtel; bis um 4 oder 5 Uhr Abends geht's noch lang und was ſie dann noch nicht beißen können, das können ſie ungegeſſen laſſen." — „Wenn du nichts Beſſeres weißt, ſo hätte ich das auch gewußt und meine Zeit beſſer brauchen können. Aber ſo iſt das Mannsvolk, will Alles regieren und wenn es an Nothknopf kömmt, ſo iſt die dümmſte Frau geſcheiter. Komme, hau mir Fleiſch herunter!" So brummte die Frau Amtsrichterin und doch hatten ihr des Amtsrichters Winke den ganzen Schlachtplan in die Hand gegeben, den ſie jetzt mit aller Sicherheit verfolgte. Die Frau Amtsrichterin war ein großes, wohlbeleibtes, ſchönes Weib, ſtark im Arm, wei-

sen Sinnes, guten Herzens, aber eine Löwin an Zorn und Kraft, wenn es an sie kam. Ehe sie den Hof hier geerbt, hatten sie in einem Dorfe gewohnt. Da waren einmal in einer Samstagnacht fremde Nachtbuben ins Dorf gekommen, eine große wilde Rotte, hatten groben Spectakel verübt, die Mädchen gequält, muthwillig Schaden angerichtet. Männer und von Buben was daheim war, wollten mahnen, wehren, jagten von den Häusern weg, bis endlich Alles zu einem Knäuel ward, in der Gasse, in Mitte der Straße eine blutige Schlacht auf- und niederwogte. Der Amtsrichter war auch dabei und mitten drin, die Amtsrichterin stand vor dem Hause, die aufgejagte Magd neben ihr. Als sie das Toben und Fluchen hörte, das Krachen und Schmettern der fallenden Stöcke, da ergriff es sie, sie wußte nicht wie: Komm Lisabeth, rief sie, nahm in der Küche vom Herde eine kurze Kelle, vornen mit einem schweren eisernen Haken, Lisabeth ein anderes kurzes schweres Instrument und Beide hinten ins Gewühle und schlugen rechts, und schlugen links und auf jeden Streich einen Nachtbuben, an den bedeckten Köpfen leicht kenntlich, nieder, daß im Umsehen die halben Buben am Boden, die anderen halben auf der Flucht waren. Was diese zwei Weiber verrichtet, ward nicht vergessen bis auf diesen Tag. So ein handlich Weib ist denn doch ein kitzlich Ding und paßt nur zu einem tüchtigen, handfesten Mann, einem Andern möchte ich keins rathen von dieser Sorte. Uebrigens sind Exemplare von dieser Sorte rar, was den Männern wirklich wohl kömmt, denn die mannhaften Männer sind auch nicht überdicht gesäet. — Nun ging es los auf der Säublume, als ob sieben Hexen sollten gebraten werden, nicht bloß eine. Töchter und Mägde wurden tribulirt, noch ganz anders als Kanoniere einer Batterie, die alle fünf Minuten Position ändert im Galopp.

Als der Ruf erscholl: Landvogts kommen, war aber auch die Sache in Ordnung, der Stand der Dinge durchaus

befriedigend, die Frau Amtsrichterin angezogen, und brauchte scheinbar um nichts mehr sich zu kümmern, es sollte Alles gleichsam von selbst gehen, als brächten es die Engel des Himmels daher. Geputzt war die Frau Amtsrichterin scheinbar gar nicht, ihre Kleider schienen Werktagskleider, waren aber durchaus rein, von feinem Stoff, und blendend das weiße Hemd. So waren auch die Töchter angezogen. Man sollte glauben, sie wären eigentlich immer so.

Der Amtsrichter empfing die Gäste einige Schritte vor dem Hause, ohne besondere Ceremonien, mit natürlicher Höflichkeit, die Kappe in der linken Hand, bis er Allen die Rechte gegeben, nachher setzte er sie wieder auf, als ob sich das von selbst verstehe. Er war auch ein schöner Mann, seine Gesichtsbildung nobel, und wenn er Herrentracht getragen, so hätte man ihn auch für einen Herrn gehalten, so frei war seine Haltung. Als er mit Begrüßen fertig war, kam die Frau Amtsrichterin, nach ihr schüchterne Kinder, Jagdhunde, welche die Wachtelhunde knurrend und scherzend begrüßten. Umsonst sah der Lieutenant nach den Töchtern sich um, von denen ihm seine Cousinen viel erzählt, und diese, sein Visiren wohl merkend, lachten ihn weidlich aus. Vor Allem mußte die ganze Gesellschaft bis an die eigenen Hunde in die Stube gehen. Herr Landvogts hätten warm, sagte die Amtsrichterin, und da oben sei immer Zug, sie könnten sich erkälten. Es sei nicht warm drinnen und vor Fliegen sollten sie sich nicht fürchten, sie hätte dieselben so viel wie möglich hinausgemustert. Die Stube hatte nichts Besonderes als einen schönen Glasschrank und einen mächtigen Eichentisch nebst gehörigem Geräthe zum Sitzen, einem Ruhebett, damals noch eine Seltenheit auf dem Lande. Bald darauf kam der Amtsrichter mit zwei großen schön geschliffenen Flaschen voll goldenen Weines, und hinter ihm zwei Töchter mit Gläsern, weißem Brot und Käs. Der Amtsrichter machte den Wirth, schenkte ein, servirte mit Hülfe der

Töchter, die Frau Amtsrichterin nahm sich der Sache sehr wenig an, schickte bloß ein Kind nach Wasser, als sie die Frau Oberstin darnach seufzen hörte, und sprach der Frau Oberamtmännin zu, als sie den Kindern keinen Wein zulassen oder ihn mit Wasser ertränken wollte; redete zu, statt des dünnen Wassers den in den Städten unbekannten, auf dem Lande so beliebten mit Zucker und Zimmt angemachten süßen Thee zu gebrauchen, der in den Wein gegossen sehr angenehm und durstlöschend ist. Wirklich ward er auch probat gefunden, nur die Frau Oberstin rümpfte ein wenig das Näschen, denn begreiflich war der Thee nicht von der feinsten Sorte. Der Herr Lieutenant wollte mit den Töchtern anbinden, fand aber den Ton nicht, erhielt sehr kurzen Bescheid, was seine Cousinen ihm nicht schlecht gönnen mochten und es den Mädchen durch doppelte Freundlichkeit vergalten. Die Herren lobten des Amtsrichters Wein als kräftig und rein, mit lieblicher Blume. Dem that das wohl und er erzählte, wie er fast alle Jahre an den kleinen See fahre und Wein hole für seine Leute, nur leichten, und wenn er schon sauer sei, so sei er ihnen um so lieber, weil er ihnen den Durst desto besser lösche. In ganz guten Jahrgängen fahre er dann ins Wälschland und hole dort ein Faß oder zwei, je nachdem Jemand mit ihm einstehe oder nicht. Man sei froh einen Tropfen guten Wein im Keller zu haben, es könne einem zuweilen begegnen, daß man müsse Kindbett halten, und wenn nicht, so sei man so zu sagen auch ein Mensch und ein Glas guter Wein thue allezeit wohl. Bei dieser Erfrischung blieb man nicht lange sitzen, es strebte Alles ins Freie. Ein Bauernhof ist eine wahre Raritätenkammer für Stadtleute, und wenn man die rechte Begleitung hat, kann man in einem halben Tage mehr Landwirthschaft lernen als auf einer Universität in einem halben Jahre. Natürlich fand alsbald in der Gesellschaft eine große Spaltung statt, die große und kleine Jugend strebte nach den

Bäumen, die Damen ins Grüne, die Herren in die Ställe, beſichtigten Miſthaufen und Heuſtock und verſenkten ſich dann in die Landwirthſchaft überhaupt, welcher auch der Oberſt nicht fremd war und nach einigen Jahren mit derſelben noch näher bekannt zu werden gedachte. Der echte Berner hat einen Zug zur Landwirthſchaft. Der Handwerksmann, ſobald es ihm irgendwie möglich iſt, kauft ein Stücklein Land, ſein höchſtes Streben geht dahin, Bauer zu werden. Der Edelmann, wenn er es immer kann, hat auf dem Lande ſeinen Beſitz und bauert wie ein heller Teufel, wie man zu ſagen pflegt. Das iſt Naturzwang. Es iſt aber auch der Canton Bern ein klein Ländchen Goſen. Der Boden fordert freilich ſehr harte Arbeit, liefert dann aber auch ſehr kräftige Producte. Und wenn nicht Landwirth, ſo iſt der Berner am liebſten Soldat, zum Kaufmann iſt er nicht geboren. Wie echte Landwirthe liebt er auch Vorräthe, fragt nicht nach dem Capital, welches darin ſteckt und keinen Zins trägt. Die Frau Oberamtmännin war nicht bloß eine vornehme Dame, ſondern, wie oben ſchon angedeutet worden, auch eine gute Hausmutter und Bernerin. Sie hatte auch gerne Vorräthe und beſonders von Leinen, Leibwäſche, Bett- und Tiſchzeug konnte ſie nie genug haben. Doch trieb ſie es mit Verſtand, und nicht wie jene Wirthin, die es auf hundert Dutzend Hemden für ihre eigene Perſon brachte.

Sie hatte auch holländiſches Tiſchzeug, aber doch hielt ſie am meiſten auf dem, welches ſie ſelbſt ſpinnen und tuchen ließ. Das war ein Punkt, wo die Frau Amtsrichterin und die Frau Oberamtmännin ſich fanden, die Frau Oberſtin dagegen dabei ein Geſicht machte ungefähr wie eine Schneegans. Als nun aber die Frau Amtsrichterin ihre Vorrathskammer aufſchloß, wo ſie das gebleichte und das ungebleichte Tuch hatte, das ungenähte und das verarbeitete, da machte die Frau Oberamtmännin auch faſt ſolche Augen und ward ganz neidiſch in ihrem Herzen, denn ſo reich war ſie nicht an

solchen Dingen. Sie vertieften sich in die Geheimnisse des Spinnens, Webens, der Schelmerei der Weber und wie man ihnen auf die Finger sehen müsse, so daß sie vielleicht heute noch dort stünden, wenn nicht eine Tochter der Mutter sich vom weitem gezeigt und wieder verschwunden wäre. Die Mutter wußte die Erscheinung zu deuten und lenkte allgemach die Schritte der Damen gegen einen großen Nußbaum hin, wo ein Tisch gedeckt stand. Es ist sonst auf dem Lande nicht Sitte, die Gäste außerhalb des Hauses zu bewirthen, aber des Oberamtmanns waren nicht zum ersten mal hier, und der Amtsrichter kannte ihre Sitte, nach dem Freien zu schreien, und fügte sich hinein. Die Jugend flatterte alsbald herbei, denn wo die was zu essen und zu trinken riecht, ist sie nicht säumig. Länger ließen die Herren auf sich warten. Sie erörterten einen Wässerungsproceß, waren nicht in Allem gleicher Meinung; ein Nachbar sollte dem andern das Abwasser zukommen lassen, aber seit der Sohn des Einen den Hof übernommen, erhielt der Andere nur halb so viel Abwasser als früher. Darüber entstand der Streit und drehte sich um den Beweis, daß nur noch die Hälfte dem Andern zufließe, und über die Art des Beweises waren Oberamtmann und Amtsrichter nicht einig.

Man ging vom Grundsatz aus, der Eine sei dem Andern das gleiche Wasser schuldig. Der Oberst hatte lange zugehört, endlich sagte er: „Ihr seid auf dem Holzweg. Wie mir scheint, handelt es sich nicht um ein bestimmtes Quantum Wasser, sondern um das Ueberflüssige, um das Abwasser, das kann ja mehr oder minder sein nach der Jahreszeit und dem Gebrauch, wenn das Wasser nur nicht anders wohin genommen wird.“ Der Oberamtmann und der Amtsrichter sahen einander ganz verwundert an, wanden sich mit Mühe unter allen juristischen Vor- und Darstellungen aus den Schneckengängen des Rechts heraus und endlich sagte der Oberamtmann: „Ich glaube beim — du habest Recht.“ —

„Ja, er hat Recht", sagte der Amtsrichter, „er hat Recht, daß unser einem so was nicht in Sinn kömmt!" — „Ja, so geht es, wo die Juristen was weggerückt und hingestellt, meint man, man müsse es von der Seite ansehen, die sie einem zugekehrt, und fährt so krumm ums Recht herum, sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht", sagte der Oberst. — „Die werden Maul und Nase aufsperren, wenn die Sache, nachdem zwei Jahre procedirt wurde, Augenscheine und Eide gingen, auf einmal die natürliche Wendung nimmt, an die Niemand gedacht", sagte der Oberamtmann. — „Ja und der Obere muß gewinnen, denn er braucht das Wasser in den alten Gräben und nur auf dem Lande, welches in den Briefen verzeichnet steht", sagte der Amtsrichter. „Aber wie machen, daß die Wendung in die Sache kömmt, die Richter sind ja an die Schlüsse der Partien gebunden?" Ueber dieser Berathung säumten sie sich und leisteten erst wiederholten ernstlichen Botschaften Folge. Als sie um das Haus bogen, lag vor ihnen eine prächtige Aussicht, unter dem gewaltigen Nußbaum war getischt, auf den blendenden Tischtüchern standen mächtige Kaffeekannen, große Häfen voll gelber Nidel, Schüsseln mit hochaufgethürmten Küchlene von allen Sorten, die schönen braunen Strübli sandten ihren köstlichen Duft weit hin, hatten die Kinder förmlich bezaubert, sie bissen hinein, als ob sie ihr Lebtag nie mehr so was kriegten. Selbst die Frau Oberstin, die etwas zimpfer that, und mit groben nahrhaften Speisen ihrer Taille wegen sich nicht gern befaßte, konnte ihr Behagen nicht verbergen und griff zum zweiten mal zu, was ihr sonst selten begegnete, entsetzte sich aber dennoch über den Appetit des Lieutenants, der wirklich fütterte, als ob es nie mehr gut wäre, so daß selbst die Amtsrichterin, die doch schon manchen tapfern Hunger gesehen, sich wunderte, wie das Alles in dem dünnen Leibchen, der einer Wespe glich, Platz haben könnte. Jetzt servirte die Frau Amtsrichterin mit großer Eindringlichkeit und handhabte die

große Kaffeekanne mit einer Leichtigkeit, die überall Respect vor ihrem Arm einflößte, und einige Scherze über die Gefährlichkeit solcher Arme für die Ehemänner veranlaßten den Amtsrichter zu sagen, sie zu fürchten habe er zwar noch nie Ursache gehabt, dagegen seien sie ihm schon wohlbekannt, woraufhin er den vorhin erwähnten Strauß zum Besten geben mußte, obschon die Amtsrichterin sagte, sie hätte das bald genug gehört, am liebsten wär' es ihr, sie hörte gar nichts mehr davon. Indessen erzählte der Amtsrichter das Gefecht recht schön, wie das tätscht und prätschet hätte, jeder Streich einen Mann gefällt, daß er geglaubt, es seien wenigstens ein halb Dutzend todt, und am Ende hätte es nicht einmal viel gemacht, von wegen es sei Alles auf die Köpfe gegangen und da möge man was ertragen.

Als endlich von all den Herrlichkeiten nichts mehr an Mann zu bringen war, ließ die Amtsrichterin abräumen bis auf die Küchlein, welche stehen blieben. Nun hätte nach Landesbrauch wieder eine Pause gemacht werden sollen, um dem Genossenen Zeit zu lassen sich zu setzen und andern Herrlichkeiten Platz zu machen, davon ward wieder eine Ausnahme gemacht. Amtsrichters hatten es nicht wie die Wirthsleute bei Post- und andern Stationen, die es so einrichten, daß die Leute nicht Zeit finden zum Essen, halb genug kriegen, aber ganz zahlen müssen: sie gönnten's den Leuten. Aber die Zeit war ziemlich um, wo Landvogts blieben, denn sie liebten die Nachtluft nicht, sie pressirte daher mit der Aufwart, damit Allem sein Recht geschehe. „Wir hoffen doch, Frau Amtsrichterin", sagte die Frau Oberamtmännin, „Ihr lasset es jetzt gut sein, mehr wär' überflüssig. Wir aßen Alle mehr als uns gut ist und müssen jetzt ans Aufbrechen denken." Als Antwort darauf erschien die älteste Tochter, welche noch nicht da gewesen war, mit einem prachtvollen Schinken. Der Lieutenant machte Augen, daß das ganze Gesicht nur ein gwunderig Loch schien, aber nicht über

den Schinken, sondern über das Mädchen, so eins hatte er wahrscheinlich noch keins gesehen. Es war der Mutter Ebenbild, fein und stark, wie sie vor 25 Jahren gewesen sein mußte. Als Königin des Herdes, wo die Hexe gebraten worden, funkelte sie in voller Farbenpracht und ihre Augen waren Feuer, an denen man noch ganz was Anderes braten konnte als Hexen.

Die Frau Oberstin dagegen erschrak bedenklich, ob über den Schinken oder über das Mädchen wissen wir nicht, sie zog den Shwal über die Schultern und wollte alsbald aufbrechen. Wahrscheinlich zupfte sie die Frau Oberamtmännin am Kleide; denn nach einigen halblauten wahrscheinlich wälschen Worten setzte sie sich wieder, konnte sich aber nicht enthalten: „Mais Louis, que tu fais peu attention!“ zu sagen. Sie saß glücklicherweise auf der Seite, auf welcher auch der Oberst saß, was sie diesem sonst zugerufen haben würde, wissen wir nicht. Stoff dazu wäre vorhanden gewesen, so gut als beim Lieutenant. Der Lieutenant erschrak durch den Ruf der Mutter und im ersten Augenblick, nicht recht wissend, was sie meine, fuhr er mit dem Kopf herum, aber gerade in eine Schüssel gedörrter Kannenbirnenschnitze hinein, und hätte sie dem Mädchen aus der Hand geschlagen, wenn dasselbe nicht so handfest gewesen wäre; ein großes Stück Schinken rollte ihm dabei fast auf den Schooß, Alles zur großen Freude seiner Cousinen, die dem Cousin diesen Spuk auf seine verzückte Nase wahrscheinlich noch heutzutage nicht vergessen haben werden. Es wurden nun noch von den andern Töchtern grüne und dürre Birnenschnitze, Speck, Schweinskinnbacken, gesalzenes Fleisch, Salat, Wein, Thee gebracht.

Nun ging's eine Weile mit Entschuldigen, daß es nicht besser sei und wenn man es sicher gewußt, man doch wenigstens für ein Plättlein Fische gesorgt haben würde, und mit Protestiren, daß das Alles ganz überflüssig sei, daß man kein Stücklein über die Zunge bringe, daß man krank würde, und

bekommen. Hier mischte sich der Lieutenant ins Gespräch, lobte die Mädchen auf der Säublume sehr und wie ihm ihre Gestalten weit besser gefielen als die schmächtigen Gerippe, welche so dünn seien, daß der Wind sie nicht einmal nehmen könnte, wenn er schon wollte. Die Mutter warf mit si done um sich, wurde hässig, der Sohn disputirte ungezogen fort, wie solche Jungens dem Bengel oft bis weit in die zwanziger Jahre hinein nicht Meister werden. Da tönte das Gespräch der Männer in das unnütze giftiger werdende Getätsch hinein: der Oberst frug laut: „Aber warum soll ich nicht mit ihm jagen? Da gehen wir zum Besuch, essen und trinken, und ma koi nicht schlecht, und jetzt soll ich nicht mit ihm jagen, das findest du unanständig und zu familiär! Es nimmt mich doch Wunder, was anständiger oder unanständiger ist, mich von einem Menschen bewirthen zu lassen, oder mit ihm zu jagen?" „Das verstehst du nicht", sagte der Oberamtmann. — „Was Papa", fuhr der Lieutenant dazwischen, „mit dem Amtsrichter jagen! Dabei werde ich auch sein dürfen, nicht wahr, Papa? Abends nehmen wir früh ab, gehen über die Säublume heim. Da gibt's einen charmanten Halt und die beste Gelegenheit, die stattlichen Figuren näher zu betrachten." Ja jetzt war der Frau Oberstin nicht mehr zu helfen; in der großen Welt aufgewachsen, wußte sie gar zu viele Exempel, zu was Allem die Jagd Vorwand und Gelegenheit bietet, und Mann und Sohn beide auf solchen Wegen! Jetzt war ein fürchterlich Gewitter im Anzug, aus allen Löchern brausten Winde, die Frau Oberstin schwankte noch zwischen einem schrecklichen Platzregen und einem schrecklichen Sturm, da fiel plötzlich ein Nidelhäfeli um, man wußte nicht wie, der schöne Rahm spritzte über den Tisch, die Damen sprangen auf, ihre Röcke zu salviren, die Herren kamen zu Hülfe, der Zofe wurde geschellt und als aller Schaden geheilt oder verhütet war, sorgte die Frau Oberamtmännin dafür, daß das Gewitter sich nicht wiederfände, sie arran-

ſchlagen die Hunde gern an, wenn es ſpazieren geht; ſo thaten auch des Amtsrichters Hunde, als ſie merkten, ihr Herr wolle begleiten gehen. „Prächtige Laute das", ſagte der Oberſt. „Wenn ſie ſo gut ſind, wie ihre Laute ſchön, ſo ſind's vortreffliche Hunde." Das war ein Capitel, welches zwiſchen dem Oberamtmann und dem Amtsrichter nie berührt wurde, Jeder ignorirte des Andern Hunde, des Andern Jagen. Der Edelmann betrachtete jeden Haſen, den der Bauer ſchoß, als einen Diebſtahl an ſeinem Eigenthum; der Bauer gehöre an den Pflug, nicht auf die Jagd, meinte er. Der Bauer meinte, was das Geſetz erlaube, erlaube es dem Bauer wie dem Edelmann in den Schranken des Geſetzes, und wenn der Amtsrichter jagen wolle unter den Fittigen ſeines Patents, gehe es den Edelmann nichts an. Der Oberſt war ein ſtolzer Mann, aber ein loyaler Mann, er ſah hoch herab auf das Bauernvolk, aber er hatte beim Amtsrichter Gaſtfreundſchaft genoſſen, gut gegeſſen, ebenſo gut getrunken, in ihm einen recht wackern Mann gefunden, da war ihm auch das Herz aufgegangen, er behandelte ihn faſt wie Seinesgleichen, dieſen Abend nämlich. So brachte er das Geſpräch auf die Jagd, der Amtsrichter wich nicht aus, ſo entſpann ſich ein intereſſantes Geſpräch, ob welchem der Amtsrichter ganz vergaß, wie weit er ſie begleitete und welches mit der Abrede einer gemeinſamen Jagd ſchloß. Es war ſpät, als man nach Hauſe kam, und natürlich war der durchlebte Nachmittag der Gegenſtand der Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, deren Stoff jedoch eben nicht beſonders zugeſprochen wurde.

Die Damen rühmten, und ſelbſt die Frau Oberſtin mußte geſtehen, daß die Speiſen gut geſchmeckt hätten, nur ſchade ſei es, daß ſie ſo ſchwer und nahrhaft ſeien, entweder müſſe man dabei arbeiten wie ein Roß, oder man würde in wenig Tagen dick wie ein Elefant. Uebrigens ſehe man es der Taille von Mutter und Töchtern an, denn trotz der Arbeit ſei es unmöglich bei ſolcher Speiſe bonne façon zu

Noch einfacher wanderten der Oberſt und ſein Sohn aus, ſie hatten nicht einmal einen Piqueur, ſie nahmen des Oberamtmanns Hunde nicht mit, weil ſie mit denen des Amtsrichters nicht gleichen Fußes waren, ſie hatten ein Stelldichein verabredet, zu dem ſie des Oberamtmanns Jäger führte. Der Herr ſelbſt kam nicht mit, er jagte nicht mit dem Amtsrichter, der noch dazu die beſſeren Hunde haben ſollte, wie ſein Jäger ſelbſt in vertrauten Stunden ihm klagte.

Es war ein dunkler Nebelmorgen, aus denen oft die ſchönſten Tage kommen, zuweilen aber auch ein bedenklich Regnen. Auch Nebel nützt, und des Oberamtmanns Jäger meinte, es ſei comod, daß ſie heute mit dem Amtsrichter jagten; an ſolchem Morgen, wo der ganze Wald tropfe, könne er mit ihren ſchweren Hunden, die nicht ins Dickicht wollten, nicht aufſtechen. Da werde dann der Herr Junker Landvogt böſe, wenn er ſich auch alle Mühe gebe, ſo könne er doch nicht ſelbſten Hund ſein. Er habe dem Herrn Landvogt ſchon oft angerathen, er ſolle zu ſeiner Meute einen recht guten Sperzer kaufen. Ehe das Thier auf ſei, höre man jagen. Aber der Herr meine, das verſtöre die Jagd; wenn man beim Aufgehen des Thieres nicht alle Hunde beiſammen habe, jage es nie ſchön. Aber jage man ſchön, wenn man kein Thier auf die Beine bringe? Sie fanden den Amtsrichter bereits ihrer harrend, mit vier Hunden, die ſehr geiſtreich ausſahen, und den Amtsrichter faſt umriſſen vor Ungeduld. Dieſer ſchüttelte den Kopf und ſagte, ſie hätten nicht gut ausgeleſen, das Wetter ſei im Aendern, er zweifle, daß ſie den ganzen Tag jagen könnten. Wenn es nur aufzuſtechen ſei, ſagte der Oberſt. Für das habe er nicht Kummer, von wegen ſeine Hunde ſcheuten die dichten Stauden nicht, ſelbſt nicht die Brombeerſtauden, aber wenn es regne, ſei keine Freude dabei zu ſein, erwiederte der Amtsrichter. Er führte ſie nun eine ziemliche Strecke weit, ſagte dem Jäger, er ſolle die Herren anſtellen, wenn es geſchehen, ihm

befriedigend, die Frau Amtsrichterin angezogen, und brauchte scheinbar um nichts mehr sich zu kümmern, es sollte Alles gleichsam von selbst gehen, als brächten es die Engel des Himmels daher. Geputzt war die Frau Amtsrichterin scheinbar gar nicht, ihre Kleider schienen Werktagskleider, waren aber durchaus rein, von feinem Stoff, und blendend das weiße Hemd. So waren auch die Töchter angezogen. Man sollte glauben, sie wären eigentlich immer so.

Der Amtsrichter empfing die Gäste einige Schritte vor dem Hause, ohne besondere Ceremonien, mit natürlicher Höflichkeit, die Kappe in der linken Hand, bis er Allen die Rechte gegeben, nachher setzte er sie wieder auf, als ob sich das von selbst verstehe. Er war auch ein schöner Mann, seine Gesichtsbildung nobel, und wenn er Herrentracht getragen, so hätte man ihn auch für einen Herrn gehalten, so frei war seine Haltung. Als er mit Begrüßen fertig war, kam die Frau Amtsrichterin, nach ihr schüchterne Kinder, Jagdhunde, welche die Wachtelhunde knurrend und scherzend begrüßten. Umsonst sah der Lieutenant nach den Töchtern sich um, von denen ihm seine Cousinen viel erzählt, und diese, sein Visiren wohl merkend, lachten ihn weidlich aus. Vor Allem mußte die ganze Gesellschaft bis an die eigenen Hunde in die Stube gehen. Herr Landvogts hätten warm, sagte die Amtsrichterin, und da oben sei immer Zug, sie könnten sich erkälten. Es sei nicht warm drinnen und vor Fliegen sollten sie sich nicht fürchten, sie hätte dieselben so viel wie möglich hinausgemustert. Die Stube hatte nichts Besonderes als einen schönen Glasschrank und einen mächtigen Eichentisch nebst gehörigem Geräthe zum Sitzen, einem Ruhebett, damals noch eine Seltenheit auf dem Lande. Bald darauf kam der Amtsrichter mit zwei großen schön geschliffenen Flaschen voll goldenen Weines, und hinter ihm zwei Töchter mit Gläsern, weißem Brot und Käs. Der Amtsrichter machte den Wirth, schenkte ein, servirte mit Hülfe der

ſein. Er hing das Gewehr an Rücken, verließ ſeinen Poſten und ging voll Lachens der Säublume zu. Er ging und ging, ging eine Viertelſtunde, zwei, drei, vier, aber auf die Säublume kam er nicht, ſondern in einen tiefen Grund. Er klomm an einer Seite empor, da kam eine große Waldmatte, es kam ein Möslein, kam wieder Wald, und regnen that's dazu und die Nebel hingen auf den Wipfeln der Bäume, daß es ein Elend war. Der Lieutenant hatte ſich rechts, hatte ſich links gewandt, hatte keine Richtung mehr, kein Merkmal, ſich zurecht zu finden, am Himmel keins, auf Erden keins, er beſaß keine Localkenntniß, wußte nichts von Schluchten, Waldmatten oder Möslein. Nun es waren nicht Urwälder, Prairien, unendliche Sandwüſten; an einem Orte werde ein Ende ſein, dachte er, wenn er gerade laufe; umkommen werde er wohl nicht. Aber verdammt *unangenehm* war es ihm doch einſtweilen, er begann innen auf der Haut naß zu werden, ſtatt auf der Säublume zu ſitzen, wie in Abraham's Schooße, er gedachte es ſo gut zu machen, und wie hatte er es gemacht! So hat man es mit den genialen Einfällen, man meint oft, was damit herauskomme, und hintendrein ſieht man, wie Alles ganz krumm gekommen. Bis dahin war er in Haſt gelaufen, als ob er was erjagen wollte, jetzt ſtellte er ſich unter eine große Tanne, etwas ins Trockene, und horchte, horchte lange, aber nichts hörte er, gar nichts als das Rieſeln des Regens auf den Blättern der Bäume, es war wie ausgeſtorben in Moos und Wald. Er ſchoß ſein Gewehr los, legte ſeine Jagdtaſche ab, packte ſeinen Proviant aus, ſchoß, aß, horchte auf Antwort, auf Töne irgend welcher Art, aber nichts, gar nichts wollte tönen, nicht eine Glocke, keine Flinte, kein Vogel that den Schnabel auf, geſchweige daß eine Kuh ſich hören ließ. Sein Proviant war aufgegeſſen, ſein Pulver wollte er nicht alles verſchießen, hier bleiben half nichts, es ſchien ihm eine Einſamkeit, in die ſeit der Sündflut noch kein Menſch gekommen, er mußte

alſo weiter, aber in welcher Richtung? Er hatte von den Wilden gehört, daß das Moos an den Waldſtämmen ihnen die Himmelsgegenden anzeigt, aber was half ihm die Himmelsgegend, da er nicht wußte, wo er war, alſo auch nicht wußte, nach welcher Seite hin Schloß oder Säublume war. Und als er doch die Bäume unterſuchte, fand er ſie rundum gleich, rundum naß. Er marſchirte alſo naturgemäß, nämlich da hinaus, wo das Marſchiren am leichteſten war. Gradaus konnte er aber doch nicht wandern, es kamen Hinderniſſe, Dickichte, Schluchten u. ſ. w., die er umgehen mußte, die ihn in eine Richtung brachten, er wußte durchaus nicht in welche, dann ward es wohl licht hinter den Bäumen; jetzt ſei es gewonnen, meinte er, einmal im Freien, fehle es nicht. Aber dann war's nur eine Lichtung im Walde, oder wenn's Feld war, wie er glaubte, ſo war er doch handkehrum wieder im Walde und wußte ebenſo wenig, wo er war, als früher, denn nie ſah er hundert Schritte weit. Es wurde ihm nachgerade doch unheimlich, denn es ging tiefer in den Nachmittag hinein und er begann müde zu werden; er dachte, ob er wohl verhexet ſei und gebannt in einen gewiſſen Bezirk, und ob ihm wohl beim Feierabendläuten der Bann aufgelöst werde, wie er gehört, daß es gewöhnlich geſchehe, oder wie das gehen ſolle die Nacht über, wenn er verhexet bleiben ſollte?

Zum Feueranmachen hatte er nichts bei ſich, und wenn er auch keine wilden Thiere zu fürchten hatte, ſo iſt's immer ein fatal Uebernachten im Naſſen, ohne Feuer, ohne Mantel. Feldzug hatte der Lieutenant noch keinen gemacht; weder Spaniens Glut noch Rußlands Schnee hatten ihn abgehärtet, eine Nacht im Naſſen kam ihm als eine gar zu ſtrenge Sache vor. Da hörte er etwas, er wußte nicht brach ein Thier durch Unterholz, oder war was los oben in den Bäumen, jedenfalls war es etwas, etwas Lebendiges in der todten Oede. Er ging am Rande eines Eichwaldes und immer

ſtärker ward das Geräuſch, blieb jedoch an gleicher Stelle, er konnte es gar nicht heimweiſen. Er marſchirte Gewehr im Arm vorſichtig dagegen zu, ſah Vögel ſtreichen am Rande, in kurzem, raſchem Fluge, ſah ſtarke Bewegung in den Wipfeln der Bäume, kam endlich darüber, daß es ein wildes Taubenheer ſei, welches an den reifen Eicheln ſich gütlich that. Der Fund vertrieb ihm die Gedanken, er ward wieder Jäger, ſchoß, wo er glaubte es ſei am beſten angebracht.

Für das Ohr des Jägers gibt es nicht bald einen beſſern Klang, als wenn ein ſchwerer Vogel von hohem Baume tätſcht, einen beſonders ſchönen Tätſch gaben die großen, im Herbſt fetten, wilden Tauben, zwei, dreimal hörte ihn der Lieutenant, ward davon ganz begeiſtert; ſah nur immer dem unermeßlichen Heer von Tauben nach, das nach jedem Schuß wohl aufflatterte, aber bald wieder zu ſeinem actus d. h. zu ſeinem Abendfraß ſich ſetzte. Eben hatte er wieder geladen und hob die Flinte, da legte ſich eine ſchwere Hand auf ſeine Schulter, und ein Mund frug von hinten her: „Um Vergebung z'frage, habt Ihr eine Patente?“ Man kann denken, wie der Junker erſchrak. Früher hätte er geſagt: ein Königreich, wenn er nämlich eins gehabt, für einen menſchlichen Laut, jetzt fuhr ihm ein ſolcher ſchauerlich durch die Seele, als ob er käme vom König der Waldteufel, der gekommen, den Eindringling beim Nacken zu faſſen. Er ſchüttelte mit dem Kopf, hob die Flinte, ſchoß, und zwei Tauben tätſchten prächtig nieder. „Um Vergebung z' frage, habt Ihr eine Patente“, fragte ein langer Mann, mit einem breiten Wetterhut auf dem Kopf und einem ſtarken Prügel in der Hand. „Was Teufels geht das Euch an“, ſchnauzte der Lieutenant, und machte ſich wieder an ſeine Flinte. „Ich meine wohl“, antwortete der Mann ruhig, griff in die Taſche und wies den Bären vor, ſeinen blechernen Schild mit einem darauf gedruckten Bären, dem berneriſchen Wappen, wie ihn die Jagdaufſeher zu tragen pflegten, der Kürze halber aber

gewöhnlich bloß in der Taſche, ſtatt angeheftet. „Habe keine Patente, und brauche keine", ſagte der Lieutenant unwillig. „Selb wäre curios", ſagte der Mann, „ſelb nähme mich Wunder, Ihr werdet nicht mehr Recht haben als andere Leute?" — „Ich bin beim Oberamtmann zur Viſite", ſchnauzte der Lieutenant, und ſchlich den Tauben wieder nach, der Aufſeher ſachte hintendrein, ließ ihn ſchießen, ſagte dann: „He nun, ſo wird er Euch eine Bewilligung gegeben haben, ſo zeiget die!" —„Warum nicht gar, ich ging mit Andern auf die Jagd, mit dem Amtsrichter auf der Säublume und dem Jäger, verirrte mich." — „Das könnte mir ein Jeder ſagen, und ich kann es glauben oder nicht, wie ich will, es wird am beſten ſein, wir gehen gleich miteinander aufs Oberamt, es wird ſich dort ſchon ergeben, wer ihr ſeid." — „Mein Vater iſt der Bruder vom Herrn Oberamtmann", antwortete der Lieutenant. „Ja ja, das wird ſich dann erzeigen, wenn's wahr iſt, aber jetzt helf' ich gehen, es wird ſonſt Nacht, ehe wir dort ſind, und dann habe ich noch weit heim."

Das capirte unſer Lieutenant, daß er nicht wiſſe, wo er ſei, und froh ſein müſſe, wenn ihm Jemand den Weg zeige. Ohnehin waren die Tauben erſchreckt, und das Beſchleichen ſchwierig geworden. Er ließ ſich alſo willig finden, im Begleit des Aufſehers dem Schloſſe zuzuwandern, von welchem ſie faſt zwei Stunden entfernt waren, und zwar von der entgegengeſetzten Seite her, als ſie am Morgen ausgezogen. Der Aufſeher lachte ſehr über die Kreuz- und Querzüge des Lieutenants, die er leicht an den Matten und Möslein erkannte, welche derſelbe beſchrieb. Es war nicht halb ſo öde geweſen um ihn, als er gedacht; er war nahe an Häuſern vorübergeſtreift, aber er war in der Macht des Nebels gefangen, und die hat ſtarke Bande. Es amüſirte anfänglich den Lieutenant, zu denken, was der Jagdaufſeher für ein Geſicht machen werde, wenn es ſich ausweiſe, daß er wirklich des Oberamtmanns Neffe ſei. Der werde verlegen ſein und nicht

wissen, wohin kriechen aus Angst. Bald darauf dachte er aber an die Gesichter der Cousinen, welche die machen würden, wenn er in solcher Bewachung einziehe, einem Vagabunden gleich, und wie lange er es werde hören müssen, wie man ihn eingebracht, und was für ein ehrlich Aussehen er haben müsse. Als nun sein Begleiter ihm endlich sagte, wenn es nicht so nebelte, so könnte man dort das Schloß sehen, sie seien keine halbe Stunde mehr davon, so reckte der Lieutenant in die Tasche und sagte: „So, mein guter Freund, jetzt finde ich den Weg schon, danke für das Geleit, und da habt Ihr was für Eure Mühe." Der Jagdaufseher nahm das Stück schweigend, und ging mit dem Junker weiter. Der Junker verwundert frug: „Ist das auch Euer Weg nach Hause?" — „Nein d's conträr", meinte der Mann. „Aber warum kommt Ihr dann noch weiter?" frug der Junker. „Warum sollte ich nicht weiter kommen?" sagte der Mann. „Nun, ich finde jetzt den Weg ganz allein", antwortete der Lieutenant. „Ha Bürschli, hab' dich jetzt, wo ich will, gell, wo es gegen den Oberamtmann geht, spaziert dir das Herz den Hosen zu. Nei, so geht das nicht, ich bin z' alte geworden dazu, der Oberamtmann würde öppe lache und z' letzt mich noch absetzen, wenn ich so dumm wäre." — „Aber warum nimmst dann das Geld?" frug der Junker ärgerlich. „He", sagte der Aufseher kaltblütig: „ich dachte, ich hätte einmal etwas, und etwas ist besser als nichts, vielleicht gebe es noch mehr, vielleicht auch nicht, und allweg könne ich es dem Junker Landvogt zeigen, der könne dann daraus schon abnehmen, was Ihr für ein Kunde seid."

Der Lieutenant hatte gewaltige Lust, recht zornig zu werden, begehrte mit dem Aufseher fürchterlich auf, that als ob er denselben mit Gewalt abtreiben wollte. Der Aufseher, statt sich einschüchtern zu lassen, ward dadurch nur hartnäckiger und gröber. Den Lieutenant fürchtete er nicht, war ihm körperlich überlegen und daß er sich beim Oberamtmann nicht ver-

fehle, wenn er einen Jagdfrevler einbringe, ſei es wer es wolle, das wußte er auch. Einen Kameraden hätte er vielleicht laufen laſſen, aber der fremde Herr da, der bloß z' Viſite war, was konnte der ihm ſchaden? Der Junker mußte marſchiren, trotz dem gemeinſten Soldaten ſeiner Compagnie, nach der Pfeife des Befehlenden. Im Schloß ging der Aufſeher voran, und befahl einem begegnenden Knechte, dem Oberamtmann zu ſagen, er ſolle hinunterkommen, er hätte Einen. Der Junker dagegen wollte die Treppe auf, ſich trennen von ſeinem Begleiter, ſalviren vor den Augen ſeiner Couſinen, er glaubte auf ſicherm Boden zu ſein. Aber ſo hatte es der Andere nicht gemeint; am Ziele wollte er ſich ſeine Lorbeeren nicht entreißen, den Junker nicht ziehen laſſen, lieber wollte er Gewalt brauchen, was einen mächtigen Spectakel gab.

Droben im Schloß ſaß die Familie beim Thee, als der Kammerdiener den vom Knecht erhaltenen Auftrag meldete: Unten ſei der Jagdaufſeher aus der Oedi und laſſe ſagen, der Oberamtmann ſöll fürecho, er heyg ihm Einen. Der Knecht habe hinzugeſetzt, er glaube es ſei der Herr Lieutenant. Er glaube ſie hätten gute Luſt einander zu prügeln, unten im Hofe. Die Couſinen ſchrieen laut auf vor Luſt und Bosheit, ſprangen hinaus, einem Fenſter zu, welches auf den Hof ging, ſchmunzelnd die beiden Herren, der Oberſt war längſt wiedergekehrt, hintendrein. Die Frau Oberamtmännin wäre wahrſcheinlich auch gegangen, wenn ſie nicht mit der Frau Oberſtin zu thun gehabt, die den ganzen Tag in Fiebern zugebracht, und Seufzer, und mon dieu abgelaſſen hatte, mehr als bei der Schlacht von Leipzig Schüſſe gethan worden. Erſt hatte ſie über das Wetter gejammert, denn wenn der Oberſt naß werde, ſei er krank, und Louis bekomme Zahnweh, und was das für eine Unvernunft ſei, bei ſolchem Wetter auszugehen, und wenn ſie nur den Verſtand hätten, direct heimzukehren, und nicht unterwegs ſich aufzuhalten.

Sie stichelte auf die Säublume und weder Mann noch Sohn traute sie überflüssig.

Sie redete viel von Nachsenden, Heimholen, vielleicht hätte die Frau Oberamtmännin willfahrt, aber der Herr wollte nicht. Er meinte, sie seien alt genug, heim zukommen, wenn sie es für gut fänden, einen Knecht nachzusenden sei gut für Kinder. Die Frau Oberstin hätte von ihrem Manne eine solche Antwort nicht hingenommen, aber den Schwager fürchtete sie. Sie schmollte nicht einmal mit ihm, seufzte bloß desto strenger. Endlich kam der Oberst heim, übellaunig erst, dann lustig, als er in trockenen Kleidern behaglich an der Tafel saß. Es gibt wohl kein behaglicheres Gefühl als das des Jägers, der nach harten Mühen und wildem Wetter daheim behaglich sitzt und sich gütlich thut. Jetzt hatte auch die Oberstin weder Mitleid mit ihm noch Kummer seinetwegen, desto mehr plagte sie ihn mit Vorwürfen wegen Louis, daß er den armen Jungen bei solchem Wetter im Stich gelassen. Sie entwickelte an diesem Exempel sehr gründlich den Unterschied zwischen einer Mutter und einem Vater. Wie wäre es einer Mutter möglich gewesen, bei solchem Wetter ohne Kind zurückzukehren, es stecken zu lassen, und wo? in einem Walde, man denke. Man wollte ihr den Unterschied begreiflich machen zwischen einem Kinde und einem Lieutenant, aber sie ging nicht darauf ein, Kind sei Kind, sagte sie, und einer rechten Mutter werde ein Kind je länger je lieber; anders zu fühlen sei ja thierisch. Katzen thäten es, und die abscheulichen Hunde, daß sie ihren erwachsenen Kindern nichts mehr nachfrügen. Unglücklicherweise sagte eine der Cousinen: „Aber Tante, wollte doch nicht so Angst haben um Louis. Was gilt's, der sitzt auf der Säublume und macht sich lustig mit des Amtsrichters Töchtern.“ Die Mutter Oberamtmännin warf der vorlauten Tochter einen scharfen Blick zu, aber leider zu spät, der Funke war am rechten Orte gefallen, der Frau Oberstin war erst jetzt nicht mehr zu helfen, was die

jetzt für mon dieu fliegen ließ! Der arme Louis unter den frechen Mädchen, unter Bauernmenschern! Da war ja mehr als Lebensgefahr, und noch dazu war der Oberst so boshaft zu sagen, daran hätte er nicht gedacht, sonst wäre er sicher auch hingegangen, entweder hätte er ihn dort gefunden, oder ihn dort erwarten können, dann wären sie Beide zusammen heimgekommen. Die Frau Oberstin jagte ihm einen Blick zu, daß es dem Obersten wohl kam, daß derselbe weder Pfeil noch Kugel war.

Des armen Lieutenants Lage auf der Säublume kam ihr so schrecklich und gefahrdrohend vor, daß sie nicht ruhte, bis endlich der Jäger ablaufen mußte, das arme Kind dort zu suchen und heimzuholen. Wenn sich nicht die Frau Schwägerin ihrer erbarmt hätte, so ist's zweifelhaft, ob die Herren eine solche Expedition zugelassen. Aber was half sie? nichts! Der Jäger brachte die Nachricht, man hätte den Lieutenant dort nicht gesehen, aber man wolle auf ihn achten; die Frau Amtsrichterin hatte sagen lassen wollen, man schicke Knechte aus, ihn zu suchen. Aber der Amtsrichter hatte gesagt: „Flausen, nie z'nöthlich thun, der Oberamtmann hat mehr Leute, die er aussenden kann, als ich. Daneben wird er schon wiederkommen, wenn ihn der Hunger plagt." Jetzt war der guten Frau Oberstin erst nicht zu helfen, sie sah ihren Louis verschmachtet, verrissen, verfressen von wilden Thieren, versoffen im Wasser, verloren für Zeit und Ewigkeit. Sie gab hintenum zu verstehen, wenn der Oberamtmann Verstand hätte, so böte er den Landsturm auf, den Louis zu suchen, zu retten. Aber je anzüglicher sie that, desto holzböckiger that der Oberamtmann. Er hatte Manieren, er war sogar ein galanter Herr, aber auf Erden haßte er nichts so sehr als Dummthun, besonders Dummthun der Seinigen. Es ist sehr möglich, daß er Frau und Töchtern Ohrfeigen ausgetheilt hätte, wenn sie sich gebehrdet hätten wie seine geliebte Frau Schwägerin, aber die wußten wohl

woran sie waren, so was fiel ihnen daher auch im Traum nicht ein. Der Oberamtmann dachte auch nicht von ferne daran, Mannschaft aufzubieten, sondern versuchte, sich mit seinem Bruder in gelehrte Gespräche über das französische und deutsche Commando zu vertiefen, wobei sich der Oberst sehr dienstfertig zeigte, die Frau Oberstin dagegen fast aus der Haut fuhr und, sehr gereizt, ernstliche Maßregeln zur Rettung des verlorenen Sohnes aufs Tapet brachte. Es war eben die Rede davon, als die Nachricht kam, Einer sei eingebracht, wahrscheinlich der Herr Lieutenant. Das schlug der Frau Oberstin wieder in die Glieder, sie fiel fast in Ohnmacht, aber eigentlich nicht aus Freude, sondern aus Angst, man habe den pauvre garçon mishandelt, und aus Entrüstung über ein Land, wo man Einen vom Adel, einen Lieutenant einbringe, als sei er ein Verbrecher, *oder gar* ein gemeiner Mensch.

Während unten der Lieutenant mit dem Aufseher heftig sich zankte, erscholl über ihnen ein hell Gelächter. Unter offenem Fenster sahen die Streitenden die zwei lachenden Töchterlein, und hinter diesen die mächtigen Gestalten der zwei Herren, mit lustigen Gesichtern. Ehe die unten zur Rede gekommen, aber Jeder bemüht, den Andern beim Kragen zu nehmen und zu präsentiren, beugte sich der Oberamtmann vor, und sagte lachend: Brav, Kaspar, brav, daß Ihr mir wieder Einen bringt, den will ich lieb haben! Jetzt laßt ihn laufen, der entrinnt nicht, und geht hinein, sie sollen Euch zu essen und zu trinken geben, ich komme dann hinunter." Kaspar suchte nun, gemüthlich schmunzelnd, die wohlbekannte Stube, während der Lieutenant, nicht sehr erbaut über den Empfang, die Treppe aufstieg. Es fehlte nicht viel, er hätte im Abgehen dem Aufseher noch eine brave Ohrfeige abgestreckt. Oben wurde er von den Cousinen mit einem Kreuzfeuer von Witzen empfangen, in welchem seine ganze Person jämmerlich hergenommen wurde, ehe er zu Worten kommen

konnte. Couſin Louis hatte Manieren, kam nicht gleich aus der Poſition, zog aus der reich gefüllten Jagdtaſche zwei Tauben, hielt ſie als Schild vor, hätte ſie vielleicht als Angriffswaffe gebraucht, wenn nicht aus einer Thür ſein Name gerufen worden wäre. Seine Mutter wollte ihn ſehen, ſich überzeugen, daß er noch ganz ſei. Als ihn ſeine Mutter ſah, ſo naß, und mit den blutigen Tauben in der Hand, da hielt ſie die Hand vor, prallte weit zurück, rief zornig: Fi donc, va-t'en, polisson! wollte nichts von ihm ſehen, nichts von ihm hören, zappelte ordentlich, bis er verſchwunden war. Unten erzählte der Kaspar mit großem Behagen, wie er den jungen Herrn eingefangen, wie der es ihm habe machen wollen, wie aber Kaspar Kaspar ſei. Wenn er die berühmte Seeſchlange eingefangen, er hätte nicht glücklicher leben können im Gemüthe an ſeinem dargelegten Heldenmuthe. Die Dienerſchaft, namentlich die Kammerjungfer der Frau Oberſtin, wollte dem Kaspar Angſt machen. Sie ſagte ihm, das ſei wirklich des Oberamtmanns Neffe, und ſein Vater ſei auch da, und der ſei Oberſt, und wenn der Junker oben erzähle, wie er behandelt worden, ſo werde es ſchön Feuer geben. Kaspar komme ins Zuchthaus, oder wenn er mit 25 aus dem Pfeffer und 2 mal 24 Stunden hinten bei Waſſer und Brot davonkomme, ſo ſolle er Gott danken.

Unheimlich regte es ſich freilich in Kaspar's Gemüth, daß der Eingebrachte wirklich des Oberamtmanns Neffe war, aber Kaspar hatte als Jäger zu viel von den Füchſen gelernt, um irgend was merken zu laſſen. Er ſagte, ja wenn der Oberamtmann eine hübſche Jungfer wäre wie ſie, dann wollte er machen, daß er fortkäme, während es noch Zeit ſei, aber zwiſchen einem Oberamtmann und einer ſchönen-Kammerjungfer ſei allweg ein Unterſchied. Der Oberamtmann ſehe aufs Recht, und nit uf d' Hübſchi, wie ſo es Jüngferli, das oft den größten Spitzbuben am liebſten hätte. Kaspar focht blindlings, aber ungefähr trifft man manchmal am ſchärfſten.

Er begriff es gleich, warum die Andern lachten, ward wieder ſtark in ſeinem Inwendigen, und als der Oberamtmann mitten im Gelächter eintrat, ſtand Kaspar auf, und brachte in gehöriger Deferenz vor, daß es ihm leid ſei, wenn er gefehlt, aber er ſehe den Leuten nicht an der Naſe an, wer ſie ſeien. Er fahre nach ſeiner Inſtruction, und wenn das nicht recht ſei, könne er in Gottes Namen nichts dafür. Daneben ſei der Herr ſelbſt ſchuld, wenn er rauh mit ihm umgegangen. Wo ſie gegen das Schloß gekommen, habe derſelbe ihm eine Franke gegeben, wenn er ihn laufen laſſe. Er habe die Franke genommen und geſagt, jetzt erſt mußt warten, Bürſchli. Da ſei ſie, ſagte er, und ſtreckte ſie dem Oberamtmann dar. „Behaltet ſie und da habt Ihr noch was dazu", ſagte der Oberamtmann. „Ihr habt Eure Sache recht gemacht, Kaspar, es wäre wohl gut, es wären Alle wie Ihr, dann könnte man dabei ſein. Ich bin ſelbſt im Fehler, ich hätte Jedem eine Bewilligung ausſtellen ſollen, aber ich dachte nicht daran, weil ſie mit dem Amtsrichter gingen. Macht es immer ſo, Kaspar, und wenn ich mehr Einen beeidige, ſo will ich ihm ſagen: mach's wie Kaspar." Man kann denken, wie hoch das Kaspar nahm und wie ſtolz es ihn machte. Nun war er auch Einer der Glücklichen, die eine Heldenthat in ihrem Leben haben. Eine Heldenthat in ſeinem Leben iſt eine unerſchöpfliche Büchſe voll Luſt und Wonne, ſie erheitert die Seele in trüben, einſamen Stunden, ſie gießt dem Menſchen unter Menſchen ein mächtiges Selbſtbewußtſein ein, das ſtrahlend leuchtet, wenn Zwei oder Drei beiſammen ſind, oder wenn unter Hunderten der Menſch ſitzet; ſie iſt ein warmer Ofen, an welchem der Menſch ſein alle Jahre kälter werdendes Blut Tag und Nacht zu erwärmen vermag, auch wenn er kein Scheit Holz und keinen Tropfen Warmes im Hauſe hat, ſie iſt ein Demant, welcher dem Beſitzer, je mehr er ihn braucht, um ſo unvergänglicher und merkwürdiger zu werden ſcheint.

Während der Verhandlung da unten gab der Lieutenant seine Tauben in der Küche ab und machte die Köchin glücklich mit dieser Aufmerksamkeit, bis die Kammerjungfer von Kaspar weg hinaufschoß, und mit den Worten: Der Herr Lieutenant wird wollen d's koche lere, d's rupfe wird er wohl schon können, wieder wegschoß. Wie es scheine, dachte der Junker, sei es heute nicht richtig, sondern neble überall, und er machte, daß er in sein Zimmer kam. Er war hungerig und durstig, man wird es begreifen; doch machte er sorgfältig Toilette, warf sich in die Brust und erschien wie ein Halbgott im Salon, er stellte sich außerhalb der Grenze des Ausgelachtwerdens. Das ist schon viel gemacht, wenn das Einer kann. Im Salon war er wirklich Allen eine willkommene Erscheinung, hauptsächlich als Blitzableiter für die Frau Obexstin, die heute voll Nebel und elektrischen Stoffes war, so daß sie, wo man sie auch berühren mochte, ringsum Funken stob. Damen von dieser Sorte sind die interessantesten, bildendsten Persönlichkeiten, ganz besonders in Beziehung auf feinen Ton und Takt. Bekanntlich sollen die Gauner in London zur Dressur angehender Spitzbuben eine Figur an einem Drahte hängen haben, über und über mit Schellen gespickt. Nun soll der Lehrling die Taschen leeren, ohne daß die Schellen Laute geben, die Person sich bewegt; gibt's einen Laut, regnet es Schläge. Accurat solche Figuren hat man in der schönen Welt, um Takt und Ton zu lernen. Voll Schellen sind sie, Capricen nennt man sie auf wälsch oder de l'humeur, Wunderlichkeit oder Teufelsüchtige auf deutsch; ein Blick, ein Wort, ein Tritt, hat es gefehlt, wird die Nase gerümpft, das Maul viereckig oder krumm gezogen, wie ein alter Husareuschnauz, das Schnupftuch fährt im Gesicht herum, es giebt Blicke, es fahren Worte in der Luft herum, es wird lancirt, links und rechts, ja es werden sogar sorties gemacht in alle Ecken hinein. Mit solchen Figuren Stunden umzugehen, ohne sie zu touchiren, daß sie tönen, ihnen das Herz aus dem Leibe zu

ein schönes Trinkgeld gegeben. Es werde ihm kaum mehr ein Lieutenant in die Hände laufen, dagegen aber bringe er ihm zehn Andere ein. Hätte er ihn gestraft, oder ihm nur böse Worte gegeben, so wäre er verhunzt gewesen und hätte sein Lebtag nie mehr zu etwas getaugt. Die Frau Oberstin war nicht von denen Eine, welche abbrechen können zu rechter Zeit, und der Oberamtmann stand bei einem Capitel, wo ihm die Galanterie ausging. Er begann vom Weiberregiment zu reden, und wie, wenn so eines lange dauere, in einem Hause man es dahin bringe, daß man zuletzt nichts mehr darin habe, als Muheime und Wanzen, nicht einmal mehr Mäuse, weil die das ewige Tschäder auch nicht vertragen möchten. Die Frau Oberamtmännin konnte nicht ablenken, die Räder waren zu stark im Zug, da zündete der Lieutenant ruhig, fast wie im Traume, eine Cigarre an, und blies, nach einigen starken Zügen, Wolken Rauchs um sich. Da fuhr die Frau Oberstin auf, wie von einem Skorpion gestochen, schmiß Louis einige wälsche Ehrentitel zu, und schwankte, von einer Nichte unterstützt, aus dem Zimmer. Der leiseste Tabacksgeruch machte ihr Ohnmachten und Krämpfe, wie sie sagte. Ueber Louis etwas groben Witz ward still schweigend weggegangen; man fand, es sei so schicklicher. Hätte man darüber Louis was sagen wollen, so hätte der die liebe Mutter ins Gespräch gezogen, und was trug das ab? Es begriff das Niemand besser als der Oberst, der griff daher auch das Capitel von der Disciplin auf, erzählte eine Menge Exempel darüber und machte damit den Rest des Abends recht kurz und vergnügt.

Besucher gleichen den Streifwachteln, sie sitzen während ein paar schönen Tagen ab, dann streifen sie weiter, wenn dann die trüben Tage kommen, kann man zusehen, wie man es macht ohne sie. So waren auch Oberstes fortgezogen und Oberamtmanns allein im Schlosse. Der Frau Oberamtmännin war das so unlieb nicht, sie konnte dann das Ein-

herbsten ungestört besorgen und die Töchter dabei brauchen. Sie meinte nicht, sie hätte sie bloß für den Sonntag bekommen, sodaß sie alle Tage Sonntag haben könnten, sie meinte, sie seien auch Werktagskinder und müßten auch sechs Tage arbeiten und schaffen alle ihre Werke. Sie meinte nämlich, die Gebote Gottes seien für alle Leute und absonderlich für die Vornehmern, die sollten das Beispiel geben, und namentlich gerade die sollten sechs Tage arbeiten und den Sonntag heiligen, erstlich wegem Exempel und zweitens wegem Nutzen, denn Müssigang ist aller Laster Anfang, absonderlich bei den Reichen, die ohne Arbeit ja ganz natürlich geil und üppig werden müssen und voll Bosheit.

Wir wollen nicht behaupten, daß die Fräulein den Kabis selbst hobeln und einstampfen mußten, aber sie mußten doch dabei sein, mußten zusehen wie man es macht, wie es geht, mußten wie man zu sagen pflegt Verstand von Allem zu kriegen suchen. Herr und Frau waren hierbei durchaus einig, daher gingen die Fräulein der Mutter willig an die Hand, sie meinten, es müsse so sein. Wenn Freundinnen zum Besuch kamen, besonders aus der Stadt, und die Nase rümpften über solche Zumuthungen, gränneten über eine ländliche Lebweise, wo dem weiblichen Geschlechte noch etwas mehr zugemuthet wurde als die Puppe zu spielen, ja manchmal sogar einen Korb oder sonst was auf ganz gemeine Weise anzurühren, und sogar zu tragen: Mach nur, daß der Papa es nicht sieht oder hört, wie du das ansiehst, sonst nimmt er dich aufs Korn und du mußt es büßen! warnten die Töchter ihre Freundinnen. Nun es gab schnippische, naseweise Dinger, welchen das Gesicht des Herrn Oberamtmanns nicht so imponirte, wie Allen, welche in ... ner Nähe lebten, sondern die den Kitzel fühlten, mit ihr ... binden, sich ausließen über die Zumu... ungen, welche an ... gestellt wurden, als ob sie unter ... arbeitende Clas... ten, als ob sie ihr Brot verdienen ... ßten. Wohl.

ten ſchön an, die thaten es nie mehr zum zweiten Mal, der Oberamtmann vertrieb mit ſeinem Schlachtengeſichte ihnen die Luſt beim erſten Mal, und zumeiſt noch ziemlich höflich. Er frug, was ſie meinten, wofür ſie eigentlich in der Welt ſeien? Solche unverblümte Fragen ſetzten die keckſten Leute zuweilen in Verlegenheit. Er frug weiter, ob ſie nicht ein Buch kennten, in welchem ſchwarz auf weiß ſtehe, wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen? Und in dem gleichen Buche heiße es auch, es habe Jedermann ſein Pfund erhalten und das Pfund ſolle er anwenden, und je nach der Anwendung werde einſt der Menſch belohnt oder beſtraft. Der Oberamtmann war ein ſehr ehrenfeſter Mann, aber zur Steuer der Wahrheit müſſen wir ſagen, daß er aus der Bibel hauptſächlich die Sprüche kannte, welche er auf Andere ſchlagend anwenden konnte, und wirklich auch anzuwenden wußte. Wenn er nun mit ſolchen Fragen einem Fräulein auf den Leib rückte, ſo fragen wir, ob es nicht natürlich war, daß es in Verlegenheit gerieth. Wenn man ſo unvermuthet kommt und ſagt: Seh mal, laß ſehen, wo haſt dein Pfund, gib fürat wo iſt das Fräulein zu Stadt und Land, welches nicht einigermaßen in Verlegenheit gerathen würde? Soll ſie ſagen, ich bin ſchön, ich kann claviren, beſſer als König David harfen, tanzen ebenfalls beſſer als er, zeichnen wie ein Blitz und ſchön daneben, les honneurs machen auf deutſch und wälſch und ganz artig, daneben habe ich viel Converſation, und das Mundſtück ſteht mir nie, als wenn ich ſchlafe: wir fragen, kann ein Fräulein wohl ſo antworten, und wenn ſie nicht ſo antworten kann, was ſoll ſie dann antworten? Ja ſo kann man in Verlegenheit kommen, wenn Jemand das Fragen nicht ſcheut, und wenn man ſo gleichſam vergeſſen hat, ſich ſelbſt zu fragen, für was iſt eine vernünftige Perſon auf der Welt und geſetzt der Fall, ich ſei eine vernünftige Perſon, welches iſt mein Pfund, mit dem ich was Vernünftiges anfangen und damit gewinnen ſoll andere Pfund?

Während der Verhandlung da unten gab der Lieutenant ſeine Tauben in der Küche ab und machte die Köchin glücklich mit dieſer Aufmerkſamkeit, bis die Kammerjungfer von Kaspar weg hinaufſchoß, und mit den Worten: Der Herr Lieutenant wird wollen d's koche lere, d's rupfe wird er wohl ſchon können, wieder wegſchoß. Wie es ſcheine, dachte der Junker, ſei es heute nicht richtig, ſondern neble überall, und er machte, daß er in ſein Zimmer kam. Er war hungerig und durſtig, man wird es begreifen; doch machte er ſorgfältig Toilette, warf ſich in die Bruſt und erſchien wie ein Halbgott im Salon, er ſtellte ſich außerhalb der Grenze des Ausgelachtwerdens. Das iſt ſchon viel gemacht, wenn das Einer kann. Im Salon war er wirklich Allen eine willkommene Erſcheinung, hauptſächlich als Blitzableiter für die Frau Obeſtin, die heute voll Nebel und elektriſchen Stoffes war, ſo daß ſie, wo man ſie auch berühren mochte, ringsum Funken ſtob. Damen von dieſer Sorte ſind die intereſſanteſten, bildendſten Perſönlichkeiten, ganz beſonders in Beziehung auf feinen Ton und Takt. Bekanntlich ſollen die Gauner in London zur Dreſſur angehender Spitzbuben eine Figur an einem Drahte hängen haben, über und über mit Schellen geſpickt. Nun ſoll der Lehrling die Taſchen leeren, ohne daß die Schellen Laute geben, die Perſon ſich bewegt; gibt's einen Laut, regnet es Schläge. Accurat ſolche Figuren hat man in der ſchönen Welt, um Takt und Ton zu lernen. Voll Schellen ſind ſie, Capricen nennt man ſie auf wälſch oder de l'humeur, Wunderlichkeit oder Teufelſüchtige auf deutſch; ein Blick, ein Wort, ein Tritt, hat es gefehlt, wird die Naſe gerümpft, das Maul viereckig oder krumm gezogen, wie ein alter Huſarenſchnauz, das Schnupftuch fährt im Geſicht herum, es giebt Blicke, es fahren Worte in der Luft herum, es wird lancirt, links und rechts, ja es werden ſogar sorties gemacht in alle Ecken hinein. Mit ſolchen Figuren Stunden umzugehen, ohne ſie zu touchiren, daß ſie tönen, ihnen das Herz aus dem Leibe zu

nehmen, daß es keinen Gux gibt, mit heißen zärtlichen Blicken, die Niemand merken ſoll, das iſt die Spitze dieſer Kunſt. Glücklich ſind die Söhne, welche ſolche Mütter haben, ſie lernen die ſo ſchwere Kunſt gratis. Man wird bemerken, daß hübſche Söhne mit ſolchen Müttern wunderbar umzugehen wiſſen, und nicht ſelten ſie furchtbar tyranniſiren, ihnen zehnfach eintreiben alle ihre Sünden gegen ihre Mitmenſchen. Töchter dagegen ſind zu bedauern, ſie ſchaffen mit ſolchen Müttern nichts, lernen von ſolchen Müttern wenig, haben ihnen aber hier und da einen Mann zu verdanken, den die Mutter über Hals und Kopf aufgetrieben, um die Tochter aus dem Hauſe zu bringen.

Als der Lieutenant nun ſo friſch und ſchön hereintrat, wurde die mütterliche Eitelkeit wach, ſie freute ſich ſeiner bonne façon und der feinen Art, mit welcher er ſich gegen die Tante betrug, die recht mütterlich für ſeinen *Hunger und* Durſt ſorgte. Sie betrachtete ihn ganz als *ihr Product*, ſowohl die Schönheit als die Manieren anbelangend. Wirklich machte er ſich dieſen Abend auch ſehr liebenswürdig. Er erzählte auf eine Weiſe, welche bedeutende Anlagen verrieth, ſein Abenteuer, ergriff alle weiblichen Herzen mit den Schilderungen ſeines Verlaſſenſeins, in dieſer naſſen Schauerlichkeit eines nebelvollen Tages, in düſterm Moos und Wald. Er intereſſirte die Herren mit ſeiner Taubenjagd, ihnen war nie eine ſolche Taubenarmee vor den Schuß gekommen. So ſehr die Frau Oberſtin Freude hatte, konnte ſie ſich doch nicht enthalten, die Herren zu trümpfen, namentlich ihren Mann, der früher über die Unerfahrenheit des Junkers geſpottet, während derſelbe reiche Jagdbeute gemacht, und ſie keine. In dieſer Beziehung glich die Oberſtin auffallend einem Dampfkeſſel. Wie man bei dieſem von Zeit zu Zeit unbrauchbaren Blaſt auslaſſen muß, ſo mußte die Oberſtin immer von Zeit zu Zeit den Kyb loslaſſen, der ſich fort und fort bei ihr ſammelte.

Schließlich ergötzte er Alle mit der Beſchreibung ſeines Zuſammentreffens mit Kaspar, dem Aufſeher. Er ſtellte ihn dar als einen Waldteufel, einen aufrecht gehenden Bären, beſchrieb, wie er ihm langſam nachgetrappt, er immer zugeſchoſſen habe, was ſie auf dem Heimweg geſprochen, wie Einer den Andern zu überliſten geſucht, wobei der Junker ſich ſelbſt gar nicht ſchonte, und drollig genug die Freude des Aufſehers ſchilderte, der geſtrenge Herr Oberamtmann werde dem Säubub, der unbefugt ihm die Tauben tödte, fünfundzwanzig aufmeſſen laſſen. Hier geriethen die Oberſtin und der Herr Schwager wieder hart aneinander.

Die Frau Oberſtin ſchauderte bei dem bloßen Gedanken, nicht an die Möglichkeit, daß ihr Söhnlein ſie je erhalten könnte, das gehörte weit außerhalb ihres Gedankenkreiſes; ſondern, daß ein ſolcher Kerl an ſo was nur denken dürfe. Sie warf dem Oberamtmann vor, daran ſei er ſchuld, ſo komme es, wenn man die Leute behandle wie er, daß ſie ſich einbilden müßten, es ſei faſt kein Unterſchied zwiſchen ihm und ihnen. Wenn er die Leute recht zu behandeln wüßte, ſo hätte er den Flegel drei mal 24 Stunden in's Gefängniß thun laſſen. Mit ſolcher Humanität richte man nichts aus, mache die Leute nur unverſchämt. Es werde die Zeit kommen, wo man die Unvernunft einſehen werde. Dann könne man die Finger abbeißen vor Verdruß, aber das könne man lange, die Sache ſei doch wie ſie ſei. Der Oberamtmann gab zu bedenken, daß in ſolchen Dingen die Frauen kein Urtheil, keinen Verſtand hätten, wo Ordnung ſein ſolle, müſſe Disciplin ſein, die ſei aber nur möglich, wo Gerechtigkeit ſei, Jeder ſeine Pflicht thue, danach belohnt oder beſtraft werde. So ſei es hier, ſo ſei es in einem Regiment, dafür könne ſein Bruder Zeugniß geben. Der Oberſt möge ſein wie er wolle, wenn er nicht gute Ober- und Unteroffiziere habe, ſo laufe es nicht, und die erhalte man nur bei gerechter Strenge. Weit entfernt den Kaspar zu ſtrafen, habe er ihm

ein ſchönes Trinkgeld gegeben. Es werde ihm kaum mehr ein Lieutenant in die Hände laufen, dagegen aber bringe er ihm zehn Andere ein. Hätte er ihn geſtraft, oder ihm nur böſe Worte gegeben, ſo wäre er verhunzt geweſen und hätte ſein Lebtag nie mehr zu etwas getaugt. Die Frau Oberſtin war nicht von denen Eine, welche abbrechen können zu rechter Zeit, und der Oberamtmann ſtand bei einem Capitel, wo ihm die Galanterie ausging. Er begann vom Weiberregiment zu reden, und wie, wenn ſo eines lange dauere, in einem Hauſe man es dahin bringe, daß man zuletzt nichts mehr darin habe, als Muheime und Wanzen, nicht einmal mehr Mäuſe, weil die das ewige Tſchäder auch nicht vertragen möchten. Die Frau Oberamtmännin konnte nicht ablenken, die Räder waren zu ſtark im Zug, da zündete der Lieutenant ruhig, faſt wie im Traume, eine Cigarre an, und blies, nach einigen ſtarken Zügen, Wolken Rauchs um ſich. Da fuhr die Frau Oberſtin auf, wie von einem Skorpion geſtochen, ſchmiß Louis einige wälſche Ehrentitel zu, und ſchwankte, von einer Nichte unterſtützt, aus dem Zimmer. Der leiſeſte Tabacksgeruch machte ihr Ohnmachten und Krämpfe, wie ſie ſagte. Ueber Louis etwas groben Witz ward ſtill ſchweigend weggegangen; man fand, es ſei ſo ſchicklicher. Hätte man darüber Louis was ſagen wollen, ſo hätte der die liebe Mutter ins Geſpräch gezogen, und was trug das ab? Es begriff das Niemand beſſer als der Oberſt, der griff daher auch das Capitel von der Disciplin auf, erzählte eine Menge Exempel darüber und machte damit den Reſt des Abends recht kurz und vergnügt.

Beſucher gleichen den Streifwachteln, ſie ſitzen während ein paar ſchönen Tagen ab, dann ſtreifen ſie weiter, wenn dann die trüben Tage kommen, kann man zuſehen, wie man es macht ohne ſie. So waren auch Oberſts fortgezogen und Oberamtmanns allein im Schloſſe. Der Frau Oberamtmännin war das ſo unlieb nicht: ſie konnte dann das Ein-

herbſten ungeſtört beſorgen und die Töchter dabei brauchen. Sie meinte nicht, ſie hätte ſie bloß für den Sonntag bekommen, ſodaß ſie alle Tage Sonntag haben könnten, ſie meinte, ſie ſeien auch Werktagskinder und müßten auch ſechs Tage arbeiten und ſchaffen alle ihre Werke. Sie meinte nämlich, die Gebote Gottes ſeien für alle Leute und abſonderlich für die Vornehmern, die ſollten das Beiſpiel geben, und namentlich gerade die ſollten ſechs Tage arbeiten und den Sonntag heiligen, erſtlich wegem Exempel und zweitens wegem Nutzen, denn Müſſigang iſt aller Laſter Anfang, abſonderlich bei den Reichen, die ohne Arbeit ja ganz natürlich geil und üppig werden müſſen und voll Bosheit.

Wir wollen nicht behaupten, daß die Fräulein den Kabis ſelbſt hobeln und einſtampfen mußten, aber ſie mußten doch dabei ſein, mußten zuſehen wie man es macht, wie es geht, mußten wie man zu ſagen pflegt Verſtand von Allem zu kriegen ſuchen. Herr und Frau waren hierbei durchaus einig, daher gingen die Fräulein der Mutter willig an die Hand, ſie meinten, es müſſe ſo ſein. Wenn Freundinnen zum Beſuch kamen, beſonders aus der Stadt, und die Naſe rümpften über ſolche Zumuthungen, gränneten über eine ländliche Lebweiſe, wo dem weiblichen Geſchlechte noch etwas mehr zugemuthet wurde als die Puppe zu ſpielen, ja manchmal ſogar einen Korb oder ſonſt was auf ganz gemeine Weiſe anzurühren, und ſogar zu tragen: Mach nur, daß der Papa es nicht ſieht oder hört, wie du das anſtehſt, ſonſt nimmt er dich aufs Korn und du mußt es büßen! warnten die Töchter ihre Freundinnen. Nun es gab ſchnippiſche, naſeweiſe Dinger, welchen das Geſicht des Herrn Oberamtmanns nicht ſo imponirte, wie Allen, welche in ſeiner Nähe lebten, ſondern die den Kitzel fühlten, mit ihm anzubinden, ſich ausließen über die Zumuthungen, welche an Fräulein geſtellt wurden, als ob ſie unter die arbeitende Claſſe gehörten, als ob ſie ihr Brot verdienen müßten. Wohl, die rann-

gnädigen Herrn am täubſten machte, war das Gefühl ſeiner Machtloſigkeit gegen ſolche blutige Beleidigung. Das Geſetz gab ihm keinen Griff und er wußte, daß er mit Eigenmächtigkeiten bei ſeinen gnädigen Herren und Obern nicht wohl ankam. Sie waren zwar ſeine Standesgenoſſen, Vettern und Rathsverwandten, nach alter Redweiſe, aber mehr als Einer hatte ihm ſchon geſagt: Fritz, Fritz, nimm dich in Acht, in allen ſolchen Dingen kriegſt gewiß unrecht, denke wie unangenehm es dir dann ſein muß, das Urtheil den Betreffenden ſelbſt eröffnen zu müſſen. Das hatte er ſchon mehr als einmal erfahren und es war wirklich auch das Bitterſte in ſeinem Leben. Die Herren von Bern waren, im Ganzen genommen und namentlich im Verhältniß zur Zeit und ihrer Macht, ſehr gerecht und namentlich unbeſtechlich, und von der Regel waren die Ausnahmen ſelten. Herausfordern konnte der Oberamtmann auch nicht, Säbel und Degen lagen *zwar* gut in deſſelben Hand, und Muth ſie zu gebrauchen *hatte* er auch mehr als genug, aber was konnte er machen damit gegen einen Bauern? Aber ſeine hauptſächlichſte Machtloſigkeit, der er eigentlich nicht einmal einen Namen geben konnte, beſtand darin, daß Niemand ſeinen Zorn theilte; Niemand ausführte, was er befahl, und doch Niemand eigentlich ungehorſam ſchien. Er befahl donnernd, und Männiglich lief, zappelte, flog manchmal ſogar und kam endlich mit einer guten Ausrede wieder, warum er beim beſten Willen das Befohlene nicht habe ausführen können. Es war, als ob eine unſichtbare Macht den Takt ſchlüge der Dienerſchaft, was zu thun, was zu unterlaſſen ſei. Und wer recht gute Augen hatte und recht gut im Schloſſe bekannt war, ſah, daß dieſe Macht in den Augen der Frau Oberamtmännin ſaß. Aber mit dem Munde ſprach ſie dieſelbe nie aus, nie gab ſie irgendwie Gegenbefehle, höchſt ſelten erlaubte ſie ſich in Gegenwart eines Dieners eine beſcheidene Einrede. Der Landjäger freilich mußte gehorchen, mußte dem Gauner aufmeſſen,

Wer einmal in dieſer Fragen Klemme geweſen war, der hütete ſich vor dem zweiten Mal, und that wohl daran. Beſonders in dem Herbſte, von welchem wir erzählen, hatte man ſich zu hüten, das ſchwere Geſchütz des Oberamtmanns nicht ſich zuzuziehen; er war ſo übellaunig, daß die Frau Oberamtmännin ihre ganze Kunſt aufbieten mußte, um leidlich Wetter zu machen. Es war ein prächtiger Herbſt, ein unvergleichlich Jagdwetter, und eine Maſſe von Geſchäften lag vor dem Oberamtmann, namentlich Unterſuchungen, Verhöre muthmaßlicher Diebe, wirklicher Vagabunden, welche das ſchöne Wetter zum Spazieren auffallenderweiſe benutzten. Da mußte nun unſer Oberamtmann hinter dem Fenſter ſitzen, Spitzbuben verhören, verſchmitzte Kerls, deren größter Spaß es war, Richter anzulügen und an der Naſe herumzuführen Tage lang, und draußen das prächtigſte Wetter von der Welt! Man begriff, daß es dem Oberamtmann in allen Gliedern gramſeln mußte, wenn ein Gauner mit ſeinem Schelmengeſicht durch ſeine Antworten ihn muthwillig herumzerrte und ſitzte, wie man zuweilen ſich den Spaß mit jungen Hunden macht, und wie er ſo Einem unwillkürlich funfzehn bis zwanzig dictiren mußte, und zwar aus dem Salz. Und wenn dann obere Behörden ſich veranlaßt fanden, den Herrn Oberamtmann ernſtlich zu erſuchen, in ſeinem Eifer ſich zu mäßigen, ſo war das ebenfalls kein geeignetes Mittel ihn beſſerer Laune zu machen.

Einmal war auch ſo ein prächtiger Tag, weder Reif noch Nebel waren in der Nacht geweſen, ein ſchöner Thau hatte den Boden eben recht angefeuchtet, ein feiner duftiger Schleier gab der Erde ihren Schmelz. Vor dem Schloſſe hatte der Herr ſeine Pfeife geraucht, war endlich voll Zorn in ſein Audienzzimmer hinaufgeſtiegen und hatte ſich Zwei vorführen laſſen, einen Mann und ein Weib, die ſich offenbar kennen mußten und doch nichts voneinander kennen wollten. Der Oberamtmann inquirirte ſich bald in Feuer, der Mann

fahl dem Landjäger, er ſolle mit dem Jäger hinuntergehen und die Hunde erſchießen, es nehme ihn doch Wunder, ob er nicht ſicher ſein könne im Schloſſe. Solch Trotz und Bosheit habe er nicht erlebt, da könne er in der Stube bleiben, derweile jage der Bauer ihm unter den Fenſtern, daß man das eigene Wort nicht mehr verſtehe; ſo könne es nicht länger gehen, man müſſe dafür ſorgen, daß man wieder wiſſe, wer Meiſter ſei im Lande. Man ſei billig: es war wirklich ſtrenger Tubak für den Oberamtmann. Der Amtsrichter war freilich in ſeinem Recht, dieſes Recht koſtete ſechs Thaler, erſtreckte ſich über den ganzen Canton, das Hochwild ausgenommen, und dieſes Recht konnte von Jedem erkauft werden, der ehrenfähig, oder Offizier, obrigkeitlicher Beamter war, oder ein gewiſſes Vermögen beſcheinigen konnte. Nebenbei hatten die Oberamtmänner das wenig beſchränkte Recht, Bewilligungen, gültig in ihrem Kreiſe, zu ertheilen. Indeſſen wenn die Jäger unter ſich Friede haben wollten, ſo kam Einer dem Andern nicht zu nahe, jagte dem Andern nicht bis vor die Küchenthüre. Es war von je ſo, und wird ſo bleiben: man hat gern ſo ein eigen Gehege, und wer dem Andern ins Gehege kömmt, werde nun darin gehegt, was da will, wird nicht mit liebenswürdigen Augen angeſehen. Nun denke man ſich zu dieſem noch das. Da im Zimmer ſaß ein alter Edelmann von gutem Blute, nicht Hofadel ſondern Bauernadel, d. h. Adel im Lande entſproſſen, und fragen thut es ſich, welches der wirklich vornehmere ſei, und dieſer alte Edelmann mußte mit zwei Gaunern die Zeit verbrauchen im Zimmer, unterdeſſen jagte ihm der Bauer ums Schloß herum, ſchoß vor ſeinen Fenſtern einen Haſen, forcirte möglicherweiſe einen zweiten in ſeinem Garten — und er ſaß da, zwei Gauner hielten ihn zum Beſten, er hatte ernſte Befehle, die Unterſuchung ſo ſchnell als möglich zu beendigen, weil ſie mit andern zuſammenhing; und er konnte nicht vorwärts kommen, mußte die luſtige Jagd draußen hören und drinnen die verſchmitzten

wie es zu- und hergegangen, wenn er den Verstand brauchen wolle, so sehe er dann schon, daß er sich dessen nichts vermöge und daß es jedenfalls nicht mit Fleiß und Absicht geschehen sei. Das war nicht unverständig gedacht, aber man kann halt verschiedener Ansicht sein über die gleiche Sache, so gut als über die Verhältnisse der Menschen zu einander, und in der That gingen hier des Amtsrichters und des Oberamtmanns Ansichten bedenklich weit auseinander.

Gewöhnlich fanden an den Gerichtstagen die Amtsrichter den Herrn Oberamtmann bereits im Audienzzimmer. Darauf bauend ging der Amtsrichter zeitlich, um der Erste zu sein und seine Erklärung ungestört anbringen zu können. Aber er fand den Herrn nicht, nur den Schreiber, der war für sein Leben gern gut Freund mit den sämmtlichen Amtsrichtern. Er aß für sein Leben gern was Gutes, und ebenso hatte er es mit dem Trinken, aber nicht viel oder gar nichts sollte ihn das Ding kosten. Nun war er bei jedem Besuch bei einem Amtsrichter der besten Aufwart sicher, und wenn er beim Kosten des Weins sagte: e wahre Balsam, Herr Amtsrichter, e wahre Balsam, wie bei Euch trinkt man ihn nirgends, so konnte er sicher sein, daß der Amtsrichter ihm in einer zweiten Flasche noch bessern brachte und sagte: Versucht den, Herr, was sagt Ihr zu dem? Zugleich hatte er dabei den Schein eines Protectors und konnte gut Wetter versprechen oder mit bösem drohen, je nachdem. Ein solcher Schreiber kann eine sehr bedeutsame Person vorstellen, wenn die Natur des Obern danach ist. Diesem Schreiber hätten wir nicht rathen wollen sich wichtig zu machen, sodaß es der Oberamtmann gemerkt. Begreiflich, was er nicht merkte, das konnte er nicht hindern, er mußte es sich gefallen lassen. Dieser Schreiber that gegen den Amtsrichter sehr freundlich und sagte: „Herr Amtsrichter, Herr Amtsrichter, seht Euch vor, der Herr ist sehr böse über Euch, Ihr hättet es hören und sehen sollen, wie zornig er war, und wie wüst er that

Darauf kam der Landjäger, wollte auch nichts Bestimmtes wissen, nur schien ihm, daß nicht der Jakob (der Jäger) geschossen, dessen Flinte knalle anders. Der kriegte einen tüchtigen Putzer, denn er hätte Zeit genug gehabt, genau zu erkunden, was geschehen. Endlich erschien der Jakob selbst mit einem prächtigen Hasen in der Hand, und wurde, ehe er zu Worte kam, angefahren, es hätte ihn Niemand heißen Hasen schießen, sondern die Hunde.

„Verzeiht, Junker Landvogt", sagte der Jäger, „ich habe gar nicht geschossen. Ich konnte nicht eher dazu kommen, als bis eben d's Dragoners Sohn im Schnitzboden (man sagt, er gehe zu einer von Amtsrichters Töchtern und werde wohl sein Tochtermann werden) den Hasen geschossen. Wohl, dem sagte ich, ob das Manier sei, dem Junker Landvogt die Hasen um das Schloß herum zu jagen. Da entschuldigte er sich sehr, es sei nicht expreß geschehen, die Hunde seien halt dem Hasen nach, und dem Hasen hätten sie nicht befehlen können, wohin er gehen soll. Er lasse dem Herrn Oberamtmann sein Compliment machen, und schicke ihm den Hasen zum Präsent." — „Und du bist Esel genug und nimmst den Hasen! Auf der Stelle mach dich ihm nach, und sage ihm, ich brauche keinen Hasen von ihm, er solle ihn selbsten fressen. Wenn ich Hasen wolle, könne ich selbsten schießen. Der Lumpenhund! jetzt noch das Gespött mit mir treiben zu wollen!" Da Jakob zaudernd dastand und sagte: „Ja, ich weiß nicht, wo ihn finden, er sagte mir nicht, wohin er gehe", so machte der Herr eine Bewegung, welche Jakob kannte, daher so schnell als möglich die Thüre zwischen sich und den Herrn zu bringen suchte. Sowie der Herr es auffaßte, war dies wirklich das Düpflein auf dem J und wenn dies ungefähr 500 Jahre vorher geschehen, so wäre nach einer Stunde eine schnaubende Schaar aus dem Thore geritten, hätte die Säublume niedergebrannt, den Amtsrichter sammt Weib und Kindern an dem Nußbaume aufgehängt. Was eigentlich den

Sinn, sagten sie, aber wo die Advocaten z' Platz kämen, machten sie ein Blendwerk, daß es dem Teufel schwarz vor den Augen würde. Ja, sagte der Oberamtmann, aber der Verstand komme nicht vom Appellationsgericht, sondern anders woher, und der Advocat, der es vorbrachte, fing auch gar lustig an. Der Oberamtmann hatte dieses Appellationsgericht sehr auf dem Strich, er besaß eine ganze Schublade voll Wischer, welche dasselbe ihm ausgetheilt. „Ihr Herren", sagte der Advocat, „bitte um gnädiges Gehör, aber um ein kurzes. Glaubt nicht, weil Ihr die Acten vielleicht gelesen, Ihr kennetet den Handel. Nur fünf Minuten, fünf Minuten, hört Ihr es, will ich Euch aufhalten, wenn Ihr so gütig sein wollt aufmerksam zu sein." Das gefiel den Herren, sie ließen die Zeitungen einstweilen liegen, schrieben keine Artikel, wie es sonst geschehen soll, wie man sagt, diesmal paßten sie auf.

„Hochgeachtete Herren, gebt wohl Acht und unterscheidet gut: Laut Brief und Siegel gehört dem untern Bauern das überflüssige Wasser des obern Bauern, das muß dieser ihm zukommen lassen, aber wie viel er brauchen darf für sich, ist ihm nicht vorgeschrieben, er kann brauchen so viel er will. Nun kann man wässern und wässern, viel oder wenig Wasser brauchen. Hochgeachtete Herren, das werdet Ihr begreifen, es kömmt auf den Bauer an. Nun ist der junge Bauer ein besserer Bauer als der alte, denkt besser der Sache nach, braucht mehr Wasser, und was er nicht braucht, reicht er dem Andern zu, Alles beim Tropfen, was will der mehr laut Brief und Siegel? Hochgeachtete Herren, es sind erst drei Minuten vorbei, ich will sie Ihnen aber schenken und schließe." Nicht wahr, wenn sie Alle so redeten, so möchte man dabei sein und würde weniger sturm? Den Verhandlungen wollen wir nicht folgen, bloß bemerken, daß sie noch an selbem Tag für ihre Bosheit mörderlich gestraft wurden, denn es kam ein Advocat, welcher während zwei Stunden so schrecklich redete über einen alten Weidenbaum, ob er rechts, links, oder in

das brachte der Oberamtmann ſchließlich in Ausführung. Der Gauner hatte die Schläge allerdings verdient, aber da es dem Landjäger ſchien, als hätte der Zorn an der Zahl einigen Einfluß gehabt, ſo zog er die Menge an der Strenge ab.

Die Oberamtmännin ſchwieg von der Geſchichte und wenn der Herr immer wieder darauf zurückkam, ſo redete ſie dazu, denn ſchweigen hätte der Herr übel genommen, aber ohne zu blaſen, ohne zu löſchen, und das iſt eine ſchwere Kunſt. Ihre Fräuleins verſtanden ſehr wenig davon, und wie die Mutter auch kanzelte, die Mädchen vergaßen immer Alles wieder, es war einſtweilen noch nicht in ihrem Blute. In große Verlegenheit brachte es ſie, daß nächſtens Amtsgericht war, die Beiden ſich ſehen mußten und der Amtsrichter bei ihnen eſſen ſollte. Lud man ihn nicht ein, ſo zeigte es Feindſchaft von ihrer Seite, kam er auf die Einladung nicht, ſo war es Feindſchaft auf ſeiner Seite, und kam er, ſo waren Händel zu erwarten, ſo gewiß zwei mal zwei vier macht. Was nun? quid nunc?

Nach einigen Tagen ſagte die Frau Oberamtmännin, ſo gleichſam wie verloren, ſie hätte gehört, der Amtsrichter ſei nicht bei der Jagd geweſen. Aber potz Wetter, das war ein Funken in ein Pulverfaß! „Ja wohl nicht dabei geweſen!“ ſagte der Herr Oberamtmann. „Wenn er nicht dabei war, wer war dann dabei und jagte mit ſeinen Hunden? Wenn er nicht dabei geweſen, er wäre ſchon gekommen und hätte ſeine Entſchuldigungen gemacht, aber der wird ſich hüten ſich ſobald hier zu zeigen.“ — „Enfin“, ſagte die Frau Oberamtmännin, „ich gab es, wie ich es hörte, du kannſt wohl recht haben; d's Kammermeitli hat es geſagt, von wem es es hatte, weiß ich nicht.“ Liſette mußte vor, aber kein Neuling in dieſer Sache berief es ſich auf eine Brombeerenfrau, welche es der Köchin geſagt. Die derbe Köchin antwortete,

Veranlaſſung zu beſondern Geſchichten, ſondern ſaßen und aßen wie andere Menſchen. Keiner warf die Fiſchgräthe unter den Tiſch, keiner zog das Hinterſtück eines Huhns in der Sauce herum, welche die Frau Oberamtmännin auf ihrem Teller hatte. Keiner ſagte: G'ſundheit Herr Landvogt, Santé Jean (Kammerdiener). Keiner trat der Frau Oberamtmännin auf den Fuß und ſagte: A vos services, Frau Landvögtin. Keiner: Wettet Ihr nit ſo gut ſy, Herr Schultheiß, u g'ſchwind mit mer uf'n Abtritt cho.

Die heutigen Verhandlungen und der Stand der landwirthſchaftlichen oder häuslichen Beſchäftigungen bildeten den Geſprächsſtoff, der Erſtere hauptſächlich vom Herrn, der Zweite von der Frau gehandhabt. Der Erſtere redete mit einer gewiſſen Haſt und Betonung, welche ein feines Ohr leicht bemerkte, und je mehr die Ohren der Frau Oberamtmännin davon bemerkten, deſto liebenswürdiger wurde ſie deſto mehr haushälteriſche Weisheit ſtrömte von ihren Lippen, ſo daß die Männer ganz erſtaunt da ſaßen und bei ſich dachten: ſie glaubten beim Schieß, ihre Weiber verſtänden nicht mehr von der Sache als die Herrenfrau da, aber ſolche fänden ſich nicht dicht. So Eine nähmen ſie auch, von wegen es ſei doch dann ein luſtiger Dabeiſein, als bei ſo einer verſchmuſelten Karreſalbe Gret, und grade ſolche Oelbüzeni ſeien oft die Theuerſten, wenn man ſie gehörig im Salb behalten wolle. Die Oberamtmännin wußte aber wohl, daß beim Herrn noch etwas im Hintergrund war, das herauskommen wollte, was ſie lieber nicht gehört hätte.

Das lief nun ſo nebeneinander her, zunehmende Haſt und zunehmende Holdſeligkeit, ſehr ſpannend für Die, welche es merkten, wahrſcheinlich nur die Töchter, vielleicht auch der Amtsrichter, der aber ganz unbefangen und kaltblütig des Ausgangs harrte. So ging es bis zum Braten.

Das war der Punkt, welchen die Frau Oberamtmännin ganz beſonders erſorgt hatte. Sie hatte deswegen den in

auch wirklich Haſen, die voll Tücke ſind, die man immer im gleichen Revier findet, die der Jäger alsbald an ihren Ränken erkennt und ausruft: O wetſch, haben wir aber den, wenn wir nur die Hunde wieder hätten, der verderbt uns allemal den Tag. So eine alte Hex oder vielleicht auch ein alt Böcklein war aufgegangen, hatte alsbald die Strümpfe gebunden und riß aus, dem Schloſſe zu, als ob der Oberamtmann ſein Vetter wäre, und er dort z' Viſite wolle. Wäre der Amtsrichter dabei geweſen, ſo hätte er dem Jäger geſagt: Mach dich nach, ſo ſtark du kannſt, mach, daß du die Hunde wiederkriegſt, wir warten dir hier. Denn der Amtsrichter hütete ſich ſehr den Oberamtmann zu beleidigen, denn er achtete ihn wirklich, er verkannte das viele Gute, welches von ihm ausging, nicht. Unſere Jäger aber bedachten dieſes nicht, ſtanden mit dem Oberamtmann in keinem Verhältniß, hatten ihre Freude dran, wie die Hunde ſo prächtig unverloren jagten, ließen es tſchädern und machten ſich, als ſie merkten, daß es daraus ging, ſpornſtreichs nach, ſchoſſen einen Haſen im Felde, einen vor den Hunden, beides vor den Fenſtern des Schloſſes und merkten nicht, daß ſie gefehlt, bis der Jäger des Oberamtmanns dazukam. Als ſie merkten, was Trumpf war, that es ihnen alsbald leid, und um gut zu machen in aller ehrlichen Abſicht, ſandten ſie den Haſen zum Präſent, und machten ſich ſchnurſtraks mit gekoppelten Hunden aus dem Bereich des Schloſſes. Als der Amtsrichter zu ihnen kam und hörte, was vorgegangen, erſchrak er alsbald. Er wollte eine Dublone geben aus ſeinem Sack, wäre das nicht begegnet, ſagte er. Indeſſen fand er es doch nicht nöthig ſich ſoweit zu unterziehen, daß er expreſſe aufs Schloß ging, um ſich zu entſchuldigen, war doch kein Geſetz übertreten worden, hatte er ſich doch das Recht erkauft, im ganzen Canton zu jagen, wo er wollte, inſofern er keinen Schaden anrichtete. Es ſei nächſtens Amtsgericht, dachte er, da ſchicke es ſich am beſten dem Oberamtmann zu erzählen,

wie es zu- und hergegangen, wenn er den Verstand brauchen wolle, so sehe er dann schon, daß er sich dessen nichts vermöge und daß es jedenfalls nicht mit Fleiß und Absicht geschehen sei. Das war nicht unverständig gedacht, aber man kann halt verschiedener Ansicht sein über die gleiche Sache, so gut als über die Verhältnisse der Menschen zu einander, und in der That gingen hier des Amtsrichters und des Oberamtmanns Ansichten bedenklich weit auseinander.

Gewöhnlich fanden an den Gerichtstagen die Amtsrichter den Herrn Oberamtmann bereits im Audienzzimmer. Darauf bauend ging der Amtsrichter zeitlich, um der Erste zu sein und seine Erklärung ungestört anbringen zu können. Aber er fand den Herrn nicht, nur den Schreiber, der war für sein Leben gern gut Freund mit den sämmtlichen Amtsrichtern. Er aß für sein Leben gern was Gutes, und ebenso *hatte* er es mit dem Trinken, aber nicht viel oder gar *nichts sollte* ihn das Ding kosten. Nun war er bei jedem Besuch bei einem Amtsrichter der besten Aufwart sicher, und wenn er beim Kosten des Weins sagte: e wahre Balsam, Herr Amtsrichter, e wahre Balsam, wie bei Euch trinkt man ihn nirgends, so konnte er sicher sein, daß der Amtsrichter ihm in einer zweiten Flasche noch bessern brachte und sagte: Versucht den, Herr, was sagt Ihr zu dem? Zugleich hatte er dabei den Schein eines Protectors und konnte gut Wetter versprechen oder mit bösem drohen, je nachdem. Ein solcher Schreiber kann eine sehr bedeutsame Person vorstellen, wenn die Natur des Obern danach ist. Diesem Schreiber hätten wir nicht rathen wollen sich wichtig zu machen, sodaß es der Oberamtmann gemerkt. Begreiflich, was er nicht merkte, das konnte er nicht hindern, er mußte es sich gefallen lassen. Dieser Schreiber that gegen den Amtsrichter sehr freundlich und sagte: „Herr Amtsrichter, Herr Amtsrichter, seht Euch vor, der Herr ist sehr böse über Euch, Ihr hättet es hören und sehen sollen, wie zornig er war, und wie wüst er that

man war faſt ſeines Lebens nicht ſicher um ihn, mit nichts hätte man ihn böſer machen können als mit dem Jagen.“ Der Amtsrichter entſchuldigte ſich. Es ſei ihm leid, ſagte er; wenn er dabei geweſen wäre, es wäre nicht begegnet. Deswegen ſei er auch ſo früh gekommen, um dem Herrn Oberamtmann zu erzählen, wie es gegangen, und ihm zu ſagen, er ſolle ihm nicht zürnen, er vermöge ſich deſſen nichts. „Es wird bös gehen, ehe er Euch hört“, ſagte der; „ich wollte Euch z' beſt rede, aber wohl, ich war froh zu ſchweigen.“ — „Ich will es einmal wagen“, lachte der Amtsrichter „und ihm d' Sach' erklären, dann kann er es in Gottes Namen nehmen wie er will. Iſt's ihm nicht gut genug, ſo ſtecke er einen Stecken dazu.“ — „Ja, ja, Herr Amtsrichter, Ihr an Euerm Platz habt gut krähen, es wäre mir auch gerade ſo. Aber was unſer einer auszuſtehen hat! Ihr glaubt es nicht, es mag bald in kein Maß mehr, er iſt manchmal gar nicht mehr ein Menſch.“ — Da kam ein Amtsrichter, dann ein zweiter, aber kein Oberamtmann, bis Alle da waren, dann kam er raſch hinein, ſetzte ſich ohne viel bei den ſonſt üblichen cordialen Begrüßungen ſich aufzuhalten, an ſeinen Platz und ſagte: Er hätte ſich verſpätet, es werde gut ſein, wenn ſie anfingen und preſſirten. Es fiel dieſes Benehmen allgemein auf, doch kannte nur Einer den Grund und der dachte, mach nur, das erſchreckt mich noch lange nicht; will's kaltblütig abwarten. Der Schreiber las ab, was vorlag, und namentlich einen Entſcheid des obern Gerichtshofes, des Appellationsgerichts, im gedachten Wäſſerungsproceß, welcher das erſtinſtanzliche Urtheil des Amtsgerichts aufhob und Recht ſprach, wie der Oberſt angedeutet hatte. Die Amtsrichter waren alle ſehr verwundert und ſagten: Ei ja, ſo iſt's, ja daß wir das nicht haben ſinnen können! Es ärgerte ſie ſehr, daß ſie nicht den geſunden Menſchenverſtand gehabt, ſondern demſelben juriſtiſchen Sand ſcheffelweiſe hatten in die Augen werfen laſſen. Das käme eigentlich jedem Kind in

titulirte ihn sogar als Fuchs! Wohl, mit dem sei er fertig, dachte er. Und wenn er ihm so komme, so werde er ihm zeigen müssen, wo die March durchgehe und wozu er das Recht habe, und wozu nicht. Der Amtsrichter wollte vor seinen Collegen den Fuchs, den er empfangen, erklären, und lud sie ein unten im Wirthshaus noch eine Flasche zu trinken. Dort erzählte er, wie er mit dem Oberamtmann z'weg gekommen und wie der es ihm jetzt mache, nicht einmal Gelegenheit wolle er ihm geben, d' Sach z' erklär, aber eine Bitte thue er sy Seel nicht und mit den Würstlein könne man es mit ihm probiren, wenn es sein müßte.

Wir glauben der Eine oder der Andere war nicht unzufrieden, daß der Oberamtmann und der Amtsrichter zweispältig wurden, mag ihm wohl die Ungnade gegönnt haben, indessen gaben Alle laut ihren Aerger kund über des Oberamtmanns Betragen. Es nähme sie Wunder, sagten sie, ob man dann mit einer Patente nicht im ganzen Canton jagen dürfe, wo man wolle.

Diese Zustimmung seiner Collegen tröstete den Amtsrichter einigermaßen, doch den Stachel aus dem Herzen zog sie ihm nicht. Als er heim kam, merkte seine Frau alsbald, daß bei ihrem Eheherrn nicht Alles richtig sei, und als sie vernahm, was es sei, ward sie noch böser als der Amtsrichter. Das hätte sie vom Oberamtmann nicht geglaubt, daß er so wäre, und wegen einem Hasen oder zweien, wo man ihm noch dazu einen verehrt hatte (der Jäger hatte aus seiner Machtvollkommenheit den Hasen nicht zurückgegeben), so thäte, und wäre doch so oft schon bei ihnen gewesen, und mit dem Aufwart hätten sie nicht gespart und was das für eine Mühe sei, bis man Alles aus allen Winkeln hervorgezogen und doch im Kummer sein müsse, ob Alles recht sei, man glaube es nicht. Nit, d' Sach' hätte sie nie gereut und sie reue sie noch jetzt nicht, und die Oberamtmännin sei ihr lieb, sie sei von dem Züg her Eine, wo noch Verstand habe ganz

der Mitte der March ſtehe, daß der Oberamtmann nachher ſagte: er glaube wirklich, wenn er nicht die Fenſter geöffnet, er hätte ihm das Schloß verſprengt. Der Advocat aber fand ſich veranlaßt, ſich bitter über dieſes Amtsgericht zu beklagen. So unmanierliche Richter, die ſich ſo unanſtändig aufgeführt, hätte er doch noch nirgends angetroffen, ſie hätten beſtändig gelacht, er glaube ſogar über ihn. Wenn ihm das noch einmal begegne, ſo begehre er entweder alsbald auf oder klage höhern Orts. Es war aber, als ob der Advocat es mit dem Oberamtmann abgeredet hätte, denn es wurden die Verhandlungen ſo ſpät geſchloſſen, daß der Oberamtmann kaum den Schluß erwarten mochte, und wie das letzte Wort verhallt war, ſagte: Ihr Herren zur Suppe, ſie kaltet ſonſt und die Frau Oberamtmännin macht Ihnen ein ſauer Geſicht. Selb' wäre ihm nicht am Orte, ſagte ein Amtsrichter, wegen der Suppe wäre es ihm gleich, aber nicht wegen dem freundlichen Geſicht, welches die Frau Oberamtmännin ſonſt habe, er freue ſich allemal darauf. Wir glauben nicht, daß der Herr dieſes Compliment paſſend fand im Munde eines Amtsrichters, ſo natürlich und richtig es ſonſt war. Der Ton, in welchem er es ſeiner Frau wiedererzählte, läßt es uns vermuthen.

Sie war allerdings ſehr freundlich, die Frau Oberamtmännin, mit Allen, mit dem Amtsrichter auf der Säublume wäre ſie gern noch freundlicher geweſen, wenn ſie nicht die Augen ihres Herrn gefürchtet hätte, der nach einigen Worten ſchon ungeduldig wurde und rief: Frau willſt kommen zu ſerviren, oder ſoll ich? Nach des Hauſes Sitte wurde hinter dem Stuhle ſtehend gebetet, aber kurz. Es war aber keiner der Amtsrichter, der nicht ſitzend und gleichſam ins Geheim noch nachbeſſerte, d. h. die längern Gebete, deren er ſich zu Hauſe gewohnt war, noch herſagte. Es war ein ſtattliches Mahl mit drei Gängen, gewählte Speiſen, gut bereitet, doch ohne beſondere Eigenthümlichkeiten, die erwähnt zu werden verdienten. Auch die Herren Amtsrichter gaben keine

ſtoßen wollten." Der gute Oberamtmann war eben kein Herzenskundiger und that, was Tauſende pflegen, ganz falſche Gedanken hinter den Geſichtern ſuchen, und nach dieſen falſchen Vorausſetzungen ganz falſche Wege einſchlagen. Im Amtsrichter war auch nicht die geringſte Spur von böſem Gewiſſen, im Gegentheil, er dachte ungefähr wie der Oberamtmann von ihm und meinte, der Oberamtmann begreife, daß er gegen ihn gefehlt, wolle aber nur nicht den Namen haben. Er könnte aber ſeinethalben böſe Mienen machen, ſolange er wolle, er vermöge zu warten, bis der wieder freundlich werde. Die Frau Oberamtmännin fühlte feiner, beurtheilte den Amtsrichter daher auch richtiger, begriff die ſchlechte Heilmethode ihres Mannes. Mit der Sprache durfte ſie nicht deutſch heraus, ſie ſagte: „Laß es gut ſein, mach Friede mit dem Amtsrichter d. h. ſei wieder freundlich gegen ihn. Es lohnt ſich ja nicht der Mühe, an eine ſolche Kleinigkeit ſo lange zu denken. Nun, du haſt ihn nicht zu fürchten, aber er kann dir viel helfen, und dir deine ſchwere Bürde erleichtern, er wird es auch ſicher mit doppeltem Eifer thun, wenn du wieder freundlich gegen ihn biſt." — „Frau, miſche dich nicht in ſolche Sachen, das verſtehſt du gar nicht", antwortete der Oberamtmann. „Es iſt nicht wegen der Sache, ſondern wegen Trotz und Uebermuth, den darf man nicht aufkommen laſſen, ſonſt iſt unſere Stellung gefährdet. Das iſt die Kunſt im Regiment, daß man Jeden an ſeiner Stelle zu behalten weiß." Die Frau Oberamtmännin disputirte ſelten mit ihrem Herrn, nur wo es ſein mußte, wo z. B. Jemand alsbald Unrecht erdulden ſollte thatſächlich. Sie ließ daher mit einem Seufzer das Geſpräch fallen, dachte aber, wie man doch mit ſolchen Vorurtheilen ſich ärgere und ſeine Verhältniſſe unangenehm mache, während man mit einem freundlichen Wort klar Wetter machen könnte. Wäre die Frau Oberamtmännin ein Fuhrmann geweſen, ſtatt eine feine Dame, ſo hätte ſie Einen losgelaſſen und geſagt, es

dieſer Saiſon üblichen Haſenbraten, welcher die nächſte Beziehung dargeboten hätte, ausgelaſſen und ein ſchön Ferkel, ein rarer Vogel um dieſe Zeit, aufgeſtellt, nebſt ſchönen Hähnen als zweiten Braten. Es ging ihr aber wie Manchem, der den Berg meiden wollte und ins Loch gerieth. „Sie werden ſich wundern, keinen Haſen auf dem Tiſch zu ſehen", begann der Oberamtmann und ſein Antlitz wurde dunkel, während die Frau die Augen aufſchlug und einem ſchweren Seufzer nachſah, den ſie gen Himmel ſchickte, „wie üblich und bräuchlich in dieſer Jahreszeit. Aber ſie werden rar die Haſen, ſie kommen mir am Schloßberg weg, ich weiß nicht wie. Es iſt mir daher leid, daß Ihr heute einen entbehren müßt. Wahrſcheinlich werden ſie von den Füchſen gefreſſen, es ſollen ſeit einiger Zeit deren viele ſein am Schloßberg. Ich will nächſtens Würſtchen kommen laſſen von Bern und ſie legen im Berge herum. Sie ſollen noch viel beſſer ſein als die Schnitten für die Mäuſe. Man macht ſie in Huber's Apotheke in Bern und werden viel gebraucht. Dann aber muß man ſich in Acht nehmen mit den Hunden, ſie freſſen dieſe Würſtchen ebenſo gern wie die Füchſe. Ich will Euch daher gemahnt haben wegen Euern Hunden Acht zu geben, es wäre mir leid, wenn der Eine oder der Andere Unglück haben ſollte mit ſeinen Hunden, aber die Haſen möchte ich doch nicht gern ausſterben laſſen, ſondern von Zeit zu Zeit meinen lieben Amtsrichtern einen aufſtellen. Oder wie findet Ihr die Jagd in dieſem Jahre, Amtsrichter?" Das war das erſte Wort, welches der Oberamtmann heute unſerm Amtsrichter adreſſirt hatte, es ſchien zuckerſüß und freundlich, aber der Amtsrichter fühlte den Stachel darin, den der Herr hineingelegt hatte, ſehr wohl, ja er fühlte noch einen darin, an den der Herr wahrſcheinlich nicht dachte, ihm ging das Wort Füchſe beſonders ins Fleiſch. Er ſah wohl, daß die Collegen den Stich des Oberamtmanns wohl merkten und beim Worte Füchſe ſchienen ſich ihm alle Mundwinkel zu

verziehen. Das machte ihn giftig, er glaubte nicht Einer zu sein, der hinten kratze und vornen schlecke, der den Heuchler und Schmeichler mache; er glaubte ein Mann zu sein, der Muth habe und ins Recht trete wie selten Einer, und wirklich Niemand fürchte, nicht fürchte gegen den Oberamtmann freundlich und höflich zu sein, aber auch nicht grob zu sein, wenn es die Sachlage mit sich brachte. Es ist merkwürdig, wie Viele es gibt, bei denen, je nach dem Barometer der Zeit, bald die Grobheit, bald die Freundlichkeit obenauf kömmt, ungefähr wie bei dem Kapuziner, welcher das Wettermännchen vorstellen soll, und der je nach der Zeit, bald die Kapuze über den Kopf zieht, bald sie fallen läßt und das Haupt entblößt. Das gehört halt zur Natur des Menschen, schon der alte König David machte schwere Erfahrungen in diesem Punkte, namentlich an Simon, dem Sohne Geras, und wenn der alte König bis auf diesen Tag gelebt hätte, so hätte er erfahren, daß auch an diesem Stücklein Erbsünde kein Düpflein vergangen ist. Unter diese Menschen gehörte der Amtsrichter aber wirklich nicht, um so mehr mußte es ihn kränken, wenn die Andern glauben konnten, der Oberamtmann stichle auf eine solche Art, und er habe vielleicht Grund dazu. Er konnte es nicht schweigend hinnehmen, noch weniger sich entschuldigen, er antwortete daher, während die gute Frau Oberamtmännin Blut schwitzte: „Kann nicht rühmen, Herr Oberamtmann, kann nichts machen, bin wie verhext, besonders um meinen Hof herum. Kaum lasse ich die Hunde ab und sie stechen, so geht es fort und kehrt nie mehr. Es ist gar nicht wie bei den Hasen, es muß was Fremdes sein. Ich werde dem auch müssen abhelfen, sobald ich weiß, was es ist, sonst ist mir die Jagd verderbt." — „Das sind vielleicht Rehe", sagte ein anderer Amtsrichter arglos. „Es heißt, es seien deren schon mehrere gesehen worden." Da war die Luft zum Ersticken schwül, und der Oberamtmann hochroth. Der Schreiber sagte, er hätte gehört, aber er

könne es schier nicht glauben, im Schwarzwald seien deren ganze Wälder voll, und wenn sie dort nicht mehr Platz hätten, so kämen sie zu Hunderten über den Bodensee, daß zu St.-Gallen das Pfund Rehfleisch nicht mehr als einen Kreuzer gelte. Es werde darnach Fleisch sein, sagte ein Amtsrichter. Er könne es wohl glauben, denn er habe auch schon Fleisch gesehen, wo man ihm nicht Geld genug geben könnte, wenn er eine Laus groß essen sollte.

Ein Anderer erzählte ein Exempel dieser Art, es kam das Gespräch in allgemeinen Lauf. Der Oberamtmann lorbete an einer Antwort, denn er fühlte die Entgegnung des Amtsrichters um so bitterer, je weniger er wußte, wie tief er geschlagen, aber es ward ihm jede, durch den Lauf des Gesprächs, aus den Händen gewunden, und so abgebrochen sagen: „Herr Amtsrichter, das sind meine Rehe, und mit diesen nehmt Euch in Acht, wenn ich Euch guten Rathes bin," das mochte er doch an seinem Tische und gegenüber dem Amtsgericht, welchem die Schranken seiner Competenzen zu gut bekannt waren, nicht sagen. Seine Frau war wieder holdselig, wie Ketzer, winkte dem Jean recht fleißig einzuschenken, die Töchter secundirten diesmal gut, sodaß es mit geharnischten Angriffen aus war, man am Ende recht lustig und friedlich auseinander ging — im Allgemeinen und äußerlich, aber in zwei Herzen blieb ein Stachel sitzen. Der Oberamtmann war empört über die Anmaßlichkeit des Amtsrichters, der Hieb um Hieb gegeben, statt geziemend sich zu unterziehen, und über sich, daß er solchen Uebermuth nicht gebührend gezüchtigt. Der Amtsrichter war voll Galle gegen den Oberamtmann. Er war hergekommen in guter Meinung sich zu versprechen, nicht als wegen eines Verbrechens, sondern wegen eines Mißverständnisses und einer Unhöflichkeit, deren er sich nichts vermöge, die ihm aber leid sei. Nun behandelte ihn der Oberamtmann so feindselig, wollte ihm keine Gelegenheit geben, mit ihm unter vier Augen zu reden

titulirte ihn sogar als Fuchs! Wohl, mit dem sei er fertig, dachte er. Und wenn er ihm so komme, so werde er ihm zeigen müssen, wo die March durchgehe und wozu er das Recht habe, und wozu nicht. Der Amtsrichter wollte vor seinen Collegen den Fuchs, den er empfangen, erklären, und lud sie ein unten im Wirthshaus noch eine Flasche zu trinken. Dort erzählte er, wie er mit dem Oberamtmann z'weg gekommen und wie der es ihm jetzt mache, nicht einmal Gelegenheit wolle er ihm geben, d' Sach z' erkläre, aber eine Bitte thne er sy Seel nicht und mit den Würstlein könne man es mit ihm probiren, wenn es sein müßte.

Wir glauben der Eine oder der Andere war nicht unzufrieden, daß der Oberamtmann und der Amtsrichter zweispältig wurden, mag ihm wohl die Ungnade gegönnt haben, indessen gaben Alle laut ihren Aerger kund über des Oberamtmanns Betragen. Es nähme sie Wunder, sagten sie, ob man dann mit einer Patente nicht im ganzen Canton jagen dürfe, wo man wolle.

Diese Zustimmung seiner Collegen tröstete den Amtsrichter einigermaßen, doch den Stachel aus dem Herzen zog sie ihm nicht. Als er heim kam, merkte seine Frau alsbald, daß bei ihrem Eheherrn nicht Alles richtig sei, und als sie vernahm, was es sei, ward sie noch böser als der Amtsrichter. Das hätte sie vom Oberamtmann nicht geglaubt, daß er so wäre, und wegen einem Hasen oder zweien, wo man ihm noch dazu einen verehrt hatte (der Jäger hatte aus seiner Machtvollkommenheit den Hasen nicht zurückgegeben), so thäte, und wäre doch so oft schon bei ihnen gewesen, und mit dem Aufwart hätten sie nicht gespart und was das für eine Mühe sei, bis man Alles aus allen Winkeln hervorgezogen und doch im Kummer sein müsse, ob Alles recht sei, man glaube es nicht. Nit, d' Sach' hätte sie nie gereut und sie reue sie noch jetzt nicht, und die Oberamtmännin sei ihr lieb, sie sei von dem Züg her Eine, wo noch Verstand habe ganz

wie ein anderer gemeiner Menſch und vielleicht noch ein Brösmeli mehr als die Meiſten. Es ſei nur ſo davon zu reden, wie man es mit dieſen Leuten hätte. Man ſei gut genug, ſolange ſie einen brauchen oder ſonſt benutzen könnten, und beim kleinſten Dingeli, wenn man nicht ganz eben thäte und Alles machte, wie ſie es in ihren Köpfen hätten, kriege man einen Tätſch vom Tüfel, und könne erfahren, wie lieb man ihnen eigentlich ſei. Die Frau Amtsrichterin wußte aber wahrſcheinlich nicht, daß die obern Stände bei vielen Gelegenheiten ganz die gleichen Klagen führen und ſich von den untern Ständen beſtändig an deren Standesgenoſſen verrathen glauben nach der Redeweiſe: Wenn ein Bauer einen Herrn betrügen kann, ſo ſpart er es nicht. An der ganzen Sache iſt etwas wahr, welches ſich ungefähr ſo ausdrücken läßt: Die Haut iſt näher als das Hemd, das Hemd aber näher als der Rock.

Chriſtlich iſt das freilich nicht, chriſtlich wäre, wenn der Menſch ſein Gefühl nicht in der Haut, nicht im Hemd, nicht im Rock hätte, ſondern im Herzen, und dieſes Herz ſo groß und weit wäre, daß Liebe für Alle darin Platz hätte. Die Frau Amtsrichterin zog alſo aus ihres Mannes Herz den Stachel ebenfalls nicht, rüttelte im Gegentheil von Zeit zu Zeit daran herum, was bekanntlich nicht zur Heilung beiträgt, ſondern den Schmerz immer erneuert Der Amtsrichter mied den Oberamtmann nicht und ſuchte ihn nicht, war trocken und kurz, wenn ſie zuſammentrafen. Dann ſagte gewöhnlich der Oberamtmann zu ſeiner Frau: „Der Amtsrichter auf der Säublume hat noch immer ein bös Gewiſſen, er darf mich kaum anſehen. Aber er möchte nicht den Namen haben: er thut als ob nichts wäre. Aber wohl, der muß mir anders kommen, der muß mir mürbe werden, ehe ich ihm wieder ein gut Wort gebe. Man iſt gegen ſolche Leute immer zu gut, hat man nicht immer den Daumen ihnen auf, ſo ſtrecken ſie den Kopf auf, als ob ſie die Sterne von ihren Plätzen

fing die Frau Oberamtmännin an, aber wohl die schwieg, denn es war als ob sie an eine Leidener Flasche gekommen, so gab der Herr Funken. Als sie meinte, jetzt sei er fertig, fing sie ganz leise an: „Aber es ist doch fatal, wenn man was gesäet hat" —; potz Himmel wie ging das wieder an über Bosheit und erlogenen Schaden, sintemalen nie erhört worden, daß Rehe Levat gefressen. Natürlich vernahm der Amtsrichter das Meiste von Allem wieder und wie der Oberamtmann gesagt: Er solle es nur probiren, machen was ihn gut dünke, er wäre nicht der erste Amtsrichter, der ungesinnt zu einer blauen Kutte (Kleidung der Sträflinge) käme. Ob der Oberamtmann dies wirklich gesagt, wurde nicht constatirt, aber der Amtsrichter nahm es als wahr an, da es vom Schreiber oder Landjäger kam, und die ja dabei waren, als der Oberamtmann so auspackte. Daß Landjäger oder Schreiber auch was sagen könnten, das sie nicht gehört, das fiel ihm nicht gleich bei. Darum wurde er nicht weniger zornig als der Herr. Er wisse was er mache und was erlaubt oder verboten sei, vielleicht besser als Der, welcher dafür bezahlt sei, daß er es wissen sollte, sagte er. Der sollte ihm nicht mit der blauen Kutte kommen, mit dem wolle er es probiren. Er hätte die blaue nicht zu fürchten, aber wenn Jeder drein müßte, der sie verdiente, so wäre vielleicht Mancher nicht Oberamtmann.

Der Amtsrichter habe gesagt, „wenn der Oberamtmann die Kutte anhätte, welche ihm gehörte, so wäre er an einem andern Ort als im Schloß", vernahm der Oberamtmann. Man kann denken, daß ihn dieses nicht voll Gnade gegen den Amtsrichter machte und seine Liebe zu ihm mehrte.

Da kam an einem kalten Morgen, wo der Athem gar nicht aus dem Munde wollte, aus Furcht er erfriere, der Polizeidiener voll Reif, daß er anzusehen war wie ein gepudertes Tanngrotzli, und brachte Bericht: der Amtsrichter lasse seinen Respect vermelden und dem Herrn Oberamtmann

ſei nichts dümmer, als mit einem Wagen fahren, wo alle vier Achſen gixten und gaxten, wenn man Karrenſalbe bei ſich habe. Warum nicht ſchmieren, da laufe es alsbald wie im Honig.

Es trat ein harter Winter ein. Gegen den half ſchmieren nichts, weder mit Karrenſalbe noch mit Honig, draußen gefror Stein und Bein, ja neben dem warmen Ofen ſchlotterten die Menſchen. Dies ſind traurige Tage für die armen Thiere, die da draußen im Freien wohnen müſſen. Wie Mancher hat wohl ſchon ein Vöglein beneidet, welches im grünen Baum ſo wohl ſich ſein ließ, ſo luſtig ſein Liedlein ſang, ſo behaglich an ſüßen Kirſchen oder ſaftigen Birnen lebte. Es ſang, flatterte, hüpfte, als ſei's im Paradieſe, lebte viel herrlicher als jener reiche Mann, von dem man ſagt, er habe gelebt herrlich und in Freuden. Aber die Zeit vergeht und der Welt Herrlichkeit, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Es kömmt der Winter, ſchneeig werden die Bäume, eiſige Blumen bilden ſich an den Fenſtern, voll Froſt iſt Feld und Wald, die ganze Welt, und kein warmer Ofen draußen, wo die armen Vöglein und die andern Thiere ſich wärmen können! Wenn ſie ſich auch bergen in die hohlen Bäume, in dichtes Gezweige, es iſt nur für Augenblicke und vielleicht auch dahin dringt die tödtende Kälte, und wenn nicht, ſo kommt ein anderer Feind und treibt ſie aus ihrem warmen Verſtecke, und dieſer Feind heißt Hunger. Der Hunger iſt ein doppelt Weſen, hat zweierlei Naturen, iſt oft ein heiß erſehnter Gaſt. Wie oft ſpitzt ein Hochgeſtellter, ja ein Fürſt oder Prinz Tage lang die Ohren und horcht, ob er nicht merke, deſſen Nahen, nicht fühle, deſſen Zerren und Nagen.

Dann wiederum iſt er ſchrecklicher als das wildeſte der Thiere, er iſt der fürchterlichſte Peiniger auf Erden, wenn er langſam gekrochen kömmt, Wohnung macht im Menſchen und langſam zehrt von Mark und Säften des Menſchen, bis

an der Sache aber nichts ändern; nur damit sie drinnen nicht die Freude haben, einen Wischer aufs Land hinauszuschicken. Obschon ich mir aus solchen Wischern hell nichts mache, der wäre zu den andern gegangen in die Schublade, wo wohl noch einige Platz haben werden."

„Schreibt einen Auftrag an den Amtsverweser, du Polizeier bringst ihm demselben, und sagst ihm, der Herr Amtsschreiber und der Landjäger würden längst in einer Stunde ihn abholen, er solle machen, daß er daheim sei, und trifft du ihn nicht an, so soll man nach ihm aussenden, bis man ihn hat." Der Polizeier marschirte ab mit dem Befehl, nachdem er noch einmal die Hände an den heißen Ofen gelegt und so gleichsam Vorrath von Wärme mitgenommen hatte.

„Aber so mit Nichts soll mir heute der Amtsrichter nicht daraus kommen, der soll nicht seine Galgenfreude daran haben, mich erzürnt zu haben. Der Hallunke was er ist," sagte der Herr. „Schreibt eine provisorische Verfügung, daß ihm einstweilen bis zur Vollendung der Untersuchung und weiterm Bescheid verboten sei, den Fuß ab seinem Herd zu setzen (Eingränzung auf seinen Grund und Boden)." Hier wagte der Schreiber keine Einwendung, er wußte, wie der Herr um so hartnäckiger in Nebensachen wurde, wenn er in der Hauptsache nachgegeben hatte. Das werde halt einen neuen Wischer geben, dachte er, mache aber nicht das Aufsehen und die Erbitterung wie eine öffentliche Gefangenführung, und wenn der Oberamtmann Freude an Wischern habe, wolle er sie ihm nicht verderben. Man sieht, der Schreiber war ein loyaler Mann, gönnte jedem das Seine, sorgte hauptsächlich doch dafür, daß die Kirche mitten im Dorfe bleibe. Er schrieb also die Verfügung des Eingränzens des Amtsrichters auf seinen Herd (Hof), und ging mit ab, um sich mit gehöriger Kleidung zu bedecken auf den kalten Weg. Der gute Oberamtmann in seinem heiligen Zorn! Wenn er gewußt hätte, wie er mit all seiner Majestät verrathen sei

Unſer Amtsrichter hatte einen Acker mit Levat prächtig beſetzt, derſelbe ſtieß an den großen Wald, der einen Theil ſeines Hofes begränzte.

Wie erſchrak der Amtsrichter, als er eines Tages zu ſeinem Acker kam und denſelben zu einer Weide für die Thiere des Waldes hergerichtet fand. Er ſah aus faſt wie ein Tanzplatz, wie man ſie bei uns hier und da unter dem freien Himmel an einſamen Orten findet. Was wußten die armen Thiere, daß der Acker dem Amtsrichter gehörte, und daß man den Levat nicht freſſen, ſondern ölen müſſe? Er dünkte ſie herrlich und damit voilà!

Den Amtsrichter aber dünkte es nicht prächtig, ſondern das Gegentheil, was eine beträchtliche Meinungsverſchiedenheit bildet. Da alſo Schnee lag, war die Natur der Diebe bald ermittelt: es fanden ſich Haſen- und Rehtritte aus dem Wald, in den Wald und auf dem ganzen Acker. Ueber die Haſen wurde der Amtsrichter nicht ſo böſe. Er wußte längſt, daß Haſen ein diebiſch Volk ſind, zudem waren ſie ſeit ſeinen Kindesbeinen an hier, alſo gleichſam Bürger und einheimiſche Diebe, freilich nicht ſo brave wie jener Dieb, dem einmal ein Gemeinderath ein Leumdeszeugniß auszuſtellen hatte. Dieſer Gemeinderath ſollte einem ertappten Dieb ein Zeugniß ausſtellen über deſſen Vergangenheit. Nachdem der Schreiber die Aufforderung abgeleſen, erhob der Präſident folgende Rede: „Ihr Gemeinderäthe, Ihr habt gehört, von wegen Thürlihäuſt und von wegen einem Zeugniß: weiß Einer von Euch was Schlechtes über ihn, ſo ſoll er es ſagen. Ich für meinen Theil weiß gar nichts Schlechtes von ihm. Er hat wohl zuweilen etwas mitlaufen laſſen, aber wenn die Sache kam, warum hätte er ihr den Willen nicht laſſen ſollen? Und wem nahm er, wenn man es eigentlich wiſſen will? Nahm er einem Bürger was? Nur Hinterſaſſen und Ausbürgern nahm er, und ſind die nicht ſelbſt ſchuld daran? warum kamen ſie hierher? Wären die daheim geblieben, wo

ein Unterziehen oder ein unangemessenes Billigen von Sachen, welche gerügt werden müssen; übrigens ist ja oft am besten, wenn man die rechten Hauptsachen im Auge behält und Kleinigkeiten übersieht." — „Es ist heute aber nicht mit dir zu reden, das ist ein ewig Widersprechen; Kleinigkeiten das, wenn man einen ganzen Morgen lang die Hunde ums Schloß brüllen läßt und die Hasen vor der Nase schießt und zuletzt nicht einmal Entschuldigungen macht!" — „Kleinigkeiten, ja wohl! Und jetzt wegem Reh, was willst machen, Fritz," frug die Frau. — „Ihm zeigen, dem — Bauer, wer Meister im Lande, und ob man der Obrigkeit so unverschämt Trotz bieten solle oder nicht!"

Und mit gewaltigem Schritt marschirte er aus dem Zimmer und gewaltig dröhnte hinter ihm die Thür, fast konnten seine Zöglinge von Gottes Gnade reden, daß ihr gestrenger Herr weder Landjäger noch Schreiber bei der Hand hatte, um Uebungen mit ihnen anzustellen. Aber wenn er erst bei dem Zuge nach der Säublume gewesen wäre, was hätte er erleben müssen. O wenn alle Obern alle Jahre auf vierzehn Tage verdammt würden, Alles hören zu müssen, was ihre Untergebenen hinter ihrem Rücken von ihnen reden, da thäte es erst großen Zorn geben, der brächte in wackere Gemüther viel Weisheit, die mancher Noth vorbeugte, die in Tagen der Noth der beste Steuermann wäre. Sie waren sämmtlich auf Seite des Amtsrichters, waren ordentlich stolz auf den Amtsrichter, der es wagte, ihrem taubeligen Herrn, der ungefähr war wie ein stehend Wetter am Himmel, welches jeden Augenblick losbrechen konnte, die Stirne zu bieten. Sie machten sich lustig über des Gewaltigen ohnmächtigen Zorn, waren gwunderig über des Amtsrichters Gesicht, der ganz sicher des Donnerwetters kaltblütig wartete, welches, wie er wohl wußte, der Oberamtmann ihm auf den Hals schicken würde. Sie bewunderten die Vorsicht, daß er das Reh liegen gelassen, die Anzeige selbst gemacht. Aber die Hauptsache war Allen die

Reſtauration beim Amtsrichter, deren ſie ſicher waren, an deren ſie bloß im Vorgefühl kannibaliſch wohl lebten. Sie hatten auch ganz richtig calculirt. Natürlich gingen ſie zuerſt nach der Säublume, denn wo ſie das Reh ſuchen ſollten, wußten ſie nicht. Der Amtsrichter ließ ſich nicht ſuchen, er empfing ſie ſchon vor der Hausthüre und zwar mit lachendem Geſicht, und fragte, was ſie Guts brächten, es müſſe was Wichtiges ſein, daß ſie ſich vom Ofen weggelaſſen. Der Schreiber, dem das Maul am gängigſten geblieben, weil er es am meiſten in Bewegung erhalten, antwortete: „Allweg! Wir ſollen einen gewiſſen Amtsrichter faſſen und an Schatten bringen.“ — Nun, er ſei z' weg, ſagte der Amtsrichter mit lachendem Geſicht. Er hätte heute expreß friſche Strümpfe angezogen, die wärmer ſeien als ſchon getragene, damit er es beſſer erleiden möge im Mörderkaſten, oder in welches Gefängniß ſie ihn bringen ſollten. Das werde er erfahren, wenn er einmal drein müſſe, jetzt hätten ihm gute Leute, denen er es hoffentlich nicht vergeſſen werde, z' beſt geredt, einſtweilen hätten ſie bloß den Auftrag ein genau Protokoll aufzunehmen und ihm ein Schreiben zu übergeben, woraus er ſehen könne was Trumpf ſei.

Der Amtsrichter öffnete das Schreiben, machte erſt eine dunkele Miene, die ſich raſch verzog, legte das Schreiben bei Seite und ſagte, er hülfe jetzt an Ort und Stelle gehen, wenn's dem Herrn Amtsverweſer beliebe, dort den Augenſchein nehmen und dann hier das Protokoll ſchreiben, draußen gefrören ja Tinte und Finger; derweilen könne ſeine Frau was Warmes machen. Daneben wie ſie wollten, er habe da nichts zu befehlen, ſondern als Delinquent gehorſamſt ſich zu unterziehen. Wer hätte etwas gegen des Amtsrichters Vorſchlag einwenden ſollen, beſonders wegen dem Warmen? „Indeſſen doch noch Eins auf den Weg,“ ſagte der Amtsrichter und ſchenkte ein delikates Kirſchenwäſſerchen ein, daß ſämmtliche Majeſtäten ganz verzückt davon wurden,

fing die Frau Oberamtmännin an, aber wohl die schwieg, denn es war als ob sie an eine Leidener Flasche gekommen, so gab der Herr Funken. Als sie meinte, jetzt sei er fertig, fing sie ganz leise an: „Aber es ist doch fatal, wenn man was gesäet hat" —; potz Himmel wie ging das wieder an über Bosheit und erlogenen Schaden, sintemalen nie erhört worden, daß Rebe Levat gefressen.. Natürlich vernahm der Amtsrichter das Meiste von Allem wieder und wie der Oberamtmann gesagt: Er solle es nur probiren, machen was ihn gut dünke, er wäre nicht der erste Amtsrichter, der ungesinnt zu einer blauen Kutte (Kleidung der Sträflinge) käme. Ob der Oberamtmann dies wirklich gesagt, wurde nicht constatirt, aber der Amtsrichter nahm es als wahr an, da es vom Schreiber oder Landjäger kam, und die ja dabei waren, als der Oberamtman so auspackte. Daß Landjäger oder Schreiber auch was sagen könnten, das sie nicht gehört, das fiel ihm nicht gleich bei. Darum wurde er nicht weniger zornig als der Herr. Er wisse was er mache und was erlaubt oder verboten sei, vielleicht besser als Der, welcher dafür bezahlt sei, daß er es wissen sollte, sagte er. Der sollte ihm nicht mit der blauen Kutte kommen, mit dem wolle er es probiren. Er hätte die blaue nicht zu fürchten, aber wenn Jeder drein müßte, der sie verdiente, so wäre vielleicht Mancher nicht Oberamtmann.

Der Amtsrichter habe gesagt, „wenn der Oberamtmann die Kutte anhätte, welche ihm gehörte, so wäre er an einem andern Ort als im Schloß", vernahm der Oberamtmann. Man kann denken, daß ihn dieses nicht voll Gnade gegen den Amtsrichter machte und seine Liebe zu ihm mehrte.

Da kam an einem kalten Morgen, wo der Athem gar nicht aus dem Munde wollte, aus Furcht er erfriere, der Polizeidiener voll Reif, daß er anzuneben war wie ein gepudertes Tannengretzli, und brachte Bericht: der Amtsrichter lasse seinen Respect vermelden und dem Herrn Oberamtmann

melden: auf ſeinem Levatacker liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt und weswegen er es erſchoſſen habe, der Herr Oberamtmann ſolle darüber verfügen. Nun jetzt mag der verehrte Leſer einmal ſelbſt die Mühe nehmen ſich vorzuſtellen, was der Oberamtmann für ein Geſicht machte und wie er den Mund aufthat. Im erſten Zorn riß er am Glockenzug, daß er ſprang, und rief nach dem Landjäger, daß der Kalk von den Mauern ſprang. Der und der alte Polizeier ſollten den Amtsrichter gefangen nehmen und ihn herbringen, ob gefeſſelt, oder nur ſo, Einer hinten und Einer vornen, wiſſen wir nicht. Wahrſcheinlich hatte der Landjäger Lunte gerochen und ſich fortgemacht, auf die Poſt hieß es und gläublich, da die dazu übliche Zeit vorhanden war. Man mußte alſo deſſen Rückkehr erwarten, da augenſcheinlich der ſchlotternde alte Diener der Polizei kaum die eigenen Beine bewegen konnte, geſchweige Andere gefangen führen. Unterdeſſen ſetzte ſich die erſte blinde Hitze und der Schreiber, der immer genau wußte, auf welchem Standpunkte der Oberamtmann war, ohne daß er ihm den Puls griff, begann zu reden, aber ganz leiſe. „Wie wäre es," ſagte er, „wenn man zuerſt ein Protokoll aufnehmen würde und die Sache vorläufig unterſuchte, ehe man zur Verhaftung ſchritt, ich kann mir nicht denken, daß uns der Amtsrichter ſo bald davonläuft; aber Ihr wißt, wie ſie in Bern ſind, von einer Förmlichkeit, daß man aus der Haut ſpringen möchte, und wenn nicht Alles nach dem Lineal geht, ſo bekömmt man Verdruß, muß wegen der Form hintenabnehmen, wie klar man im Recht iſt. Es ſcheint, man habe ſeit einiger Zeit in Bern Freude daran, die Oberamtmänner zu blamiren und die Bauern übermüthig zu machen; ſie werden es aber erfahren, wohin das führt."

Dem Oberamtmann drangen dieſe Worte durch den Nebel des Zorns: er pflügte noch einige Male die Stube auf und ab, dann ſprach er: „Man kann's machen, es ſoll

„Wohl, jetzt mein Junker auf und z' weg hoch aufs Roß, jetzt war er einmal ungerecht gerüffelt worden, und wir schrieben einen ganzen Tag an einem Briefe, worin wir so deutlich als möglich zu verstehen gaben, daß man Freude zu haben scheine an Wischern, gerechten und ungerechten, daß man aber diesmal den Balken im eigenen Auge suchen solle. Wir waren recht kühn in unsern Herzen geworden und der Herr sagte: „Jetzt können sie auch einmal schmecken drinnen in Bern!" Mit umkehrender Post kömmt ein Schreiben daher, voll Donner und Blitz, lauter Pistolen und Dolche, daß man von einem Oberamt aus eine solche Sprache führe, und noch dazu bei dieser Sache, aus welcher man sehe, wie groß die Unordnung in den Geschäften sein müsse, denn das betreffende Schreiben sei abgegangen und müßte in unsern Händen sein. Wenn so was noch einmal begegne, so werde unumgänglich eine Untersuchung über uns verhängt werden."

„Ja das war nicht Spaß, so mir nichts dir nichts sie abfertigen durften wir nicht. Wir suchten einen ganzen Morgen, kehrten Alles sieben Mal um, der Junker war in einer stillen Wuth, daß ich alle Augenblicke glaubte, er fahre los und speie Feuer. Aber da war nichts zu finden. Endlich fällt mir was plötzlich ein: „Herr Oberamtmann," sage ich, „war's wohl ein Schreiben, welches nicht geöffnet wurde?" — „Warum nicht gar," schnauzt der Herr, öffnet aber doch alsbald die Schublade, reißt das Schreiben auf und richtig darin war das Geschäft, über welches berichtet werden sollte. Ja da standen wir wie die Butter an der Sonne, das Aufbegehren war uns auf einmal vergangen, jetzt was machen? Da ist der Schreiber dann komod, der muß herhalten, oder der Landjäger, der das Zimmer aufräumt, durch sie kömmt so ein Schreiben unter andere Schriften oder in ein Protokoll und wird vergessen, aber in Zukunft soll besser Obacht gehalten werden. Aber wohl, seither macht der Herr die Schrei-

ringsum, die Einen den Buckel voll lachten, die Andern die Luft voll seufzten über ihn, wir glauben der Schlag hätte ihn gerührt. Begreiflich kamen die Seufzer von der Frau Oberamtmännin. Sie glich darin sehr der Frau des Pilatus, daß sie so ziemlich wußte, mit wem ihr Herr zu thun hatte, und daß ihr dieses Thun nicht selten im Traume vorkam. Darin aber unterschied sie sich sehr von der Frau Pilatussin, daß sie sich wohl hütete, dem Herrn durch ihre Zofe Mahnungen ins Audienzzimmer zu senden. Wie es aber geht bei solchen Aufregungen, daß man mittheilend wird, sich aussprechen muß, so suchte der Oberamtmann, sobald der Schreiber ihn verlassen hatte, seine Frau und packte ihr des Amtsrichters Unthaten und seinen Zorn aus. „Da kannst sehen, was das für ein Bursche ist! du nahmst immer seine Partey, da siehst, was Freundlichkeit geholfen hätte bei einem solchen Bauerntrotz, das Auslachen hätte man noch gehabt zum Dank für Alles obendrein." — „Ich weiß nicht," sagte die Frau Oberamtmännin, „und ich möchte dich nicht böse machen, Fritz", so nannte sie ihn unter vier Augen immer, wenn sie besonders zarte Verhandlungen pflog um empfindliche Seiten herum), „aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wärest du mit dem Amtsrichter auf gutem Fuß gewesen, er hätte das Reh nicht geschossen. Ich habe nie gehört, daß der Amtsrichter geizig sei, wegen einem ganzen Sack Levat hätte er dich nicht böse gemacht, er hätte den Rehen ein kurzes Winterfutter gern gegönnt, den armen Thieren mit ihren zarten Fellen!" — „Meinst dann, ich hätte vor dem Amtsrichter den gehorsamen Diener machen, mich wegen seiner Unverschämtheit noch bei ihm bedanken sollen! Ja, du verstehst die Leute zu behandeln! Wärest du Meister, sie hätten dir bald die Haut über die Ohren gezogen, die Haut über dem Kopfe verbrannt." — „Wer weiß," sagte die Frau Oberamtmännin, „ich habe doch schon oft mit Freundlichkeit viel ausgerichtet, und was ich Freundlichkeit nenne, ist nicht

stoßen wollten." Der gute Oberamtmann war eben kein Herzenskundiger und that, was Tausende pflegen, ganz falsche Gedanken hinter den Gesichtern suchen, und nach diesen falschen Voraussetzungen ganz falsche Wege einschlagen. Im Amtsrichter war auch nicht die geringste Spur von bösem Gewissen, im Gegentheil, er dachte ungefähr wie der Oberamtmann von ihm und meinte, der Oberamtmann begreife, daß er gegen ihn gefehlt, wolle aber nur nicht den Namen haben. Er könnte aber seinethalben böse Mienen machen, solange er wolle, er vermöge zu warten, bis der wieder freundlich werde. Die Frau Oberamtmännin fühlte feiner, beurtheilte den Amtsrichter daher auch richtiger, begriff die schlechte Heilmethode ihres Mannes. Mit der Sprache durfte sie nicht deutsch heraus, sie sagte: „Laß es gut sein, mach Friede mit dem Amtsrichter d. h. sei wieder freundlich *gegen ihn*. Es lohnt sich ja nicht der Mühe, an eine solche Kleinigkeit so lange zu denken. Nun, du hast ihn nicht zu fürchten, aber er kann dir viel helfen, und dir deine schwere Bürde erleichtern, er wird es auch sicher mit doppeltem Eifer thun, wenn du wieder freundlich gegen ihn bist." — „Frau, mische dich nicht in solche Sachen, das verstehst du gar nicht", antwortete der Oberamtmann. „Es ist nicht wegen der Sache, sondern wegen Trotz und Uebermuth, den darf man nicht aufkommen lassen, sonst ist unsere Stellung gefährdet. Das ist die Kunst im Regiment, daß man Jeden an seiner Stelle zu behalten weiß." Die Frau Oberamtmännin disputirte selten mit ihrem Herrn, nur wo es sein mußte, wo z. B. Jemand alsbald Unrecht erdulden sollte thatsächlich. Sie ließ daher mit einem Seufzer das Gespräch fallen, dachte aber, wie man doch mit solchen Vorurtheilen sich ärgere und seine Verhältnisse unangenehm mache, während man mit einem freundlichen Wort klar Wetter machen könnte. Wäre die Frau Oberamtmännin ein Fuhrmann gewesen, statt eine *feine* Dame, so hätte sie Einen losgelassen und gesagt, es

sei nichts dümmer, als mit einem Wagen fahren, wo alle vier Achsen gixten und gaxten, wenn man Karrensalbe bei sich habe. Warum nicht schmieren, da laufe es alsbald wie im Honig.

Es trat ein harter Winter ein. Gegen den half schmieren nichts, weder mit Karrensalbe noch mit Honig, draußen gefror Stein und Bein, ja neben dem warmen Ofen schlotterten die Menschen. Dies sind traurige Tage für die armen Thiere, die da draußen im Freien wohnen müssen. Wie Mancher hat wohl schon ein Vöglein beneidet, welches im grünen Baum so wohl sich sein ließ, so lustig sein Liedlein sang, so behaglich an süßen Kirschen oder saftigen Birnen lebte. Es sang, flatterte, hüpfte, als sei's im Paradiese, lebte viel herrlicher als jener reiche Mann, von dem man sagt, er habe gelebt herrlich und in Freuden. Aber die Zeit vergeht und der Welt Herrlichkeit, das Gras verdorrt, die Blume fällt ab. Es kömmt der Winter, schneeig werden die Bäume, eisige Blumen bilden sich an den Fenstern, voll Frost ist Feld und Wald, die ganze Welt, und kein warmer Ofen draußen, wo die armen Vöglein und die andern Thiere sich wärmen können! Wenn sie sich auch bergen in die hohlen Bäume, in dichtes Gezweige, es ist nur für Augenblicke und vielleicht auch dahin dringt die tödtende Kälte, und wenn nicht, so kommt ein anderer Feind und treibt sie aus ihrem warmen Verstecke, und dieser Feind heißt Hunger. Der Hunger ist ein doppelt Wesen, hat zweierlei Naturen, ist oft ein heiß ersehnter Gast. Wie oft spitzt ein Hochgestellter, ja ein Fürst oder Prinz Tage lang die Ohren und horcht, ob er nicht merke, dessen Nahen, nicht fühle, dessen Zerren und Nagen.

Dann wiederum ist er schrecklicher als das wildeste der Thiere, er ist der fürchterlichste Peiniger auf Erden, wenn er langsam gekrochen kömmt, Wohnung macht im Menschen und langsam zehrt von Mark und Säften des Menschen, bis

ihm das Schickſal der Fliege wird, die in der Spinne Netz geräth, bis er eine Beute des unſichtbaren, aber ſchauerlichſten der Ungeheuer, des Hungers, wird. Das iſt das Unthier, welches in kalten Wintern über die Thiere kömmt, ſie unbarmherzig treibt aus ihren Verſtecken hinaus in den kalten Wald, ins nackte Feld, nach den öden Bäumen, Speiſe zu ſuchen. Aber Gottes große Speiſekammer hat ſich entleert und als ſchwerer Riegel hat ſich der Froſt über der Erde Schoos gelegt und wenig iſt, was ſie finden. Da iſt's, wo die Vöglein ſo ſtruppicht ſitzen auf den Zäunen an den Rändern der Straßen, endlich vor den Fenſtern und bittend und ängſtlich durch die Fenſter ſpähen, nach weichen Herzen, nach offenen Händen, wo die vierfüßigen Thiere kümmerlich ſich behelfen mit der trockenen Rinde der Bäume oder im Schnee ihr kaltes Freſſen mühſam ſuchen. Da iſt's, wo die *armen* Thiere in ihrer Noth dem Landmann zu Schaden gehen, nach deſſen Saaten graben, die unter dem Schnee vergraben liegen, ſich zur Friſtung ihres Lebens zueignen, was er im Schweiße ſeines Angeſichtes zum eigenen Bedarf gepflanzt. Wer ihm unerlaubt von ſeinem Eigenthum nimmt, den betrachtet der Menſch als Dieb, ſichert ſich vor ihm nach Landesgebrauch und Geſetz, denn er hält dafür, das Eigenthum ſei in Gottes Wort gewährleiſtet, ſtehlen ſei Niemand und zu keinen Zeiten erlaubt. Menſchliche Diebe ſtraft man nicht mehr am Leben, ſondern an Freiheit und Eigenthum. Die armen Thiere haben kein Eigenthum als ihre Haut, und was ſie genommen, können ſie nicht zurückgeben, das iſt alsbald wohl verſorgt. Es erlaubt daher auch das Geſetz dem Diebſtahl der Thiere zu wehren, ihnen Freiheit oder Haut zu nehmen und darob ſich zu entſchädigen. Wer zählt die Thiere, welche dieſem Geſetz verfallen, wer zählt die Häute, welche als Schadenerſatz genommen werden, wenigſtens vorgeblich, in kalten Wintern und in aller Herren Ländern?

aber unberathen; das lasse er sich einmal nicht genn, selbst von seinem eigenen Bruder nicht. Pierre meldete, die Suppe sei serwirt.

Als der Amtsrichter ins Speisezimmer trat, stand ihm sein Oberamtmann gegenüber.

Dieser war nämlich, als sein Zorn verraucht war und er das Protokoll gelesen, nach und nach verlegen geworden. Wie aus jetzt, was machen? Er hatte den Amtsrichter an der Hand, den Gesetz und Recht ganz gut kannte. Er entschloß sich endlich, obschon mit großem Widerstreben und auf dringliches Bitten seiner Frau, zu thun, was er in Nothfällen schon mehr als einmal mit gutem Erfolg gethan, nämlich nach Dem zur Beichte zu fahren, d. h. zu einigen einflußreichen Mitgliedern zu gehen und zu sagen: Ihr Herren, seht so bin ich dran, wie machen, um so ungeschlagen als möglich daraus zu kommen? Helft mir, wenn es Euer guter Wille ist. Nun lasen ihm die Herren, Verwandte und Freunde, ein scharf Capitel und halfen ihm bestmöglichst, aber in der Regel nicht parteiisch, nicht gewaltthätig, sondern sie zeigten ihm den Weg oder halfen ihm aus der Patsche kommen ohne Verletzung des Rechts, aber auf die Weise, wie er sich und das Ansehen der Obrigkeit, deren Stellvertreter er war, am wenigsten blamirte. So war er auch jetzt zu dem Herrn Rathsherrn, der sein Vetter war, gekommen, und klagte seine Verlegenheit geklagt; der hatte ihm scharf zugesprochen, wie er durch solche Thorheiten die Regierung compromittire, die einflußreichsten Männer auf dem Lande vor den Kopf stoße, statt Allen aufzubieten, sie anhänglich zu machen oder zu erhalten. Wer der Republik treu dienen wolle, müsse seine Persönlichkeit opfern können und nicht blos im Krieg, sondern auch in solch scheinbaren Kleinigkeiten u. s. w.

Der Oberamtmann bekam einen hochrothen Kopf, beugte sich indessen der ihm wohlbekannten Ueberlegenheit des Vetters

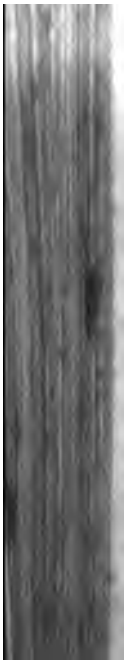
und fragte endlich: aber und jetzt? „Wißt Ihr was, Vetter, eſſet heute bei mir z' Mittag. Ich weiß zwar wohl, Ihr eſſet nicht gern irgendwo à l'hazard du pot, aber ſo einmal zur Seltenheit wird nit z' tödten gehen." — „Ja, Vetter, ſo iſt es bös refuſiren, wenn Ihr alſo erlaubt, werde ich mich zu rechter Zeit einfinden," antwortete der Oberamtmann. Er wurde, als er kam, zu ſeiner Couſine, der Frau Rathsherrin geführt, und war ebenſo überraſcht als der Amtsrichter, ſie ſtanden ſich da verblüfft gegenüber und wußten nichts mit einander anzufangen, doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Vetter Rathsherr ſagte: „Nicht wahr, Vetter, das iſt brav von mir, daß ich Euch den Amtsrichter bringe, ich wußte, daß Ihr gute Freunde ſeid und daß ich Euch keinen angenehmern Tiſchgenoſſen bringen konnte als ihn." Es waren Beide, der Amtsrichter und der Oberamtmann, nicht dumm und begriffen den Herrn Rathsherrn vollkommen, es wurde ein charmant Mittagseſſen. Auch hatte die Couſine Rathsherrin dafür geſorgt, daß der Vetter vom Lande das à l'hazard du pot nicht merkte, und der Vetter Rathsherr ſchonte ſeine Weine nicht, war ſehr fleißig mit Anſtoßen und Geſundheitmachen, und von der ganzen Geſchichte war nie die Rede mehr.

Als der Oberamtmann und der Amtsrichter zur Hausthür hinausgingen, der Eine die Stadt auf, der Andere die Stadt hinunter wollte nach ihren Fuhrwerken, gab der Erſtere dem Letztern die Hand und ſagte, es würde ihn ſehr freuen, wenn er ihn bald bei ſich ſehen würde. Wenn der Herr Oberamtmann es erlaube, werde er mit vielen Freuden nächſtens kommen, antwortete der Amtsrichter.

Die Sache muß ſich auf die Länge recht gut gemacht haben, denn als im nächſten Jahr der Oberſt mit dem Amtsrichter jagte, war der Oberamtmann auch dabei.

melden: auf ſeinem Levatacker liege ein Reh, welches ihm Schaden zugefügt und weswegen er es erſchoſſen habe, der Herr Oberamtmann ſolle darüber verfügen. Nun jetzt mag der verehrte Leſer einmal ſelbſt die Mühe nehmen ſich vorzuſtellen, was der Oberamtmann für ein Geſicht machte und wie er den Mund aufthat. Im erſten Zorn riß er am Glockenzug, daß er ſprang, und rief nach dem Landjäger, daß der Kalk von den Mauern ſprang. Der und der alte Polizeier ſollten den Amtsrichter gefangen nehmen und ihn herbringen, ob gefeſſelt, oder nur ſo, Einer hinten und Einer vornen, wiſſen wir nicht. Wahrſcheinlich hatte der Landjäger Lunte gerochen und ſich fortgemacht, auf die Poſt hieß es und gläublich, da die dazu übliche Zeit vorhanden war. Man mußte alſo deſſen Rückkehr erwarten, da augenſcheinlich der ſchlotternde alte Diener der Polizei kaum die eigenen Beine bewegen konnte, geſchweige Andere gefangen führen. Unterdeſſen ſetzte ſich die erſte blinde Hitze und der Schreiber, der immer genau wußte, auf welchem Standpunkte der Oberamtmann war, ohne daß er ihm den Puls griff, begann zu reden, aber ganz leiſe. „Wie wäre es," ſagte er, „wenn man zuerſt ein Protokoll aufnehmen würde und die Sache vorläufig unterſuchte, ehe man zur Verhaftung ſchritt, ich kann mir nicht denken, daß uns der Amtsrichter ſo bald davonläuft; aber Ihr wißt, wie ſie in Bern ſind, von einer Förmlichkeit, daß man aus der Haut ſpringen möchte, und wenn nicht Alles nach dem Lineal geht, ſo bekömmt man Verdruß, muß wegen der Form hintenabnehmen, wie klar man im Recht iſt. Es ſcheint, man habe ſeit einiger Zeit in Bern Freude daran, die Oberamtmänner zu blamiren und die Bauern übermüthig zu machen; ſie werden es aber erfahren, wohin das führt."

Dem Oberamtmann drangen dieſe Worte durch den Nebel des Zorns: er pflügte noch einige Male die Stube auf und ab, dann ſprach er: „Man kann's machen, es ſoll



ringsum, die Einen den Buckel voll lachten, die Andern die Luft voll seufzten über ihn, wir glauben der Schlag hätte ihn gerührt. Begreiflich kamen die Seufzer von der Frau Oberamtmännin. Sie glich darin sehr der Frau des Pilatus, daß sie so ziemlich wußte, mit wem ihr Herr zu thun hatte, und daß ihr dieses Thun nicht selten im Traume vorkam. Darin aber unterschied sie sich sehr von der Frau Pilatussin, daß sie sich wohl hütete, dem Herrn durch ihre Zofe Mahnungen ins Audienzzimmer zu senden. Wie es aber geht bei solchen Aufregungen, daß man mittheilend wird, sich aussprechen muß, so suchte der Oberamtmann, sobald der Schreiber ihn verlassen hatte, seine Frau und packte ihr des Amtsrichters Unthaten und seinen Zorn aus. „Da kannst sehen, was das für ein Bursche ist! du nahmst immer seine Partey, da siehst, was Freundlichkeit geholfen hätte bei einem solchen Bauerntrotz, das Auslachen hätte man noch gehabt zum Dank für Alles obendrein." — „Ich weiß nicht," sagte die Frau Oberamtmännin, „und ich möchte dich nicht böse machen, Fritz", so nannte sie ihn unter vier Augen immer, wenn sie besonders zarte Verhandlungen pflog um empfindliche Seiten herum), „aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wärest du mit dem Amtsrichter auf gutem Fuß gewesen, er hätte das Reh nicht geschossen. Ich habe nie gehört, daß der Amtsrichter geizig sei, wegen einem ganzen Sack Levat hätte er dich nicht böse gemacht, er hätte den Rehen ein kurzes Winterfutter gern gegönnt, den armen Thieren mit ihren zarten Fellen!" — „Meinst dann, ich hätte vor dem Amtsrichter den gehorsamen Diener machen, mich wegen seiner Unverschämtheit noch bei ihm bedanken sollen! Ja, du verstehst die Leute zu behandeln! Wärest du Meister, sie hätten dir bald die Haut über die Ohren gezogen, die Haut über dem Kopfe verbrannt." — „Wer weiß," sagte die Frau Oberamtmännin, „ich habe doch schon oft mit Freundlichkeit viel ausgerichtet, und was ich Freundlichkeit nenne, ist nicht

ein Unterziehen oder ein unangemessenes Billigen von Sachen, welche gerügt werden müssen; übrigens ist ja oft am besten, wenn man die rechten Hauptsachen im Auge behält und Kleinigkeiten übersieht." — „Es ist heute aber nicht mit dir zu reden, das ist ein ewig Widersprechen; Kleinigkeiten das, wenn man einen ganzen Morgen lang die Hunde ums Schloß brüllen läßt und die Hasen vor der Nase schießt und zuletzt nicht einmal Entschuldigungen macht!" — „Kleinigkeiten, ja wohl! Und jetzt wegem Reh, was willst machen, Fritz," frug die Frau. — „Ihm zeigen, dem — Bauer, wer Meister im Lande, und ob man der Obrigkeit so unverschämt Trotz bieten solle oder nicht!"

Und mit gewaltigem Schritt marschirte er aus dem Zimmer und gewaltig dröhnte hinter ihm die Thür, fast konnten seine Zöglinge von Gottes Gnade reden, daß ihr *gestrenger* Herr weder Landjäger noch Schreiber bei der Hand hatte, um Uebungen mit ihnen anzustellen. Aber wenn er erst bei dem Zuge nach der Säublume gewesen wäre, was hätte er erleben müssen. O wenn alle Obern alle Jahre *auf* vierzehn Tage verdammt würden, Alles hören zu müssen, was ihre Untergebenen hinter ihrem Rücken von ihnen reden, da thäte es erst großen Zorn geben, der brächte in wackere Gemüther viel Weisheit, die mancher Noth vorbeugte, die in Tagen der Noth der beste Steuermann wäre. Sie waren sämmtlich auf Seite des Amtsrichters, waren ordentlich stolz auf den Amtsrichter, der es wagte, ihrem taubeligen Herrn, der ungefähr war wie ein stehend Wetter am Himmel, welches jeden Augenblick losbrechen konnte, die Stirne zu bieten. Sie machten sich lustig über des Gewaltigen ohnmächtigen Zorn, waren gwunderig über des Amtsrichters Gesicht, der ganz sicher des Donnerwetters kaltblütig wartete, welches, wie er wohl wußte, der Oberamtmann ihm auf den Hals schicken würde. Sie bewunderten die Vorsicht, daß er das Reh liegen gelassen, die Anzeige selbst gemacht. Aber die Hauptsache war Allen die

Reſtauration beim Amtsrichter, deren ſie ſicher waren, an deren ſie bloß im Vorgefühl kannibaliſch wohl lebten. Sie hatten auch ganz richtig calculirt. Natürlich gingen ſie zuerſt nach der Säublume, denn wo ſie das Reh ſuchen ſollten, wußten ſie nicht. Der Amtsrichter ließ ſich nicht ſuchen, er empfing ſie ſchon vor der Hausthüre und zwar mit lachendem Geſicht, und fragte, was ſie Guts brächten, es müſſe was Wichtiges ſein, daß ſie ſich vom Ofen weggelaſſen. Der Schreiber, dem das Maul am gängigſten geblieben, weil er es am meiſten in Bewegung erhalten, antwortete: „Allweg! Wir ſollen einen gewiſſen Amtsrichter faſſen und an Schatten bringen.“ — Nun, er ſei z' weg, ſagte der Amtsrichter mit lachendem Geſicht. Er hätte heute expreß friſche Strümpfe angezogen, die wärmer ſeien als ſchon getragene, damit er es beſſer erleiden möge im Mörderkaſten, oder in welches Gefängniß ſie ihn bringen ſollten. Das werde er erfahren, wenn er einmal drein müſſe, jetzt hätten ihm gute Leute, denen er es hoffentlich nicht vergeſſen werde, z' beſt geredt, einſtweilen hätten ſie bloß den Auftrag ein genau Protokoll aufzunehmen und ihm ein Schreiben zu übergeben, woraus er ſehen könne was Trumpf ſei.

Der Amtsrichter öffnete das Schreiben, machte erſt eine dunkele Miene, die ſich raſch verzog, legte das Schreiben bei Seite und ſagte, er hülfe jetzt an Ort und Stelle gehen, wenn's dem Herrn Amtsverweſer beliebe, dort den Augenſchein nehmen und dann hier das Protokoll ſchreiben, draußen gefröre ja Tinte und Finger; derweilen könne ſeine Frau was Warmes machen. Daneben wie ſie wollten, er habe da nichts zu befehlen, ſondern als Delinquent gehorſamſt ſich zu unterziehen. Wer hätte etwas gegen des Amtsrichters Vorſchlag einwenden ſollen, beſonders wegen dem Warmen? „Indeſſen doch noch Eins auf den Weg,“ ſagte der Amtsrichter und ſchenkte ein delikates Kirſchenwäſſerchen ein, daß ſämmtliche Majeſtäten ganz verzückt davon wurden.

die Beine nicht ſtille halten konnten. Der Amtsrichter benutzte den Augenblick, ſeiner Frau die Verfügung mitzutheilen, die ſprang z' weg wie eine Katze am Hällig, und wohl kam's dem Landvogt, daß er einen Stellvertreter geſchickt, er ſelbſt hätte was vernommen, wie noch nie in ſeinem Leben. — „Und jetzt was willſt machen, etwa ein Fösel ſein, und d' Sach' in Sack ſtecken?" — „Still Frau, ſtill, und wenn ſie wiederkommen, ſtill ganz ſtill, ohne Wort und ſaure Miene, der Landvogt muß nicht Freude haben, wenn er hört, wie ich gethan und wie du aufgeſprungen. Denn die drinnen ſind ein Pack, die, wie gut ſie es mit uns zu meinen ſcheinen, brichten doch Alles dem Landvogt." — „Aber was willſt dann machen, das ſo annehmen?" — „Weiß es ſchon, will es dir ſagen, ſobald ſie fort ſind. Sei freundlich, miß die Worte wohl, wie geſagt, ſie müſſen nicht Freude haben an uns, weder der Landvogt noch die Andern." Die Frau verſtand den Mann und that alſo. Sie war nicht gewohnt mit Wenn und Aber und allerlei Quergedanken die Sache zu verſalzen. Die Männer zogen aus, fanden einen ſchönen Rehbock auf dem Levatacker, der wirklich ausſah, als hätte eine Heerde Schafe ſich lange Zeit da aufgehalten. Sie nahmen Alles gut ins Auge und der Amtsrichter gab zu Protokoll: Rehe ſeien muthwillig hierher verpflanzte Thiere, der Oberamtmann habe ſie für ſeine Freude hierher gebracht, nun ſei es nirgends geſchrieben, daß er, Amtsrichter, ſchuldig ſei, um dem Herrn Oberamtmann Freude zu machen, Schaden zu leiden. Er habe denſelben geziemend warnen laſſen, und erſt, als er ſchnöden Beſcheid erhalten, von ſeinem geſetzlichen Recht Gebrauch gemacht. Der Schaden liege vor Augen, Frevel habe er keinen begangen, das Reh liege da, die Anzeige habe er ſelbſt gemacht, der Verfügung des Herrn Oberamtmanns unterziehe er ſich einſtweilen, behalte ſich aber das Gutfindende vor. Nachdem alſo das Protokoll gehörig abgefaßt, unterſchrieben, verſiegelt war, ſetzte man ſich ohne langes Nöthi-

gen an das Warme, welches die Frau Amtsrichterin bereitet hatte, das war eine ſtattliche Mahlzeit und dazu die ſchönen aufwartenden Töchter, es ward abſonderlich dem Schreiber, als ſei er in Mahommed's Paradieſe, ob Chriſt, ob Türk war ihm hell egal im Allgemeinen, im Beſondern aber war ihm die Religion die liebſte, bei der er was Beſſeres genoß und Schöneres ſah. Er ward ganz Geiſt und Humor und wenn dann die Mädel recht lachten, ſo kam es ihm vor, er hätte ſie ſchon, wenigſtens Eine. Die meiſten ſeiner Geſchichten bezogen ſich auf das Schloß und ganz beſonders auf den Junker. Wenn der gewußt hätte, wie es ihm erging und was ſeinem Schreiber aus dem Munde ging, es wäre wirklich nicht gut gekommen. Eine erzählte er, welche wir wiederholen wollen, da ſie vielleicht auch jetzt noch irgend einem Beamteten zur Warnung dienen kann. —„Vor einem Vierteljahr oder mehr erhielt unſer Herr ein Schreiben von der Regierung. „Darin iſt etwas, was mich gar nicht intereſſirt, thut das in die Schublade dort, es ſind deren ſchon mehr darin —," ſagte der Junker. „Aber will der Junker Oberamtmann es nicht aufmachen und ſehen was darin iſt?" frug ich. — „Nicht nöthig," ſagte er, „weiß das Nöthige ſchon und am Nähern begehre ich mich nicht zu ärgern. Man hat genug Verdruß, dem man nicht entgehen kann, warum Verdruß nicht meiden, wo es möglich iſt? Marſch mit in die Schublade." Unſer Herr hatte nämlich wieder einmal über die Schnur gehauen und es war ihm zu Ohren gekommen, es ſei ein braver Abputzer für ihn ob dem Feuer, nun meinte er, er ſtehe angerichtet im Schreiben. Alſo marſch mit in die Schublade, die ſo voll iſt, daß man allemal mit dem Schuh Platz machen muß. Einige Zeit nachher kömmt ein Schreiben von oben, in dem einem Geſchäft nachgefragt und uns ſehr ernſthaft die größte Beſchleunigung anbefohlen wurde. Man ſei der immer ſich wiederholenden Verſchleppungen ſatt, hieß es darin unverſchämt genug.

„Wohl, jetzt mein Junker auf und z' weg hoch aufs Roß, jetzt war er einmal ungerecht gerüffelt worden, und wir schrieben einen ganzen Tag an einem Briefe, worin wir so deutlich als möglich zu verstehen gaben, daß man Freude zu haben scheine an Wischern, gerechten und ungerechten, daß man aber diesmal den Balken im eigenen Auge suchen solle. Wir waren recht kühn in unsern Herzen geworden und der Herr sagte: „Jetzt können sie auch einmal schmecken drinnen in Bern!" Mit umkehrender Post kömmt ein Schreiben daher, voll Donner und Blitz, lauter Pistolen und Dolche, daß man von einem Oberamt aus eine solche Sprache führe, und noch dazu bei dieser Sache, aus welcher man sehe, wie groß die Unordnung in den Geschäften sein müsse, denn das betreffende Schreiben sei abgegangen und müßte in unsern Händen sein. Wenn so was noch einmal begegne, so werde unumgänglich eine Untersuchung über uns verhängt werden."

„Ja das war nicht Spaß, so mir nichts dir nichts sie abfertigen durften wir nicht. Wir suchten einen ganzen Morgen, kehrten Alles sieben-Mal um, der Junker war in einer stillen Wuth, daß ich alle Augenblicke glaubte, er fahre los und speie Feuer. Aber da war nichts zu finden. Endlich fällt mir was plötzlich ein: „Herr Oberamtmann," sage ich, „war's wohl ein Schreiben, welches nicht geöffnet wurde?" — „Warum nicht gar," schnauzt der Herr, öffnet aber doch alsbald die Schublade, reißt das Schreiben auf und richtig darin war das Geschäft, über welches berichtet werden sollte. Ja da standen wir wie die Butter an der Sonne, das Aufbegehren war uns auf einmal vergangen, jetzt was machen? Da ist der Schreiber dann komod, der muß herhalten, oder der Landjäger, der das Zimmer aufräumt, durch sie kömmt so ein Schreiben unter andere Schriften oder in ein Protokoll und wird vergessen, aber in Zukunft soll besser Obacht gehalten werden. Aber wohl, seither macht der Herr die Schrei-

ben auf!" — „Aber," frug der Amtsrichter, „merktet Ihr dann nicht, als der Wischer wirklich kam, daß etwas Anderes in dem Schreiben stecken mußte?" — „Ja der Wischer kam eben nicht," antwortete der Schreiber. „Wahrscheinlich war von einem die Rede gewesen, derselbe aber unterlassen worden, weil man gefunden haben wird, es trage doch nichts ab."

Man denke, wenn das Alles der Oberamtmann gehört hätte! Darum ist's gut, daß der liebe Gott unser Gehör eben recht beschnitten hat, er weiß wohl warum. Als der Amtsverweser oder Amtsstatthalter mit seinem Gefolge von dannen zog, wunderten sie sich Alle, wie es doch gewarmet habe. Er hätte fast Lust die Kutte auszuziehen, sagte der Polizeier. Er hätte diesen Morgen nicht geglaubt, daß es sobald ändere. Der gute Polizeier hätte aber auch nicht gedacht, daß einige Pfund Fleisch, einige Flaschen Wein in seinen Magen kämen und was diese Quantitäten in einem alten leeren Polizeiermagen für Veränderungen hervorbringen können, hatte er längsten nicht mehr erfahren.

Mit dem Protokoll war der Oberamtmann äußerst unzufrieden. Der Schaden auf dem Levatacker war ihm viel zu kläglich dargestellt. So gehe es, wenn man die Sache nicht selbst mache, auf Niemand könne man sich verlassen, zuverlässige Leute seien selten auf der Welt. „Rari nantes in gurgite vasto" würde der Oberamtmann gesagt haben, wenn Latein seine starke Seite gewesen wäre, wie sie es eben nicht war.

Als sie fort waren, befahl der Amtsrichter, sein Reitwägeli zu rüsten, in der Brunnmatt, wo es am wenigsten gefroren sei, Mutten, Rasenstücke, abzustechen und den Boden des Wägelis damit zu belegen. „Was Tausend willst", frug die Frau Amtsrichterin, die noch keinen nähern Bericht unter vier Augen erhalten, aus der Küche heraus, wo sie die Ordres gehört hatte. „Will morgen auf Bern, und um dem Oberamtmann nicht ungehorsam zu sein, auf meinem Herd bleiben."

Die Frau Amtsrichterin lachte zwar, doch gefiel es ihr nicht ganz. „Du bist wohl alt für sellig Witze", sagte sie. „Mach eine Vorstellung, du kannst so wohl schreiben und d' Wort stelle, oder wenn du es nicht gerne selbst machst, so laß einen Advocaten kommen, sie beten auch ums täglich Brot, oder wenn sie schon nicht beten, so nehmen sie es doch gern."

„Nichts Schriftliches und erst nichts von Advocaten, die Alles auf die lange Bank ziehen", antwortete der Amtsrichter. „Ich will die Sache über den Kurzen nehmen, wie die Schwinger sagen. Ich habe nicht Zeit zu warten, bis die Schrift abgefaßt, eingegeben, überwiesen, gelesen, Bericht erstattet, Anträge gestellt, berathen und schließlich das Ganze zu besserer Untersuchung und Vervollständigung der Acten zurückgesandt ist. Ich weiß wie es geht. Ich mache die Sache mündlich ab, und morgen schon ist der ganze Tschuep aus." — „Wie willst es dann machen?" frug die begreiflich gwundrig gewordene Frau. — „Das sage ich dir jetzt nicht, sondern erst morgen, wann ich heim komme." Damit mußte die Frau sich begnügen, wenn sie schon Frau Amtsrichterin war, dies mögen andere Weiber, die immer Alles auf der Stelle wissen wollen und nicht Frau Amtsrichterin sind, sich merken.

Am folgenden Morgen war Dienstag, wo in Bern immer ein bedeutender Wochenmarkt ist, an welchem benachbarte Cantone mit Lebensmitteln sich versehen. An diesem Tage gaben die Mitglieder der Regierung ihre Audienzen und hielten in der Regel keine Sitzungen, zu Erleichterung des Landmanns, der, wenn er wegen andern Sachen auf Bern kam, auch bei ihnen seine Geschäfte abthun konnte. Der Amtsrichter fuhr also auf Bern und hielt vor dem Hause eines einflußreichen Rathsherrn, mit dem er in sehr gutem Vernehmen stand. Er sandte einen Buben in den Hausgang, wo in Bern in der Regel die Handhaben der Glockenzüge sind, hieß ihn läuten und wenn man Bescheid gebe, sagen,

der Herr Rathsherr ſolle ſo gut ſein und hinunterkommen, der Amtsrichter auf der Säublume möchte ein Wort mit ihm reden. Der Junge that es um einen Batzen, kriegte im Hausgang mit dem Kammerdiener Händel, der meinte, der Bube wolle ihn zum Beſten halten, bis er den ihm wohlbekannten Amtsrichter auf ſeinem Wägeli vor dem Hauſe ſah. „Was kömmt Euch in Sinn, Herr Amtsrichter?“ ſagte Pierre, „der Herr Rathsherr kömmt nicht hinunter, das iſt nicht der Brauch, ſteigt ab und kommt herauf, es iſt eben Niemand bei ihm, der Junge kann Euch das Roß halten.“ — „Ich darf nicht, Pierre. Bitte, thut mir den Gefallen und ſagt dem Herrn, ich ließ ihm dringlich anhalten hinunterzukommen, nur einen Augenblick, hinauf dürfe ich nicht.“ Pierre ſchüttelte bedenklich den Kopf und meldete es dem Herrn. Der Herr wußte nicht was das zu bedeuten hatte; den Amtsrichter kannte er zu wohl, um zu glauben, er habe nicht beſtimmte Gründe, dieſe Bitte zu ſtellen, aus Pflichtſinn ging er hinunter, aber mit ernſtem, ſtrengem Geſicht, mit dem ſich nicht ſpaßen ließ. „Verzeiht, Herr Rathsherr, daß ich Euch bemühe, aber ich durfte nicht anders. Des Herrn Oberamtmanns Rehe geſchändeten mir meinen Levat, ich ließ es ihm ſagen, er mir abputzen; darauf ſchoß ich eins, ließ es liegen und ihm es anzeigen, und er verfügte, daß ich bis auf weitern Beſcheid nicht ab meinem Herd ſolle. Darum, hochgeachteter Herr, kann ich nicht ab meinem Wägeli, wo ich, wie Ihr ſeht, noch auf meinem Herd bin, denn ich bin der Meinung, daß man ſich der Obrigkeit unterziehen ſoll. Aber ich möchte inſtändig gebeten haben, daß man dem Herrn Oberamtmann melde, er ſolle mich frei laſſen, denn gerade jetzt habe ich nicht Zeit daheim zu ſein.“ Als der Rathsherr das ſah, lachte er gar herzlich über dieſen wohlangebrachten Witz und ſagte: „Es iſt verdammt kalt da, kommt um 1 Uhr zu mir zu einer Suppe, da wollen wir das Weitere beſprechen.“ — „Aber ich darf nicht ab meinem Herd,“

antwortete der Amtsrichter. — „Wenn ich es erlaube?“ frug der Rathsherr. — „Aber Ihr gebt mir doch dann auf alle Fälle ein paar Buchstaben,“ bat der Amtsrichter. — „Kommt nur und gleich nach halb Eins,“ antwortete der Rathsherr und ging lachend ins Haus. Der Amtsrichter fuhr zum Storchen, wo der seltsam belegte Boden seines Wägelis Aufmerksamkeit erregte und viele Fragen erzeugte. „Es gebe sehr warm,“ sagte der Amtsrichter, ging seinen Geschäften nach und fand sich zur gesetzten Zeit beim Rathsherrn richtig ein. Derselbe empfing ihn nicht mit ernstem Gesicht, führte ihn ins Cabinet zum Kaminfeuer und ließ sich da erzählen. Der Amtsrichter that es aufrichtig, redete vom Jagen ums Schloß, daß er aber nicht dabei gewesen, bekannte, daß die gedrohten Würste ihn böse gemacht und ihn veranlaßt sein Aergerniß an den Reben zu nehmen und weil ihm der Herr Oberamtmann so bösen Bescheid habe zugehen lassen, habe er es probiren wollen, ob die Gesetze was gölten oder nicht. Daß er heute so auf Bern komme, geschehe nicht aus Bosheit, sondern er habe die Verfügung respectiren wollen und doch aus der Sache nicht gern einen Handel erwachsen lassen. Wenn so was einmal schriftlich werde, so werde das Giecht immer größer und gegen den Oberamtmann habe er eigentlich nichts, wenn er nur nicht so vom Zorn sich hinreißen ließe. Nun sprach auch der Rathsherr freundlich und väterlich. Gab dem Amtsrichter Recht, bemerkte aber, wie sie Beide in ihren amtlichen Stellungen sich in Acht nehmen müßten persönliche Empfindlichkeiten nicht mächtig werden zu lassen, sie müßten sie um ihres Amtes willen unterdrücken. Sprach von den guten Eigenschaften des Oberamtmanns, wie das Amt ihm viel zu verdanken hätte, mehr als es wüßte. Das erkannte der Amtsrichter vollkommen an, und erklärte, er seinerseits wolle den Handel gern vergessen dahin und daweg, wenn der Herr Oberamtmann es auch thun wollte. Der Herr sei ihm wirklich eigentlich lieb,

aber unterthun, das laſſe er ſich einmal nicht gern, ſelbſt vom eigenen Bruder nicht. Pierre meldete, die Suppe ſei ſervirt.

Als der Amtsrichter ins Speiſezimmer trat, ſtand ihm ſein Oberamtmann gegenüber.

Dieſer war nämlich, als ſein Zorn verraucht war und er das Protokoll geleſen, nach und nach verlegen geworden. Wo aus jetzt, was machen? Er hatte den Amtsrichter an der Hand, der Geſetz und Recht ganz gut kannte. Er entſchloß ſich endlich, obſchon mit großem Widerſtreben und auf dringliches Bitten ſeiner Frau, zu thun, was er in Nothfällen ſchon mehr als einmal mit gutem Erfolg gethan, nämlich nach Bern zur Beichte zu fahren, d. h. zu einigen einflußreichen Mitgliedern zu gehen und zu ſagen: Ihr Herren, ſeht ſo bin ich drinn, wie machen, um ſo ungeſchlagen als möglich daraus zu kommen? Helft mir, wenn es Euer guter Wille iſt. Nun laſen ihm die Herren, Verwandte oder Freunde, ein ſcharf Capitel und halfen ihm beſtmöglichſt, aber in der Regel nicht parteiiſch, nicht gewaltthätig, ſondern ſie zeigten ihm den Weg oder halfen ihm aus der Patſche kommen ohne Verletzung des Rechts, aber auf die Weiſe, wie er ſich und das Anſehen der Obrigkeit, deren Stellvertreter er war, am wenigſten blamirte. So war er auch jetzt zu dem Herrn Rathsherrn, der ſein Vetter war, gekommen, und hatte ſeine Verlegenheit geklagt; der hatte ihm ſcharf zugeſprochen, wie er durch ſolche Thorheiten die Regierung compromittire, die einflußreichſten Männer auf dem Lande vor den Kopf ſtoße, ſtatt Allem aufzubieten, ſie anhänglich zu machen oder zu erhalten. Wer der Republik treu dienen wolle, müſſe ſeine Perſönlichkeit opfern können und nicht bloß im Krieg, ſondern eben in ſolch ſcheinbaren Kleinigkeiten u. ſ. w.

Der Oberamtmann bekam einen hochrothen Kopf, beugte ſich indeſſen der ihm wohlbekannten Ueberlegenheit des Vetters

und fragte endlich: aber und jetzt? „Wißt Ihr was, Vetter, esset heute bei mir z' Mittag. Ich weiß zwar wohl, Ihr esset nicht gern irgendwo à l'hazard du pot, aber so einmal zur Seltenheit wird nit z' tödten gehen." — „Ja, Vetter, so ist es bös refusiren, wenn Ihr also erlaubt, werde ich mich zu rechter Zeit einfinden," antwortete der Oberamtmann. Er wurde, als er kam, zu seiner Cousine, der Frau Rathsherrin geführt, und war ebenso überrascht als der Amtsrichter, sie standen sich da verblüfft gegenüber und wußten nichts mit einander anzufangen, doch das dauerte nur einen Augenblick. Der Vetter Rathsherr sagte: „Nicht wahr, Vetter, das ist brav von mir, daß ich Euch den Amtsrichter bringe, ich wußte, daß Ihr gute Freunde seid und daß ich Euch keinen angenehmern Tischgenossen bringen konnte als ihn." Es waren Beide, der Amtsrichter und der Oberamtmann, nicht dumm und begriffen den Herrn Rathsherrn vollkommen, es wurde ein charmant Mittagsessen. Auch hatte die Cousine Rathsherrin dafür gesorgt, daß der Vetter vom Lande das à l'hazard du pot nicht merkte, und der Vetter Rathsherr schonte seine Weine nicht, war sehr fleißig mit Anstoßen und Gesundheitmachen, und von der ganzen Geschichte war nie die Rede mehr.

Als der Oberamtmann und der Amtsrichter zur Hausthür hinausgingen, der Eine die Stadt auf, der Andere die Stadt hinunter wollte nach ihren Fuhrwerken, gab der Erstere dem Letztern die Hand und sagte, es würde ihn sehr freuen, wenn er ihn bald bei sich sehen würde. Wenn der Herr Oberamtmann es erlaube, werde er mit vielen Freuden nächstens kommen, antwortete der Amtsrichter.

Die Sache muß sich auf die Länge recht gut gemacht haben, denn als im nächsten Jahr der Oberst mit dem Amtsrichter jagte, war der Oberamtmann auch dabei.

Der Besuch.

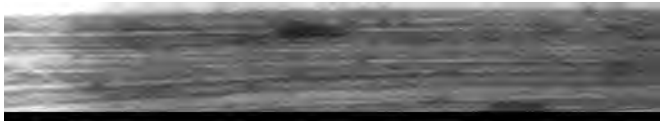
Eine

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

(Diese Erzählung erschien zuerst in den „Alpenrosen" Jahrgang 1854.)



Sommer wars, nach dem Heuet ungefähr, denn die Wiesen waren frisch gemäht und im Felde stund noch das Korn. Gegen Abend gings, aber noch braunte die Sonne heiß und dunkle Wolken stockten am Himmel. Da saß auf einem Abweisstein an einer staubichten Landstraße ein junges Weib, hatte ein Kind an der Brust und ein Kinderwägelchen stund vor ihm. Es war offenbar kein arm Weib, denn im Wägelchen war schönes reines Bettzeug, und es selbst trug ländliche Tracht, zwar nicht hoffärtige aber reiche und doch schien es unglücklich, denn so munter als der Bube auf seinem Schooße sog, eben so stark weinte es gar bitterlich. Als der Junge endlich seinen Durst gestillt, wischte es so gut es ging die Thränen ab, packte ihn sorgfältig ins Wägelchen und zog fürbas, aber mühsam, offenbar ermatteten Schrittes. Das war eine junge Bauernfrau, die Frau des Sohnes des Tanzbodenbauers, welche heim wollte zum Besuch über den Sonntag, denn es war Samstags Nachmittag. Stüdeli war da aus den Dörfern herauf, wie man im Emmenthal zu sagen pflegt, hatte auf dem Tanzboden sich eingemannet. Der Tanzboden ist dem Weibervolk sonst ein sehr beliebter Aufenthaltsort, wie bekannt, und dieser Tanzboden, von dem hier die Rede ist, noch dazu ein recht schöner Hof und der Bauer nicht verschuldet und doch Stüdeli da oben nicht wohl, denn

das Heimweh wollte ihns nicht los laſſen. Wenn ſchon nicht die Worte, ſo doch die Töne klangen ihm immer und immer im Herzen: Herz my's Herz, warum ſo trurig und was ſoll das Ach und Weh? 'Siſt ſo ſchön i frömde Lande, Herz my's Herz, was fehlt der meh? Was mer fehlt? Es fehlt mer Alles, bi ſo gar verlaſſe hie, möcht zum Aetti, möcht zum Müetti, ha nit Luſt und ha nit Friede, bis ih i mym Dörfli bi. Nun im fremden Lande war das Fraueli noch lange nicht. Der Tanzboden war kaum vier Stunden von Straudachigen, wo Stüdeli daheim geweſen, entfernt, und doch ſchien es ihm, es ſei auch ſo wie es im gleichen Liede heißt: Es iſt wohl ſchön i frömde Lande, doch zur Heimeth wird es nie! Dieſes Weh nach einer Heimath, die nicht vier Stunden weit entfernt liegt, findet man oft im Schweizerland. Ja, es giebt Bauern, denen es nicht wohl wird, bis ſie wieder auf den Hof, in das Haus, in welchem ſie geboren wurden, eingezogen. Drei Stunden ſind eine große Weite im Schweizerlande; wo innige Liebe iſt, ſind hundert Ellen eine grauſame Weite. Stüdeli war auf den Tanzboden gekommen, es wußte kaum wie, faſt wider Willen. Stüdeli hatte auch ein Meitſchi Herz, flinke Buben gefielen ihm wohl. Einen Curs in der ſpekulativen Philoſophie hatte es nicht durchgemacht, es war noch viel zu jung, um was dran zu begreifen. Es fragte nicht nach Geld und Sachen, die Luſtigſten waren ihm die Liebſten, eines Geißenhändlers Bub war der Allerluſtigſte, der war ihm auch der Allerliebſte. Nit eben ſo, was man ſagt, im Ernſte; von Heirathen war keine Rede, aber der Tüfel ſei immer ein Schelm geweſen und werd noch immer einer ſein, dachten die Alten; ungeſinnet könnts fehlen. Da kam einmal eine Bettlerfrau, es war im Winter, und fragte: ob ſie nicht hinein kommen und ſich wärmen dürfe? Dieſes ſchlägt man in der Regel nicht ab; ſo Eine weiß was zu erzählen und gerade die war eine der Rechten. Hauptſächlich drehte ſich ihre Rede um den Tanzboden herum und ſie vergaß

dabei Peter nicht, den Sohn. „Das wäre Einer für dich, sagte sie zu Stüdeli, werchbar, huslig, hübsch, frein wär er, kurz alles, was einem Burschen wohl ansteht und Meitschene sonst anständig ist. Stüdeli verlachte diese Reden, aber der Mutter gingen sie in die Ohren. Das schickte sich, wenn die zusammen zu bringen wären, dachte sie. Das Meitschi sei ihr nicht erleidet, aber man wäre doch dann Kummers los.

Als die Bettlerin endlich ging, ging die Mutter ihr nach und sie korbten die Sache zusammen so gut, daß es allerdings einen Käs gab, wie man zu sagen pflegt. Stüdeli wehrte sich nicht auf Leben und Tod; die Bäurin stach ihm doch noch tiefer im Kopf als des Geißenhändlers Bub, und da Geißenhändlers Buben wohl selten zu Bauern werden, so zog der Bauernsohn vor. Uebrigens war Peter, wenn auch nicht der Lustigste, so doch kein übler Bursche, hatte gesunden Verstand, einen tüchtigen Körper. Am meisten war es Stüdeli zuwider, daß es so weit vom Müetti weg mußte und dazu noch ins Emmenthal hinauf, in die wüsten schwarzen Berge hin. Daß es so hell und heiter im Emmenthal ist wie irgend wo, sieht man ihm freilich von ferne nicht an. Des Geißenhändlers Bub that Anfangs wüst, erst redete er von Erschießen, dann von z'Krieggehen und endlich machte er es wie die Meisten in ähnlichen Fällen, er nahm eine Andere. Stüdeli war recht hell auf als Braut, freute sich sogar auf die Hochzeit wie die Andern auch, wenn sie es zuweilen auch nicht erzeigen wollen, und blieb als junge Frau noch einige Zeit recht wohlgemuth daheim. Da begehrten aber die Schwiegereltern ernstlich, daß es zu ihnen käme. „Es sei ja dumm, sagten sie, und die Leute würden ihnen wenig darauf halten, wenn sie eine Schwiegertochter hätten und statt diese ins Haus zu nehmen, einer fremden Frau den Lohn gäben für ihre Sache zu machen. Daneben verlauf d'r Jung eine Zeit, es sei nicht zu sagen, und wenn man schon die Zeit nicht achten wollte, so sei

dann erſt noch von den Schuhen zu reden.“ Stüdeli mußte alſo von den Dörfern hinauf auf die Höfe und trug das Bewußtſein in ſich, es habe eine Art von Mißheirath gemacht, weil man in den Dörfern gebildeter ſei, den Comment des Lebens viel beſſer kenne als da oben in der Wildniß. Es hatte eine Sekundarſchule beſucht, konnte franzöſiſch ſchreiben, d. h. franzöſiſche Buchſtaben machen, ſagte, „Merci bien,“ hatte eine Arbeitsſchule beſucht, konnte Pantoffel ſticken und Hoſenträger. In ſeinem Dorfe gehörte Stüdeli unter die Gebildetſten, es hatte ſogar „Martin, das Findelkind“ geleſen und vom ewigen Juden gehört. Indeſſen hatte ihm dieſes durchaus nicht geſchadet, es hatte die glückliche Gabe, ſo zu leſen, daß es grundſam kurzi Zyti hatte darob, ſo ſagte es wenigſtens, ob es eigentlich ſo war, können wir wirklich nicht ſagen, jedenfalls ſo, daß dieſe Bücher ihm durchaus nicht ſchadeten. Wir wiſſen nicht, ſollen wir ſagen, weil es ſie nicht begriff, oder weil es unter die Reinen gehörte, denen alles rein iſt. Es iſt mit dem Leſen eine eigene Sache, es geht mehr Leuten als man glaubt, ſo glatt über die Haut weg wie Waſſer, macht nicht den mindeſten Eindruck, hinterläßt nicht die geringſte Spur. Dagegen betrachtet man in den Bergen und auf den Höfen die Dörfer als einen gemeinern, roheren Schlag von Menſchen, ungefähr wie in London die Bewohner der vornehmen Quartiere die Leute in der City, oder in Bern, die Leute in der Junkerngaſſe die hinter den Spychern. Anſpruchsvoll iſt man alſo in beiden Lagern, aber das iſt wahr, daß der Stolz der Dörfer weit plumper, beleidigender hervortrittet als der der Höfer. Wenn man ſich zu Heirathen herbeiläßt, ſo betrachtet man es nur als eine Art von Herablaſſung, zu welcher man nur beſtimmt wird durch eigenthümliche, perſönliche Zuneigung, welche aber ſelten ſich findet, oder durch Geld. Beides war mehr oder weniger hier der Fall. Stüdeli bekam einmal ein ſehr ſchön Stück Geld und nachdem einmal die Bettlerfrau die Beiden zuſammengebracht, gefiel Stüdeli Peter

abſonderlich wohl, und Stüdelis Mutter war, aus bekannten Gründen, ſo holdſelig gegen den etwas ſchüchternen Peter, ſo holdſelig, wie er es nie erlebt hatte, ſo daß man faſt ſagen könnte, eigentlich ſei die Mutter die Leimruthe geweſen, an welcher der Vogel hängen blieb. Dieſes ſoll übrigens ein Fall ſein, der ſich nicht ſelten ereignet. Stüdeli ging ungern auf den Tanzboden hinauf, aus der Heimath in die Fremde, welche weit, weit, mehr als drei Stunden weit von der Heimath lag, daß es faſt nicht zu erleben war.

Und fremd kam es Stüdeli da oben vor, Alles ſchien ihm anders, auch die Menſchen, es konnte ſich gar nicht auf ſie verſtehn. Sie waren ſchweigſamer, redeten leiſer, brauchten den a mehr als den o, ſagten, ja ſtatt jo, o ſtatt au, fluchten ſelten und wenn ein Tadel kam, ſo war er ſo gedreht, daß es nicht wußte, was es daraus machen ſollte, ob es gehauen oder geſtochen ſei. Doch fiel ſehr ſelten einer, den es auf ſich beziehen konnte. Es war ihm anfangs himmelangſt, es ſei unter Stündeler oder Pietiſten gerathen, indeſſen ſah es ſeine Täuſchung bald ein. Es waren rechtſchaffene Chriſten, aber frömmer zu ſcheinen als andere, davon war in ihrem ganzen Weſen keine Spur. Sie arbeiteten immer ſo fleißig als in den Dörfern, aber es ſchien ihm, als machten ſie ſich viel unnöthige Mühe, mit allzu exaktem Arbeiten und Aufräumen. Es mußte immer alles an ſeinen beſtimmten Platz, wenn man es ſchon am andern Morgen wieder brauchte und ums Haus herum war es immer, als ob es Sonntag ſei, da war nichts von Gräbel ſichtbar, es ward ihm ganz unheimelig dabei. Aber auch es war den Leuten da oben fremd, die Sprache ſchon dünkte ſie gar grob und hie und da entrann Stüdeli ein „Donner," was allemal einen Eindruck hervorbrachte, als hätte es wirklich gedonnert. Stüdeli ſah hie und da etwas ſchmuslig aus, beſonders an Hemd und Händen, daß man es eher für eine Jungfere angeſehen hätte, als für die Sohnsfrau, das hatten ſie ſehr ungern. Es machte ſich mit

dem Gesinde wohl gemein, schien fast lieber bei demselben zu sein, als bei ihnen. Und einmal klagte es sogar einer Magd, und wollte von ihr wissen, was seine Schwiegereltern gegen ihns hätten. Es thue doch, was es könne und doch sei es ihnen nicht recht, es könne nicht darüber kommen, warum nicht? Nit daß sie ihns plagten oder ihm böse Worte geben thäten, aber es merke wohl, wie sie es auf dem Strich hätten. Da sagte ihm einmal die Großmutter, sie müsse ihm was sagen, aber ungern solle es es doch ja nicht haben: Wenn es was zu klagen habe, solle es es ihnen sagen und nicht den Jumpfern, das sei bei ihnen nicht der Brauch, daß man in solche Sachen die Diensten hineinziehe. Sie wüßten wohl, daß es Orte gebe, wo man das pflege, aber sie könne nicht glauben, daß es da gut gehe. Darneben sei es ihnen ja anständig und wenn sie einmal an einander gewohnt seien, werde es ganz gut gehen. Aber Anfangs müsse man mit einander Geduld haben, das sei überall so, wenn es gut kommen solle, und thue man das nicht, nun dann müsse man es haben, wie man selbsten es mache. Mein Gott, wie ging diese Rede übel und was Stüdeli alles darin fand! Es war, als ob man mit einer eisernen Eichte ihm übers Herz gefahren wäre; und ein alter Pfarrer, der hundert Predigten über das Wörtlein „Und" gehalten, war sicher nur ein Tropf gegen Stüdeli, das in der kurzen Rede ganze Fuder von bösen Worten und Trümpfen fand; mehr als drei Tage hatte es rothe Augen.

Also Niemanden klagen sollte es, Niemanden sagen, was ihm das Herz abdrücken wolle, so alleine alles ertragen und verworgen? Ach es war sehr elend das arme Stüdeli! Es giebt zwei Mittel im weiblichen Leben, welche die Weiber munter und frisch erhalten, die sind Kaffe und Klagen. Hat ein Weib Kaffe, und kann es klagen, beides nach Herzenslust, dann ist es glücklich, schwimmt oben auf, hat es nur das eine oder das andere, so gehts wohl, aber kümmerlich und gedrückt; fehlen beide, ja dann fehlts wirklich, dann ist

es Zeit zu ſagen: O ihr Hügel ſtürzt über mir zuſammen und ihr Berge decket mich! Nun Kaffe hatte Stüdeli, aber klagen ſollte es nicht und hatte ſoviel auf dem Herzen! Ans Heimgehen dachte es ſo oft, keine Nacht vergieng, daß es nicht ſeufzte: o wenn ich doch bei der Mutter wäre, ach nur eine Stunde! Aber die Mutter war drei Stunden weit; man denke! Und beim Abſchied hatte ſie ihm geſagt: „Heim komme mir dann nicht ſo bald! Droben würden ſie es ungern haben und hier dich auslachen, weil du nicht länger es habeſt aushalten mögen.“ Das war Stüdeli tief in das etwas empfindliche Herz gegangen, und wenn die Mutter es machen könne ohne ihns und ihns nicht ſo bald als möglich zu ſehen wünſche, he nu ſo de, ſo werde es es auch machen können ohne ſie, hatte es Anfangs gedacht. Aber nachgerade war den Worten der Mutter die verletzende Schärfe entwichen und es rechnete, die Zeit werde längſt um ſein, wo ein Beſuch daheim übel genommen oder beſpöttelt werden könne. Da traten andere Umſtände ein, wo reiſen und beſonders ſo weit, ein bedenklich Ding iſt. Die Füße ſind in einer Verfaſſung, wo engere Lederſchuhe das Fußgehen verleiden und Fahren iſt eine gefährliche Sache. Und das mußte es ſagen, es hatte bei weitem nicht mehr ſo viel Urſache zur Unzufriedenheit wie früher, man brauchte in ſeinen Umſtänden viel Verſtand gegen ihns, und, was die Hauptſache war, es gewöhnte ſich, ohne daß es es merkte, alle Tage mehr an Sprache und Lebweiſe da oben. Darauf war ein munterer Junge auf die Welt gekommen; nun, dachte Stüdeli, wenn es zu machen iſt, daß ich mit der Mutter reden kann, ſo muß ſie ihm Gotte ſein. Peter der Mann, meinte zwar, weil es ein Bube ſei, wäre es paſſender, wenn der Schwäher Götti wäre. Es werde nicht ſo lange gehen, ſo könnte es ein Mädchen geben, da könnte die Schwiegere Gotte ſein. Allein Stüdeli ſagte, er ſei ein wüſter Mann, vo Selligem zrede, und es erzwängte es, von ſeiner Schwägerin unterſtützt, die behauptete, in ſolchen

Dingen müßte man den Weibern ihren Willen laſſen. Die Mutter kam, und wurde vom ganzen Tanzboden-Perſonal ſehr zuvorkommend empfangen, ſo daß es ihr da oben annehmend gefiel und ſie der Tochter nicht genug ſagen konnte, wie gut ſie es habe und wie ſie dem lieben Gott nicht genug danken könnte, daß er es ſo gut mit ihr gemeint und ihr dieſen Platz da oben geordnet habe. Bſunderbar anſtändige und manierliche Leute ſeien da. Man merke denen gar nicht an, daß ſie ſo neben aus wohnten, in einer ſo groben Welt. Und Sachen genug ſeien da, man müſſe ſich recht verwundern, nicht in vielen Häuſern da unten ſehe es ſo aus. Das kam dem guten Stüdeli ſehr übers Herz, machte es faſt elend. Alſo auch die Mutter, der es ganze Kräten voll zu klagen gehabt, hielt es nicht mit ihm, war auf der Seite der Andern! Die Welt kam ihm vor wie ein graulicher Schlund und in demſelben es die allein ſüblende Bruſt. Stüdeli hatte auch den Wahlſpruch: Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich! Es iſt nicht bald ein chriſtliches Wort, das die Menſchen, abſonderlich die Weiber, ſo zu dem ihrigen machen, wie dieſes Wort. Leider fehlt da aber immer Eines, ſie ſind nicht Chriſtus, dem ein ſolches Wort ziemte, er war die Wahrheit; wer unter den Menſchen, beſonders den Weibern, iſt die abſolute Wahrheit, auf deren Seite man ſtehen muß? Da klagt ſo manches Weib unter Heulen und Zähneklappern; „Ach, er hets nie mit mer, er iſt e Wüſte!“ Das gute Weibchen meint, es habe abſolut recht in allen Dingen und unbedingt und ungeprüft müſſe das Mannli B ſagen, wo es A geſagt. Ja das iſt ein ſchwer Ding und begreiflich bringt es nicht jeder Mann übers Herz, denn da läuft kein Weib ohne Brille in der Welt herum und dieſelben ſind bunt gefärbt, oft anders, oft das eine Glas grün, das andere roth. Und da immer recht geben unbedingt, ohne Einrede; denn jede Einrede, von Widerſpruch wollen wir gar nicht reden, wird als Zeugniß von Feindſchaft, wenigſtens als ein Mangel an Liebe und

Vertrauen aufgenommen; ſelb iſt eine harte Sache. Die Weiber haben wirklich die auffallendſte Aehnlichkeit mit den politiſchen Deſpoten, die jede andere Meinung verdammen, die unbedeutende Schattirungen in den Anſichten als Vaterlands-Verrath verſchreien.

Es ſchickte ſich jedoch Stüdeli nicht die Mutter zu verſchreien, aber ihr Betragen that ihm im Herzen weh, faſt habe es keinen Menſchen mehr auf Erden, der es gut mit ihm meine, wenn es doch nur ſterben könnte. Nun ſo Ernſt mit dem Sterben wars ihm denn doch nicht. Der Menſch redet gar unbeſonnene Dinge und es wäre Niemand erſchrockener als er, wenn der liebe Gott aus allem Ernſte machen wollte. Ja es kommt uns alle Tage wohl, iſt der liebe Gott witziger als wir. Stüdeli hatte gar ein hübſches und liebes Bubeli, wenn es hätte von dem weg ſollen, es hätte doch was abgeſetzt und die Augen wären ihm aufgegangen, wie unendlich ſchöner es auf dem Tanzboden ſei als unten im ſchwarzen, kalten Grabe. Aber eben der liebe Gott war witziger als es, er ſtellte es nicht auf die Probe. Er wußte, daß auch ohne dieſelbe es ihm auf dem Tanzboden immer beſſer gefallen werde, je mehr es ſich daran gewöhne. So geſchah es auch und dazu trug die Mutter viel bei, weil ſie ſo wüſt gegen ihns geweſen und mit den Andern es gehalten hatte. Selbes Jahr war ein ſchöner Heuet und wenn ſchön Wetter iſt, geht alles ring, die angeſtrengteſten Arbeiten werden mit Luſt und Jubel abgethan. Stüdeli war ein ſehr werkbar Menſch, wie man zu ſagen pflegt, und viel lieber bei der harten Arbeit drauſſen, als bei der leichtern Hausarbeit. Es wurde auch deßwegen ſehr gerühmt und darauf hielt es etwas. Die Schwiegermutter ſagte öfter: „dä halb Tag bleib du daheim, kannſt im Garten was machen, draußen biſt du nicht nöthig, ſind Leute genug draußen, machen einander faſt Plätzen ab, aber der Vater will es ſo haben.

Birligen ſprach, da horchten die Leute hoch auf und als ſie endlich merkten, was Stüdeli darunter verſtehe, verwunderten ſie ſich ſehr und fanden im höchſten Grade lächerlich, daß man da unten ſolchen Haufen Birlig ſage, es ſeien ja Schöchli und wer das nicht wiſſe, der müſſe hinger nache der Welt daheim ſein. Da iſt noch die alte mächtige Rechtgläubigkeit zu Hauſe, wo man, ſo wie es nur einen Gott, nur eine Wahrheit giebt, auch nur einen Ausdruck für eine Sache, nur einen Gebrauch, nur eine Sitte kennt und für die allein wahre und ſeligmachende anerkennt, alle andern als dumm, lächerlich, ketzeriſch verlacht und verdammt. An ſolchen Orten betrachtet jeder ſich als der Darſteller der rechten Sitte, der rechten Sprach- und Lebensweiſe. Da giebt es noch prächtiges Selbſtbewußtſein und glückliche Selbſtgenügſamkeit, potz Habicht! Stüdeli meinte mit eben dem Recht, Birlig ſei das rechte Wort und Schöchli ſei ein lächerlich Wort für Birlige, denn das ſeien ja Birlige und nicht Schöchli und jetzt ſolle es deßwegen verlacht, verſpottet werden von Leuten, welche das Rechte nicht wüßten und das müſſe es ſich gefallen laſſen (das Unterziehen der Minderheit unter die Mehrheit), ja ſogar einen Uebernamen davon tragen für ſein Lebenlang Birlig-Stüdeli heißen, daß Kind und Kindeskind noch mit ihm das Geſpötte trieben!" Kurz Stüdeli wurde faſt krank darob, das alte Weh erwachte ſtärker als nie, es that recht wüſt, ſo daß es die Leute ärgerte. „Stieße es nicht immer den Kopf mit den Dienſten zuſammen, ſo hätte es ſich und ihnen den Verdruß erſparen können. Sie vermöchten ſich deſſen ja nichts, ſie hätten denſelben ihm nicht angehängt, und wenn ſie ihn verbieten wollten, ſo hülfe es nichts, ſie könnten nicht immer bei den Leuten ſein, es würde das Uebel nur ärger," wurde ihm auf ſein Aufbegehren geantwortet; faſt hätte es darob die Uebelthaten ſeiner Mutter ganz vergeſſen; in den höchſten Nöthen bleibt denn doch die Mutter die letzte Zuflucht. „O Müetti, mys Müetti, weun ich doch

bei dir wäre, wenn du wüßtest, wie es deinem Kinde geht, wie man es ihm macht, wohl du würdest anders reden, würdest sagen, ob du eine Birlig-Stüdle zur Tochter haben wollest oder nicht! Allweg möcht es dieß der Mutter klagen, möchte hören, was sie dazu sage. Es müsse zu ihr, stellte sich nur fester in ihm, und je eher je lieber, wie lange man lebe, wisse man nicht. Es vernahm nun der Peter, es wolle nächsten Samstag zu den Eltern. Peter meinte, das pressire nicht so, gäb acht Tag früher oder später. Mit dem Heuet seien sie nicht ganz fertig, er könne es nicht begleiten, die Rosse brauche man. Das habe nichts zu sagen, antwortete Stüdeli, es kenne den Weg alleine und für das Kind nehme es das Kindswägeli, nicht weiter als es ja sei, gehe es schon. Aber am Samstag müsse es sein, es hätte ein Blangen nach den Eltern, daß es ihm fast das Herz abdrücke, länger *halte* es es nicht aus. Gehe es jetzt nicht, gebe es gar *nichts* mehr daraus, nach dem Heuet hange ein Werk am andern, und wenns Birlig-Stüdeli schon nicht recht reden könne, zum werche sei es gut genug. Kurz Stüdeli that wüst, bis Peter sagte: „Nun, wenn du es zwängen willst, so zwängs, aber nimms nicht für ungut, wenn man dich so gehen läßt, wie du gehen willst, bei uns ist das der Brauch, daß das Nöthige vorausgeht und die Gelüste hintennach. Häbs daher nit ungern, wenn wir bei unserm Brauch bleiben, dir wollen wir auch nicht davor sein, wenn dir das Heimgehen vorzieht. „Ja, ja Brauch über Gluſt, Brauch über alles, das kann man hier alle Tage erfahren," sagte Stüdeli. „He nu so de!"

Am Samstag machte es mörderlich heiß, ein Gewitter drohte auf den Abend. Dessen ohngeachtet machte Stüdeli sich zweg und antwortete der Großmutter, welche fragte, ob es dann sein müsse? ein trockenes, ja. Doch brachte ihm diese, als es abfahren wollte, ein Gütterli mit Milch für das Kind. Stüdeli meinte, es hätte es nicht nöthig, aber die Großmut-

ter meinte, wohl so ein Ammeli sei schon oft komod gewesen und dießmal gab doch Stüdeli nach. Um das abreisende Stüdeli drängte sich die Familie nicht, man ließ es ziemlich einsam abziehen. Die Meisten waren auf dem Felde, wer da war, machte den Abschied kurz, sah ihm aber lange nach und in den Herzen grollte es: „daß so etwas Unnöthiges habe gezwängt sein müssen. Wo es wohl d'r Brauch sei, während einem Werch zDorf zu gehen? so was mache man zwischen den Werchen, wenn man sonst nichts zu thun habe. Die Leute würden schön die Nase rümpfen, wenn sie das Söhnisweyb auf dem Tanzboden mit dem Kinderwägeli daher fahren sähen. Geschlagen sei man mit einem solchen Zwängkopf. Geglaubt hätten sie, es habe gebessert, wie es scheine, wolle es wieder ins alte Geleise." So dachten sie, es war keins, das nicht so grollte bei sich. Aber das müssen wir sagen, dieser Groll brach nicht aus, man redete gar nicht darüber, jeder verwahrte denselben in sich, bis er erstickt war. Das war auch Brauch da oben und zwar ein schöner. Es ist mit diesem Groll nämlich wie mit einem Brand in verschlossener Kammer. Bleibt dieselbe verschlossen, so erstickt das Feuer oder ist doch bald gelöscht. Reißt Thür und Fenster auf, so entwickelt sich erst des Feuers Macht, bald steht das ganze Haus in Brand. Bei Stüdeli grollte es aber auch nicht wenig. „Ihns so ziehen zu lassen! Hätte man nicht ein Pferd entbehren, ihns durch einen Knecht können führen lassen, wenigstens eine Strecke weit oder durch eine Magd das Wägeli ziehen lassen! Das sei doch weder Bruch noch Gattig, daß man ein Söhnisweib das Kinderwägeli ziehen lasse, wenn man vier Rosse im Stalle habe, akurat wie ein Bettelweib, und sövli weit und sövli heiß!" Man sieht, es hat jede Sache zwei Seiten und je nachdem man sie betrachtet, von dieser oder jener, erhält sie Farbe und Form. Je heißer es wurde von der glühenden Sonne, desto hitziger braunte der Groll. Sein Lebtag wolle es nie nie mehr

zfriede werden, dachte es! Kein kühl Lüftchen ging; drohender stockte es am Himmel. Mein Gott noch ein Wetter auf Alles hinauf, dachte es. Die Wetter fürchtete es sehr, lief stärker, bekam immer heißer, verlor den Athem, das Kind erwachte, fing an zu schreien, und Stüdeli kams an, ihm schreien zu helfen, doch für einstweilen ließ es es bei Weinen und Schluchzen bewenden. Es nahm das Kind aus dem Wägeli, setzte sich auf einen Abweisstein und stillete es; da fanden wir Stüdeli. Als das Kind satt geworden, fielen ihm die Aeugelein wiederum zu. Stüdeli packte es wieder ein, deckte ihm das Gesicht mit einem Nastuch, denn von Engländer Schleiern wußte man auf dem Tanzboden nichts, fand dabei das Ammeli oder das Milchgütterli. Stüdeli ganz vertrocknet von Hitze und Staub, setzte es an den Mund und trank es aus. Es ist alles für etwas gut, dachte es, und nachdem es den Mund abgewischt, setzte es den Marsch fort. Die Milch hatte ihns erquickt, doch nicht bis in die Füße hinab, die brannten ihns schrecklich, thaten ihm sonst noch weh, es war matt, müde, es hatte sich Anfangs überlaufen und des Ziehens war es nicht gewohnt, und die Wolken wurden immer schwärzer, laufen sollte es immer stärker, wenn es nicht ins Wetter kommen wollte, und es mochte immer minder; daß es einem so elend werden könne auf Erden bei lebendigem Leibe, hatte es nie gedacht. Es verzichtete aufs Heimkommen, dachte ans Sterben, das könnte ihnen dann wohl ein Gewissen machen da oben und das möchte es ihnen wohl gönnen, denn sie wären doch schuld daran. Aber das arme Bubi! Dann that es wieder einen Schritt weiter und noch einen und endlich waren es ihrer hundert und die Stunde, welche es noch nach Hause hatte, kurzete mit jedem Schritt, aber langsam, langsam, eine Stunde ist eine Ewigkeit und die wird immer länger, je größer der Jammer, je enger die Schuhe werden, in denen man steckt. Endlich sah man das Dorf, endlich war die March erreicht, es schien, es sollte doch

noch ſein, daß es hinkomme. Es ſetzte ſich, es ſchöpfte Athem, es machte einigermaßen Toilette; d's Bubi ſchlief ſüß, ſonſt hätte es auch herhalten müſſen. Als es ſo über die Häuſer ſah, das ihrige als eins der Bedeutendſten, da fieng es plötzlich an ſich zu ſchämen und zu denken: Aber du mein Gott, was werden die Leute denken, wenn du ſo daher kommſt wie ein Bettelweib? Sie werden meinen, du ſeieſt fortgelaufen oder man hätte dich ausgejagt, die werden lachen und es dir gönnen mögen. Das geſchieht der recht, der war hier Keiner recht, es hat ein Fremder ſein müſſen, Einer da oben, jetzt kann ſie es erſchmöcken, was das für Leute ſind da oben. Die wird einen Schuh voll hinausgenommen haben! Nun es ſollte jeder ſo gehen, der vor Schmäderfräſigi Keiner recht iſt daheim herum. Jetzt fühlte es Stüdeli, was das Zwängen kann, und daß man erſt alles bedenken ſollte, ehe man etwas durchſtieret. Es hätte manchen Batzen gegeben, es ſäße auf dem Tanzboden ſtatt da, zunächſt vor ſeinem Dorfe. Doch langes Verweilen galt nicht, hier und da fiel ſchon ein Regentropfen. Stüdeli war nicht ſo dumm, daß ihm nicht eine Ausrede einfallen ſollte. Das Roß ſei krank geworden, mit dem ſei der Mann heimgefahren und es habe ein Wägeli geliehen, weil der Bub ein gar ſchwer Tragen ſei. Nun Ausreden ſind komod, beſonders wenn ſie geglaubt werden, aber leider iſt es nicht alleweil dumm, das hochgeehrte Publikum. Stüdeli glaubte ſich ſtich und ſchußfeſt, fuhr kühn dem Dorfe zu, geſchwind und immer geſchwinder, ganz nach dem Takt der Regentropfen, die ebenfalls immer raſcher fielen, bis es endlich platzte da oben und Ströme, wahrſcheinlich noch aufgeſparte von der Sündfluth, hernieder praſſelten. Im Nu waren Stüdeli ſammt Bagage fletternaß, es dachte ſchon ans Ertrinken, und war nicht mehr als einen halben Scheibenſchuß vom Dorfe. Da ſah es die alte bekannte Brechhütte, wo es ſo oft ſeinen Hanf zerſchlagen, neben der Straße ſtehen mit einem Gibeldach verſehen, da die Wände nicht

mehr hölzern waren, daher alle Herbst abgebrochen werden mußten, sondern wohl gemauert, Hitze und Kälte trotz boten. Rasch fuhr es in die Grube, wo nothdürftig Scherm war und sah in Aengsten nach dem Bubi, das nicht bloß noch lebte, sondern sogar noch schlief, trotz Donner und Blitz. Es schirmte es bestmöglichst, aber sorgfältig, um es nicht zu wecken. Da dunkelte es beim Eingang, Stüdeli sah sich kaum nach den beiden hereinstürzenden Gestalten um, sorgte fürs Kind, da hörte es plötzlich: Donner, bists oder bists nicht, an dich hatte ich nicht gedacht! Mit Schein ists dir gegangen wie mir, immer zweimal böser ehe einmal besser. Erschrocken sah Stüdeli sich um, die Stimme kannte es, es war des Geißenhändlers Bub und neben ihm ein weiblicher Knopf, naß wie eine Maus, daher nicht mehr strub, aber die nassen Mäuse sind bekanntlich noch viel eckelhafter als die struben, so ein rechtes Dascheli, dem man die Blätterhaftigkeit naß und trocken auf einen halben Scheibenschuß ohne Brille ansah. An die Begegnung hatte Stüdeli nicht gedacht. Stich um Stich ging ihm durchs Herz, es verlor fast den Athem, doch die Besonnenheit nicht. „Wer ins gleiche Wetter kommt, wird ungefähr gleich naß, selb ist seit langem der Brauch," sagte Stüdeli; d'r nehe, wenn es dir bös ging, gings dir anders als mir, mir gings gut, nit bös." „Habe geglaubt, weil du so daher kameſt wie aus einer Kanone, du scieſt mit dem Schelmen draus und d'Landjäger hinter dir." „Ho, es sollte dir z'Sinn cho, daß üser Gattig Lüt auch springen, wenn ein Wetter platzt; vor den Landjägern z'springen, will ich einer andern Gattig Lüte überlah." „Du hast recht, antwortete des Geißenhändlers Bub, von den Springige wareſt nie, heſt immer ordeli gwartet, öppe hett springe het me nit müße, bis me dih epsoge het. Da flammte die Bauerntochter in Stüdeli auf, es richtete sich auf, und sagte: Vo dem wirst öppe nit viel z'brichte wüsse, oder hest, su sägs." Apparti viel wüßt ich nicht, sagte des Geißenhändlers Bub, aber was nicht war, konnte werden. Wo du

einmal draus wareſt, da erleidete mir alles und ich hing mich an das Daſchi da, es beſaß einige Thaler und hatte einen Vater, der drei Geißen beſaß. Ich meinte, wie gut ich es gemacht, aber d's Geld iſt zum Tüfel, d'Geiße bim Schinder und sDaſchi iſt mer bliebe. Aber das Daſchi hatte auch ein Maul und zwar eins, wie man in dem Eiertätſchgeſicht nicht erwartet hatte. Das findet ſich oft beim Weibervolk, daß wenn alles fehlt, doch das Maul ausbündig iſt und allen Fürſprecheren gewachſen, ſogar den dümmſten. Nun brachs los und zwar zweiſchneidig, es hieb nach dem Manne und nach Stüdeli hin, daß dieſem weh wurde, denn mit einem ſolchen Menſch wollte es nicht handgemein werden, nicht mit des Geißenhändlers Bub gemeine Sache haben. Es that als höre es das Daſchi nicht, ſagte, das Kind ſei naß geworden, es könnte ſich erkälten und wenn es ſchon noch regne, habe doch das Gewitter aufgehört, deckte das Kind noch mit ſeinem Fürtuch zu und fuhr zum Loch hinaus, ehe des Geißenhändlers Bub ihm anerbieten konnte, er wolle ihm das Wägeli ziehen. Nun es war bald im Dorfe, aber ſeines Vaters Haus nicht das erſte und nicht das zweite, es ging eine lange Gaſſe hinab, neben vielen Häuſern vorbei und unter den breiten Dächern ſtund, durch das Wetter vom Felde verjagt, viel Volk und neben dem vorbei mußte Stüdeli in ſeinem Aufzuge auch wie eine naſſe Maus. Das war ein recht Spießruthenlaufen! In die Erde hätte Stüdeli verſinken mögen. Es antwortete den grüßenden Stimmen nicht, es dachte nur an die fluthenden Gloſſen unter den breiten Dächern, und ganz athemlos fuhr es unter ſeines Vaters breites Dach, wo das ganze Volk verſammelt ſtund. Sie hatten da auch gelacht und gewitzelt, als ſie die Frau das Dorf abkommen ſahen. So iſts, fällt Jemand um, wird behagelt oder beregnet, macht es allen, die es ſehen, zuerſt gutes Blut und erſt, wenns gar übel geht, kömmt ſehr langſam das Mitleid nach. Eigentlich ſind wir ein Lumpenvolk, wir Menſchen nämlich. Als

nun aber die Frau gegen das Haus einbog, als man in ihr des Hauses Tochter erkannte, da schlug man die Hände über dem Kopf zusammen. „Aber mein Gott, mein Gott! was hats gegeben? wo kömmst du her?" tönte es von allen Seiten, und ganz bleich kam die Mutter aus der Küche gefahren. Als sie das Geschrei hörte, meinte sie erst, es brenne. Als sie nun Stüdeli sah in dem Zustande, bachnaß und das schreiende triefende Kind, da wurde ihr Schrecken noch größer. „Herr Jeses, mein Gott! was ist mit dir? was bringt dich so?" Stüdeli war noch keine gemachte Natur, aber die Anlagen dazu hatte es, es konnte sich fassen, wenns nöthig war. Auf all das Geschrei antwortete Stüdeli, nicht mit Gestöne und Zähneklappern, sondern mit lachendem Munde. Da sei nichts, um so nötblich zu thun. Im Wetter seien sie naß geworden, und würden bald wieder trocknen, wenn sie einmal in die Stube kämen. Und ins Wetter sei es *gekommen*, weil das Roß Bauchweh bekommen, der Mann mit demselben heimgefahren sei und es daher sich verspätet habe. Sie hätten einmal z'Dorf kommen wollen, es sei schon so lange nicht hier gewesen, daß es sich kaum mehr kenne. Glaubwürdiger konnte kaum was sein, denn bekanntlich kriegen die Pferde auch Bauchweh und dann ist es mit dem Springen aus. In ein Gewitter kommen, ist auch keine Kunst, es begegnet gar zu vielen Leuten, und wenn es regnet, wird man naß, was kein Mensch in Zweifel ziehen wird. Kurz, die Auskunft war über alle Erörterungen erhaben, genügte vollständig allen, wie es schien, und ohne weiteres Gerede schaffte man so schnell als möglich Mutter und Kind ins Haus, sorgte dafür, daß sie trocken wurden und das Kind beruhigt, was nicht lange ging. Als sie wieder in die Wohnstube kamen, da war viel Wohlgefallen an Mutter und Kind. Stüdeli war eine stattliche, bübsche, junge Frau und freundlich mit den Mägden, welche ab und zu gingen, den Tisch zu bereiten. Wo weyt d'r hocke, frug die eine Stüdeli. Mit wie

mängem redſt? frug daſſelbe. He, war die Antwort, ume mit eim, aber es wott ſib mr neue nit angers ſchicke. Su machs zſchicke, ſuſt reden ih keys Wort mit dir meh. Selb wär mr nit aſtändig, da wirde ih wohl müße, antwortete die Magd, ganz ſelig im Herzen über ſolche Niederträchtigkeit und Gemeinheit, wie ſie es nannte. E ſelligi werd me nit bald atreffe, die ſo gar nit hochmüthig ſei, ſagte ſie draußen in der Küche. Aber noch mehr erfreute das Kind, ſo hübſch, ſo ſchön und ſelligi Kruſelhaar, akurat wie es Engeli. Es flog von Arm zu Arm und wurde geputelet, als ob man ihm das Herz aus dem Leibe ſchütteln wollte, und je wilder es ging, deſto mehr lächerte es den kleinen Türken. Das gebe einmol einen Rechten, war das allgemeine Urtheil. Selbſt die Knechte machten ihm auf ihre Weiſe den Hof, perſe zu Handen der Alten. Stüdeli brachte einen recht heitern Abend ins Haus, kein Menſch hätte ihm angeſehen, wie es auf dem Tanzboden eigentlich doch ſo gleichſam draus gelaufen und welch Elend es unterwegs ausgeſtanden. Es war ſelbſt recht munter und glücklich jetzt im Trocknen. Nur eins ſaß ihm quer im Kopf, das war die Begegnung mit des Geißhändlers Bub in der Brechhütte. Es kannte ſein Dorf, es wußte wie prächtig in dieſem guten Boden die Geſchichten wuchſen, wie ſchnell aus einer Laus ein Elephant ſich herausbildete und wie wahrſcheinlich das Schrecklichſte aus ſeinem Daherrennen mitten im Wetter gemacht wurde. Es machte endlich bei ſich ſelbſten aus, am beſten komme es allem zuvor, wenn es den Hergang ſelbſt erzähle, ſo gleichgültig als möglich und gar nichts daraus mache. Nicht wahr, das war nicht dumm? Die Unbefangenheit von Stüdeli und die luſtige Art, wie es von dem Daſchi ſprach vor dem Geſinde nahmen allerdings der Sache den Stachel. Der ganze Einzug von Stüdeli war bereits auf der Trommel im ganzen Dorf, die verſchiedenſten Muthmaßungen wurden herumgeboten, immer ſo ſcharfſinnige als man ſie von Gelehrten hört über vorſündfluthliche Inſchriften. Des Geißenhändlers

Bub rührte das Kuchipulver ein und dessen Daschi streute den Pfeffer darüber und das Körblikraut. Als noch an jedem Abend die Knechte vom Hause auf den gewohnten Sammelplatz kamen, wurde schon viel geschwatzt und des Geißenhändlers Bub, der immer da war, wo er schwatzen konnte und zu schmarotzen hoffte, wärmte allerlei giftiges Zeug ins Gerede und was er gesagt, und absonderlich sein Daschi, daß die Stüdle nicht mehr hätte warten dürfen, sondern mitten durchs Wetter die Flucht genommen. Der hatte aber Zeit nicht bloß zu schweigen, sondern auch sich zu streichen, wenn er nicht des Melchers Tatzen an seinem Kopfe haben wollte. Wie Ritter, oder vielmehr wie die Knappen eines Ritters, verfochten sie die Sache von ihres Bauern Tochter. Sie wüßten wie es sei, sagten sie, sie hätten es selbst gehört, und wer es nicht glauben wolle, dem wollten sie die Sache begreiflich machen. Das schlug den Klatsch für den Augenblick so ziemlich nieder, denn wenn die Dienstboten einmal zur Seltenheit für ihre Meisterleute gute Zeugnisse abgeben, warum sollten dieselben nicht wenigstens halb so gut geglaubt werden als die bösen, die jedenfalls immer noch etwas mehr als ganz geglaubt werden.

Stüdelis Vater hatte dasselbe viel zu fragen über die äußern Angelegenheiten des Hauses. Landbau, Viehzucht und so weiter, und hatte Freude an der Tochter, die über alles verständig Bescheid wußte. Darob wurde es ziemlich spät, daß die Mutter endlich sagte: du wirst froh sein an die Ruh zu gehen, es ist dir zweg gmacht in deinem alten Stübli.

Als Stüdeli zu Bette war, kam die Mutter. Wenn du nichts dagegen hast, so liege ich diese Nacht bei dir. Hätte noch allerlei mit dir zu reden, diesen Abend gabs es nicht, und morgen wahrscheinlich auch nicht; in einem solchen Hause ist man nie ruhig. Stüdeli zeigte große Freude und fühlte doch eine beträchtliche Beklemmung, die es gar nicht für möglich geglaubt diesen Nachmittag. Als es aus Egypten, aus dem

Dienſthauſe zog, da war es ihm z'vorderſt, es dünkte ihns, wenn es bei der Mutter ſein könnte, ſo hätte es ganze Fuder zum abladen, und jetzt hätte es faſt lieber geſchwiegen. Es fürchtete, die Mutter könnte es noch auslachen. Indeſſen war das nur vorübergehend. Als ſie im Bette waren und gebetet hatten, nahm Stüdeli die Mutter um den Hals und küßte ſie gar herzlich: „O Mutterli, o Mutterli, wie lieb biſt mir, wenn ich dich doch geng by mr hätt!" ſagte es. Die Mutter erwiederte dieſe Zärtlichkeiten, dann frug ſie: „jetzt Stüdeli, ſag mir, warum kommſt heute daher geſchoßen wie aus einem Stuck, habt ihr g'uneiſet da oben, oder was iſt?" „O Mutter, antwortete die Tochter, du biſt doch immer die Merkigſte, vor dir kann man nichts verbergen. G'uneiſet apparti nit, aber ich hatte das Herz ſo voll, daß es mich dünkte, es müße verſprengen, wenn ich es nicht bei dir leeren könnte. Nun erzählte Stüdeli ſo ziemlich aufrichtig alles, was begegnet war, und frug ſchließlich die Mutter, ob es denn das gelaſſen annehmen könnte, wenn es ſein Lebtag Birlig-Stüdle heißen müßte, ob es wohl einen wüſtern Uebernamen geben könnte auf der Welt als Birlig-Stüdle? O ja, ſagte die Mutter, noch viel wüſtere gibt es, und je böſer du darüber wirſt, und je mehr du es erzeigſt, deſto länger heißeſt du ſo und deſto weiter kömmt er herum. Da war doch wirklich nicht Urſache, daheim gegen deine Leute wüſt zu thun. Warum mußten ſie es entgelten? ſie ſagten dir ja nicht ſo, hingen den Namen dir nicht an. Denk doch wie ungern ſie haben müſſen, daß du da im Heuet ausriſſeſt, wo es Jedermann in Sinn kommen mußte, es habe etwas Ungerades gegeben; denn ſo mir nichts, dir nichts, führeſt du nicht im Heuet mit einem Kinderwägeli in der Welt herum. Stüdeli unterbrach die Mutter oft mit einem: du haſt recht, aber denk, aber lue, aber wenn du noch jung wäreſt! Und die Mutter ließ ſich gerne unterbrechen, um nur ſo gründlicher der Tochter Herz ausputzen und fegen zu können. Sie mahnte hauptſächlich zu

Sanftmuth und Ergebung, nie in der ersten Aufregung auffallende Schritte zu thun, nie was erzwingen zu wollen, was nicht, von Gott geboten, sein müße. Sich an der andern Menschen Platz zu setzen und zu denken, wie sie das aufnehmen, was sie dabei denken müßten, und wie es einen Austrag nehmen müße. Fortlaufen könne man wohl, aber das Heimkommen habe eine Nase, denn der Mann, der seine Frau wieder hole, die bloß wegen einer Kleinigkeit fortgelaufen, der werde sein Lebtag nie viel sein. „Ich bin auch einmal auf dem Wege gewesen fortzulaufen," fuhr sie fort, „ich wollte den Hühnern misten, da kam mein Mann dazu und begehrte mit mir auf, ob ich nichts besseres zu thun wisse, als den Hühnern zu misten, es dünke ihn, es wären nöthigere Sachen zu thun, als den Hühnern zu misten. Wenn das nicht gute, drehe er den Hagle noch den Hals um. Da schien es mir, als würde es auf einmal ganz schwarz um mich, das hätte afe key Gattig, daß ich den Hühnern nicht mehr misten solle, wenn die Zeit um sei, das sei ein unerhörter Zwang, bei dem ich nicht leben könne. Wenn er einen Funken Liebe zu mir hätte, so könnte er nicht so gegen mich sein, lieber weg, dänne, je eher je besser. Damals hatten wir nur noch ein Kind, das nahm ich, legte nicht einmal andere Kleider an, und lief mich außer Athem. Da mußte ich mich absetzen um Luft zu fassen, und sah zurück. Es sei doch ein schön Haus, dachte ich, viel Sachen darin, z'werche und z'esse gnue, er daneben sonst kein Uflath. So hing sich ein Gedanke an den andern, ich dachte daran, was die Leute sagen würden, wenn sie mich in den allerschlechtesten Kleidern, in schmutzigem Hemd und Fürtuch herumlaufen sehen würden, oder wenn er gar ausschicken würde, mich zu suchen in den Bächen und an den Bäumen, wie ich das nachher doch ungern haben würde, wie ich erst heim sollte, ihm zu sagen, wohin ich ginge und vor allem mich anders anzuziehen, vielleicht daß es ihm doch dann leid sei, und er mir anhalte, ich solle bleiben und ihm verzeihn, dann könne ich

immer noch machen wie ich wolle, denn recht anhalten müße er mir, sonst ginge ich. Ja und dann? Dann holt er mich wieder. Ja und wenn nicht? was da machen? scheiden? Warum nit gar, scheiden will ich nicht, es ist mir hier nicht erleidet. Selbst wieder kommen wie der verlorne Sohn? war da etwas gewonnen? ja er könnte es mir mein Lebtag vorhalten und sagen, lauf nur fort, kommst von selbst wieder. Und als ich zum Hause kam, machte ich stillschweigend meine Arbeit, sagte ihm erst lange, lange nachher, was ich einmal gewollt. Und seither dachte ich kein einzig Mal mehr ans Fortlaufen. Vor allem aus laß Kleinigkeiten sich nicht ansetzen, laß nichts anbränten und bitter werden in deinem Herzen. Ists einmal bitter im Herzen, wird alles bitter was drein und draus kommt, wird alles dir ein Aergerniß, was dir vor Augen kömmt und wenn es der liebe Heiland selbsten wäre. Da ist dann eine Sache dabei zu sein, daß böser nichts ist auf Erden und du selbst hättest die größte Pein. Das wäre noch ganz anders als d'Birlig-Stüdle heiße." „Ja ja, hast recht Mutter, sagte Stüdeli, sehe es jetzt wohl ein. Wenn ich aber nur der tusig Gottswillen wieder daheim wäre!" „Das wird keinen Kopf kosten," sagte die Mutter, „mach nur kein sauer Gesicht, thue als ob gar nichts Zweispältiges vorhanden gewesen, so werden sie auch so sein und weder mit Minen noch Worten was merken lassen. Das sind feine Leute."

So besprachen sich Mutter und Tochter über dieses und anderes, was die Leute nichts angeht, und als endlich Stüdeli einschlief, war ein bedeutender Theil der Nacht vorüber, aber auch Stüdeli an Weisheit bedeutend reicher geworden. Das Gewitter hatte die Luft geläutert, es war ein prächtiger Sonntagsmorgen, den jedoch Stüdeli fast verschlief. So bald es flott war, nahm es sein Bubi auf den Arm und ging in den Garten den Blumen nach. Aber der Garten gefiel ihm nicht wie früher, die Wege waren gar zu eng, der Buchs nicht geschoren, ein Gnist darin, wenn man es sagen durfte und vieles

verkümmert und halb erstickt. Es fand den auf dem Tanzboden schöner, wenn es hier wohnen sollte, das müßte ihm anders werden, dachte es. Es war nicht lange alleine, eine Gespielin nach der andern kam, ihns zu grüßen, zu fragen, warum es gestern so daher gekommen, wie eine Bombe, welche vom Himmel gefallen? sie hätten gemeint, d'Franzosen oder gar d'Russen seien hinter ihm her. Stüdeli hielt sich gut, gab Bescheid mit lachendem Munde; frug, wie ihnen sein Bubi gefalle, dem man es allerdings von weitem ansah, daß es nicht armer Leute Kind war. Aber der kleine Kerl war heute recht unartig, entfremdete sich vor den Töchtern des Dorfes, wollte zu keiner gehen, wendete sich unwillig der Mutter zu, wenn eine ihn nehmen wollte. Die Töchtern wurden recht empfindlich. So, sagte eine wie die andere, bin ich dir nicht gut genug, du bist doch ein recht hochmüthiger Emmenthaler. Auf dem Kirchweg machten sie dann ihre Glossen auch über Stüdeli. „Das sei auch nicht mehr das Alte, sagten sie, es sei hochmüthig geworden und thue so vornehm und werde doch kaum viel Ursache dazu haben. Wenn eine das Kinderwägeli selbst ziehen müße, so könne man daraus abnehmen, ihr Höfli werde nicht Rosse ertragen, höchstens ein par magere Kühli, vielleicht gar nur Geißen. Es nehme sie doch wunder, was die für ein Gesicht gemacht, als des Geißhändlers Bub zu ihr in die Brechhütte geschloffen sei, und hinten her seine Blättere. Das hätte sich doch treffen müssen, daß beide gerade da zusammengekommen, schöner nützte nichts.

Es könne kaum ein abgeredet Spiel gewesen sein, daneben könne man es nicht wissen, für nichts und wieder nichts, werde doch die Frau ihnen beiden kaum wüst gesagt haben. Die solle so bedenklich ausgekehret haben, daß das Stüdeli mitten im Wetter die Flucht genommen und daher gekommen sei wie aus einer Kanone." So zergliederten die Kirchenleute den Besuch, er bildete das Tagesgespräch, die nouvelle du jour. Schüchtern redeten Einige dazwischen und gaben wie-

der, was Stüdeli selbst erzählt und durch die Knechte ins Publikum gekommen war, aber sie fanden ungeneigte Ohren und wagten nicht mit Energie ihre Meinung zu vertreten, sie wollten die Gunst des Publikums nicht aufs Spiel setzen. So hat es die arme Wahrheit, ihre treuen Liebhaber sind rare Vögel, selten einer wagt für sie ein Gefecht, sobald es hitzig zu werden scheint, macht er sich auf den Rückzug, geschweige, daß einer ordentlich dafür einsteht. Der Pfarrer predigte wirklich über diesen Vorfall nicht, zog ihn nicht einmal an, aber man hätte glauben sollen, er habe das nämliche Thema vor gehabt, denn wo die Predigt die Gespräche unterbrochen, da setzten die Kirchgänger sie nach der Predigt fort; der Predigt gedachte kein Mensch. Heute hätte, glauben wir, der Pfarrer alles Mögliche sagen können, selbst sie seien Schelmen und Spitzbuben und die Regierung bestehe aus Räubern und Mördern, sie hätten wenig Notiz davon genommen, allweg die Weiber nicht, er wäre kaum verklagt worden. Es werden, einige Alte ausgenommen, im Dorfe nicht Viele gewesen sein, welche, als sie heim kamen, den verlesenen Text anzugeben gewußt hätten. Unterdessen benützte die Mutter die stille Zeit während der Predigt, Stüdeli ihre Pflanzplätze zu zeigen, nachher gab es sich nicht mehr, wie sie wohl wußte. Pflanzplätze sind der rechten Weiber Ehrenplätze, zugleich eine Gelegenheit für Mütter, Töchtern auf den Zahn zu fühlen. Freilich war es wohl früh im Jahr und noch wenig Entwicklung da, sondern nur die Anfänge, und bloß einige Pflanzen und das Aussehen des Ganzen, ob es sorgfältig oder nachlässig gearbeitet sei, ließen sich beurtheilen. Stüdeli rühmte wie recht, und doch machte es die Mutter schließlich fast böse. Als sie die Pflanzen verlassen wollten, drehte Stüdeli sich noch einmal um und sagte: Aber Mutter, eins ärgert mich, das sollte nicht sein, du vermagst dich freilich dessen nichts, aber dem Ganzen giebt es ein bös Aussehen, das sind eure Bohnenstecken. Sieh das

sind krumme, dünne, kurze, keine zwei Klafter lang, es sind eigentlich nur Erbsstecken, nicht Bohnenstecken, an denen können die Bohnen nicht hinauf an die Sonne wachsen. Da solltest unsere dagegen sehen, schön grade, halbe Tannli sinds. Weißt was, das nächste Jahr muß euch mein Mann drei-vierhundert bringen, wir haben deren genug in unserem Berge, es thut dem Aufwachs nur wohl, wenn er erdünnert wird, und nehmen wir sie nicht, sprechen andere Leute zu. Es giebt auch bei uns deren Leute genug, welche meinen, es sei erlaubt, alles zu nehmen, was nicht schreit, wottsch mih lah sy, du Donner! „He, sagte die Mutter, im ersten Augenblick etwas empfindlich, es ist kurios, daß dir die Bohnenstecken nicht mehr recht sind, sie sind nicht besser, nicht böser, als wir sie von je gehabt, und wir hatten, wenn sie gerietben, auch Bohnen genug und so schöne als andere Leute. „Ja Mutter, antwortete Stüdeli, zselbist hatte ich noch keine anderen Bohnenstecken gesehen, als wie man sie hier hat, ich meinte, sie seien alle so, aber seit ich unsere sah und andere da oben, gefallen mir die nicht mehr; die andern sind so schön grad auf und diese krumm und ghogeret, man darf fast nicht luege. Du hast doch das nicht ungern, Mutter?" „Warum sollte ich, bsunderbar wenn du Wort halteſt und machst, daß ich fünfhundert schön grade bekomme," antwortete die Mutter und ein fein Lächeln überflog ihr Gesicht. „Mutter, sollt ich nicht noch zur Base Gotte gehen, jetzt wärs vielleicht noch Zeit, ehe die Predigt aus ist, und sie könnte es zürnen, wenn ich mich nicht zeigte, frug Stüdeli? „Hast ganz recht, antwortete die Mutter. Es ist eine wunderliche Base, lange macht die es nicht mehr, aber notti ist sie eine gute und dich hatte sie immer bsunderbar lieb, und so oft ich sie sah, fragte sie nach dir. Aber säume dich nicht lange, sonst kömmst mitten i d'Kilchelüt. Die Base Gotte wohnte zu unterst im Dorfe, eine Strecke weit hatte Stüdeli zu gehen, neben vielen Häusern vorbei, bei welchen wenige Menschen zu sehen waren.

Das Dorf ſchien faſt verlaſſen. Nicht etwa, daß die ganze Bevölkerung in der Kirche war, bewahre, man war hier eben wegen der Bildung und wegem Sue über die Gottesdienſtlichkeit hinaus, aber die Einen ſchliefen noch, die Andern ſchliefen wieder, die Dritten kochten und die Vierten und Hoffährtigſten ſtrählten und riſſen ihre Haare am Kopfe herum, weil es Locken daraus geben ſollte, und nicht geben wollte. Das Dorf kam Stüdeli anders vor als früher. Früher hatte es daſſelbe für das Schönſte gehalten im ganzen Canton, jetzt ſchüttelte es über gar Vieles den Kopf. Die Strohdächer mit ihren braunen Geſichtern und grünen Anflügen kamen ihm gar häßlich vor, hingen wie alte wüſte Nachtkappen über die kleinen Fenſter herein. Obſchon es Sonntag war, ſah es gar nicht aufgeräumt aus, Grebel hinter dem Hauſe und Grebel vor dem Hauſe, Stöcke, Reiswellen, Holz von allen Sorten, Wagen und Kärren, kurz alles was denkbar, war bunt durcheinander. Hier und da ſchien es akurat, als ob man ſämmtliches Material zuſammengeſchleppt habe, um im Fall der Noth ums ganze Haus herum alsbald eine Wagenburg ſchlagen zu können. Die Miſthaufen ſchwammen in einer braunen Sauce, die ſich aber auch auf die Straße wagte und gerne mit dem Bache vermiſchte, aus welchem die Weiber unten im Dorfe den Kaffe machten, daher immer behauptet wurde, unten im Dorfe trinke man ſtärkern und bräunern Kaffe als oben im Dorfe.

Bei der Baſe Haus ſah es nicht ſchöner aus, als bei den andern und war ihm doch daſſelbe von Jugend auf wie ein kleines Himmelreich erſchienen, denn wenn es dahin kam, gab ihm die Baſe was Gutes. Es weiß kein Menſch, wie mancher Eiertätſch dort um Stüdelis willen den Weg aller Eier gewandert. Drinnen im Hauſe ging es ihm nicht beſſer.

Die Baſe war ſehr freundlich, zog für ihns und das Bubi aus allen Ecken alles hervor, womit ſie glaubte den

guten Willen zeigen zu können, sogar einige neue Silberstücke drückte sie Stüdeli in die Hand. Nicht daß sie glaube, es hätte sie nöthig, Mangel sehe man ihm keinen an, d's Gegentäri, es sei nur ein Zeichen, auf daß es sich an sie erinnere, daß sie auch noch da sei. Sie denke oft an ihns und es solle einmal erfahren, daß sie es nicht vergessen. Sie erzeigte Stüdeli und dem Bubi eine recht großmütterliche Liebe und hatte die Augen voll Wasser als Stüdeli pressirte und Abschied nahm, denn trotz allem Guten kam es ihm in der Stube unheimlich vor, es war ganz eine andere als früher, eng, nieder, voll Fliegen, schwarz und nicht aufgeräumt. Es entschuldigte sein Pressiren, weil es den Kirchenleuten entrinnen wolle und als es zum Haus austrat, kamen sie gerade daher. Es glaube, der Pfarrer habe heute ihm wohl expreß eine kurze Predigt gehabt, früher sei er um diese Zeit kaum beim zweiten Theile gewesen, verschweige beim dritten. Es hatte sich zu weit vorgewagt, um durch eine Hinterthüre entweichen zu können unbemerkt. Es stürzte sich also kühn in den Strom und stund viel Pein aus mit Grüßen und Danken, ehe es endlich landen konnte am elterlichen Hause. Recht ärgerlich kam es zu der Mutter in die Küche und klagte, wie es mitten in die Leute gelaufen, was es just habe meiden wollen. Es wisse nicht, wie es komme, setzte es hinzu, aber die Leute sind mir alle so grob vorgekommen. Ich weiß nicht, thaten sie gegen mich expreß so, oder ist es ihr Brauch, was ich nicht glauben kann, denn früher waren sie nicht so; und doch weiß ich nicht, was ich den Leuten zu Leid gethan, daß sie so gegen mich sind. Die Mutter sagte nicht viel dazu als: „es wird dih öppe ume düecht ha;" was aber Stüdeli nicht glauben wollte. Die Mutter hatte das Scepter in der Küche heute selbst zur Hand genommen und, wenn zu rechter Zeit gegessen werden sollte, nicht viel Zeit mit Schwatzen zu verbrauchen. Nicht daß eine große Mahlzeit bereitet wurde; es war das Gewohnte ungefähr, aber die Stücke Fleisch, welche

aufgestellt wurden, waren ausgewählt und alles mit besonderer Sorgfalt gekocht. Die Mutter wollte der Tochter zeigen, daß sie es nicht verlernt, daß sie es noch könne. Die Mutter hatte der Tochter die Wahl gelassen, ob sie ihr im Stübli decken solle, oder ob sie mit den Andern an Tisch wolle. Stüdeli wählte das Letztere. Wenn ich appart essen würde, da thäten sie erst recht mich ausführen. Ich müßte geng hören, wie ich hochmüthig geworden, eine emmenthaler Bäurin vorstellen wolle; wenn sie eine solche wären, so hätte sie doch das Kinderwägeli nicht ziehen, sondern mit Roß und Wägeli kommen wollen, und was dere uverschamte Sachen mehr sind. So redet man doch da oben bei uns nicht mit einander, grollte Stüdeli. Bei Tische fing ein jüngerer Bruder von Stüdeli plötzlich zu lachen an und als man ihn frug, was das zu bedeuten hätte, antwortete er: He wil Stüdi so ganz e Emmethauere ist, und so emmethauerisch redet, hier sagt man den Kirst Kirst, wie sie heißen, und längs Stuck hat es jetzt immer von Kriesene brichtet und anders noch mehr; ich sage ihm künftig nur das Kriest-Stüdi. Stüdeli kriegte ein roth Gesicht, die Andern lachten, die Mutter sagte: Du bist immer der uverschamtest Sämi, und daß ich den Namen nie mehr von dir höre, sei mir d's Hergotns. Weischt nit, daß Ubernamet anhängen eine Sünde ist. Einen Namen giebt Gott mit der Geburt, einen andern Vater und Mutter in der Taufe, das sind die Namen, die gelten sollen, und die geben sie, welche das Recht dazu haben, und wer noch was hinzuthut, der thuts is Tüfels Name, merk dir dies Bub. Kriest und Kirst laht Gott wachsen und an jedem Ort sagt man ihnen, wie es der Brauch ist, Kriest oder Kirst, und es ist beides gleich gut und Niemand hat das Recht den Andern auszulachen. Weißt es Bub!" „Ja Mutter, ich lachte nicht deßwegen, ich lachte bloß wegen Stüdeli. Albets konnte es auch Kirst sagen, wie wir; es sagt jetzt nur aus Hochmuth Kriest, es meint, das sei vornehmer,

sagte Sämi so mit der rechten gegenwärtigen Pflegelhaftigkeit eines übermüthigen Schuljungen, wie man sie jetzt in den Dörfern, absonderlich in denen, wo Sekundarschulen sind, wo das französische A. B. C. und Kappeleweltsch gelehrt wird, zu finden sind. „Sag du mir wie du willst, sagte Stüdeli, es ist mir gleichgültig, aber wenn du mir einmal noch Kriesi-Stüdi sagst, so mußt du mir „dr my Gott Seel Sämi" heiße. Weißt warum? Ich hörte heute was, als ich beim Stall vorbeiging, das hört man im Emmenthal nicht, und das sagtest du aus Hochmuth, daß man glauben sollte, wie ein Großer du seiest. Ich schämte mich fast für dich. So, sagte der Vater zu Sämi, mit Schein bekommen ich und du noch mit einander zu reden. Stüdeli sah alsbald, daß es in eine alte Wunde gestochen, es war ihm leid, es fing von seiner Abreise an zu reden. Es wolle zeitlich gehen, damit es zeitlich daheim sei und vielleicht komme ihm der Mann entgegen, er habe davon gesagt. „Mit Roß und Wägeli?" frug der Vater? „Zweifle, antwortete Stüdeli. Das von gestern brauchen sie nicht und die andern auch nicht. Die hatten gestern stark gearbeitet und dann nehmen sie am Sonntag keins aus dem Stalle, sie sagen: man müsse gegen die Thiere Verstand haben, so gut als gegen die Menschen." „So kann ich dich einen Platz führen, sagte der Vater, meine thaten gestern wenig oder nichts und wenn auch, so bekommen sie zu fressen, daß sie auch am Sonntag den Brauch ertragen mögen?" Stüdeli ließ sich auf dieses Capitel nicht ein, sondern bat ihn, seinetwegen nicht Mühe zu haben. Wetter und Weg seien gut und es möchte den Leuten nicht die Freude machen, daß sie lachen könnten: wenn es reiten wolle, müsse es heim kommen, da hätte man Roß und Wägeli, um es weg zu führen, aber um es zu bringen, hätte man keine gehabt. Es wolle gehen, wie es gekommen und das möge es ganz wohl verbringen." „Ja, ergänzte die Mutter, ich will es begleiten und eins von den Meitschene zieht das Wägeli schon, und

somit war die Reise geordnet. Sehr freundlichen Abschied nahm Stüdeli von allen Hausgenossen, nur Sämi war nicht sichtbar. Dadurch, daß es sich weder eines Knechtes noch einer Magd verschämte, jedem die Hand und einen guten Wunsch gab, machte es nicht bloß gutes Blut, sondern sicherte sich lebhafte Vertheidiger gegen den Vorwurf der Hochmüthigkeit, der ihm den Tag über so oft gemacht worden war. Es war ein schöner klarer Sonntags Nachmittag, so recht wie der liebe Gott sie lieb hat, und als eine seiner schönsten Gaben den Menschen zur Erquickung sendet und nicht um sie zu entheiligen mit Wüstthun und sie auszufüllen mit Lüderlichkeiten von allen Sorten. O wenn einmal unser Herrgott die Lehr- und Ladenjungen, die Schuster und Schneider und andere Gesellen, die Mädels, die Jungfern, die Mamsells, die Damens und Junker frägt: laßt mal hören, was habt ihr mit euern Sonntagen gemacht? hui, wie werden da ihre Gesichter brennen vor Scham und Angst, daß es eine Röthe am Himmel geben wird, als wäre eine Welt im Brande! Zwei Mädchen statt nur eins galoppirten mit dem Kinderwägeli voraus auf der staublos gewordenen Straße und sittigen Schrittes wandelten Mutter und Tochter nach. Als sie zum Dorf aus waren, fing Stüdeli an bitterlich zu klagen. „Mutter, sagte es, wie bin ich doch zweg, so muß mir ja das Leben erleiden. Hier werde ich ausgelacht, droben werde ich ausgelacht, droben sagte man mir Birlig-Stüdle, hier d's Krieſt-Stüdi, wer möcht am End so dabei sein, wenn man keinem Menschen mehr recht reden kann. Ist das nicht zum Drauslaufen?" und dabei seufzte es schwer und machte fast eine Miene, als ob Thränen am Nachrücken seien. „Wohin wolltest laufen?" frug die Mutter kaltblütig. Du könntest nirgends den Ort finden und wenn du so lange laufen würdest, als der ewige Jude, wo du es allen Leuten recht machen, verschweige recht reden könntest. Das nimmst viel zu schwer, und das kömmt davon her, daß du meinst, es

solle alles recht sein, was du machst. Das bessert dir hoffentlich, so gut als es mir gebessert, ich hatte es früher ungefähr auch so. Nebst dem bist du im Uebergang, ohne daß du es merkst. Jetzt bist noch halb Aargauere, aber schon halb Emmenthalere oder noch mehr und in kurzem wirst eine ganze sein. Du redst schon fast wie eine Emmenthalerin und daß dir so manches bei uns mißfiel, ist ja auch ein sicher Zeichen, daß es dir droben besser gefällt. Das hat sich dir erst erzeigt, als dir unser Dorf wieder vor Augen kam, und dir alles weniger gefiel als früher oder gar mißfiel, und doch ists immer das gleiche, hat sich seitdem nicht geändert. Daneben muß man sich solcher Kleinigkeiten gar nicht achten, sie sind ja nicht redenswerth. Wenn man sich ihrer achtet und sie zu Herzen fasset, so ist es immer ein sicher Zeichen, es gehe einem eigentlich recht gut, denn wenn man etwas Schweres hätte, so würde man Kleines liegen lassen und über das Große *sitzen und* klagen. Da muß man sich hüten, daß man sich nicht versündige. Denn achtet man sich des Kleinen, stößt sich daran, nimmt es als eine Bürde auf, so wird sie *akurat* so schwer wie das schwerste Elend und das Herz so voll Jammer, als ob das Unglück einem über dem Haupte zusammenschlüge. Lue, das ist d'Hauptsach, daß du es machst wie eine gute Hausmutter. Die wäscht ab, sobald angerichtet und abgegessen ist und ehe sie zu Bette geht, räumt sie auf, sieht nach, ob allenthalben alles in Ordnung ist, stellt jede Sache an ihren rechten Ort, und was nicht in die Küche gehört, wirft sie daraus, alles Ghüder in Kratten, um Morgens auf den Mist zu wandern. Sieh, so mach es auch mit deinem Herzen. Putz es alle Abend aus von allem täglichen Unrath, was sich ansetzen will, was nicht hineingehört und absonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch sich schwer machen will. Stell alles an den rechten Ort, wo es hingehört, wo es Gott wohl gefällt, damit du es am Morgen, gleich wenn das Tagwerk anfängt, wieder bei der Hand habest die Geduld, die Sanft-

muth, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und was alles Gutes und Schönes im Herzen ſein ſoll, dann bſegne dich und bet ernſthaft: Vater, vergieb mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern und führe mich nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe mich von allem Böſen, dann heſts gwunne und ein gutes Leben hier mit einem guten Leben dort z'ſäme ghängt. Es iſt gar nichts, das dir davor ſein könnte, als e böſe Kopf und es wunderligs epfindligs Herz. Nun, Unglück wird es dir genug geben, wo du meinſt das Herz müſſe dir abenander. Aber die Unglück, wo vo Gott chöme, die mache nüt, da kömmt es immer wieder gut und was vo nenander het müße, das chunt gäng wieder z'ſäme. Aber das, wo man ſelbſt macht, das iſt zum Verderben und das, wo im Herze wachst, das iſt wie der Roſt, das frißt z'erſt Grube und grift z'letzt d's Ganze a, daß es überall nüt meh, ganz nüt meh als Roſt iſt. Machs ſo, glaub es chunt gut, du heſt alles z'weg für e glücklichi Frau z'werde, und was du z'klage heſt, ſy nume Bagatelſache, ob du ja Birlig-Stüdle oder Krieſt-Stüdi heißeſt, es kömmt ja nichts drauf an, wenn die Birlig-Stüdle nur dem Mann lieb iſt und das Krieſt-Stüdi Gott wohl gefällt. Glaub m'r es war manche Frau ganz anders z'weg; z'weg, daß es ſe düecht het, wenn er e Niemer anders dr Kopf abſchryß, ſu ſchryß ſie ne ſelber ab; und wär ſih ſo reuig gſy; — und iſt ſo glücklich worden, du glaubſt nit." „Mutter, ih glaub d'r wohl, antwortete Stüdeli, aber ih cha nit, ih bi gar ſo ne ſchwachi Perſon, lang nit was du." „Gſpäß, antwortete die Mutter, was nit biſt, ſollſt werde, ume nit eis Tags; ſo macht es ſih nit, wie viel meine, ſondern bi längem. Fah ume a, ſelb iſt d'Hauptſach, wo nit agfange wird, da gits nüt, und ebe, daß me nit afaht, da iſt d'r Fehler. Fah a, ſu chunt's gut, zell druf und glaub m'r."

So ſpracheten ſie zuſammen, kamen unvermerkt weiter, ſahen ungeſinnet ſich vor einem Dorfe, welches mehr als eine

Stunde entfernt war. Stüdeli erſchrak und machte der Mutter Entſchuldigungen, daß es ſie ſo weit habe kommen laſſen, aber es hätte ihm wieder viel geleichtert, wenn nur noch das Heimkommen überſtanden wäre, dann hätte es allen Muth es komme gut. Allweg ſchreiß dir den Kopf nicht vorher ab, antwortete die Mutter, nachher wäreſt du dich ſicher reuig. Aber allweg komme ich noch mit bis ins Dorf, die Kinder hätten mir nichts drauf, wenn ich nicht mit ihnen ins Wirthshaus ginge, ſie hielten es mir ihr Lebtag vor, und nicht mehr als ſie dazu kommen, wird es ihnen nicht ſchaden, und dir auch nicht, du haſt dann noch einen ſtrengen Weg immer obſig. Miech nüt, Mutter, wenn die letzte zeche Schritt nit wäre, antwortete Stüdeli mit Seufzen. Als die Kinder hörten, daß es ins Wirthshaus gehe, thaten ſie Sätze wie junge Böcklein, es war als ſei ihnen das Himmelreich verheißen, und ſtracks gehe es darauf los. Als ſie ins Dorf kamen, ſah man ſchon gegen das Wirthshaus, denn die Wirthshäuſer lieben es auch, daß ſie von den Leuten geſehen werden und zwar ſchon von ferne. Da begannen Stüdelis Zunge zu ſtocken und ſeine Füße langſamer zu gehen, endlich rief es: Mein Gott, mein Gott, Mutter, luegit doch, ſteht dort nicht mein Mann, dort, vor dem Wirthshaus in der Straße! Es düecht mich es ſyg ſo eine dr Poſtur nah, drnebe ſollſt du ihn beſſer kennen als ich und haſt jüngere Augen, antwortete die Mutter. Es iſt ihn gewiß, Mutter, ſagte Stüdeli, und ſeine Beine kamen wieder in Gang, doch nicht in Lauf. Gar manche Stadttochter wäre geflogen, ja hätte vielleicht geglaubt, was ſie mache, wenn ſie ihm bis an den Hals fliege, das unterließ Stüdeli wohlweislich. Die Sitte auf dem Lande iſt viel ſtrenger, ſie hält im allgemeinen gar nichts auf dem Fliegen, ſie hält insbeſondere gar nichts auf dem Fliegen um die Hälſe. Doch konnte Peter an Stüdelis leuchtendem Geſichte und der Mutter Freundlichkeit ſehen, wie willkommen ſein Erſcheinen war und es war wirklich als ob Wolken aus Peters Geſicht wegflögen, als

ob ein ganz anderer Schein ſich darüber lege. Wer geglaubt, es ſeien da Wolken geſeſſen und verſchwunden, hätte ganz recht gehabt. Es hatten da Wolken geſeſſen und zwar nicht ganz leichte, wenn auch nicht gerade Gewitterwolken. Aber ſo ein Ehemann iſt wirklich bös zweg in ſolchen Fällen, er iſt der arme Teufel zwiſchen Ambos und Hammer. Hör, du biſt der Mann, du mußt den Verſtand machen, wenn ſie ihn nicht ſelbſten hat, ſagen die Alten. Wenn du mich lieb hätteſt, du würdeſt anders mir helfen und auf meiner Seite ſein, heißt es auf der andern Seite. Nun, wem ſoll er helfen, beſonders wenn man dabei ſagen könnte, wie das Sprichwort heißt: öppis het dr Herr Major recht und öppis d's Liſabethli. Er denkt, Vater und Mutter ſollten die witzigern ſein, er denkt, die Frau wär doch die jüngere und ſollt in alt Lüt ſich chönne ſchicke und ihnen auch was könne z'Gfalle thue. So denkt er in einem Augenblick, ſo in einem andern und je nachdem Einer ein Gemüth hat, greift es tiefer oder minder tief. Am meiſten leidet die größte Liebe. Peter hatte wirklich ein gut Gemüth, liebte beide Theile und mit Grund. Peter hatte aber auch Gerechtigkeits-Gefühl, das ſagte ihm, ſeine Frau ſei dießmal offenbar im Unrecht. Er ſelbſt war wirklich auch verletzt worden, durch ihr Zwängen, welches offenbar Aufſehen machen, was er beſtmöglichſt zu verſtreichen ſuchen mußte. Es war ihm Angſt, wie Stüdeli heimkommen werde, verſöhnt oder erſt recht anfechtig. Das Erſtere durfte er kaum hoffen und doch hätte er mögen und namentlich aus Liebe für Stüdeli, daß es das Vergangene vergeſſen hätte und verſöhnt und freundlich käme. Seiner Leute war er ſicher, daß ſie dieſes hoch aufnehmen und recht zu würdigen wüßten. Dieſe Unruhe trieb ihn ſeiner Frau entgegen, obgleich es ihm hölliſch, wirklich hölliſch zuwider war, das Kinderwägeli ziehen zu helfen, er hätte lieber einen Wagen mit zehn Centnern beſchwert gezogen, von wegen es war ihm nicht wegen der Mühe, ſondern we-

gen den Leuten. Das freundliche Entgegenkommen verscheuchte begreiflich seine Bekümmernisse, es war ein Wecken aus schweren Träumen in eine heitere Wirklichkeit, so wie auch sein Erscheinen Berge abwälzte und Kümmernisse verjagte. Kaum wirkte wohl ein Begegnen, ein Entgegenkommen freud- und segensreicher als dieses. Es ist überhaupt das Entgegenkommen ein gar schön und herzig Ding. Nur muß man es die Meitschi nicht wissen lassen, die könnten es mißbrauchen, jedenfalls übertreiben, überhaupt steht es ihnen in der Regel sehr übel an.

Wenn es so abdeckt auf den Gesichtern und heiter wird in den Herzen, dann schmeckt der Wein und wäre er in der Lüneburger Haide gewachsen. Das war der nicht, welchen unsere Gesellschaft hier trank, der war am Genfersee gewachsen, in unsaubern Wirthshänden nicht verpfuscht, ein anmüthig Wynli und mundete absonderlich der Mutter. „Jetzt sei es beim Schieß Zeit, daß sie aufhöre, wenn sie noch heim wolle, gwüß beyg si es Ketzerli und das es brav. Si wüß sich nit z'bsinne, daß es ihr so gegangen. Wenn sie nur dr Tusig Gottswille scho heim wäre. Es war wirklich etwas an der Sache, denn als sie Geld zählte, weil sie absolut die Uerti berichtigen wollte, klagte sie, sie komme nicht zweg, bald verschieße sie sich und bald sehe sie die Stücke doppelt. Doch gefährlich war es nicht, denn als man auseinander ging, war ihr Schritt fest, ihr Gang gerade, man sah ihr nichts an. Nur wer sie genau kannte, hätte etwas gemerkt, es lächerte sie beständig, als ob Witz um Witz ihr durch den Kopf flöge. Nun sie hatte Ursache zu heller Zufriedenheit, sie hatte ein gut Werk gethan, mancher Mutter zum Exempel.

Wenigstens eben so glücklich wanderte das junge Ehepaar seines Weges. Stüdeli mochte fast nicht warten bis sie zum Dorfe hinaus waren, um Peter seine reumüthigen Geständnisse zu machen, zu sagen, wie es ihns so freue, daß er ihm entgegen gekommen und sein Wüstthun ihns nicht habe

entgelten laſſen und ſeine Vorſätze für die Zukunft mitzutheilen und namentlich, daß es von nun an ganz eine Emmenthalerin werden wolle. Halb ſei es ſie ſchon, da unten habe man ihm Krieſi-Stüdi ſagen wollen und ihm ſonſt vorgehalten, es rede ganz emmenthaleriſch. Nun wolle es lieber nur einen Uebernamen ſtatt zwei, mit den Bitzigen wolle es nichts mehr zu thun haben, ſondern nur noch von Schöchlene wiſſen. Ueberdem gefalle es ihm da oben weit beſſer als da unten, es hätte nie geglaubt, wie doch die Augen ändern könnten, es ſei ihm alles ganz anders vorgekommen, die Menſchen und die Häuſer, kurz alles zuſammen und aller Gluſt ſei ihm vergangen zu zügeln, auf dem Tanzboden wolle es leben und ſterben, wenn man es nur recht lieb haben wolle da oben und es ihns nicht laſſen entgelten, daß es ſich ſo verfehlt. Peter hätte ein Hund ſein müſſen, wenn ob ſolchen Liebesreden ſein Herz nicht hätte weich werden ſollen wie Grasanken und er nicht auch ausgepackt hätte, wie lieb es ihnen ſei, wie Niemand was gegen ihns hätte, dagegen das größte Bedauern mit ihm, weil man glauben mußte, es ſei ihm nicht wohl bei ihnen. Wenn man einmal das wiſſe, daß es ihm recht und es gerne bei ihnen ſei, werde die größte Freude ſein und alles ihm die Hände unter die Füße legen. Sie hätten Anfangs großen Kummer gehabt, als es am Samſtag ſo bös fort ſei und wenn deine Mutter wäre wie manche andere Frau, ſo hätten ſie alle Urſache dafür gehabt. Aber das iſt eine, wie man ſie nicht oft findet, wie die Merzenglöckli, wenn der Schnee abgeht, die werde ich nicht vergeſſen und wenn ich hundertjährig würde und wenn ich ihr Liebs und Guts erweiſen könnte, würde ich nie fragen was koſt's? Daran dachte man und das war unſer Troſt und er fehlte nicht und wenn du jetzt ſo kommſt, ſo wirſt ſehen, was das für eine Freude und eine Liebe iſt. Unter ſolchen Geſprächen wird der Weg kurz, ſie waren daheim, ehe ſie ſichs verſahen und die zehn letzten Schritte hatten keine Bedeutung mehr.

Man flog ihm freilich ebenfalls nicht an Hals, aber man kam ihm entgegen, man erkundigte sich mit herzlicher Theilnahme, wie es ihm gestern im Wetter ergangen, alle Hände waren bereit, ihm irgendwas zu thun, daß es fast nicht reden konnte, weil ihm das Weinen immer zu vorderst war. Als Stüdeli am Abend mit Peter in ihr Stübchen kam, da nahm es ihn um den Hals und sagte: „das habe ich nicht verdient, aber ich will es zu verdienen suchen, zähle darauf.“

Der Mordio-Fuhrmann.

Von

Jeremias Gotthelf.

(Zuerst in einem der sechs Jahrgänge des Bernerkalenders von J. Gotthelf.)

Der Canton Bern iſt ein wunderliches Land, ein Land voll Gottes Herrlichkeit, aber auch voll Streitbarkeit: ſtreitbare Köpfe, Köpfe wie Nagelfluh, ſtreitbares Land, wo man die Hühner anbinden muß am Hauſe, damit ſie nicht zu Thale rollen, ſtreitbare Straßen, wahrhaftige Seufzerſtraßen für ehrliche Roſſe, für alle Fuhrleute, welche es mit ihren Roſſen ehrlich meinen, für alle Lohnkutſcher, welche in den Fall kommen, den übrigens ganz ehrlichen Bürgern, Handwerkern und ſelbſt Edelleuten, welche alle drei Jahre mit Frau und ſieben Kindern und einem Pferde eine Luſtfahrt machen, gedachtes Pferd ſammt einer weiten Chaiſe anvertrauen zu müſſen. Nun hat es Gott gewollt, daß gerade um die Stadt Bern herum, wo ſo viele Menſchen wohnen, welche gerne ſo zahlreich und ſo wohlfeil als möglich Luſtfahrten machen, ſo ſtreitbare Straßen ſind, daß einem die Beine krumm werden, wenn man bergunter geht, und geht man bergauf, ſo wird man ganz ſteif im Nacken, wenn man den vor den Füßen laufenden Weg betrachten will. So iſt namentlich die Straße nach Aarberg, wiederum die nach Murten, beide ſcheinen recht eigentlich eingerichtet zu des Teufels Vogelheerd, wo er die Thierſchinder fängt, wenn

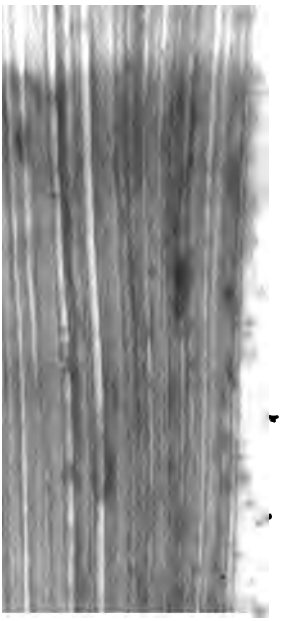
solle alles recht sein, was du machst. Das bessert dir hoffentlich, so gut als es mir gebessert, ich hatte es früher ungefähr auch so. Nebst dem bist du im Uebergang, ohne daß du es merkst. Jetzt bist noch halb Aargauere, aber schon halb Emmenthalere oder noch mehr und in kurzem wirst eine ganze sein. Du redst schon fast wie eine Emmenthalerin und daß dir so manches bei uns mißfiel, ist ja auch ein sicher Zeichen, daß es dir droben besser gefällt. Das hat sich dir erst erzeigt, als dir unser Dorf wieder vor Augen kam, und dir alles weniger gefiel als früher oder gar mißfiel, und doch ists immer das gleiche, hat sich seitdem nicht geändert. Daneben muß man sich solcher Kleinigkeiten gar nicht achten, sie sind ja nicht redenswerth. Wenn man sich ihrer achtet und sie zu Herzen fasset, so ist es immer ein sicher Zeichen, es gehe einem eigentlich recht gut, denn wenn man etwas Schweres hätte, so würde man Kleines liegen lassen und über das Große *ächzen und* klagen. Da muß man sich hüten, daß man sich nicht versündige. Denn achtet man sich des Kleinen, stößt sich daran, nimmt es als eine Bürde auf, so wird sie akurat so schwer wie das schwerste Elend und das Herz so voll Jammer, als ob das Unglück einem über dem Haupte zusammenschlüge. Lue, das ist d'Hauptsach, daß du es machst wie eine gute Hausmutter. Die wäscht ab, sobald angerichtet und abgegessen ist und ehe sie zu Bette geht, räumt sie auf, sieht nach, ob allenthalben alles in Ordnung ist, stellt jede Sache an ihren rechten Ort, und was nicht in die Küche gehört, wirft sie daraus, alles Ghüder in Kratten, um Morgens auf den Mist zu wandern. Sieh, so mach es auch mit deinem Herzen. Putz es alle Abend aus von allem täglichen Unrath, was sich ansetzen will, was nicht hineingehört und absonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch sich schwer machen will. Stell alles an den rechten Ort, wo es hingehört, wo es Gott wohl gefällt, damit du es am Morgen, gleich wenn das Tagwerk anfängt, wieder bei der Hand habest die Geduld, die Sanft-

muth, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und was alles Gutes und Schönes im Herzen ſein ſoll, dann bſegne dich und bet ernſthaft: Vater, vergieb mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern und führe mich nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe mich von allem Böſen, dann heſts gwunne und ein gutes Leben hier mit einem guten Leben dort z'ſäme ghängt. Es iſt gar nichts, das dir davor ſein könnte, als e böſe Kopf und es wunderligs epfindligs Herz. Nun, Unglück wird es dir genug geben, wo du meinſt das Herz müſſe dir abenander. Aber die Unglück, wo vo Gott chöme, die mache nüt, da kömmt es immer wieder gut und was vo nenander het müße, das chunt gäng wieder z'ſäme. Aber das, wo man ſelbſt macht, das iſt zum Verderben und das, wo im Herze wachst, das iſt wie der Roſt, das frißt z'erſt Grube und grift z'letzt d's Ganze a, daß es überall nüt meh, ganz nüt meh als Roſt iſt. Machs ſo, glaub es chunt gut, du heſt alles z'weg für e glücklichi Frau z'werde, und was du z'klage heſt, ſy nume Bagatelſache, ob du ja Birlig-Stüdle oder Krieſi-Stüdi heißeſt, es kömmt ja nichts drauf an, wenn die Birlig-Stüdle nur dem Mann lieb iſt und das Krieſi-Stüdi Gott wohl gefällt. Glaub m'r es war manche Frau ganz anders z'weg; z'weg, daß es ſe düecht het, wenn er e Niemer anders dr Kopf abſchryß, ſu ſchryß ſie ne ſelber ab; und wär ſih ſo reuig gſy; — und iſt ſo glücklich worden, du glaubſt nit." „Mutter, ih glaub d'r wohl, antwortete Stüdeli, aber ih cha nit, ih bi gar ſo ne ſchwachi Perſon, lang nit was du." „Gſpäß, antwortete die Mutter, was nit biſt, ſollſt werde, ume nit eis Tags; ſo macht es ſih nit, wie viel meine, ſondern bi längem. Fah ume a, ſelb iſt d'Hauptſach, wo nit agfange wird, da gits nüt, und ebe, daß me nit afaht, da iſt d'r Fehler. Fah a, ſu chunt's gut, zell druf und glaub m'r."

So ſpracheten ſie zuſammen, kamen unvermerkt weiter, ſahen ungeſinnet ſich vor einem Dorfe, welches mehr als eine

Stunde entfernt war. Stüdeli erſchrak und machte der Mutter Entſchuldigungen, daß es ſie ſo weit habe kommen laſſen, aber es hätte ihm wieder viel geleichtert, wenn nur noch das Heimkommen überſtanden wäre, dann hätte es allen Muth es komme gut. Allweg ſchreiß dir den Kopf nicht vorher ab, antwortete die Mutter, nachher wäreſt du dich ſicher reuig. Aber allweg komme ich noch mit bis ins Dorf, die Kinder hätten mir nichts drauf, wenn ich nicht mit ihnen ins Wirthshaus ginge, ſie hielten es mir ihr Lebtag vor, und nicht mehr als ſie dazu kommen, wird es ihnen nicht ſchaden, und dir auch nicht, du haſt dann noch einen ſtrengen Weg immer obſig. Miech nüt, Mutter, wenn die letzte zeche Schritt nit wäre, antwortete Stüdeli mit Seufzen. Als die Kinder hörten, daß es ins Wirthshaus gehe, thaten ſie Sätze wie junge Böcklein, es war als ſei ihnen das Himmelreich verheißen, und ſtracks gehe es darauf los. Als ſie ins Dorf kamen, ſah man ſchon gegen das Wirthshaus, denn die Wirthshäuſer lieben es auch, daß ſie von den Leuten geſehen werden und zwar ſchon von ferne. Da begannen Stüdelis Zunge zu ſtocken und ſeine Füße langſamer zu gehen, endlich rief es: Mein Gott, mein Gott, Mutter, luegit doch, ſteht dort nicht mein Mann, dort, vor dem Wirthshaus in der Straße! Es düecht mich es ſyg ſo eine dr Poſtur nah, drnebe ſollſt du ihn beſſer kennen als ich und haſt jüngere Augen, antwortete die Mutter. Es iſt ihn gewiß, Mutter, ſagte Stüdeli, und ſeine Beine kamen wieder in Gang, doch nicht in Lauf. Gar manche Stadttochter wäre geflogen, ja hätte vielleicht geglaubt, was ſie mache, wenn ſie ihm bis an den Hals fliege, das unterließ Stüdeli wohlweislich. Die Sitte auf dem Lande iſt viel ſtrenger, ſie hält im allgemeinen gar nichts auf dem Fliegen, ſie hält insbeſondere gar nichts auf dem Fliegen um die Hälſe. Doch konnte Peter an Stüdelis leuchtendem Geſichte und der Mutter Freundlichkeit ſehen, wie willkommen ſein Erſcheinen war und es war wirklich als ob Wolken aus Peters Geſicht wegflögen, als

ob ein ganz anderer Schein ſich darüber lege. Wer geglaubt, es ſeien da Wolken geſeſſen und verſchwunden, hätte ganz recht gehabt. Es hatten da Wolken geſeſſen und zwar nicht ganz leichte, wenn auch nicht gerade Gewitterwolken. Aber ſo ein Ehemann iſt wirklich bös zweg in ſolchen Fällen, er iſt der arme Teufel zwiſchen Ambos und Hammer. Hör, du biſt der Mann, du mußt den Verſtand machen, wenn ſie ihn nicht ſelbſten hat, ſagen die Alten. Wenn du mich lieb hätteſt, du würdeſt anders mir helfen und auf meiner Seite ſein, heißt es auf der andern Seite. Nun, wem ſoll er helfen, beſonders wenn man dabei ſagen könnte, wie das Sprichwort heißt: öppis het dr Herr Major recht und öppis d's Liſabethli. Er denkt, Vater und Mutter ſollten die witzigern ſein, er denkt, die Frau wär doch die jüngere und ſollt in alt Lüt ſich chönne ſchicke und ihnen auch was könne z'Gfalle thue. So denkt er in einem Augenblick, ſo in einem andern und je nachdem Einer ein Gemüth hat, greift es tiefer oder minder tief. Am meiſten leidet die größte Liebe. Peter hatte wirklich ein gut Gemüth, liebte beide Theile und mit Grund. Peter hatte aber auch Gerechtigkeits-Gefühl, das ſagte ihm, ſeine Frau ſei dießmal offenbar im Unrecht. Er ſelbſt war wirklich auch verletzt worden, durch ihr Zwängen, welches offenbar Aufſehen machen, was er beſtmöglichſt zu verſtreichen ſuchen mußte. Es war ihm Angſt, wie Stüdeli heimkommen werde, verſöhnt oder erſt recht anfechtig. Das Erſtere durfte er kaum hoffen und doch hätte er mögen und namentlich aus Liebe für Stüdeli, daß es das Vergangene vergeſſen hätte und verſöhnt und freundlich käme. Seiner Leute war er ſicher, daß ſie dieſes hoch aufnehmen und recht zu würdigen wüßten. Dieſe Unruhe trieb ihn ſeiner Frau entgegen, obgleich es ihm hölliſch, wirklich hölliſch zuwider war, das Kinderwägeli ziehen zu helfen, er hätte lieber einen Wagen mit zehn Centnern beſchwert gezogen, von wegen es war ihm nicht wegen der Mühe, ſondern we-



Allerbeſten, wie er ſagte.
wir bohrten die Fäßer
Aargauer nicht, beſſeren
lich ſäumten wir uns lan
ich aus dem Städtchen f
ſen, wie ich auch auf ſie
und in den Sinn hätte es
nicht richtig. Ich fütterte
Brot, in der Meinung,
alles Eins. Es iſt halt
zu machen, mit den Leu
jeder Bube will befehlen
auch nur immer freſſen und
das Waſſer umſonſt hat, k
ſie ſöffen zum Trotz die
Brot ſo raſch, daß ich kaum
Der Stallknecht fragte, ob
ſolle, es dünke ihn, ſie wü
arbeiten will, ſoll auch nich

nen Fuß rührten sie, keinen Tritt gingen sie vom Fleck. Ich nahm nun eines nach dem andern am Zaum, mit der einen Hand riß ich vorwärts, hieb mit der andern drein, daß es mich dünkte, Haut und Fleisch sollten werden wie Wurstteig. Sie thaten keinen Wank. Ich stieß mit den Stiefeln an Beine und Bäuche, es war all Eins — ich war verhext.

Da, in dieser Noth, gedachte ich an ein Mittel, von welchem ich oft gehört, es jedoch nie probirt hatte, ich suchte meinen Schwamm zusammen, schlug ihn brennend, und wollte ihn unter die Schwänze legen. Da, wie ich es thun wollte, kömmt plötzlich Einer hinter dem Zaun hervor, reißt mir die Peitsche aus der Hand, steckt mir eine Ohrfeige, daß ich rundum fahre wie ein Kreisel und sagt: warte du Mordiosuhrmann, dich will ich fahren lehren und zu Vorspann verhelfen. Ich erschrak noch nicht, hab' gar viel erfahren, brüllte ihn an, er solle mich ruhig lassen, mein Fahren ginge keinen Hund an, nicht einmal den Teufel. Das will ich doch sehen, brüllte der, gerade der bin ich, riß das Maul auf, streckte eine feurige Zunge hinaus, Klafter lang, nahm mich beim Halse, drückte mich an's Rad, schrie: greif in die Speichen, hieb auf mich ein, daß es mir schien, als fahre ein Rasiermesser durch meinen Leib, und zwei feurige Hörner wie Kirchthürme wüchsen auf seinem Kopfe. Und wie er nun fuhr! es schaudert mich und die Haare stehen mir zu Berge, wenn ich daran denke. Leise sprach er mit den Rossen, mich fluchte er an, daß der Boden zitterte, über die Pferde knallte er nur so hin, auf mich hieb er ein, daß es mich dünkte, es müsse Glied um Glied mir vom Leibe fahren, und wollte es nicht gehen, so kam er mit den Füßen hinter mich und drohte mir gar mit Schwamm.

Einmal wollte ich mich wehren, aber er faßte mich bei den Ohren und drückte mir das Gesicht in's Rad hinein, daß ich glaubte, ich müßte auf der Stelle gerädert sein. Ich fiel in die Kniee, aber, mit dem Peitschenstecken hieb er

mich auf, daß es mich dünkte, ich müsse zu Himmel fahren und brüllte dazu: Wart' du Mordiofuhrmann, mußt doch einmal wissen, wie es deinen Rossen ist. Ich habe beten wollen, aber nicht gewußt wie, und kein Mensch kam, kein Fuhrwerk, und wie ich geschrieen, Niemand hörte es, und eine Ewigkeit war's, daß ich da fahren mußte, was man sonst in einer kleinen Stunde abthut. Als wir bald oben waren, und ich bei mir selbst dachte, wenn es denn sein müsse, wenn der Teufel mich nehmen wolle, so wäre es mir doch wirklich lieber, er nehme mich, ehe wir ganz oben am Berge seien, da sei dann ja ein Wirthshaus und die Sache erstritten, brüllte er schrecklich: Stoße, speiche, schiebe, du verfluchter Hund und Fuhrmann, daß das Blut dir aus den Händen spritzt, sonst nehme ich dich, und dann für ewig. Thust du das Möglichste, so schone ich dießmal deiner noch. Aber weißt! es ist das letztemal, und mein sind die Mordiofuhrleute und Pferdeschinder allzumal, ich brauche sie, eine schöne Zahl habe ich schon beisammen. Wer die Rosse überladet, überstrengt, sie nicht füttert, sie stehen läßt im Winter in der Kälte, im Sommer in der Hitze, Fliegen und Bremsen zu blutigen Opfern, der ist mein. Und wenn ich solcher Schinder schon viele habe, so bedarf ich deren doch noch viele. Um Bern, um's Morgenthal herum, wo die Salz- und Steinfuhrleute, im Emmenthal, wo Käse und Kohlen geführt werden, da kriege ich meine Rekruten, und wenn das Bauen in Bern und Burgdorf recht angeht, so frage ich den versoffenen Weinfuhrleuten nichts mehr nach. Aber jetzt noch, du langer Daniel, könnte ich dich brauchen, darum schiebe und stoße, sonst! — und damit hieb er mich mit dem Peitschenstecken, daß mir Hören und Sehen verging, daß ich nichts wußte als Schieben und Stoßen, bis der Stallknecht mit der Laterne mir ins Gesicht fuhr.

So erzählte der lange Daniel und setzte hinzu: es dünkt mich, wenn ich einen Tropfen Thee hätte, es thäte mir wohl,

es dünkt mich noch immer, er ſtehe hinter mir mit ſeinen feurigen Hörnern und ſtüpfe mich mit den ſpitzigen Stiefeln. Und wie er das ſagte, klapperte er mit den Zähnen, als ob er einen Storchenſchnabel hätte. Der Stallknecht ſchlotterte, das Stubenmädchen ſchlotterte, die ganze Stube ſchlotterte, es war ein allgemeines Schlottern, wie es noch heut zu Tage über ganze Haufen kommt und zwar um ſo eher, je weniger man denkt, und um ſo heftiger, je gewaltiger man ſonſt thut mit dem Maul.

Als die Erzählung aus war, ſetzte man ſich wieder, und es begannen nun die Erklärungen, und wie bekannt iſt, ſind die Erklärungen immer viel länger als die Erzählungen und zumeiſt ungeheuer unerklärlich vor lauter Begreiflichkeit. Die Einen redeten von einem Traum, einem innern Geſichte, dazu waren aber die blutigen Streifen über des langen Daniels Geſicht allzu ſichtlich; Andere von einer abſichtlichen Lüge, dafür ſchlotterte aber der lange Daniel viel zu natürlich; Andere von einem Geſpenſt, einem böſen Manne, welcher wieder kommen müſſe, Teufel aber ſei keiner, das wiſſe man längſt. Ein Schneider ſpäßelte über Teufel und Geſpenſt, und meinte, nur dumme Leute glaubten noch ſo etwas, wer aber ein wenig wiſſe, was jetzt Trumpf ſei, der glaube gar nichts mehr, als was er in ſeine fünf Finger kriegen könne. Das käme manchem Schneider bequem, hieß es, wenn man nicht mehr glauben dürfe, daß er Tuch ſtipitzte! Aber eigentlich ſei es doch ſchlecht von einem Schneider, daß er den Teufel läugne und ſeien ſie doch beide Vettern vom Ziegenbock her. Der Schneider ward zornig, fand aber doch gut, vor der Mehrheit ſich zu ducken.

Während man an der Sache herum erklärte, und dieſe anſchwoll ganz kurios, war ein junger ſchöner Burſche in die Stube gekommen, und hatte einen Schoppen gefordert. Mareili und er ſchienen gut bekannt, hatten allerlei zu flüſtern und zu winken, wenn ſie nämlich glaubten, die Leute

achteten ſich ihrer nicht. Dieſer Burſche miſchte ſich endlich auch in das Gerede, und wie es den Meiſten ſchien, noch recht vernünftig. Er ſagte: allweg ſei was an der Sache, das Geſicht des langen Daniels gebe es mit, aber daß es der Teufel ſelbſt geweſen ſei, glaube er nicht, ſo um eines Fuhrmanns willen ſich hierher zu mühen, dazu werde der Teufel wohl zu ſtolz und vornehm ſein. Aber es gebe noch andere Teufel, ſo wie ein Oberſt Lieutnants habe und Hauptleute, ſo habe auch der Teufel Untergebene, ſo einer werde es geweſen ſein, es werde kaum fehlen. Von ſeiner Großmutter Stiefbaſe habe er etwas gehört, das werde wohl das Wahre ſein.

Eine ſolche Andeutung ſpannte die Neugierde, der junge Burſche mußte heraus mit der Sprache.

Eigentlich meint der Teufel es mit Niemand *gut*, aber leider glauben dies nicht alle Leute, ſo begann *er zu erzählen*. Wie viel man auch auf ihm hält und ihm ſlattirt, es hilft doch nichts, wer ihm am meiſten Ehre erweist, den nimmt er zuerſt in die Hölle und plagt ihn obendrein *vom* Teufel. Nun machen ihm wohl keine Menſchen ſo viel Complimente, berufen ſich zuerſt auf ihn als die größte Autorität, als Fuhrleute, nur Schweinehändler und Roßjuden vielleicht ausgenommen. Nun iſt er aber auch gerade auf den Fuhrleuten am allermeiſten, und weiß ſie auch darnach zu gebrauchen. Der Teufel hat es auch wie andere Leute, es kömmt ihm zuweilen wunderlich in den Kopf, manchmal ſchießt ihm ſogar der Bauteufel in den Leib, daß er meint, die ganze Hölle ſollte zur Straße werden, Kaſernen, Fabriken gebaut ſein, oder Dämme aus Schwefelpulver; dann muß gefuhrwerkt ſein Tag und Nacht. Wirkliche Pferde hat er begreiflich nicht in der Hölle, dieſe ſind nur für die Menſchen. Es wäre auch nicht billig, wenn die armen Thiere, nachdem ſie hier genug geplagt worden, am Ende noch dem Teufel zu müßten. Als Roſſe braucht er die geweſenen Fuhrleute,

Kutſcher, Engländer, kurz Pferdeſchinder von allen Sorten und Klaſſen, ſpannt ſie mit feurigen Ketten an feurige Wagen, ladet ihnen auf wie ein Narr, jagt ſie mit feurigen Peitſchenhieben, bis ſie in die Kniee fallen, die Hände blutig in den Boden graben, dann kriechen feurige Teufel ihnen auf den Rücken, ſtechen ſie mit feurigen Sporen bis mitten in den Leib hinein. Haben ſie keinen Hauch mehr im Leibe, ſtellt er ihnen feurigen Roßmiſt auf, welchen wirkliche Roſſe, auf ſteilen Straßen, in Noth und Angſt fallen laſſen, den ihm ſeine Miſtbuben, geweſene Rechtspraktikanten, welche böſe Händel aufſtöberten, aufleſen müſſen, labet ſie mit feurigem Waſſer, welches die Roſſe aus Langeweile vor den Wirthshäuſern von ſich ließen, und welches die Wirthe, welche Fuhrleute muthwillig locken oder ſäumen, ſammeln und kredenzen müſſen. Nun giebt es aber Zeiten, wenn der Bauteufel ſo recht abſonderlich in ihm ſpukt, hauptſächlich ſeit er auch Eiſenbahnen haben will von einem Schwefelkeſſel zum andern nicht bloß, ſondern von jeder ſchlechten Kneipe bis zum Thor der Hölle, wo ihm die Roſſe fehlen. Gar zu Viele muß er an einen Wagen ſpannen, denn gar zu matt und ſchwach kriegt er die Fuhrleute, Kutſcher ꝛc. entweder verſoffen, oder waſſerſüchtig, oder auszehrend, faſt ohne die kleinſte Kraft. Da muß er extra aus um Zuwachs, muß um junge Fuhrleute aus, muß ihnen den Tod beizen, daß ſie ihm nicht ſo ausgemergelt, ſondern raſch in voller Kraft zufallen, macht ſie trunken, oder ſchläfrig, oder zornig, daß ſie von den Pferden fallen, unter die Wagen kommen, und jämmerlich und plötzlich ſterben.

Einmal war's, daß er eine große Brücke bauen wollte von einem hölliſchen Pfuhl zu einem andern hölliſchen Pfuhl, aber tüchtige Deichſelroſſe fehlten ihm. Da ſandte er ſeine Gehülfen aus, dieſe legten ſich auf die Lauer auf allen ſteilen Straßen, abſonderlich an den Markttagen, an welchen noch mancher Bauer zum Schinder wird, wenn er in der

Stadt viel gelöst und noch viel dazu versoffen hat. Er selbst ging auf Bern als Weinhändler, mit Stegreifen an den Beinen und Schnäutzen im Gesicht, so konnte er am besten in allen Wirthshäusern herumstreichen und sich aussuchen was er wollte: ein Sattelroß an seinen Hauptwagen. Endlich beim Wildenmann sah er einen Müllerssohn, der hatte eine gewaltige Gestalt, Kraft für sieben Mann, nach diesem wässerte dem Teufel alsbald das Maul. Der Müller hatte ein schweres Fuder Korn geladen, aber vier Pferde wie Elephanten vor dem Wagen und war nichts weniger als ein Roßschinder. Er ging mit seinen Rossen um mit Manier und sie liebten ihn auch. Hörten sie seinen Schritt von weitem, so wieherten sie, und kam er ihnen nahe, so rieben sie ihre Köpfe an ihm ab, und versuchten mit ihm zu schäkern, so gut sie es verstunden. Also hatte eigentlich der Teufel an diesen kein Recht, und keine Hoffnung, bei ordinärem Lauf der Dinge, ihn zu kriegen. Aber der Teufel macht Extragelegenheiten und bei solchen hat er schon Manchen in einer einzigen Stunde gefangen, welchen er lebenslang nie gekriegt hätte. Darum ist das eben die Kunst, aufzupassen und nie zu vergessen, daß der Teufel umhergeht wie ein brüllender Löwe und trachtet, wen er verschlinge. Neben dem Müller sah der Teufel ein großes Prachtmädchen stehn und daß dasselbe dem Müller besser gefiel, als Wagen, Pferde und all das Korn auf dem Markte. Nun hat der Teufel alsbald los, wo der Griff sei, welchen er packen muß, wenn er was machen will. Er stöberte einen jungen hübschen Wirthssohn auf, welcher in der gleichen Gegend, wo das Mädchen und der Müller wohnten, zu Hause war und Beide kannte. Dieser kam daher geschwänzelt, bat das Mädchen, es möchte mit ihm fahren im schönen Chaischen, wo gar ein sanft und weich Sitzen sei, ganz anders als auf dem schweren Wagen, mit welchem man überdies nicht vom Fleck käme. Bei der Bellevue im Ochsenloch könne man warten,

bis Benz nachkäme. Der Teufel kitzelte das Mädchen am Hochmuth, daß ihm das Fahren im hübschen Chaischen beſſer gefiel, als auf dem ſchweren Müllerwagen, ohne viel Complimente ſaß es auf und raſſelte auf dem leichten Fuhrwerk raſch dahin.

Benz hatte nicht viel dazu geſagt, und, ehe ihn der Teufel ſtieß und ſtüpfte, nicht viel dabei gedacht.

Aber alsbald blies auch ihn der Teufel an, im Kopfe begann es ihm zu gramſeln, als ob eine Kolonne großer Ameiſen eingezogen ſei. Er ſah es bei dem Wirthsſohne allein im Chaischen ſitzen, gedachte an die vielen Wälder, durch welche der Weg führte, an den Vorſprung, welchen ſie hatten, an die lange, lange Gelegenheit zum Reden, zum Schmeicheln, zum Verleumden, zum Abſpenſtigmachen u. ſ. w. Da kam eine Angſt, eine Haſt über ihn, als ob er ein heißes Fieber hätte, die Hände zitterten ihm, wie ein Bach lief der Schweiß über ihn nieder, kaum konnte er anſpannen. So hatte er die Roſſe noch nie an den Köpfen herumgeriſſen, noch nie ſo lange gehabt, bis jeder Zaum auf rechte Weiſe ſaß. Er vergaß das Trinkgeld dem Stallknecht zu geben, riß einem Seeländer ſein unſauber Wägelchen in Stücke, und konnte kaum ſich halten, mit dem ſchweren Fruchtwagen im Galopp über das Pflaſter dahin zu raſſeln. Wie aber jedes Fieber wächst bis zur Kriſis, ſo brannte ſeine Ungeduld immer heißer, draußen ließ er die munteren Roſſe traben, ſie thaten es freudig, warfen hoch aus, thaten üppig mit ihrer Kraft, machten ihren Meiſter noch wilder, heftig knallte er mit der Peitſche, und je wilder es ging, deſto wilder knallte die Peitſche. Als Roſſe von guter Zucht wollten ſie vernünftig thun, wie gewohnt halten und Schritt gehen bergauf und bergab, aber Benz hatte die Zügel ſeines Verſtandes fallen laſſen, wollte jagen bergab, bergauf. Daß die Roſſe dampften wie ein Dampfkeſſel, die Knie-ſchunden ſah er nicht. Der Teufel ſaß hinten auf dem Wagen, paßte den rechten

Augenblick ab, den Rossen hinter die Ohren zu kriechen. Rosse haben Aehnlichkeit mit Menschen. Edle Rosse, unentweiht durch die Hände eines Mordiofuhrmanns, leisten vernünftigen Herren in Augenblicken der Noth das Unmögliche, gehen in ihrer Rettung unter, aber gegen ungewohnte, unvernünftige Behandlung sträubt sich jedes Haar an ihnen. Hätten Benzens Rosse den Verstand gehabt, ihren Herrn zu fassen, zu begreifen, daß er seinem Mädchen nach wolle, sie wären für ihn in den Tod gelaufen, aber das wußten sie nicht, sie wurden unwirsch, der Teufel hatte leichte Arbeit. Sie standen stille, wenn Benz peitschte, gingen zurück, wenn er an den Zügeln riß, warfen auf, schlugen aus. Wilder ward Benz, wilder die Rosse, Benz und Rosse wütheten. Da ward Benz von einem Schlage des Vorderrosses getroffen, fluchend fiel er nieder, dem Fluchenden zermalmte der nachrollende Wagen den Kopf. Da ergriff ihn rasch der Teufel und fuhr mit ihm zur Hölle. Benz sah sein schönes Mädchen nimmer wieder, mußte Steine fahren in der Hölle als des Teufels Deichselroß.

Um Benz war großes Leid auf der Erde bei Menschen und Vieh, und sein Mädchen weinte sich die Augen aus. Darum war auch Erbarmen noch für Benz. Es ward ihr verheißen, wenn er einmal so einen rechten Hund von Pferdeschinder, einen Mordiofuhrmann bekehren könne, daß derselbe seine Pferde nie mehr schinde, seine Seele nie dem Teufel übergebe, gegen Menschen und Vieh niemals mehr ärger als ein Vieh sei, so solle Benz von der feurigen Deichsel los werden, und zu seinem Elsi kommen. Die heiligen Nächte sind sein, da wird er losgelassen von seinem Wagen, und kann das Bekehren versuchen, wo er will und an wem er will. Aber ein schwer Ding muß das sein, denn bis jetzt ist er noch nicht erlöst, muß immer ans Bekehren hin, aber was richtet man aus mit einem versoffenen Fuhrmann! Doch sollten sie gewarnt sein, und wenn nicht mit

dem armen Benz ſo doch mit ſich ſelbſt Erbarmen haben, denn hinter welchem Benz umſonſt geweſen, hinter dieſen kommt kurz darauf der Teufel ſelbſt, dreht ihm den Hals um und um, und fertig iſt's mit der Bekehrung. Meiner Großmutter Stiefbaſe weiß mehr als hundert Geſchichten, wie Benz ſeine Erlöſung verſucht, und wie der Teufel den Halsſtarrigen und Verſtockten den Hals umgedreht hat.

So erzählte der hübſche Burſche.

Solche Geſchichten hört man andächtig, beſonders wenn Mitternacht nahe iſt. Alle ſahen auf den langen Daniel, und dieſer war ganz weiß geworden, und wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirne. Still und ſcheu entfernten ſich die Gäſte. Wie wild und hart die Herzen ſein mögen, wenige werden ſein, welche nach einer ſolchen Geſchichte in einer heiligen Nacht, wenn ſie gegen Mitternacht nach Hauſe gehen ſollen, nicht ſchlottern um's Herz herum.

Als Alle fort waren, ſagte der lange Daniel zum Stallknecht: Du Joſeph, kann ich nicht bei dir ſchlafen, alleine darf ich wahrlich nicht. Ehedem hätte er nicht wahrlich geſagt, ſondern: der Teufel ſolle ihn nehmen. Der Stallknecht willigte von ganzem Herzen ein, denn ſehr unheimlich war es ihm um's Herz, ſeitdem er vernommen, daß der Teufel ſo nahe ſei und ſo handlich. Möglich, daß ihn auf dem Herzen geſtohlener Hafer ſchwer drückte, oder daß er dachte, der Teufel könnte ſich eigentlich an Mordioſtallknechte ſo gut machen als an Mordiofuhrleute. Ach, und der Dritte im Bunde wäre gerne unſer Schneiderlein geweſen, aber Joſeph, der Stallknecht, wies ihn barſch weiter. Für kein Geld hätte er in dieſer Nacht bei einem Schneider geſchlafen, von wegen deſſen Verwandtſchaft. Der arme Teufel mußte weiter, mußte Spießruthen laufen zwiſchen den langen langen Zäunen hindurch, wo jeder Zaunſtecken Hörner zu haben und der Teufel ſelbſt zu ſein ſchien.

Am folgenden Morgen war es längst Tag, als der Stallknecht und der lange Daniel sich zeigten, beide ungeheuer zahm und freundlich. Daniel weinte fast, daß er an einem heiligen Sonntag auf der Straße sein müsse, dieweil man ihn erwarte und er die Kundsame nicht verlieren dürfe. Aber er hoffe, das rechne der Teufel nicht ihm an, sondern den Herren, dieweil diese mehr Verstand haben sollten, und es ja heiße, daß die, welche den Verstand hätten und ihn nicht brauchten, mit doppelten Streichen gezüchtigt werden sollten. Doch ehe die Predigt aus sei und die Leute vom heiligen Abendmahl kämen, fahre er nicht, er sei kein Hund nicht und wisse jetzt, daß er eine Seele habe, so redete Daniel. Er bat den Stallknecht, die Rosse recht zu füttern, besser sei es für beide, wenn sie nicht Hafer auf das Gewissen lüden, solcher Hafer brenne heißer, als brennender Schwamm unter der Pferde Schwanz. Als er frühstückte, stellte er Butter und Käse bei Seite und meinte, bloßes Brot sei genug, mancher Vornehme habe es nicht besser, und Frau und Kinder wären oft froh, wenn sie nur Brot hätten.

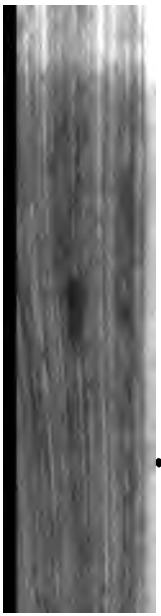
Mareili, das Stubenmädchen, machte erst ein spöttisch Gesicht und hatte allerlei Anzügliches in Bereitschaft für den zahmen, langen Daniel. Aber erst betete derselbe lange, daß ihm fast der Kaffe kalt wurde, darein durfte es der nicht reden, und als es nach geschlossenem Gebete Einiges fliegen lassen wollte, sagte der lange Daniel weichmüthig: O Mädchen, bedenke zu rechter Zeit, was zu deinem Friede dient. Heute ist's heilig für dich und mich, und lieber noch als alte Fuhrleute sind dem Teufel junge Mädchen, die holt er wohl nicht mit der Peitsche, aber mit Küssen und Flattiren. Da ward das Mädchen roth, verschluckte die Rede, und drehte rasch der Küche sich zu.

Als er glaubte, die heilige Handlung sei beendigt, zäumte Daniel auf, nahm den Rest des Brotes mit für seine mageren Rößlein, redete mit ihnen, so zärtlich, wie es einem

halbhundertjährigen Fuhrmann möglich ist, führte sie mit einer Sorgfalt an den Wagen als ob sie Prinzessinen wären, und zwar von den feinsten.

Hü, in Gottes Namen, sagte der lange Daniel, als er abfahren wollte, so leise und sanft, daß die Pferde es gar nicht verstunden, der Stallknecht nachhelfen mußte, aber auch lieblich und manierlich, daß Mareili fast das Lachen ankam und es doch nicht lachte, da es an den Teufel und das Flattiren und Küssen denken mußte.

Endlich fuhr Daniel ab, und fährt noch immer, und der Teufel drehte ihm den Hals nicht um, aber Daniel war auch kein Mordiofuhrmann mehr, respektirte das Vieh, dachte an Weib und Kinder, an seine Seele, an Gott, heiligte, was als heilig den Menschen gegeben ist. Darum hatte der Teufel keine Macht über ihn, und dabei wurden seine Rosse fetter, er kam alle Tage in bessern Verdienst und wurde ästimirter vor den Menschen. Mareili aber, als es den jungen Burschen, welcher die Geschichte erzählt hatte, heirathete, soll in den Ehekontrakt haben thun lassen, daß derselbe nie gegen ihn's den Teufel mache. Er stellte dagegen die Bedingung, daß Mareili Gott ehre, nie vergesse, daß zu Weihnachten auch den Stubenmädchen der Heiland geboren worden sei, dann habe es keinen Teufel zu fürchten, weder einen verkappten noch den wirklichen.



Die drei Brüder.

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

Die drei Brüder.

Die drei Brüder.

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

ſich ein, ſie ſeien von Zucker und zergingen alſobald, wenn ein Tropfen Regen auf ſie fiele."

Die Wirthin hatte ein ſcharfes Auge in die Weite, aber den Buchſtaben, geſchriebenen und gedruckten, frug ſie nicht viel nach. Wie ſie, die Hand über die Augen, hin gegen Lützelflüh ſchaute, rief ſie: „Dort über die Zäune ſehe ich einen Kopf kommen, mit einem Hut darauf, und etwas hält er vor dem Geſicht. Es iſt nur ein Kleiner, er reicht kaum über einen Zaunſtecken aus." — „Das wird juſt der Rechte ſein, wenn er ein Buch vor den Augen hat; ſo läuft zwiſchen Burgdorf und Sumiswald nur Einer; dafür iſt er aber auch g'ſtudirt, der Teufel zöge das Kürzere mit ihm. Wenn aber der kömmt, ſo kommen die Andern auch, der zieht ſie an wie Speck die Mäuſe. Geh' hinein, Frau, laß die Fiſche holen, mache zurecht in der obern Stube, wenn der einmal da iſt, ſo werden die Andern auch nicht mehr weit ſein." — Wie der Wirth ſagte, ſo geſchah es auch. Kaum war der Kleine aber Dicke da, hatte die Arme in der Seite ſich umgeſehen nach allen Seiten, ſo waren auch Andere da. Männer von allen Sorten, ſie waren nicht alle gleich dick, aber Hunger ſah man Keinem an, die Meiſten waren wohlgenährte Leute. Sie hatten verſchiedene Geſichter, aber Jedem ſah man an, daß er ſich nicht für den Dümmſten hielt, und die Meiſten waren ſo, daß auch Andere ſie für etwas mehr als dumm hielten. Eben ſo verſchieden waren die Kleider der Männer, aber alle waren gebürſtet und man ſah den Meiſten an, daß ſie behaglich darin waren. Wäre ein Fremder da geweſen, unmöglich wäre es ihm geweſen, zu errathen, was dieſe Leute vorſtellten; daß die Meiſten etwas zu bedeuten hätten, das hätte er bald gemerkt. Von Zweien hätte er vielleicht geglaubt es ſeien Gelehrte, ſie hatten Brillen auf der Naſe, hätte ſich aber doch geirrt. Noch weniger hätte er begriffen, warum ſie da zuſammen kämen, in dieſem einſamen Wirthshäuschen, wo der Wirth viel dicker iſt, als das

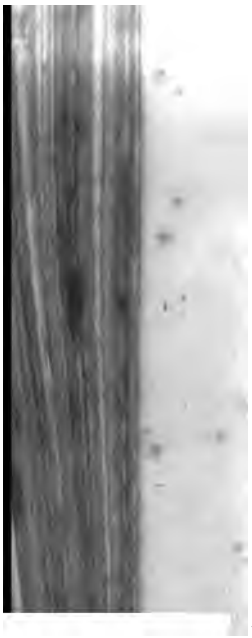
Haus groß, und die Zimmer viel enger als die Gäste breit; denn dieſe ſaßen um keinen Tiſch, frugen weder nach Tinte noch nach Federn, redeten nicht von Einem, ſondern von Allerlei, je nachdem Jedem der Schnabel gewachſen war. Keinem muß das Herz voll geweſen ſein, denn man merkte keins das überlief. Vielleicht ſind die Herzen heut zu Tage auch größer, ſo daß ſie nicht ſo ſchnell mehr überlaufen. Einer ſtand, der Andere ſaß, Einer zündete ſeine Pfeife an, und der Andere probirte ſchlechtes Extrait, machte ein Geſicht wie eine Katze wenn ein Hund ſie anblickt, ſtellte es ab ſtets ſo weit ſein Arm reichte, und zog dann ſchnell die Naſe zurück außer deſſen Bereich. Den breiten Männern ward es in der engen Stube, am leeren Tiſch unheimlich, wenn der Tiſch voll iſt, hat es in einer engen Stube ſchon Manchem gefallen einen ganzen Tag lang, der ohne Tiſch keine Viertelſtunde darin ausgehalten hätte. Aber wird es einem unheimlich in einem weiten Saale, wenn der Magen leer iſt und die Wirthin noch nicht fertig, ſo drückt einem die Luft noch viel beengender, ſo in einem Stübchen das urſprünglich ein Gaden war, und noch jetzt nicht viel mehr. Aus den Fenſtern war auch nicht viel zu ſehen, als vornen heraus eine ſchöne Fläche mit vielen Bäumen und Hägen, links ſah man gar nichts, denn auf dieſer Seite waren keine Fenſter im Stübchen. Aber wenn man ſcharf horchte, ſo hörte man die Grüne rauſchen, das wilde Sumiswalderkind aus dem Hornbachgraben hervor. Rechts hinaus ſah man ungefähr was vornen, Bäume und Häge durch üppige Felder, weiter hin einige Häuſer, und über alles tropfte immer ſichtbarlicher der Biſennebel und Niemanden gelüſtete in den tropfenden Nebel hinaus unter die grünen Bäume, die allenthalben naß ſind, wenn es regnet. Da ſagte auf einmal Einer, hinten aus ſei es am ſchönſten, wie man es ſonſt nicht vermuthe. Hinten aus komme nämlich ein Berg bis an die Grüne hervor, auf des Berges breitem Fuß ſtehe das Haus, der von da

als ſtarke Halde zur Grüne abfalle, zäh aus Nagelfluh erbaut. Dieſer Berg ſpringe gar merkwürdig, als ein Querarm des Hügelrückens, der von Affoltern bis Lützelflüh gehe, ins Thal hinein, und oben auf ſeiner Spitze, von welcher weg er ſich raſch zu Thale ſenke, ſei vor Zeiten ein altes Schloß geſtanden, eine eigentliche Wartburg, oder eine Burg ins Land, noch ſehe man den geweſenen Burggraben, und den um die Spitze gewundenen Schloßberg. „Wie wäre es," meinte er „wenn man da hinauf ginge, unterdeſſen würde die Wirthin fertig, der Tiſch würde gedeckt, ohne daß dabei einem die Füſſe abgetrappet und Meſſer und Gabel ins Geſicht geſtoßen würden, man kriege obendrein noch beſſern Appetit, brauche das kannibaliſche Extrait nicht mehr zu riechen, und unter den großen Tannen und Buchen ſei man vor dem naſſen Nebel ſo ziemlich ſicher. Das Ding war eigentlich den Wenigſten ſo ganz recht. Weil man aber nichts beßres wußte, und doch nicht gerne ſeine Faulheit ſo unverblümt an's Tageslicht ſtellte, ſo ließ man ſich vom Antragſteller fortreißen und begann ſchwerfällig, äußerlich mit guter Miene zum böſen Spiel, und innerlich mit dem ſehnlichen Wunſch, wenn man nur ſchon wieder unten wäre, den ziemlich ſteilen Berg anzuklimmen. Das Ding war jedoch ſchöner als man dachte. Gefährlich war die Bahn nicht, aber durch viele Tannennadeln und Buchlaub ſehr glatt, ſo daß die Füße immer ausgleiten wollten. Der Ausgleitende riskirte nun freilich nicht den Hals, kaum Arm und Bein, aber doch Pfeife, Hoſen und den Spott der Gefährten. Keiner fiel indeſſen, Allen ſah man die frühe Uebung an zu klettern und zu ſteigen, wie es Schweizern ziemt, aber Keiner konnte eine gewiſſe Unbehülflichkeit verbergen, die ſo gerne ſich einſtellt, wenn rund die Bäuche, breit die Rücken werden. Viel länger als man dachte dauerte das Aufſteigen, der trotzige Vorſprung war höher als er ſchien, und die Stillſtände wurden länger als in früherer Zeit, und wer nicht

gerne eingeſtund, daß ſein Athem noch nicht im rechten Schwung ſei, begann Betrachtungen anzuſtellen, bald über den Waldwuchs, bald über die ſichtbar werdenden Vertiefungen, bald über ſeine ungebehrdige Pfeife; alles je nach der Richtung ſeines Geiſtes oder dem Reichthum ſeiner Gedanken.

Endlich konnte man nicht weiter und ward plötzlich inne, daß man oben ſei, auf einem kahlen Scheitel mit ſchönen Buchen umkränzt, ein altes Haupt von jungen Locken umwallt, zog tief herauf den Athem und hob die Augen; da verſtummte Jeder überraſcht. Umgekehrt giengs auf dem unbekannten Gipfel den Beſuchern, wie es Andern ergeht an hochberühmten Orten. An hochberühmten Orten hat gar Mancher nichts geſehen als ordinäres, und hat Mühe gehabt, zu glauben, daß er an dem hochberühmten Orte ſtehe, welches als Wunder der Natur von hochberühmten Federn beſchrieben worden. Wie Vielen iſt es zum Beiſpiel ſo gegangen auf Rügen, am berühmten Hertha See, als ſie ein kleines Seechen fanden, ungefähr wie unſer Seeberg-See, und das Seechen ohne bedeutſame Umgebungen, mit jungen Buchen eingefaßt, ſo daß das Seechen nur dann ſchaurig ward, wenn es überall auf Erden ſchaurig wird, wenn nämlich der Himmel ſchaurig wird und ſeine ſchwarze Maske vornimmt, und wem iſt's nicht ſo gegangen auf der Hertha-Burg, dicht am See, wenn er in zehn Sprüngen oben war, mitten in jungen Buchen, und nichts ſah als junge Buchen, und durch die Buchen etwas Waſſer zu ſeinen Füßen? Freilich, einem Berliner muß es auf dieſem Hügelchen anders zu Muthe ſein als einem Schweizer, und wer Berlin geſehen hat, dem muß es begreiflich vorkommen, wie ein Berliner auf der Hertha-Burg ausrufen kann: „Juter Jott, ein Berg faſt wie mein Haus! Ach Clorinde, welch' herrliche Bergluft!"

Da oben wars anders, da oben waren auch Buchen, aber hinter ihnen waren noch andere Dinge als andere Buchen und etwas Waſſer. Gerade vor ſich ſah man ein hohes



Die drei Brüder.

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

Die drei Brüder.

Erzählung

von

Jeremias Gotthelf.

ſich ein, ſie ſeien von Zucker und zergingen alſobald, wenn ein Tropfen Regen auf ſie fiele."

Die Wirthin hatte ein ſcharfes Auge in die Weite, aber den Buchſtaben, geſchriebenen und gedruckten, frug ſie nicht viel nach. Wie ſie, die Hand über die Augen, hin gegen Lützelflüh ſchaute, rief ſie: „Dort über die Zäune ſehe ich einen Kopf kommen, mit einem Hut darauf, und etwas hält er vor dem Geſicht. Es iſt nur ein Kleiner, er reicht kaum über einen Zaunſtecken aus." — „Das wird juſt der Rechte ſein, wenn er ein Buch vor den Augen hat; ſo läuft zwiſchen Burgdorf und Sumiswald nur Einer; dafür iſt er aber auch g'ſtudirt, der Teufel zöge das Kürzere mit ihm. Wenn aber der kömmt, ſo kommen die Andern auch, der zieht ſie an wie Speck die Mäuſe. Geh' hinein, Frau, laß die Fiſche holen, mache zurecht in der obern Stube, wenn der einmal da iſt, ſo werden die Andern auch nicht mehr weit ſein." — Wie der Wirth ſagte, ſo geſchah es auch. Kaum war der Kleine aber Dicke da, hatte die Arme in der Seite ſich umgeſehen nach allen Seiten, ſo waren auch Andere da. Männer von allen Sorten, ſie waren nicht alle gleich dick, aber Hunger ſah man Keinem an, die Meiſten waren wohlgenährte Leute. Sie hatten verſchiedene Geſichter, aber Jedem ſah man an, daß er ſich nicht für den Dümmſten hielt, und die Meiſten waren ſo, daß auch Andere ſie für etwas mehr als dumm hielten. Eben ſo verſchieden waren die Kleider der Männer, aber alle waren gebürſtet und man ſah den Meiſten an, daß ſie behaglich darin waren. Wäre ein Fremder da geweſen, unmöglich wäre es ihm geweſen, zu errathen, was dieſe Leute vorſtellten; daß die Meiſten etwas zu bedeuten hätten, das hätte er bald gemerkt. Von Zweien hätte er vielleicht geglaubt es ſeien Gelehrte, ſie hatten Brillen auf der Naſe, hätte ſich aber doch geirrt. Noch weniger hätte er begriffen, warum ſie da zuſammen kämen, in dieſem einſamen Wirthshäuschen, wo der Wirth viel dicker iſt, als das

Haus groß, und die Zimmer viel enger als die Gäste breit; denn dieſe ſaßen um keinen Tiſch, frugen Jeder nach Tinte noch nach Federn, redeten nicht von Einem, ſondern von Allerlei, je nachdem Jedem der Schnabel gewachſen war. Keinem muß das Herz voll geweſen ſein, denn man merkte keins das überlief. Vielleicht ſind die Herzen heut zu Tage auch größer, ſo daß ſie nicht ſo ſchnell mehr überlaufen. Einer ſtand, der Andere ſaß, Einer zündete ſeine Pfeife an, und der Andere probirte ſchlechtes Extrait, machte ein Geſicht wie eine Katze wenn ein Hund ſie anblickt, ſtellte es ab ſtets ſo weit ſein Arm reichte, und zog dann ſchnell die Naſe zurück außer deſſen Bereich. Den breiten Männern ward es in der engen Stube, am leeren Tiſch unheimlich, wenn der Tiſch voll iſt, hat es in einer engen Stube ſchon Manchem gefallen einen ganzen Tag lang, der ohne Tiſch keine Viertelſtunde darin ausgehalten hätte. Aber wird es einem unheimlich in einem weiten Saale, wenn der Magen leer iſt und die Wirthin noch nicht fertig, ſo drückt einem die Luft noch viel beengender, ſo in einem Stübchen das urſprünglich ein Gaden war, und noch jetzt nicht viel mehr. Aus den Fenſtern war auch nicht viel zu ſehen, als vornen heraus eine ſchöne Fläche mit vielen Bäumen und Hägen, links ſah man gar nichts, denn auf dieſer Seite waren keine Fenſter im Stübchen. Aber wenn man ſcharf horchte, ſo hörte man die Grüne rauſchen, das wilde Sumiswalderkind aus dem Hornbachgraben hervor. Rechts hinaus ſah man ungefähr was vornen, Bäume und Häge durch üppige Felder, weiter hin einige Häuſer, und über alles tropfte immer ſichtbarlicher der Biſennebel und Niemanden gelüſtete in den tropfenden Nebel hinaus unter die grünen Bäume, die allenthalben naß ſind, wenn es regnet. Da ſagte auf einmal Einer, hinten aus ſei es am ſchönſten, wie man es ſonſt nicht vermuthe. Hinten aus komme nämlich ein Berg bis an die Grüne hervor, auf des Berges breitem Fuß ſtehe das Haus, der von da

als ſtarke Halde zur Grüne abfalle, zäh aus Nagelfluh erbaut. Dieſer Berg ſpringe gar merkwürdig, als ein Querarm des Hügelrückens, der von Affoltern bis Lützelflüh gehe, ins Thal hinein, und oben auf ſeiner Spitze, von welcher weg er ſich raſch zu Thale ſenke, ſei vor Zeiten ein altes Schloß geſtanden, eine eigentliche Wartburg, oder eine Burg ins Land, noch ſehe man den geweſenen Burggraben, und den um die Spitze gewundenen Schloßberg. „Wie wäre es,“ meinte er „wenn man da hinauf ginge, unterdeſſen würde die Wirthin fertig, der Tiſch würde gedeckt, ohne daß dabei einem die Füſſe abgetrappet und Meſſer und Gabel ins Geſicht geſtoßen würden, man kriege obendrein noch beſſern Appetit, brauche das kannibaliſche Extrait nicht mehr zu riechen, und unter den großen Tannen und Buchen ſei man vor dem naſſen Nebel ſo ziemlich ſicher. Das Ding war eigentlich den Wenigſten ſo ganz recht. Weil man aber nichts beßres wußte, und doch nicht gerne ſeine Faulheit ſo unverblümt an's Tageslicht ſtellte, ſo ließ man ſich vom Antragſteller fortreißen und begann ſchwerfällig, äußerlich mit guter Miene zum böſen Spiel, und innerlich mit dem ſehnlichen Wunſch, wenn man nur ſchon wieder unten wäre, den ziemlich ſteilen Berg anzuklimmen. Das Ding war jedoch ſchöner als man dachte. Gefährlich war die Bahn nicht, aber durch viele Tannennadeln und Buchlaub ſehr glatt, ſo daß die Füße immer ausgleiten wollten. Der Ausgleitende riskirte nun freilich nicht den Hals, kaum Arm und Bein, aber doch Pfeife, Hoſen und den Spott der Gefährten. Keiner fiel indeſſen, Allen ſah man die frühe Uebung an zu klettern und zu ſteigen, wie es Schweizern ziemt, aber Keiner konnte eine gewiſſe Unbehülflichkeit verbergen, die ſo gerne ſich einſtellt, wenn rund die Bäuche, breit die Rücken werden. Viel länger als man dachte dauerte das Aufſteigen, der trotzige Vorſprung war höher als er ſchien, und die Stillſtände wurden länger als in früherer Zeit, und wer nicht

gerne eingeſtund, daß ſein Athem noch nicht im rechten Schwung ſei, begann Betrachtungen anzuſtellen, bald über den Waldwuchs, bald über die ſichtbar werdenden Vertiefungen, bald über ſeine ungebehrdige Pfeife; alles je nach der Richtung ſeines Geiſtes oder dem Reichthum ſeiner Gedanken.

Endlich konnte man nicht weiter und ward plötzlich inne, daß man oben ſei, auf einem kahlen Scheitel mit ſchönen Buchen umkränzt, ein altes Haupt von jungen Locken umwallt, zog tief herauf den Athem und hob die Augen; da verſtummte Jeder überraſcht. Umgekehrt giengs auf dem unbekannten Gipfel den Beſuchern, wie es Andern ergeht an hochberühmten Orten. An hochberühmten Orten hat gar Mancher nichts geſehen als ordinäres, und hat Mühe gehabt, zu glauben, daß er an dem hochberühmten Orte ſtehe, welches als Wunder der Natur von hochberühmten Federn beſchrieben worden. Wie Vielen iſt es zum Beiſpiel ſo gegangen auf Rügen, am berühmten Hertha See, als ſie ein kleines Seechen fanden, ungefähr wie unſer Seeberg-See, und das Seechen ohne bedeutſame Umgebungen, mit jungen Buchen eingefaßt, ſo daß das Seechen nur dann ſchaurig ward, wenn es überall auf Erden ſchaurig wird, wenn nämlich der Himmel ſchaurig wird und ſeine ſchwarze Maske vornimmt, und wem iſt's nicht ſo gegangen auf der Hertha-Burg, dicht am See, wenn er in zehn Sprüngen oben war, mitten in jungen Buchen, und nichts ſah als junge Buchen, und durch die Buchen etwas Waſſer zu ſeinen Füßen? Freilich, einem Berliner muß es auf dieſem Hügelchen anders zu Muthe ſein als einem Schweizer, und wer Berlin geſehen hat, dem muß es begreiflich vorkommen, wie ein Berliner auf der Hertha-Burg ausrufen kann: „Juter Jott, ein Berg faſt wie mein Haus! Ach Clorinde, welch' herrliche Bergluft!"

Da oben wars anders, da oben waren auch Buchen, aber hinter ihnen waren noch andere Dinge als andere Buchen und etwas Waſſer. Gerade vor ſich ſah man ein hohes

stolzes Schloß, das aber war das Unbedeutendste, denn man sah hinter demselben rund um, auf und über eine Menge Berge. Rechts über alle Höhen bis gen Bern; links über die Höhen gegen Aarberg hinaus, gegen das Aargau hinab, sah gegen die Höhen, die Bern und Luzern von einander scheiden, so sah man auch in manches Thal hinein, sah die Mündung der Thäler von Langnau und Walkringen, sah was von Burgdorf her über Lützelflüh herauf kam, sah aus dem Türgraben, aus dem Hornbach, aus dem Grieſbach hervor sich wagte, überſah da eine Verbindung von Thälern und Höhen, die auch dem Unkundigsten das Gefühl erzeugte, daß das ein Ort sei, dessen Bedeutsamkeit man ihm gar nicht angesehen hätte.

Da sieht man weit hin ins Emmenthal, sagte hier Einer und dort Einer, was war wohl hier, ein Anderer und endlich kams Einem in den Sinn zu fragen, *wie man* dem Berg auch sage. Das wird Manchen, besonders Solche, die mehr auf Namen und Titeln halten als auf Sachen und Menschen oder Büchern, lächern, daß diese Frage erst jetzt kam, war aber doch nicht halb so lächerlich. Münneberg sagt man ihm, antwortete Einer, das wird wohl eigentlich Münchenberg heißen sollen, bemerkte ein Anderer, sei ja dort drüben der Pfaffenboden, und wo ein Pfaffenboden sei, werde ein Münchenberg nicht weit sein. — Einer aber, alter Reden und Schriften wohl kundig, sagte, er zweifle an dieser Auslegung. Auf keinem alten Pergament stehe etwas von einem Schloß, das hier gestanden, oder gar von einem Kloster. Er glaube Münneberg solle eigentlich heißen Mühleberg und dieser Name stimme vollkommen mit einer alten Sage überein, die noch oft von alten Leuten erzählt werde, wenn keine jungen dabei seien, welche über solche Dinge spotten. Und schnell frugen Zwei, was das für eine Sage wäre; und als er anfing: „Vor ungefähr 1800 Jahren," da fuhren schnell Drei mit der Meinung dazwischen, daß der Regen

ſtärker, die Wirthin wohl fertig ſein werde, und daß, was vor 1800 Jahren bis jetzt vorgegangen am beſten im warmen Stübchen und wenn der Magen gefüttert ſei, ſich anhören laſſe, beſonders wenn man ſich von Zeit zu Zeit mit einem Schluck 34ger die Andacht ſtärken könne. —

Als dieſe Meinung abgegeben worden, blieb keine Zeit ſie in's Mehr zu ſetzen gegen die Andern, denn, als ob ſie eine Peitſche ſei mit der man jage, oder ein gebratener Haſe mit dem man locke, gab ſie die Beine in Gang, und hatte im Hui die Leute wieder zum Wirthshaus gebracht.

Es war auch Zeit, denn nun nebelte es nicht mehr, ſondern regnete handlich. Droben im Stübchen war der Tiſch gedeckt; eine Suppe dampfte darauf, mit Schnittlauch dicht überſtreut, und mit Brot geſegnet, daß man von der Fleiſchbrühe, die daran ſein ſollte, kaum etwas vermerkte; doch ſetzte man ſich ſchnell um ſie, und zwar ohne Komplimente, die Leute hielten ſich Alle für gleich vornehm und keinen Platz für oben, keinen für unten, was wieder einen Fremden ſehr verwundert hätte. Die Suppe war ein ſtrenges Eſſen, beſonders für den, der ſeinen Mund nicht gerne mit Eſſen verbrennt, als aber die Fiſche kamen, da vergaß man die Suppe und das Herz im Leibe lachte Allen, ſie mochten eins haben wie ſie wollten, ein altes oder ein junges, ein hartes oder ein zartes. Das waren Fiſche! jeder eine ſtarke Mannshand hoch und waren dazu Goldforellen mit dem ſchönen roſenfarbenen Fleiſche, das ſchmeckt wie Haſelnüſſe und ſo ſelten wird, daß die Herren in der Stadt es um gut Geld nicht mehr kriegen, dazu waren nicht die Fiſche abgezählt, ſo daß höchſtens ein Komplimentsfiſch übrig lag in der Schüſſel, ſondern für Jeden waren zwei gezählt, und Jeder mußte auch ſeine zwei eſſen, es thats die Wirthin nicht anders; da kam Manchen noch ein ſtarkes Schnaufen an, als fähr' er den Berg auf, und Keiner war, der, als er mit ſeinen zweien fertig war, nicht ſagte: So habe ich lange nicht Fiſche ge-

gessen, aber Gottlob und Dank, daß ich nicht hinter einen dritten muß! Wenn man schon mit Jäger die Fische aufschwimmen ließ, auf daß sie nicht schwer im Magen lägen, so war man doch froh, daß einstweilen man nicht mit fernerem Essen geplagt wurde, sondern die Gerichte aufgetragen wurden, wie an einer Kindbetti, wo erst ein Neues kömmt, wenn das Frühere nicht nur gegessen, sondern auch verdaut ist. Da sagte Einer: „Nun wäre gut hören die Sage vom Münneberg!" Dieser Meinung waren Alle, der Angesprochene sagte zwar, mit zwei Fischen im Leibe wollte er lieber hören als erzählen, indessen begann er dennoch also: „Vor 1800 Jahren fast waren die Helvetier unter der Oberherrschaft der Römer, wurden aber von diesen hoch geachtet, um ihrer berühmten Tapferkeit willen, und von ihnen mit gar manchem Vorrecht beschenkt, das andere Völker nicht erhielten. So hatten sie eigene Vorsteher und Ausgeschossene aus allen *Gauen, kamen* zur Berathung aller gemeinsamen Angelegenheiten zusammen, gerade wie jetzt die Tagsatzung, ja sie hatten sogar ein Castell gegen die Alemannen zu, der Schlüssel des Landes, mit eigenen Leuten besetzt. Sie waren stolz auf den alten Ruf ihrer Tapferkeit, aber daß ein alter Ruf zum morschen Schilde wird, wenn die Kraft nicht bewahrt wird und gepflegt, die ihn erworben, bedachten sie so wenig als nach 1800 Jahren ihre Enkel.

Damals war das Land fruchtbarer, bewohnter als einige Jahrhunderte später. Die Römer liebten und ehrten es, ließen sehr häufig da sich nieder. Sie durchzogen es mit Straßen, sie kannten seine militärische Bedeutsamkeit. Das im heißen Afrika, im üppigen Asien erworbene Geld, verzehrten sie gerne in unerhörtem Aufwande im kühlen Helvetien, und erholten sich in dessen starker Luft vom Sonnenbrande des heißen Afrika. Ihre Lustbarkeiten, ihre Lebensweise trugen sie allenthalben mit sich, gaben kostbare Mahlzeiten, und die herrlichen Bergforellen spielten dabei nicht die geringste Rolle;

bauten herrliche Amphitheater und die rauschende Aare umströmte die Mauern, die Berge faßten in weiten Kreisen sie ein. Das Amphitheater in Vindoniſſa faßte 12000 Menſchen und dort war doch nicht die Hauptſtadt. Die Helvetier zogen damals von den Römern, wie die jetzigen Schweizer von den Fremden ihren Lebensunterhalt, wie jedes einfache Volk von der Narrheit des üppigen Theils der Menſchheit lebt. Aber nicht nur im Lande beuteten ſie reiche Thorheit aus, ſondern den Bienen gleich, ſammelten ſie auch Honig außerhalb ihrer Marken und ſchleppten ihn hinein in ihre Hütten. Schon damals giengen Tannen von Helvetien den Rhein hinab, bis hinunter in's Weltmeer, und der Käs war berühmt, ſo weit die Römer kamen, und das war damals die ganze bekannte Welt. Darum waren damals viele blühende Dörfer und viele große Städte in Helvetien, von denen man nur die allergrößten dem Namen nach kennt, wo die Römer ihre Hauptniederlaſſungen hatten, das iſt: Wiflisburg, Windiſch und Baſelaugſt. Da neben findet man an gar vielen Orten, von denen man nicht wußte, daß die Römer dort gehaust, römiſche Alterthümer, und an vielen Orten, wo der Sage nach Römer geweſen ſein ſollen, hat man noch keine Alterthümer gefunden. So verhält es ſich mit Sumiswald.

Sumiswald war wahrſcheinlich urſprünglich einer der Verbindungspunkte, welche die Römer im Lande beſetzt hielten, damit ihnen allenthalben der Zugang offen ſei und die verſchiedenen Lager einander ſchnell die Hand bieten könnten. Sumiswald vermittelte wahrſcheinlich die Verbindung zwiſchen den weſtlichen Landen und Luzern und war der bedeutendſte Ort in dem Thale, welches dem großen Aarenthale parallel läuft, deſſen eine Arm bei Langenthal ins Hauptthal ſich mündet, während der andere bei Surſee an das Thal ſtößt, welches Luzern mit dem Aargau verbindet, deſſen Schlüſſel Zofingen iſt. Sobald auf der Hochebene Römer ſich anſetzten und durch den ſonſt ſo wilden Theil Helvetiens die üblichen

tendem ſchönen Wetter kaum mehr an Regen zu glauben vermag; den Tigerſinn einiger Kaiſer und die Unruhen Roms fühlte man in Helvetien nicht. —

In Helvetien hatte man nur den kleinen Bruderzwiſt, erſt wer Kühe und Käſe am beſten verkaufen, dann wer am meiſten Geld ſammeln, und endlich, wer am höchſten es in Anſehen bringen, an den helvetiſchen Tagen ſeinen Gau oder ſeine Berge vertreten und reden, oder wenigſtens ſtimmen könne zu der Vertheilung der allgemeinen Laſten und des Landes Gedeihen. Wenn ſchon dabei nicht viel heraus kam, und Mancher an dieſen Tagen nur zeigte, daß er einen Sitz hätte, von ſeinem Mund aber nichts hören ließ, ſo war es doch eine große Ehre da zu ſitzen und gab zu Hauſe dann mehr zu reden.

Nun waren damals in Sumiswald drei Brüder, ſie waren die berühmteſten weit herum in den Bergen. Sie beſaßen die ſchönſten Alpen, die prächtigſten Sennthümer, ihre Käſe hatten den meiſten Ruf, und wenn ſie damit in Aventicum oder in Vindoniſſa erſchienen, ſo waren ſie von Käufern umringt, und wem ſie verkauften, hielt es für eine Gunſt.

In Sumiswald winterten ſie, im Sommer lebten ſie auf den Bergen, und wo ſie an einem Schwinget erſchienen, da wußte man wer Sieger war. Ihre Kraft war weit bekannt. Wenn der wildeſte Stier auf ſie einrannte, ſo faßten ſie ihn kaltblütig bei den Hörnern, und warfen mit einem Ruck ihn auf den Rücken, ſie hielten mit einer Hand den davon rennenden Stier am Schwanze feſt, daß er ſteden bleiben mußte wie eingewurzelt. Den Speer, den auf hundert Schritte einer der Brüder in eine Tanne warf, zog nur einer der Brüder wieder heraus. Sie waren aber ſtolz dazu und aufbegehriſch wie es die Helvetier ſchon damals nicht gerne von einander ertrugen, auch kleideten ſie ſich hoffährtiger als Andere, und oft auf römiſche Weiſe, daher waren ſie wohl gefürchtet aber nicht beliebt. Sie achteten aber das wenig,

sie meinten, wer Kraft und Macht hätte wie sie, brauche nach Liebe wenig zu fragen. Eben so stolz waren ihre Knechte, da war kaum ein Senn, der nicht über ihren Uebermuth zu klagen hatte, aber wegen der Brüder Macht konnte er sich nicht rächen, konnte bloß die Unbill sich hinters Ohr schreiben, zur Abrechnung in gelegenen Zeiten. Nur einer der Brüder hatte Kinder und zwar nur eines, ein wunderschönes Töchterlein, das nach und nach eine so recht herrliche helvetische Jungfrau ward.

Es war als ob die Sonne aufgienge über die Berge, wenn sie an einem Schwinget erschien, und wenn sie in die Reigen sich mischte, so war es als ob die Königin der Feen tanze mit ihren untergebenen Geistern. — Sie war auch gewaltig stolz und der Jünglinge keiner hatte noch einen freundlichen Blick erhalten, die andern Mädchen rühmten sie nicht, sondern schalten sie hochmüthig und herrisch, aber die Armen rühmten sie und auf ihren Weiden lief ihr jede Kuh nach, und wie ein langer Schweif zogen oft die Sennenkinder hinter ihr drein, pflückten ihr Blumen, spielten mit ihrem goldenen Haare und harrten geduldig, bis sie sich umwandte und die Liebeszeichen mit ihnen tauschte. Wo sie Jemand krank wußte, eine Sennenfrau, eine Kuh, ein Lämmlein, da pflegte und wachte sie, der niedrigsten Magd gleich, in holdseliger Demuth und in Mitleid, und auf dem Heimweg kämpfte sie mit Wolf oder Bär, dem Kühnsten gleich.

Nun geschah, daß der, welcher die Gegend oder den Gau an der Tagsatzung vertrat, starb. Es war ein alter Held gewesen, berühmt durch Rath und That, aber reich war er nicht, daher war er den Reichen schon lange ein Dorn im Auge gewesen, denn schon damals glaubte man, der Reichthum gebe das Recht zu allem und Ansprüche an die höchste Ehre. Sein größter Reichthum war sein Sohn, der früher unter den Römern seinen Muth, der nicht auflodern konnte in seinem Lande, gekühlt, die letzte Zeit aber

stolzes Schloß, das aber war das Unbedeutendste, denn man sah hinter demselben rund um, auf und über eine Menge Berge. Rechts über alle Höhen bis gen Bern; links über die Höhen gegen Affoltern hinaus, gegen das Aargau hinab, sah gegen die Höhen, die Bern und Luzern von einander scheiden, so sah man auch in manches Thal hinein, sah die Mündung der Thäler von Langnau und Walkringen, sah was von Burgdorf her über Lützelflüh herauf kam, sah was aus dem Dürgraben, aus dem Hornbach, aus dem Grießbach hervor sich wagte, übersah da eine Verbindung von Thälern und Höhen, die auch dem Unkundigsten das Gefühl erzeugte, daß das ein Ort sei, dessen Bedeutsamkeit man ihm gar nicht angesehen hätte.

Da sieht man weit hin ins Emmenthal, sagte hier Einer und dort Einer, was war wohl hier, ein Anderer und endlich kams Einem in den Sinn zu fragen, *wie man* dem Berg auch sage. Das wird Manchen, besonders Solche, die mehr auf Namen und Titeln halten als auf Sachen und Menschen oder Büchern, lächern, daß diese Frage erst jetzt kam, war aber doch nicht halb so lächerlich. Münneberg sagt man ihm, antwortete Einer, das wird wohl eigentlich Münchenberg heißen sollen, bemerkte ein Anderer, sei ja dort drüben der Pfaffenboden, und wo ein Pfaffenboden sei, werde ein Münchenberg nicht weit sein. — Einer aber, alter Reden und Schriften wohl kundig, sagte, er zweifle an dieser Auslegung. Auf keinem alten Pergament stehe etwas von einem Schloß, das hier gestanden, oder gar von einem Kloster. Er glaube Münneberg solle eigentlich heißen Mühleberg und dieser Name stimme vollkommen mit einer alten Sage überein, die noch oft von alten Leuten erzählt werde, wenn keine jungen dabei seien, welche über solche Dinge spotten. Und schnell frugen Zwei, was das für eine Sage wäre; und als er anfing: „Vor ungefähr 1800 Jahren," da fuhren schnell Drei mit der Meinung dazwischen, daß der Regen

ſtärker, die Wirthin wohl fertig ſein werde, und daß, was vor 1800 Jahren bis jetzt vorgegangen am beſten im warmen Stübchen und wenn der Magen gefüttert ſei, ſich anhören laſſe, beſonders wenn man ſich von Zeit zu Zeit mit einem Schluck 34ger die Andacht ſtärken könne. —

Als dieſe Meinung abgegeben worden, blieb keine Zeit ſie in's Mehr zu ſetzen gegen die Andern, denn, als ob ſie eine Peitſche ſei mit der man jage, oder ein gebratener Haſe mit dem man locke, gab ſie die Beine in Gang, und hatte im Hui die Leute wieder zum Wirthshaus gebracht.

Es war auch Zeit, denn nun nebelte es nicht mehr, ſondern regnete handlich. Droben im Stübchen war der Tiſch gedeckt; eine Suppe dampfte darauf, mit Schnittlauch dicht überſtreut, und mit Brot geſegnet, daß man von der Fleiſchbrühe, die daran ſein ſollte, kaum etwas vermerkte; doch ſetzte man ſich ſchnell um ſie, und zwar ohne Komplimente, die Leute hielten ſich Alle für gleich vornehm und keinen Platz für oben, keinen für unten, was wieder einen Fremden ſehr verwundert hätte. Die Suppe war ein ſtrenges Eſſen, beſonders für den, der ſeinen Mund nicht gerne mit Eſſen verbrennt, als aber die Fiſche kamen, da vergaß man die Suppe und das Herz im Leibe lachte Allen, ſie mochten eins haben wie ſie wollten, ein altes oder ein junges, ein hartes oder ein zartes. Das waren Fiſche! jeder eine ſtarke Mannshand hoch und waren dazu Goldforellen mit dem ſchönen roſenfarbenen Fleiſche, das ſchmeckt wie Haſelnüſſe und ſo ſelten wird, daß die Herren in der Stadt es um gut Geld nicht mehr kriegen, dazu waren nicht die Fiſche abgezählt, ſo daß höchſtens ein Komplimentsfiſch übrig lag in der Schüſſel, ſondern für Jeden waren zwei gezählt, und Jeder mußte auch ſeine zwei eſſen, es thats die Wirthin nicht anders; da kam Manchen noch ein ſtarkes Schnaufen an, als fähr' er den Berg auf, und Keiner war, der, als er mit ſeinen zweien fertig war, nicht ſagte: So habe ich lange nicht Fiſche ge-

gessen, aber Gottlob und Dank, daß ich nicht hinter einen dritten muß! Wenn man schon mit Jäger die Fische aufschwimmen ließ, auf daß sie nicht schwer im Magen lägen, so war man doch froh, daß einstweilen man nicht mit ferneren Essen geplagt wurde, sondern die Gerichte aufgetragen wurden, wie an einer Kindbetti, wo erst ein Neues kömmt, wenn das Frühere nicht nur gegessen, sondern auch verdaut ist. Da sagte Einer: „Nun wäre gut hören die Sage vom Münneberg!" Dieser Meinung waren Alle, der Angesprochene sagte zwar, mit zwei Fischen im Leibe wollte er lieber hören als erzählen, indessen begann er dennoch also: „Vor 1800 Jahren fast waren die Helvetier unter der Oberherrschaft der Römer, wurden aber von diesen hoch geachtet, um ihrer berühmten Tapferkeit willen, und von ihnen mit gar manchem Vorrecht beschenkt, das andere Völker nicht erhielten. So hatten sie eigene Vorsteher und Ausgeschossene aus allen *Gauen, kamen* zur Berathung aller gemeinsamen Angelegenheiten zusammen, gerade wie jetzt die Tagsatzung, ja sie hatten sogar ein Castell gegen die Alemannen zu, der Schlüssel des Landes, mit eigenen Leuten besetzt. Sie waren stolz auf den alten Ruf ihrer Tapferkeit, aber daß ein alter Ruf zum morschen Schilde wird, wenn die Kraft nicht bewahrt wird und gepflegt, die ihn erworben, bedachten sie so wenig als nach 1800 Jahren ihre Enkel.

Damals war das Land fruchtbarer, bewohnter als einige Jahrhunderte später. Die Römer liebten und ehrten es, ließen sehr häufig da sich nieder. Sie durchzogen es mit Straßen, sie kannten seine militärische Bedeutsamkeit. Das im heißen Afrika, im üppigen Asien erworbene Geld, verzehrten sie gerne in unerhörtem Aufwande im kühlen Helvetien, und erholten sich in dessen starker Luft vom Sonnenbrande des heißen Afrika. Ihre Lustbarkeiten, ihre Lebensweise trugen sie allenthalben mit sich, gaben kostbare Mahlzeiten, und die herrlichen Bergforellen spielten dabei nicht die geringste Rolle;

iten herrliche Amphitheater und die rauſchende Aare um-
mte die Mauern, die Berge faßten in weiten Kreiſen ſie
Das Amphitheater in Vindoniſſa faßte 12000 Menſchen
) dort war doch nicht die Hauptſtadt. Die Helvetier zogen
ials von den Römern, wie die jetzigen Schweizer von den
mden ihren Lebensunterhalt, wie jedes einfache Volk von der
rheit des üppigen Theils der Menſchheit lebt. Aber nicht
im Lande heuteten ſie reiche Thorheit aus, ſondern den Bie-
gleich, ſammelten ſie auch Honig außerhalb ihrer Marken
ſchleppten ihn hinein in ihre Hütten. Schon damals giengen
inen von Helvetien den Rhein hinab, bis hinunter in's Welt-
r, und der Käs war berühmt, ſo weit die Römer kamen, und
war damals die ganze bekannte Welt. Darum waren
ials viele blühende Dörfer und viele große Städte in
vetien, von denen man nur die allergrößten dem Namen
) kennt, wo die Römer ihre Hauptniederlaſſungen hatten,
iſt: Wiflisburg, Windiſch und Baſelaugſt. Da neben
et man an gar vielen Orten, von denen man nicht wußte,
die Römer dort gehaust, römiſche Alterthümer, und an
en Orten, wo der Sage nach Römer geweſen ſein ſollen,
man noch keine Alterthümer gefunden. So verhält es
mit Sumiswald.

Sumiswald war wahrſcheinlich urſprünglich einer der
bindungspunkte, welche die Römer im Lande beſetzt hielten,
it ihnen allenthalben der Zugang offen ſei und die ver-
denen Lager einander ſchnell die Hand bieten könnten.
niswald vermittelte wahrſcheinlich die Verbindung zwiſchen
weſtlichen Landen und Luzern und war der bedeutendſte
in dem Thale, welches dem großen Aarenthale parallel
t, deſſen eine Arm bei Langenthal ins Hauptthal ſich
det, während der andere bei Surſee an das Thal ſtößt,
)es Luzern mit dem Aargau verbindet, deſſen Schlüſſel
ngen iſt. Sobald auf der Hochebene Römer ſich anſetzten
durch den ſonſt ſo wilden Theil Helvetiens die üblichen

Verbindungswege von einer Station zur andern liefen, so war es ganz natürlich, daß die, welche von den Römern und ihren Straßen Nutzen zu ziehen wußten, in ihrer Nähe sich niederließen. So bildete sich von selbst hier eine bedeutende Niederlassung, es war der Stapelplatz der Alpen, wohin der Käse abgeliefert ward, der berühmte, der seinen Ruhm länger behalten hat, als die Producte von Sidon und Tyrus, von Carthago und Egypten. Auch mögen wohl schon damals die schlanken Tannen den Weg gefunden haben, den sie jetzt noch immer gehen, die wilde Emme ab, in die trotzige Aare, in den mächtigen Rhein, wo die Römer so Manches bauten, wozu sie das nothwendige zähe Holz im Innern des Landes nicht suchen durften. So ward hier ein stattlicher Handelsort um der Käse willen, und weil, wo Käse sind, gewöhnlich auch Kühe gefunden werden, so wurden hier auch oft dergleichen gesucht, für römischen und andern Bedarf, namentlich des großen Aventicums, wo mehr Acker- und Weinbau gepflegt wurde. Eine Art von Stadt dehnte sich daher gegen Osten bis über den Kirchstalden herab, der noch jetzt Vorstadt geheißen wird. Auf der Westseite füllte die Stadt, freilich nach damaliger Weise, wo die Häuserreihen nicht dicht geschlossen stunden, sondern durch Gärten und Grasplätze unterbrochen waren, den ganzen Boden, in welchem erst Grünen dann Führten liegen, bis gegen den Münneberg hin. Wie in den meisten Städten am Ende der Stadt die Mühlen liegen, so waren auch hier, am Fuße des Münnebergs, die Mühlen, während auf demselben, auf der Spitze auf der wir vorbin stunden, ein Wartthurm sich befand, der weit hin in die Thäler sah und mit andern Wartthürmen bis in's Aargau hinab in Verbindung stand, durch welche schnelle Nachricht von dem was in den Seitenthälern geschah, in die Hauptstationen gebracht wurde. Wahrscheinlich geschah dieß nicht durch Telegraphen, wie man jetzt die Dinge heißt, durch welche man Stundenweit einander deutet. Aber wie die

Römer allenthalben das was gut und dem Lande paſſend war, ſich aneigneten, ſo haben ſie wahrſcheinlich auch der germaniſchen Feuer ſich bedient, durch welche man in bergichtem Lande mit unglaublicher Schnelle das Nothwendige ſich verkünden kann. Bis vor der Revolution hatten wir dieſe Hochwachen. Jetzt da wir ausrüſten, bald nach preußiſcher Manier, bald nach franzöſiſcher, je nachdem unſere Kriegsgurgeln ein franzöſiſches oder ein preußiſches Reglement auswendig gelernt haben, haben wir keine Hochwachten mehr, weil ſie weder in Preußen noch in Frankreich Mode ſind. Statt deſſen haben wir drei Eilwagen, einer geht alle Tage nach Genf, einer alle Tage nach Baſel, einer alle Tage nach Zürich, die werden uns ſchnell genug aus dem Gwunder helfen, wenn etwas Wichtiges anrückt, das heißt, wenn man es dann für gut findet ſie ungehindert paſſiren zu laſſen. Die Warte auf dem Münneberg, welche, wie wir früher geſagt, die Mündungen ſo vieler Thäler überwachte, konnte über die Höhen bei Affoltern in wenig Minuten eine Nachricht bis nach Herzogenbuchſee, bis nach Aarburg ſenden, und über die Weggeſen in ebenſo weuig Minuten an die weſtlichen Seen, bis nach Aventicum. Da die Nachrichten in einem ſolchen Lande nicht diplomatiſche Noten waren, ſondern gar einfacher Natur, gewöhnlich nur ſagten: „Paßt auf, der Feind iſt da!“ oder: „Macht euch auf, wir wollen an den Feind!“ ſo konnte man mit Feuern, ſich gar gut verſtändigen.

Zu der Zeit von der ich reden will, hatten die Wachtfeuer lange nicht mehr gebrannt. Im Herzen der Provinzen war unter der ſtarken Römer Hut langer Friede, und an den nördlichen Grenzen Helvetiens ſchlug man ſich gegen die Alemannen, die unſtät und flüchtig, ihren Nachbaren unbehagliche Kunden waren. Es war im Lande Reichthum und Behaglichkeit und der Sinn der lange andauernde Zuſtände für unveränderlich zu nehmen beginnt, wie man bei anhal-

tendem schönen Wetter kaum mehr an Regen zu glauben vermag; den Tigersinn einiger Kaiser und die Unruhen Roms fühlte man in Helvetien nicht. —

In Helvetien hatte man nur den kleinen Bruderzwist, erst wer Kühe und Käse am besten verkaufen, dann wer am meisten Geld sammeln, und endlich, wer am höchsten es in Ansehen bringen, an den helvetischen Tagen seinen Gau oder seine Berge vertreten und reden, oder wenigstens stimmen könne zu der Vertheilung der allgemeinen Lasten und des Landes Gedeihen. Wenn schon dabei nicht viel heraus kam, und Mancher an diesen Tagen nur zeigte, daß er einen Sitz hätte, von seinem Mund aber nichts hören ließ, so war es doch eine große Ehre da zu sitzen und gab zu Hause desto mehr zu reden.

Nun waren damals in Sumiswald drei Brüder, sie waren die berühmtesten weit herum in den Bergen. Sie besaßen die schönsten Alpen, die prächtigsten Sennthümer, ihre Käse hatten den meisten Ruf, und wenn sie damit in Aventicum oder in Vindonissa erschienen, so waren sie von Käufern umringt, und wem sie verkauften, hielt es für eine Gunst.

In Sumiswald winterten sie, im Sommer lebten sie auf den Bergen, und wo sie an einem Schwinget erschienen, da wußte man wer Sieger war. Ihre Kraft war weit bekannt. Wenn der wildeste Stier auf sie einrannte, so faßten sie ihn kaltblütig bei den Hörnern, und warfen mit einem Ruck ihn auf den Rücken, sie hielten mit einer Hand den davon rennenden Stier am Schwanze fest, daß er stehen bleiben mußte wie eingewurzelt. Den Speer, den auf hundert Schritte einer der Brüder in eine Tanne warf, zog nur einer der Brüder wieder heraus. Sie waren aber stolz dazu und aufbegehrisch wie es die Helvetier schon damals nicht gerne von einander ertrugen, auch kleideten sie sich hoffährtiger als Andere, und oft auf römische Weise, daher waren sie wohl gefürchtet aber nicht beliebt. Sie achteten aber das wenig,

ſie meinten, wer Kraft und Macht hätte wie ſie, brauche nach Liebe wenig zu fragen. Eben ſo ſtolz waren ihre Knechte, da war kaum ein Senn, der nicht über ihren Uebermuth zu klagen hatte, aber wegen der Brüder Macht konnte er ſich nicht rächen, konnte bloß die Unbill ſich hinters Ohr ſchreiben, zur Abrechnung in gelegenen Zeiten. Nur einer der Brüder hatte Kinder und zwar nur eines, ein wunderſchönes Töchterlein, das nach und nach eine ſo recht herrliche helvetiſche Jungfrau ward.

Es war als ob die Sonne aufgienge über die Berge, wenn ſie an einem Schwinget erſchien, und wenn ſie in die Reigen ſich miſchte, ſo war es als ob die Königin der Feen tanze mit ihren untergebenen Geiſtern. — Sie war auch gewaltig ſtolz und der Jünglinge keiner hatte noch einen freundlichen Blick erhalten, die andern Mädchen rühmten ſie nicht, ſondern ſchalten ſie hochmüthig und herriſch, aber die Armen rühmten ſie und auf ihren Weiden lief ihr jede Kuh nach, und wie ein langer Schweif zogen oft die Sennenkinder hinter ihr drein, pflückten ihr Blumen, ſpielten mit ihrem goldenen Haare und harrten geduldig, bis ſie ſich umwandte und die Liebeszeichen mit ihnen tauſchte. Wo ſie Jemand krank wußte, eine Sennenfrau, eine Kuh, ein Lämmlein, da pflegte und wachte ſie, der niedrigſten Magd gleich, in holdſeliger Demuth und in Mitleid, und auf dem Heimweg kämpfte ſie mit Wolf oder Bär, dem Kühnſten gleich.

Nun geſchah, daß der, welcher die Gegend oder den Gau an der Tagſatzung vertrat, ſtarb. Es war ein alter Held geweſen, berühmt durch Rath und That, aber reich war er nicht, daher war er den Reichen ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen, denn ſchon damals glaubte man, der Reichthum gebe das Recht zu allem und Anſprüche an die höchſte Ehre. Sein größter Reichthum war ſein Sohn, der früher unter den Römern ſeinen Muth, der nicht auflodern konnte in ſeinem Lande, gekühlt, die letzte Zeit aber

ſeines Vaters treu gewartet hatte. Er war auch ein Held an Kraft und Wohlgeſtalt, dazu lieblich in der Rede und hülfefertig Jedem in der Noth. Wieder daheim, fügte er ſich in allem der Väter Sitte und legte ab alles Fremdartige in Sprache und Lebensweiſe, was ihm leicht ward, da er ein ſchweizeriſches Herz behalten hatte.

So war er auch hier und dort an den Bergfeſten, wo erſt geſchwungen, dann getanzt wurde auf dem hohen Bergeshaupte, zunächſt unter dem blauen Himmel. Bald erſcholl der Ruhm ſeiner Kraft und Holdſeligkeit weit herum; der ſei jetzt der Dächen (Dekan) geworden, hieß es bei Spiel und Tanz, unter den Männern und bei den Weibern.

Wie die drei Brüder das vernahmen, ſo lächelten ſie deſſen mit Hohn und dachten, der Ruhm werde kurz dauern und bloß ſo lange es ihnen gefalle, und recht boshaft ließen ſie den Ruhm recht ſteigen und weit umher kommen und zeigten ſich auf keinem Platze; ſie dachten, um ſo höher Einer ſteige, um ſo tiefer ſei dann auch ſein Fall und um ſo größer werde der Spott.

Als der Sommerbau vorbei war, da zeigte ſich auch der Jüngſte der Brüder. Ein allgemeines Aufſehen gabs, manches Herz klopfte und die Vorſchwinger machten ihre Sache raſch ab, denn Alle wußten, daß es jetzt ein Schwingen geben müſſe, wie man lange keins geſehen. Mit dem eigenthümlichen Bewußtſein des Siegers ſtand der Aeltere da, als ob er keinen Theil nehme an allem und ſich um den neuen Nebenbuhler auch nicht im Geringſten kümmere. Gleichgültig lehnte er alle Theilnahme ab, und erſt als Sigbert, alle Kämpfer überwunden, als alle Ueberwundenen ihm anhielten, und Sigbert ſelbſt an ihn trat, mit dargebotener Hand und der Frage: ob es nicht auch unter ihnen einen Schwung gelte? erſt da ſagte Guntram mit aller Kälte, es ſei ihm gleich, obgleich er nicht viel zu gewinnen ſehe, aber wenn man es zwingen wolle, ſo ſolle man es haben.

Innerlich Zornes voll, aber äußerlich mit aller hochmüthigen Nachläſſigkeit, die ſchon damals in der Uebung war, trat der mächtige Guntram rothhäutig, rothhaarig, rieſengliedrig, als Einer der an fetter Milch und fettem Käſe geleckt, in den Ring, dem ebenſo großen aber feiner gebauten und ungemäſteten Sigbert gegenüber, der in jugendlicher Schöne ſeltſam abſtach gegen den männlichen nur Zermalmung drohenden Rieſenbau. Nachdem ſie ſich die Hände gegeben zu ehrlichem Spiele, griffen ſie raſch zuſammen, und ehe man es ſich verſah, lag Guntram auf dem Rücken und in leichtem Satze ſprang Sigbert in des Ringes Mitte. — Langſam erhob ſich der Beſiegte, trat dann raſch zum Sieger, und nur flüchtig deſſen Hände berührend, faßte er ihn mit Macht, und ihn an ſich reißend mit fürchterlicher Kraft, hob er Sigbert hoch auf über ſeinen Kopf, ſchwang ihn dort mit rieſigen Armen im Kreiſe, als ob er ein Kindlein wäre, und als er ihn in rechtem Schwunge glaubte, ſchmetterte er ihn nieder. Die Zuſchauer zuckten zuſammen im Herzen als ob Sigbert mit zerſchmettertem Rücken im Ringe läge, aber da wankt Guntram, einem Thurme gleich, den ein Erdbeben erſchüttert, wankt er, fällt zum zweiten Mal auf den Rücken, und Sigbert, der mit der Hand ihn nie losgelaſſen, das Gleichgewicht nie verloren, ſeiner Glieder Meiſter geblieben war und im Niederfallen das Bein ihm untergeſchlagen und mit der Hand nachgeholfen hatte, fällt nicht einmal, ſondern ſpringt leicht wieder in des offenen Ringes Mitte. — Als Guntram ſich erhob, mit zorngeſchwollenen Adern und ohne die Hand zu geben den Sigbert faßte als wie für die Ewigkeit, da gieng ein Leben durch die Meiſten, den Kühnſten traten die Augen heraus, vor Angſt zwar nicht aber vor Kampfesbangen, das bei entſcheidenden Kämpfen die Tapferſten beim Zuſehen fühlen. Mit geſpannter Kraft und Kopf neben Kopf giengen die Kämpfer gebeugt im Kreiſe herum, langſam bald, bald ſchneller, vorſichtig den Fuß vorſetzend, vorſichtig

den Gegner ſtoßend oder anziehend. Aber Kraft begegnete der Kraft, Vorſicht der Vorſicht, kein Fuß ward unrichtig verſetzt, kein Griff ward loſe beim Stoßen oder Ziehen. Jeder ſchien anzugreifen, es war aber nur ein Locken zum Angriff, um in demſelben den Vortheil zu erhaſchen. Endlich, die Abnahme des Athems in der krummen Stellung fühlend, zog mit unwiderſtehlicher Kraft Guntram den Sigbert an ſich, und lange widerſtrebte Sigbert mit äußerſter Macht und reizte den Gegner zu immer größerer Anſtrengung. Plötzlich gab er dem Zuge nach, warf ſich mit aller Kraft auf den Gegner, ſchlug ihm noch den Hacken dazu und dieſer, durch die eigene Schwere zurück geſchnellt, durch Sigbert noch geſtoßen, konnte ſich des gefährlichen Beines nicht erwehren, ſondern fiel dröhnend und krachend zum entſcheidenden dritten Male auf den Rücken, und ein helles Jauchzen aus jedem Munde verkündete den unerwarteten Sieg zu Berg und Thal. So etwas hatte Guntram noch nie empfunden und ſein Zorn ward Rache, und Rache kann man verbergen hinter allerlei Geſichtern, um ihr um ſo ſicherer zu ſein.

Gertrud, des älteſten Bruders Tochter, hatte dem Schwingen zugeſehen, und zornig des Oheims Fall empfunden. Es juckte ihr im Blute, ſelbſt mit dem Sieger anzubinden, die Augen konnte ſie nicht wenden von ihm aus Zorn wie ſie meinte. Beim Spiele ſpäter, wo der Alle überragende Sieger dem ebenſo hervorragenden Mädchen ſich nahte, wie Gleiches gerne dem Gleichen ſich geſellt, begegnete ihm trotzig und wild das ſchöne Mädchen, ſchonte ihn mit Worten und Blicken nicht und wollte des Oheims Kränkung mit noch tieferer vergelten. Aber der kühne Sigbert beugte ſich nicht, ſondern wandte ſich ab. Da empfand das Mädchen ein wildes Brennen im Herzen, wilde Blicke ſandte es dem luſtigem Spiel ſich Hingebenden nach, es wallte und nagte in ihm, eine ſtrudelnde Fluth des Haſſes wie es meinte; ſie trieb es weg aus dem Kreiſe unter ſchirmende Tannen, dort

zürnte es bitterlich, aus Haß, meinte Gertrud. Als das Mädchen zürnend an der Alpe Rand, unter der mächtigen Tanne ſtand, gieng blutroth am dunkeln Himmel der Mond auf. Da ſchauerten blutige Ahnungen in ihm auf und bebend ſuchte es die Menſchen wieder. Sigbert war fort, da war es auch dem Mädchen als müſſe es heim. Der finſtere Ohm mußte ſich aufmachen mit dem finſtern Mädchen, das noch finſterer heim kam, denn auf dem ganzen Wege hatte es nichts geſehen als Nachtvögel mit ihrem trägen Flügelſchlag und ſchüchternes Wild, das über die engen Wege floh. Als Guntram den Brüdern ſeine Niederlage erzählte, waren die Drei eins, daß Sigbert gezüchtigt werden müſſe. Cladomir, der Gewaltigſte, wollte am nächſten Feſte die Rache vollbringen, allein der Herbſt bot keine Gelegenheit mehr und der Winter mit ſeinem Schnee hielt die Gegner aus einander, da Sigbert in fernem Thale wohnte, nach alter Sage da, wo jetzt Würzbrunnen iſt, oberhalb Röthenbach, wo damals ein berühmter Opferplatz war, ſpäter eine der erſten chriſtlichen Kirchen.

Im Frühjahr in den erſten Maitagen waren die großen Volksverſammlungen, Abgeordnete an die Tagſatzung zu wählen, ſpäter gingen die Hirten auf die Berge und hatten nicht mehr Zeit zu andern Verſammlungen als zu denen ihrer Kühe, wenn alle Morgen und alle Abend ſie ſich zum Staffel drängten, um gemolken zu werden. In dieſen Tagen war an den Verſammlungsorten auch Markt. Die Hirten, ehe ſie auf die Berge zogen, ſäuberten und ergänzten ihre Heerden und kauften Manches ein, wenn guter Verkauf ihnen ein Stück Geld in die Hände gebracht. Wer ſo einen Markt ſehen könnte, welch ſeltſamen Gegenſatz würde er ſehen, wenn er ihn mit einem gegenwärtigen vergleichen würde!

Aus dem wilden Gelände, aus Schlünden hervor, von Halden herab, kamen an der Spitze wilder Heerden die mächtigen Männer mit ihren mächtigen Weibern und aufgeſchoſſenen

Kindern, meist in roher Landestracht aber mit goldenen und silbernen Spangen geziert, alte Beutestücke, aus früherem Reichthum beim thorrechtem Zuge gerettet. Hintendrein Haufen von Knechten in Thierhäute gekleidet, wild wie die Thiere, deren Felle sie trugen. Alle bewaffnet mit Schwert oder Axt, mit Speer oder Bogen. Hier oder dort sah man römischen Anstrich, mit römischen Namen nahmen Einige auch ihre Kleider an, die Mode war schon damals in diesem wilden Lande eine Macht. Alle lagerten sich in weitem Ringe unter dem freien Himmel, Menschen und Thiere untereinander, auf der Bergebene gegen Schonegg zu. Scheu wie junge Pantherthiere guckten die Jungen zwischen den Heerden hervor, grinzten einander an, fuhren mit wilden Sprüngen sich in die Haare oder schlichen zusammen und spienzelten sich gegenseitig ihre Waffen und begannen zu handeln und am Ende sich zu prügeln.

Bei der Mutter war die Jungfrau und gieng ihr zur Hand am Feuer, aber scheu und wild flog ihr großes blaues Auge über den ungewohnten Schauplatz. Hier sah man die wandernden Krämer herum gehen, Juden schon und Italiener, hier ließen sie ihre glänzenden Geschmeide funkeln, Spangen und Ringe, helle Steine, bunte Muscheln, farbige Tücher reizten der Mutter Begierde, weckten der Töchter Lust, die aus ihren wilden Augen Funken sprühten, und wie man von der Schlange sagt, daß sie mit den Blitzen ihres Auges wilde Thiere banne, so bannten funkelnde Armbänder manch helvetisches Mädchen, daß es stille stund vor dem fremden Manne, daß es ihm nahe trat, von ihm fast nicht lassen konnte. Unterdessen giengen die Männer unter den Heerden umher, in alter angestammter Würde, verglichen fremde Heerden mit der ihrigen, kauften hier, verkauften dort, handelten erst unter sich, ehe sie den fremden Aufkäufern von Aventicum oder Vindonissa her, Gehör gaben.

Auf der weiten Runde ragten vor Allen die drei Brüder hervor, durch ihrer Heerden, ihres Geleites Größe, auch ihr Feuer war das größte und das schönste Mädchen herrschte an demselben, die reichsten Krämer drängten sich um dasselbe. Man sah aber auch den Dreien an, daß sie sich die Ersten dünkten auf dem Platze, daß sie es wußten wie Fremde sie für Fürsten halten konnten, mitten unter ihren Edlen. Lange waren sie so die Ersten und gaben stolzen Bescheid links und rechts und fuhren hart Manchen an, um keiner Ursache willen, als weil es ihnen so gefiel.

Da kamen vom Westen her größerer Heerden Gebrülle und vieler Menschen Gejauchze. Wilde Stiere rannten aus Sumiswald hervor auf den Platz, rasche Knechte eilten ihnen vorauf und schlugen zweihändig mit großen Stöcken und aller Kraft ihnen auf die Nase. Kühe stürzten nach, Menschen wogten nach, es waren die aus den obern Thälern gegen Schangnau zu, gegen Röthenbach hinüber. Mitten unter ihnen ragte eine herrliche Gestalt weit empor und leuchtete weit über die Runde.

Die Heerden zu sehen, die Menschen zu begrüßen drängte die anwesende Menge um die Ankommenden sich. Viele Alte sah man treten zu dem hohen Manne, der einfach gekleidet, nur durch alterthümliche Spangen sich auszeichnete. Freundlich und ehrerbietig begrüßte er sie, und sie lobten seine Mienen, wie sie dem Vater glichen und sein Geschmeide, dessen Herkunft sie wußten, lobten den Vater und freuten des Sohnes sich. — Fast einsam sah man die Drei stehen, keinen Schritt näher traten sie, aber zornige Blicke sandten sie in's Getümmel, feurigen Blitzen gleich, die in die Wälder schlagen und die höchste Tanne treffen.

Sigbert wars, der so freundlich empfangen wurde und die Ernte sammelte, die gute Väter ihren Kindern bereiten. Er und seine Genossen lagerten sich fast gegenüber den Dreien, die, zornigen Wettern gleich, dem Lagern zusahen. In hei-

terem Muthe achtete er sie aber kaum, ja als er die Runde machte wie die Andern, trat er zu ihnen und bot in biederer Treuherzigkeit ihnen die Hand, die sie nicht ausschlugen, aber mit der Bemerkung schüttelten, daß sie ihn bald anders zu fassen gedächten und Guntram sei nicht der Stärkste von ihnen, wie er diesen niedergelegt, solle er auch Niederlage gewärtig sein. Mit heiterem Lachen antwortete er, daß er bereit sei zum Versuch, aber wer unterliegen werde, sei noch nicht ausgemacht. Er trat auch zum Feuer wo Gertrud waltete und bot ihr einen freundlichen Gruß unerwartet. Dunkelroth ward das Mädchen, aber die Hand bot es nicht, den Gruß erwiederte es nicht. Als es dunkelte, die Heerden sich niederlegten, setzten sich auch die Männer zu einander um die Feuer, redeten von den Zeitläuften und dem morgenden Tage, nannten ihre Freunde und bezeichneten ihre Feinde. Die Jünglinge schwärmten rund herum und zwischen dem Vieh lagen die Knechte.

Am Morgen weckte die Sonne die Menge und lebendig ward es auf dem Platze. Die Heerden regten sich, die Menschen bereiteten sich auf den wichtigen Tag. Die Drei sah man im Bewußtsein ihrer Stellung reich geschmückt, aber mit manchem Zierrath und auf solche Weise, wie vaterländische Augen es nicht sehen mochten. Sie setzten sich zum reichen Frühmahle und eilten nicht damit, als Männer auf die man wohl warten mochte, die selbst zu warten aber nicht gewohnt waren. Mancher Krug süßen Meths ward geleert und Manchem, der dann mit den Drei gehen wollte, der Krug geboten. Endlich brachen sie auf mit stattlichem Geleite, und traten in den Ring, den kein Sclave, kein Weib betreten durfte. Da wogte schon zahlreiches Volk, Thal bei Thal, und geschäftige Menschen traten von Gruppe zu Gruppe, wie man es meist sieht ehe Wahlen getroffen werden. Die Führer traten zusammen mit den Priestern, die üblichen Opfer wurden verrichtet, der Tag eröffnet. Einfach waren die Gegenstände

der Verhandlung, einfach die Verhandlung selbst. Die Wahl des Vertreters an der Tagsatzung die Hauptsache. — Es war Mittag geworden, ehe die Wahl begann, rund um brüllten die Heerden, von der Weide weg nach schattigen Plätzen, rund um regten ungeduldig Weiber und Kinder sich, die Lagerplätze zu beziehen, die sie um Platz für die Versammlung zu gewinnen, hatten verlassen müssen.

Feierlich mahnte der Priester zu Ruhe und Biederkeit, und wie er schloß, so hörte man hier Sigbert rufen, dort Clodomir, und wenige andere Namen durchkreuzten die beiden. Da winkte der Priester wieder und befahl, daß links die treten sollten, die den Clodomir ausgerufen, rechts die Anhänger Sigberts. Da war ein seltsam Schwanken sichtbar, es wogte in den Haufen, aber lange trat Keiner von einer Seite zur andern. Von der Linken zur Rechten zu treten war ein Wagstück, von der Rechten zur Linken zu gehen trieb Wenige das Herz so stark, daß sie die Ersten sein wollten. Endlich löste ein ganzer Haufe Männer, die aus fernen Thälern zufällig auf der Drei Seiten stunden links sich ab und trat rechts über, und diesem Haufen folgten rasch andere, wenige Einzelne liefen zwischen den Haufen durch von der Rechten zur Linken, und bald stunden die Meisten und Besten des Volkes rechts, die Brüder mit Wenigen links.

Das traf sie wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Sie hatten nicht bedacht, wie sehr ein Bergvolk fremde Sitten haßt und jeder Entfremdung zürnt, nicht bedacht, wie wenig da, wo das Leben so einförmig ist, Beleidigungen vergessen werden, mit welch' unglaublicher Geduld die Zeit der Rache abgewartet wird, wie Viele er selbst beleidigt, weiß der Uebermüthige nicht, noch weniger weiß er die, welche durch die Seinigen verletzt worden. Der Zorn brauste ihnen durch alle Adern, die Faust zuckte zum Schwerte, aber die Uebermacht der Gegner lähmte sie. Sie brachen auf der Stelle auf und hörten nicht, wie Sigbert bedauerte, daß er Wür-

digern vorgezogen und große Erfahrungen seiner Jugend nachgesetzt worden seien. Ein weithin tönender Jubel scholl ihnen nach, von schwerem Drucke schien jede Brust befreit und jede Stimme doppelt so stark. Nun begann auf dem weiten Plane ein lustiges Leben. Trinken und Spielen dauerte bis spät in den Abend und dunkel wards, bevor nach und nach die Entfernteren aufbrachen mit Vieh und Kind. Sigbert wurde allenthalben aufgehalten, hier durch Freunde, dort durch Führer, die mit ihm Abrede treffen wollten zu des Volkes Bestem, dann durch Unbekannte, die Geschäfte machen wollten, die Andere Tags zuvor abgethan, für die jetzt keine Zeit mehr war, deren Abweisen doch ihn säumte. So gieng der Zug seines Thales voraus und wie er ihm nacheilte, immer neue Säumsteine legten sich ihm in den Weg, noch am Thore der Stadt hielt ihn ein Römerhauptmann auf, der ihn vom Kriege her kannte.

Als er vor das Thor trat war es finster und einsam, hinter ihm tönte der Jubel von der Höhe her, vor ihm klapperten die Mühlen. Da traf plötzlich eine Stimme sein Ohr. Wahre dich am Mühleberg! Er wußte nicht, kam die Stimme von vornen oder von hinten, wie er auch spähte, vom Warner merkte er keine Spur. Ein helvetischer Mann führte damals nicht bloß einen Regenschirm mit sich, er hatte auch nicht bloß höchstens einen Regenguß zu fürchten auf seinem Wege. Sigbert, wohl bewaffnet und seiner Kraft vertrauend, erschrak nicht, hielt seine Waffen zur Hand, deckte Brust und Kopf mit dem guten Schilde, den er auf dem Rücken getragen und schritt dann munter vorwärts. Neben ihm rauschte die Grüne, in den Erlen säuselte der Wind, sonst war keine Spur von Leben auf seinem Wege. Aber kaum hatte er die Mühlen hinter sich und war dort unten, wo der Stalden anfängt und zur selben Zeit ein Weg hinauf nach der Warte sich schlängelte, so faßten ihn auf einmal gewaltige Hände wie aus dem Boden herausgewachsen, wie manche

wußte er nicht, die Geſtalten, zu denen ſie gehörten, ſah er nicht. Obgleich ſo unerwartet ergriffen, vergaß er nicht den Ruf erſchallen zu laſſen, mit dem der Jäger den Gefährten ruft, denn wie entfernt dieſe ſeien, wußte er nicht, verſchwendete auch nicht in nutzloſem, zielloſem Sträuben ſeine Kraft. Es war ihm gleich klar, daß er in den angeſchwollenen Fluß geworfen und ertränkt werden ſolle. Erſt als das Gebüſch ihm zeigte, daß man am Ufer Rand ſei, machte er eine plötzliche Kraftanſtrengung mit allen Gliedern ſeines Körpers. Einige Hände ließen los, Körper verloren das Gleichgewicht, ſtürzten mit ihm über den Rand ins Waſſer, hier noch ein Ruck und er hatte ſeine Glieder frei, konnte auf die Füße ſpringen, ſeine Waffen brauchen, brauchte nicht wie ein Hund ſich ertränken zu laſſen, ſondern konnte doch ſterben in ehrlichem Waffentod. Der ſchien ihm auch beſchieden, denn mit mächtigen Streichen drangen die unſichtbaren Feinde auf ihn ein, und drängten ihn, und nur die Dunkelheit, wo Einer den Andern nicht unterſtützen konnte, und die Büſche, die in's Waſſer hingen und gar oft ſeine Schilde waren, hinderten die Ueberwältigung Sigbert's. Aber ſchon blutete er aus mancher Wunde, hörte das Schnauben eines Feindes hinter ſich, Schilde drängten ihn hinterwärts, da rauſchte es plötzlich in den Büſchen, Hundegeheul ſchlug laut auf, Hunde ſtürzten auf Sigbert's Feinde ſich, nahe tönte der Gefährten Ruf. Da ließen plötzlich die unſichtbaren Feinde vom Bedrängten ab, ſprangen aus dem ſchäumenden Fluſſe von den Rüden gehetzt. Bald hörte man Roſſe wiehern und von ſchnellem Hufſchlag dröhnte der Boden. Sigbert war gerettet durch ſeinen Hund. Dieſer, ein wildes, der Menſchen ungewohntes, aber treues Thier, hatte er einem Knecht zu führen übergeben. Schon bald oben an der Emme hörte dasſelbe den Ruf ſeines Herrn, riß ſich los, und mit dem dem Hunde eigenthümlichen Sinn, den nächſten Weg ſeinem Herrn zu. Die andern Hunde, Gefahr witternd, folgten ihm, den

Hunden nach die tüchtigſten Jünglinge und Hülfe ward unerwartet dem bedrängten Helden. — In der Mühle verband man ſeine Wunden und forſchte dem Mädchen nach, aber ſonder Erfolg. Sigbert wußte wo es war, aber er ſchwieg.

Ein ſolch meuchleriſcher Ueberfall war noch nie erhört worden in Helvetien, ein Schrei des Abſcheus erſcholl im Lande, man ahnte die Thäter, man haßte ſie um ſo mehr, aber da Sigbert ſchwieg, ſprach Niemand die Klage aus.

In Aventicum war ein reges Leben, Abgeordnete aus allen Gauen verſammelten ſich, nicht einzeln in Kutſchen fahrend, ſondern Jeder mit zahlreichem Gefolge, oft begleitet von ſeinem ganzen Hauſe, oft noch von andern Familien, die Geſchäfte treiben oder Freuden ſuchen wollten. Römer weit her fanden ſich ein, hauptſächlich der Schlußſpiele wegen, welche dieſe feſtliche Zeit verherrlichten, vielleicht auch der friſchen Töchter des Landes wegen, welche man an ſolchen Tagen in all' ihrer Herrlichkeit in Aventicum prangen ſah.

Ganz beſonders freudig waren diesmal dieſe Tage, denn Julius Alpinus, welcher am würdigſten gefunden worden war in Helvetien und mit Kraft und Klugheit das Wohl des Landes wahrte, ſo viel an ihm, hatte ihnen die frohe Botſchaft auszurichten, daß Kaiſer Galba ihnen den vierten Theil der Kriegsſteuer erlaſſen. Empört durch Nero's Laſterthaten, die ihrem einfachen Sinn Gräuel waren, hatten ſie dem Statthalter Gallinus Vindex ſich angeſchloſſen, um den gräßlichen Nero zu verjagen und einen ehrbaren Mann, Galba, auf den Thron zu ſetzen. Als der endlich oben ſaß, gedachte er, was nicht immer geſchieht, derer, die ihm hinaufgeholfen und ließ an der Steuer den Helvetiern nach. Freudiger ſaßen die Männer zu Rathe, freudiger zechten ſie in des reichen Alpinus gaſtlichen Hallen, und manche Frau prunkte in reichem Schmucke, und ſah ſtolz ſich um in den weiten Kreiſen des Schauſpielhauſes, ob auf irgend einem Platze Eine ſchöner und

reicher ſitze als ſie auf dem ihren. Aber wie gerne auch Jede die Schönſte ſein wollte, ſo mußte doch Jede geſtehen, daß der Wunſch ein eitler ſei, und Julia Alpinula, des Vorſtehers Tochter, hoch ob Allen ſtehe an Glanz und lieblicher Schönheit. Ja, ſie mußten noch weiter gehen und geſtehen, daß, wenn Eine der Julia an die Seite zu ſetzen ſei, ſo ſei es Gertrud, des Aelteſten der Dreien Kind, aber die Dritte dann meinte Jede zu ſein im Bunde der Schönheit. Gertrud war mit ihrem alten Ohm gekommen, Achim mit Namen. Er war der tückiſchſte der Brüder, trieb den Handel mit dem meiſten Gewinn und wußte am beſten mit den Zöllnern zu verkehren, daß es ihn wenig koſtete und ſeine Leute viel gewannen, wußte am beſten mit den Lieferanten umzugehen, daß er dabei beſtehen konnte und ſie auch. Wo ein Zuſammenfluß von Menſchen war, da war er auch, und kehrte nicht nur immer reicher heim, ſondern wußte Vieles und hatte Vieles ausgerichtet, Manchen unglücklich gemacht, der daheim erfuhr es nicht, daß der Schlag aus Achims Hand gekommen. Die Brüder genoſſen Gaſtrecht in Alpinus Häuſern, dort kam Sigbert mit Gertrud zuſammen ohne ihr Rede abzugewinnen, immer ſpröder waren ihre Gebehrden, immer düſterer funkelten ihre Augen. Achim, der Ohm, ließ dagegen keinen Groll ſichtbar werden, war freundlich gegen Sigbert und deſſen Lobredner in ſeinem Rücken.

Mitten in die Freude ſchlug die Nachricht, die germaniſchen Legionen hätten Vitellius, einen Bauchdiener, zum Kaiſer ausgerufen. Das fuhr wie Feuer durch der Helvetier treue Gemüther, und ohne langes Willwanken, ohne weitläufigere Erkundigungen beſchloſſen ſie: Gutthat mit Gutthat zu vergelten und feſt an Galba zu halten, und wie der Beſchluß genommen ward, bedachten ſie gleich die Ausführung desſelben, riefen Mannſchaft auf, ſetzten die Wartthürme in Stand, beſtellten einen Heerführer über Alle, und jedem Gau ſein eigen Haupt. Die Sammelplätze im Allgemeinen waren von

ſchrift ſo vierſchrötig auf dem Papier ſtand, als ob er ſie mit dem Ellbogen geſchrieben hätte. Es ärgerte ihn, wenn er in kriegeriſcher Zeit Abends hinter ſeinem Schoppen ſaß und kannegießern half, und dann weder in der Geographie noch in der Geſchichte ſich zurecht fand. So müßte es ſeinen Buben nicht gehen, ſagte er dann, wenn er Abends ſeiner Frau ſein Leid klagte, ſeine Buben ſollten einſt zu jeder Sache ihr Wort reden können, das Geld dafür ſolle ihn nicht reuen. Seine Frau war gleicher Meinung wie er, und das Geld reute ſie für die Buben auch nicht; ſie hielt ſie ſchön in den Kleidern, was die Andern vermöchten, das vermöchten ſie auch, ſagte ſie.

Hans Berner hatte die größte Freude daran, wenn ſie ihm ihre Schriften brachten, und in denſelben viel ſchönere Buchſtaben waren, als er ſie machen konnte, und wenn ſie ihm gar noch die Hauptſtädte in allen Ländern ſagen konnten und in welchem Jahr der Welt Enoch gen Himmel gefahren; dann rief er aus in ſüßer Vaterfreude: ja Buben, ihr ſeid ganze Hechte und gebt, ſo Gott will, andere Kerliſſe, als ich bin! und mit vollen Händen warf er das Geld ihnen nach; es ſtrömte ihm ſo reichlich zu, daß er es auch im Ausgeben nicht nach Batzen oder Kreuzern berechnete. Auch die Mutter hatte an dieſer Gelehrſamkeit Freude; doch wenn eine Frau kam und ihr ſagte: aber nein, Frau Rathsherrin, ihr habt doch die ſchönſten Knaben von der Welt, man weiß gar nicht, welcher der ſchönere iſt, man kann ſie gar nicht genug luegen, ſo war ihre Freude noch größer, und es mußte ſicherlich der Schneider auf den Platz, und noch ſchöner wurden ſie ausſtaffirt.

Die Buben waren guter Natur, von friſcher wilder Art, und Vater- und Mutterliebe ſchadeten ihnen lange nichts. Wie es in einem Handwerkhaus, wo man noch der Meinung iſt, man hätte die Hände um etwas damit anzurühren und nicht, um ſie in Handſchuhe zu ſtoßen, Sitte iſt, mußten ſie

bald der Mutter helfen Bohnen rüſten, Aepfel ſchnitzen, Därme putzen u. ſ. w., bald auch dem Vater behülflich ſein. Sie waren gerne bei ihm in der Metzg, halfen was ſie konnten, kannten das Inwendige einer Kuh lange ehe ſie wußten, was Anatomie war, und hätten nie Herz und Nieren verwechſelt, oder gar die Milchlig im Hintertheile eines Kalbes geſucht; viel poſteten ſie zwiſchen Vater und Mutter, mußten allerlei tragen hin und her, und ſie thaten es gerne; denn etwas thun war ihre Freude. Da begann die Mutter bei mancher Arbeit ſich zu kümmern, die Kleider würden beſchmutzt, die Hände wüſt. Laß du das ſein, Sämeli, ſagte ſie: du machſt deine Hoſen wüſt, und die Hände ſind faſt nicht zu erputzen, 's Mädi kann dann das machen. Es iſt unberechenbar die Zahl der Kinder, welche durch falſche Sorgfalt oder falſches Mitleiden der Mutter verhunzt, zu aller ernſten anhaltenden Arbeit untauglich gemacht werden. Es geſchah wohl auch, daß bei ihren Streitigkeiten mit andern Knaben dieſe ihnen das Handwerk vorwarfen, ſie beſchuldigten, ſie röchen nach Kälbern oder Kühen, oder ſie zu des Vaters Stieren gehen hießen, dorthin paßten ſie beſſer. Es geſchah wohl auch, daß Lehrer von der Art, welche alle Tage dreimal Schmiere mit der Ruthe nöthig hätten, die Knaben, weil ſie zu ſpät kamen, fragten, ob ſie noch Därme hätten putzen, oder auseinanderziehen müſſen? oder daß ſie Einem von ihnen, weil er ſeine Aufgabe nicht nach dem Sinne des Lehrers machte, ſagten: aus dir giebt es dein Lebtag nichts als ſo ein dummer grober Metzger, und es iſt ſchade für jeden Kreuzer, den dein Vater für dich ausgiebt.

Wie konnte es nun anders kommen, als daß dieſes den Buben in's Haupt ſtieg? Sagte ihnen doch der Vater ſelbſt bei jedem Anlaſſe, ſie müßten andere Kerliſſe werden als er einer ſei. Sie begannen aller Arbeit ſich zu entziehen und hatten immer einen Vorwand dafür: bald eine Aufgabe, bald ſaubere Hoſen. In der Metzg ſah man ſie nicht nur nicht

Krieg nicht aushalten würden, weil Land und Heerden nicht lange die Männer entbehren können, weil die Männer nicht gern lange wegbleiben von ihren Rindern und Kindern. Aber von ihrer eigenen Kraft und des Landes Eigenthümlichkeit hofften sie einen schnellen Sieg, an einem Orte, wo der Römer Kriegskunst nicht aufkommen konnte gegen ihre Tapferkeit.

In einer hellen Nacht wurde langer Rath gehalten, alles wohl verabredet und Achim war auch dabei, gab klugen Rath, versprach gewaltige Hülfe und schien des Sieges sicher. Gewaltig groß that er mit seiner, seiner Brüder, seines Gaues Kraft, und wenn Sigbert Vertrauen hätte zu ihnen, wie sie zu ihm, so wollten sie alleine den Feind bestehen, und Sigbert faßte Vertrauen und verhieß es mit Mund und Hand. Gar seltsam ist des Menschen Herz, wird so leicht bestochen und zum Verräther an dem eigenen Herren. Sigbert kannte der Brüder Art, kannte ihres Herzens Meinung noch vom Bache her; aber Gertrud war ein helvetisches Mädchen, wie er keines noch gesehen, (die Alpinula war eine Frau) ihre dunkeln Augen brannten ihn bis mitten in's Herz, und wenn er sie erwarb, so war er der Reichste und Mächtigste in den helvetischen Gauen. Er hatte vorhin an so etwas gar nicht gedacht, aber seit er an der Tagsatzung war und die Pracht sah in Aventicum und vornehmlich in des Alpinus Hause, ging es gar seltsam zu in seinem Kopfe. Die Tapfern alle brachen, auf am frühen Morgen, in ihren Gauen das Nöthige zu bereiten, und ihren Gauen des Krieges Ursache und Zweck zu verkünden. Alle fühlten, daß seit Galbas Tode sie eigentlich nicht recht wußten, für wen sie stritten, aber sie hatten den Streit einmal beschlossen und sagten jetzt, daß sie ihn führten gegen den Uebermuth der Legionen und für ihre zugesicherten, durch die Legionen verletzten Rechte. Aber im Herzen quoll ihnen doch, und das sagten sie Niemand, die Angst auch, wie sie ohne Rücken in Rom und

Zuſtimmung anderer Legionen, beſtehen wollten gegen die abgehärteten, übermüthigen germaniſchen Legionen, denen Krieg ihr Tagwerk, Mühe ihre Luſt, und Brand und Blut ihrer Augen Weide waren. Als Sigbert am frühen Morgen zu Pferde ſich ſetzte, umringt von vielen Befreundeten der Heimath zu reiten wollte, hörte er dicht an ihm die Worte: „hüte dich vor den Drei.“ Er wandte ſich raſch um, Niemand ſah er reden, er fragte, wer ihm etwas geſagt, Niemand hatte etwas gehört, er wurde ſelbſt irre, ob er etwas mit dem leiblichen Ohre, oder ein ſeltſam Wort aus ſeiner eigenen Seele gehört. Da drängte ſich freundlich durch Alle Achim, drückte vaterländiſch ihm die Hand und gab ihm manch gutes Wort auf die Reiſe, und ob den Vielen vergaß Sigbert die Wenigen.

Da gingen heiße Tage über Helvetien auf, und den heißen Tagen folgte eine lange Nacht. Zu Vindoniſſa lag die wildeſte der Legionen, dieſe wußte was ſie wollte und war alle Tage gerüſtet. Sie wollte was ſie gelüſtete, ſtieß nieder was ſie hemmte und ſeit Cäſar wußten die Römer, daß in der raſchen Entſchiedenheit, ſobald die nöthigen Kräfte bei einander ſeien, der Entſcheid liege. Sie plagte das Caſtell zu Baden, aber griff es nicht an und rückte nicht aus, bannte jedoch die Helvetier in die Schranken der Selbſtvertheidigung bis zum gelegenen Augenblick, und die Helvetier ließen ſich bannen und bedachten nicht, daß langes Harren nach gefaßtem Entſchluß die Kräfte erſchlafft, wie auch die geſpannte Sehne am Bogen in langer Spannung erſchlafft. Dieſes Harren war im Sinn der Römer, ſie wußten was ſie wollten und bereiteten ſelbſt den Augenblick, wo ſie es konnten. Wie ein Sturmwind flog Cäcina dem Rhein nach hinauf, und als er nahe war, brachen auch die in Rhätien auf, und die oberhalb des Zürcherſees lagen, drangen durch die Thäler und ſuchten Vereinigung zur gemeinſamen That; Tag und Stunde waren verabredet worden, die

ihn auf den Boden setzte, faßte er den mannhaften Entschluß, seinen Gau zu sammeln und ohne weitern Ruf, auf eigene Gefahr hin, am nächsten Morgen hinunter zu ziehn zu den Brüdern, deren blutige Noth an diesem Tage er nicht kannte, aber in geheimnißvollem Wehen zu fühlen schien, wie der Zwillingsbruder die Wunde fühlt, die seinem Bruder jenseits des Meeres geschlagen wird. Er sandte Boten nach den nächsten Warten bei einbrechender Nacht, die Zeichen der höchsten Noth zu geben; er sandte aus wen er konnte, seinen Befehl zu verkünden und den Grund dazu. Wie die Drei auch dagegen redeten, daß es unklug sei, aufbegehrten, daß solches ihm nicht zustehe, drohten, sie folgten ihm nicht, sie hielten das Volk ab, weil er Eigenmächtiges treibe, er ließ sich nicht irre machen, nicht hemmen, sein Wille stund fest, in diesem Willen fand er einige Ruhe. Gar seltsam sah Gertrud ihn an, die nach helvetischer Jungfrauen Weise in die Nähe sich drängte, wenn des Landes Heil verhandelt wurde. Dunkler noch leuchteten ihre Augen, es war manchmal als ob sie reden wollte, heftig und hart. Es that Sigbert, der selbst in diesem Augenblicke noch ein Herz für sie hatte, weh, daß die schöne Jungfrau nicht lieblichere Blicke für ihn hatte, ihr Vorurtheil gegen ihn nicht wollte fahren lassen, so stark auf ihrer Verwandten Seite stand. Aber in Wirbel des Tages, da immer mehr Leute nach Sumiswald sich drängten und heftig gestritten ward für die Drei und gegen sie, vergaß Sigbert die Blicke und riß mit glühenden Worten die Meisten auf seine Seite, und wilder ward der Ruf nach dem Aufbruch, und wer nicht feige scheinen wollte, und das wollte Keiner, redete nicht mehr dagegen. Sie eilten sich zu rüsten, wenn am frühen Morgen der Hahn krähte, sollten sie zur Stelle sein. Stille ward's in Sumiswald, die Sonne schlich hinter dunkles Gewölke und ein schwerer Regen rauschte über das Land. Bange sah Sigbert ihm zu, einsam harrend ob Sumiswald, er fürchtete der Regenschleier möchte seine

Feuer verhüllen, die Sammlung hemmen. Der Regen verſiegte, dunkler ward's, ſchwarz kam die Nacht, aber kein Feuer flammte auf, auch das nächſte auf dem Mühleberg nicht. Da brannten in ihm auf Wuth und Angſt, wie ſie brennen in der Mutter, wenn ſie von Schlangen ihr liebſtes Kind umwunden ſieht. In raſchem Laufe ſtürzte er dem Berge zu. Da, wo das vorige Mal, rief es neben ihm: Gehe nicht zum Mühleberg! Und drei Mal rief es, und drei Mal achtete Sigbert es nicht in Wuth und Angſt und eilte geflügelten Laufes weiter. Da war's ihm als eile etwas ihm voraus, nahe vor ihm, faſt unhörbar, und je mehr er eilte, deſto mehr eilte das Andere auch, dicht vor ihm durch die finſtere Nacht. Immer wilder ſtürmte er dem ſchauerlichen Weſen nach, das er nicht ſah, deſſen Tritt er nicht hörte, deſſen leiſes Schnauben einzig es verrieth, ſtürmte an den Mühlen vorbei. Da hörte er ein wohlbekanntes Sauſen, einen Fall, einen leiſen Laut, vor ſeinen Füßen lag ein Körper, den er klirrend überſprang, da ſauste es abermal und drei Speere trafen ihn und drei Schwerter ſausten über ihm, und ehe er ſich aufraffen konnte, lag er todt neben dem Erſten. Als die Drei zwei Todte fanden ſtatt einem zu ihrem Erſtaunen, wollten ſie wiſſen wer der Erſte ſei. Da fand Clodomir ſein Kind, und in deſſen Bruſt, wo heiße Liebe glühte verborgen, die des Geliebten Schild ſein wollte, drei Speere, ſein Blut verronnen, verhaucht ſein Leben. Da tobte wohl ein wilder Schmerz in ihm auf, aber wer ſein Vaterland verrathen kann, verſchmerzt auch bald ſein Kind.

Trübe war's am folgenden Morgen in Sumiswald, Wenige fanden ſich ein, denn keine Feuer hatten gerufen, die einen hatten Verräther nicht angezündet, bei den andern lagen die treuen Wärter erſchlagen todt. Die Wenigen fanden Sigbert nicht, tobten gegen ihn und nannten ihn Verräther. Dem widerſprachen die Drei nicht und fragten, ob man jetzt wiſſe, wer es gut mit Land und Leuten meine?

Und während sie noch so redeten und tobten, kam die Kunde wie vom Himmel herab, und Niemand wußte wer sie gebracht: Alles sei verloren und die Feinde brächen gleich von Sursee her das Thal herauf. Weiter unten sei alles Rauch und Flamme. Da heulten die Weiber und schrieen über die Verrätber, und die Männer schlugen die Waffen zusammen und wollten sterben für das Land, und Andere meinten, man solle in den Bergen sich sammeln, noch sei's nicht verloren; aber zwischen durch gingen die Drei und fragten, für was und für wen sie eigentlich streiten wollten. Seit hundert Jahren seien die Römer ihre guten Freunde gewesen, und der ganze Streit sei ein bloßes Mißverständniß, weil sie Galbas Tod nicht gekannt, die Legionen aber wohl, hätte man auf sie gehört, so wäre viel Unglück nicht entstanden. Sobald das Mißverständniß aufgeklärt sei, höre auch der Streit auf. Es wäre am besten, man sendete zu *den Römern* und ließe ihnen sagen, man wolle ja nichts, als was sie auch wollten, und sie wollten fürder wieder gute Freunde sein. Das dünkte Vielen, die des Streites Ursache nicht recht begriffen hatten, sehr erbaulich, und sie stimmten fröhlich bei, aber Keiner wollte gehen mit dieser Botschaft zu den Römern. Als endlich die Drei sich dazu erbitten ließen, da war selbigen Tages die Meinung im ganzen Thale, daß die Drei es mit dem Lande am besten meinten, sein Hort, seine Retter seien. Sigbert aber ein Feigling sei, der davon gelaufen, als es Ernst gegolten. Die Andern aber meinten, ein Feigling sei er nicht, aber ein Römling, wer einmal bei ihnen gedient habe, dem sei nicht mehr zu trauen, bei der ersten Gelegenheit werde er zum Verrätber, so Sigbert.

Stattlich gerüstet machten die Drei sich auf und fanden Rhätier und Römer unten im Thale, mitten im Sengen und Morden. Mit dem Bewußtsein Solcher, welche Freundschaft erkauft zu haben meinen, traten sie unter die Feinde, nannten den Kaufpreis und erzählten, wie sie die drei Brüder

ſeien, die man in Vindoniſſa wohl kenne, welche den Römern Blut erſpart, Päſſe und Wege geöffnet, dadurch, daß ſie durch Liſt und Gewalt den Zuſammenhang unter den Helvetiern zerriſſen. Aber als hörte man ſie nicht, wurden ſie niedergeriſſen, beraubt, gebunden und vor Allen warens die Rhätier, welche ſie mißhandelten, ſie waren der Meinung, daß Vaterlands Verräther zu ſtrafen wären, wo man ſie fände. Die drei Brüder meinten, es ſei Irrthum, der ſich aufklären werde, wenn bekannte Cohorten nach kämen. Nackt, wie das Vieh, wurden ſie auf Sumiswald getrieben, ſahen dann die Stadt in Feuer aufgehen, ihre Häuſer brennen, ihre Vorräthe plündern, ihre Heerden ſchlachten oder forttreiben, ſchrieen aus ihren Banden um Schonung, weil es ihr Eigenthum ſei, und ſie ja Freunde, aber Hiebe waren ihre Antwort. Bekannte Hauptleute ſahen ſie, Menſchen mit denen ſie gehandelt, ſchrieen ſie um Erbarmen an, um Loslaſſung, aber Hohnlachen ſahen ſie, in's Geſicht wurden ſie geſchlagen, und als endlich Sumiswald niedergebrannt, alles geplündert und verheert war, die Stadt für immer in der Aſche lag, da wurden ſie mit Andern, Menſchen und Vieh, das Land hinauf getrieben. Die Römer ſchlugen ſie, ihre Landsleute verfluchten ſie, denn jetzt kannte man ſie. Noch brannten die Mühlen, hoch auf ziſchten die Waſſer an den glühenden Rädern. Dießſeits nagten Hunde neben dem Wege an Körpern, die ſie aus den Gebüſchen gezogen. Jetzt ſahen Alle, wo Sigbert geblieben und wer mit ihm gefallen. Die Drei aber heulten laut auf, und eines Satzes ſprangen ſie vereint unter die Räder, die Räder zermalmten ſie, die Wellen verſchlangen ſie, die drei Brüder wurden nicht mehr geſehen bei Leibesleben. — Aber zur Ruhe kamen ſie nicht. Noch jetzt ſieht man ſie hier am finſtern Bache gehen und winken und deuten, und ſo lange ſollen ſie hier gehen, als irgend Einer, der Verrath im Sinne führt, und aus Eitelkeit, Geiz oder Hochmuth Treue brechen will, dieſes Weges geht. Schon

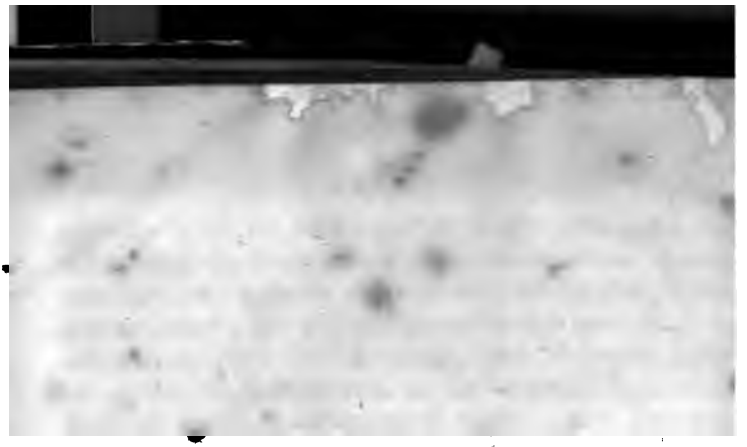
mancher Vogt, der Wittwen oder Waisen betrügen, schon mancher Richter, der das Recht drehen half, manch Gemeindvater, der an sich dachte und nicht an's Allgemeine, mancher Landesvater, der das Heil des Landes nach seinem Sacke maß und nur zu seiner Ehre Sorge trug und nicht zur Landesehre, haben die Drei gesehen, wie sie weinten, deuteten, die Köpfe schüttelten mit bittenden Gebehrden und alle Wellen schienen Amen zu sagen und alle Erlen rauschten mahnend dazu."

So hatte der Mann geredet und Alle ihm andächtig zugehört, wenn schon lange die Pause zu Ende gegangen, der Wirth Vieles aufgetragen und wirklich Mancher angefangen hatte wieder frisch darauf los zu essen. Man hatte Lust gehabt, den Erzähler zu necken, wie er als Sage ausgebe, was er selbst erfunden, und wie man auf solche Weise jedem Hügel eine Sage anhängen könne, aber theils seine Versicherung, daß die Drei noch jetzt im Andenken des Volkes lebten, theils der Schluß selbst, gaben dem Gespräch eine andere Wendung und man redete viel von der jetzigen Rechtspflege und den gegenwärtigen Gemeindeverhältnissen und über beide wußte man traurige und drollige Geschichten und trank viel 34er dazu. Darauf ward es Abend und in Freundschaft ging man aus einander, Jeder seines Weges wie man in Freundschaft zusammen gekommen.

Darauf erscholl ein Geschrei in den Zeitungen, auf den Flühlestalden sei eine politische Versammlung gewesen und Vieles abgekartet worden. Die Zeitungen wußten alles, erzählten alles, was sie meinten, das geredet worden, aber von den Dreien erzählte keine etwas. Jede wußte wohl warum.

Hans Berner und seine Söhne.

(Die Erzählung erschien zuerst in „Neithards Kalender für die Jugend und ihre Freunde.")



Hans Berner war ein wackerer Metzgermeister, verstand sein Handwerk wohl und war ein braver Mann dazu. Er war aber auch ein starker, und wenn er — seinen Schnauz, so hieß sein Hund, hinter sich — über Feld ging, so trug er unbesorgt seinen Gurt voll Geld; Drei oder Viere nahmen denselben ihm nicht ab, das wußte er wohl. Es hättens aber ein halbes Dutzend kaum gewagt, denn Hans Bernern sah man es von weitem an, daß er Mark in den Knochen hatte, mehr als ein Anderer, so groß und vierschrötig war er, und zu dem weit und breit bekannt mit seiner Kraft.

In seinen jungen Jahren war er nicht immer ein zahmes Lamm gewesen, sondern zuweilen ein wilder Hecht, und manche Tanzstube hatte er ausgeräumt mit seinen gewaltigen Armen. Der junge Metzgermeister gefiel den Bauerntöchtern nicht schlecht, und wenn er an einer Kilbi oder an einem Märit mit einer tanzen wollte, so sagte es ihm keine ab. Dann aber wurden die Bauernsöhne eifersüchtig und kamen über ihn, wie über Simson die Philister, und Hans Berner schlug manche Schlacht mit ihnen, trug manches Loch im Kopfe heim und schlug noch mehr, ward aber nie gebodigt, sondern schlug sich entweder durch oder fegte die Stube. Und wenn er am Sonntag sich auf Tod und Leben geprügelt

hatte, und er ging am Montag über Feld, so kaufte er im lieben Frieden seinen ärgsten Gegnern ihr Vieh ab, und sie waren wieder die besten Freunde und trugen einander nichts nach. Hans Berner war nicht boshaft, schlug nie härter als er mochte und nie länger als es nöthig war, und Morgens hatte er Alles vergessen, und weil er so biederherzig war, so trugen ihm auch die Andern nichts nach und allenthalben war er beliebt und gerne gesehen.

Als er in die gesetzten Jahre kam, so schlug er nicht mehr, da wurde er ein wackerer Ehemann und Rathsherr in seiner Stadt; freilich schreiben konnte er nicht am besten, und seine Schrift glich mehr Kalbsfüßen als Buchstaben, aber wo es auf einen guten Rath ankam, da war er nicht der Letzte, und das ist doch wohl die Hauptsache bei Einem, der Rathsherr sein soll oder will. Wenn aber Hans Berner in ein Wirthshaus kam, wo Streit war und Alles drunter und drüber ging, und er stand auf und rief mit seiner mächtigen Stimme in's Getümmel hinein, sie sollten es jetzt gut sein lassen, sonst komme er, so setzte sich mancher Streit, und wenn er sich nicht setzte und Hans Berner brach in den Streit hinein wie ein großes Schiff in Meereswellen, so ward bald Ruhe.

Hans Berner war aber nicht nur geachtet und stark, sondern auch glücklich, nicht nur deßwegen weil er reich war, ein eigen Haus, schönes Land besaß und Geld vollauf, sondern weil er eine gar brave und liebe Frau hatte. Das war eine von denen, welche, war der Mann daheim, ihn für ihren Herrn hielt, und war er nicht daheim, an seine Stelle trat und regierte als wäre er es selbst. Wenn es auch in eines Metzgers Hause nicht immer am besten riecht, sie brauchte kein Schmöckgütterli, sie mochte das vertragen, und so den kleinen Handel mit Därmen, Haaren, Hörnern u. s. w., welcher noch manch schönes Stück Geld giebt, wenn man alles zu Ehren zieht, den besorgte sie selbst. Sie war

aber auch eine gute Frau gegen Dienſten und Arme. Zu den erſten ſah ſie gut in geſunden und kranken Tagen, als wenn ſie ihre leibhaftige Mutter wäre, und wenn ein Armer eine gute Brühe oder ein Stücklein Fleiſch bedurfte zu ſeiner Geſundheit, ſo wußte er, wer es ihm gab, und zwar gerne. Es kamen viele Leute in ihr Haus, die Einen wollten etwas kaufen, Andere brachten Vieh, Andere kamen und ſagten, ſie hätten was Fettes, und mit Allen redete ſie, nahm ihnen freundlich den Bericht ab, ſpendete hier ein Glas Wein, dort ein Brönz, oder einen Teller Suppe: ſo ward der Hausgebrauch groß, aber er trug ſeine reichen Zinſe; denn Jedermann kam gerne in Hans Berners Haus und darum handelte man gerne mit ihm, brachte ihm gerne das Vieh ſelbſt oder Nachricht, daß man etwas für ihn hätte. So mußte er gar manchen vergebenen Gang nicht thun, den Andere thun mußten, und gar manche Bäuerin ließ es ſich nicht nehmen, dem Hans Berner ein Kaffe zu machen, weil ihre Leute nicht genug rühmen konnten, wie freundlich und gut deſſen Frau ihnen aufwarte, wenn ſie in deſſen Haus kämen, und wo einmal ein Metzger ſo daheim iſt, daß die Bäurin ihm ein Kaffe macht, wenn er kömmt, da iſt der Stall ſein, und kein Anderer läuft ihm mehr den Rang ab. So war's ehedem ſehr oft, als die Herren noch ſelbſt über Feld gingen; jetzt, wo ſie zu vornehm dazu ſind und nur ihre Knechte ſchicken, hat auch dieſes aufgehört.

Hans Berner hatte zwei Buben, die waren munter und hatten gute Gaben. Er liebte ſie und ſagte, aus Denen müſſe mal was Rechtes werden, und andere Leute als er ſei. Er meinte damit nicht, daß Keiner ein Metzger werden ſollte, bewahre, damals hielt der Handwerksmann ſein Handwerk noch in Ehren, weil es einen goldenen Boden hatte. Aber es ärgerte ihn doch, wenn er in Rechnungen und Berichten mit Mühe durch des Schreibers Häggen ſich winden konnte und doch nur das Halbe verſtand, wenn ſeine Unter-

schrift so vierschrötig auf dem Papier stand, als ob er sie mit dem Ellbogen geschrieben hätte. Es ärgerte ihn, wenn er in kriegerischer Zeit Abends hinter seinem Schoppen saß und kannegießern half, und dann weder in der Geographie noch in der Geschichte sich zurecht fand. So müßte es seinen Buben nicht gehen, sagte er dann, wenn er Abends seiner Frau sein Leid klagte, seine Buben sollten einst zu jeder Sache ihr Wort reden können, das Geld dafür solle ihn nicht reuen. Seine Frau war gleicher Meinung wie er, und das Geld reute sie für die Buben auch nicht; sie hielt sie schön in den Kleidern, was die Andern vermöchten, das vermöchten sie auch, sagte sie.

Hans Berner hatte die größte Freude daran, wenn sie ihm ihre Schriften brachten, und in denselben viel schönere Buchstaben waren, als er sie machen konnte, und wenn sie ihm gar noch die Hauptstädte in allen Ländern sagen konnten und in welchem Jahr der Welt Enoch gen Himmel gefahren; dann rief er aus in süßer Vaterfreude: ja Buben, ihr seid ganze Hechte und gebt, so Gott will, andere Kerliffe, als ich bin! und mit vollen Händen warf er das Geld ihnen nach; es strömte ihm so reichlich zu, daß er es auch im Ausgeben nicht nach Batzen oder Kreuzern berechnete. Auch die Mutter hatte an dieser Gelehrsamkeit Freude; doch wenn eine Frau kam und ihr sagte: aber nein, Frau Rathsherrin, ihr habt doch die schönsten Knaben von der Welt, man weiß gar nicht, welcher der schönere ist, man kann sie gar nicht genug luegen, so war ihre Freude noch größer, und es mußte sicherlich der Schneider auf den Platz, und noch schöner wurden sie ausstaffirt.

Die Buben waren guter Natur, von frischer wilder Art, und Vater- und Mutterliebe schadeten ihnen lange nichts. Wie es in einem Handwerkhaus, wo man noch der Meinung ist, man hätte die Hände um etwas damit anzurühren und nicht, um sie in Handschuhe zu stoßen, Sitte ist, mußten sie

bald der Mutter helfen Bohnen rüsten, Aepfel schnitzen, Därme putzen u. s. w., bald auch dem Vater behülflich sein. Sie waren gerne bei ihm in der Metzg, halfen was sie konnten, kannten das Inwendige einer Kuh lange ehe sie wußten, was Anatomie war, und hätten nie Herz und Nieren verwechselt, oder gar die Milchlig im Hintertheile eines Kalbes gesucht; viel posteten sie zwischen Vater und Mutter, mußten allerlei tragen hin und her, und sie thaten es gerne; denn etwas thun war ihre Freude. Da begann die Mutter bei mancher Arbeit sich zu kümmern, die Kleider würden beschmutzt, die Hände wüst. Laß du das sein, Sämeli, sagte sie: du machst deine Hosen wüst, und die Hände sind fast nicht zu erputzen, 's Mädi kann dann das machen. Es ist unberechenbar die Zahl der Kinder, welche durch falsche Sorgfalt oder falsches Mitleiden der Mutter verhunzt, zu aller ernsten anhaltenden Arbeit untauglich gemacht werden. Es geschah wohl auch, daß bei ihren Streitigkeiten mit andern Knaben diese ihnen das Handwerk vorwarfen, sie beschuldigten, sie röchen nach Kälbern oder Kühen, oder sie zu des Vaters Stieren gehen hießen, dorthin paßten sie besser. Es geschah wohl auch, daß Lehrer von der Art, welche alle Tage dreimal Schmiere mit der Ruthe nöthig hätten, die Knaben, weil sie zu spät kamen, fragten, ob sie noch Därme hätten putzen, oder auseinanderziehen müssen? oder daß sie Einem von ihnen, weil er seine Aufgabe nicht nach dem Sinne des Lehrers machte, sagten: aus dir giebt es dein Lebtag nichts als so ein dummer grober Metzger, und es ist schade für jeden Kreuzer, den dein Vater für dich ausgiebt.

Wie konnte es nun anders kommen, als daß dieses den Buben in's Haupt stieg? Sagte ihnen doch der Vater selbst bei jedem Anlasse, sie müßten andere Kerlisse werden als er einer sei. Sie begannen aller Arbeit sich zu entziehen und hatten immer einen Vorwand dafür: bald eine Aufgabe, bald saubere Hosen. In der Metzg sah man sie nicht nur nicht

mehr, sondern sie schämten sich derselben, ja es kam ihnen manchmal vor, als müßten sie dem Vater ausweichen, wenn er ihnen entgegen kam, oder sich stellen, als kennten sie ihn nicht, müßten auf eine andere Seite sehen oder am Boden etwas suchen; und des Vaters Schnauz, wenn er sie auf der Straße mit Wedeln und Schlecken freundlich grüßen wollte, jagten sie mit Schreien und Schlägen von sich. Auch ihr Haus, welches an einer hintern Gasse lag, gefiel ihnen nicht mehr; es war ihnen zu dunkel, und in demselben roch es, sah es aus wie in eines Metzgers Haus, und sie fragten die Mutter oft, warum der Vater doch da wohne, und warum er nicht ein schöner Haus an der vordern Straße kaufe, wo man dann auch Alles schön hell haben könnte.

Von diesem Allem merkte der Vater wenig, sein Handwerk beschäftigte ihn zu sehr, und von den Richtungen, welche unwillkührlich ein jugendliches Gemüth nimmt, verstand er nichts. Es ärgerte ihn wohl zuweilen, wenn er seine Buben nichts mehr machen sah, keiner in die Metzg kam, keiner ihn zu begleiten begehrte, wenn er über Feld ging. Aber wenn die Mutter sagte, sie hätten ob dem Lernen zu nichts Anderm Zeit, schwieg auch der Vater, freute sich ihrer Gelehrsamkeit und tröstete sich damit, wenn er sie dann einmal beim Handwerk habe, so wolle er ihnen die Flausen schon austreiben. Der gute Hans Berner wußte nicht, daß, wenn einmal das Gift des Dünkels in der Kinder Herz geträufelt ist, so daß sie der elterlichen Lebensweise sich schämen, ihnen auch der Sinn für ihren Beruf schwer beizubringen ist. So verrann rasch die Zeit, und wie es Eltern oft geschieht, die Buben waren erwachsen, ehe die Beiden, namentlich der Vater, daran dachten.

Sobald der Aelteste unterwiesen sei, solle er zum Vater in die Metzg, das war eine festgestellte Sache. Wer sie festgestellt, wann es geschehen, das wußte eigentlich Niemand,

es war angenommen seit Jahren, es hatte es Niemand ersonnen, es war so gleichsam eine Familienoffenbarung.

Mit dem Buben redete man weiter nicht darüber, es verstand sich von selbst, und er wußte es wohl; aber je näher die Zeit kam, destomehr ward es ihm zuwider. Schon der Gedanke, daß er im Metzgerschurz durch die Stadt müsse oder ein Kalb jagen, trieb ihm das Blut in's Gesicht, und es dünkte ihn, er wolle hundertmal lieber in fremde Dienste als das erleben. Als die Zeit heranrückte, steckte er sich hinter die Mutter und machte ihr weiß, er sollte, ehe er in's Handwerk trete, erst noch in's Welschland. Nachher wäre keine Zeit mehr dafür, und welsch sollte er doch können, wie oft wäre es dem Vater nicht kommod gewesen, wenn er mit Gerbern oder Stierenhändlern hätte welsch reden können; er wäre gut noch einmal so reich. Das leuchtete der Mutter ein, sie sagte: sie hätte ihrem Bub nicht einmal so viel Verstand zugetraut, und recht wohlgemuth brachte sie den Vorschlag dem Vater vor, und von Herzen wohl hatte sie schon an dem Gedanken gelebt, wie sie zweispännig mit ihren schönen Braunen das Söhnchen selbst in's Welsche führen wollte.

Aber Potz! da kam sie bei'm Vater schön an; das sei nur der Hochmuthsteufel, ja wohl Welschland! sagte Hans Berner. Es sei Zeit, daß er den Buben in seine Finger nehme, den wolle er bald anders z'weg haben, es sei aber die höchste Zeit, wenn es etwas besseres als einen Schlingel aus ihm geben solle. Er sei auch ein Mann geworden und könnte nicht welsch. Der Bub sollte es aber können, acht Jahre habe er schon daran gelernt und ein Sündengeld gekostet, und jetzt wolle er in's Welsche „für Welsch z'lere." Ja wohl, das Welsche das ihm mangle, wolle er ihn jetzt noch selber lernen. Er wisse nicht, was er anfangen solle von dem Lernen zu halten, wenn man, sobald man die Sache brauchen sollte, nichts davon wüßte. So eine Schule mahne ihn ganz an einen betrügerischen Bauer, der einem die prächtigsten,

fetteſten Kühe verkaufe, daß man meine, was man für einen Schick gemacht, und metzge man ſie, ſo habe man Lumpenwaare und kein Fett; ſie ſeien nur aufgetrieben geweſen, weil ſie nur mit dem Oehlſtaub gemäſtet worden. Oder ſtelle man ſie in den Stall, ſo fielen ſie von Tag zu Tag ab und würden elend, bis der Oehlſtaub aus dem Leibe ſei, dann könne man wieder von vornen anfangen.

Habe er ausgelernt, dann müſſe er auf die Wanderſchaft, da könne er ſeinethalben nach Deutſchland oder Frankreich gehen, ja nach Paris, er habe nichts dagegen. Aber ſo einen Welſchland-Kürbs wolle er nicht, und mit dem ſolle man ihm ein für alle Mal nicht kommen.

Nun war es aus mit dem Welſchland; denn wenn Hans Berner ein Wort im Ernſt geredet hatte, ſo kam ihm Niemand mit der Sache zum zweiten Mal.

Sämeli, ſo hieß der Aelteſte, mußte in den ſchwarzen Rock mit dem rothen Kragen, mußte Därme putzen, Kälber führen, Fleiſch vertragen, und Alles war ihm gräßlich, und zu Allem that er dumm, und er und die Mutter weinten viel. Je dümmer er that und je mehr die Mutter mit ihm weinte, deſto unzufriedener ward der Vater mit ihm und ſagte oft, der erſte beſte Bettlerbube auf der Gaſſe thäte witziger dazu als er, der doch ſo g'ſchulet ſei; aber alles Geld für ihn ſei in den Bach geworfen, und wenn er nicht anders thun wolle, ſo müſſe er zu einem Schneider in die Lehre. Das war wohl Hans Berner nicht Ernſt, er that alles Mögliche, um aus Sämeli einen Metzger zu machen, und da Zuſprechen nichts half, ſo nahm er das Prügeln vor. Nun legte ſich Sämeli ins Bett, und ſagte er müſſe ſterben, er ſtehe es nicht aus. Die Mutter jammerte, der Arzt zuckte die Achſel und redete von ſchwächlicher Konſtitution. Da ſagte Hans Berner: ein Mörder will ich nicht werden, und wenn der Bube nicht einſehen will, was ihm gut iſt, ſo werde er meinethalben, was er will; ſo einen Zuckerſtengel

begehre ich selbst zum Metzger nicht, es wäre Schade um's Handwerk. Und Sämeli stand froh wieder auf, legte andere Kleider an, wollte einen Herrn vorstellen, sah aber wie ein Bengel aus und wollte nun die Handlung lernen: dazu hätte er am meisten Gout, sagte er, indem er mit seinen Fingern durch die Haare fuhr. Der Vater ließ ihn machen, es war fast, als ob er ihn verschätzt hätte. Die Mutter nahm ihn unter ihre Flügel und half ihm in die gewählte Bahn. Er lernte nun die Handlung und kam in's Welschland, kostete ein Sündengeld und war ein Schminggel von der Sorte, welche sich aufdonnert nach Möglichkeit mit Gold und Guttuch und innerlich versinkt in Schweinerei und Dünkel.

Auf Fritz, den zweiten Sohn, setzte nun Hans Berner seine Hoffnung und nahm diesen in die Metzg. Der kam eben so ungern als Sämeli und schämte sich eben so sehr des schwarzen Kittels mit dem rothen Kragen, aber er hielt es besser aus, wenn er auch nicht ward nach des Vaters Sinn. Er war eine derbere Natur als Sämeli; das Herumbalgen mit Hunden und Buben gefiel ihm so übel nicht, über Feld laufen that er nicht ungerne, er konnte da machen was er wollte, konnte seinen Schnauz an andere Hunde hetzen oder gar an Menschen.

Mit dem Schnauz und mit andern Metzgerbuben hielt er seine alten Schulkameraden in Respekt oder rächte sich an ihnen, wenn sie ihn ausgelacht hatten. Dem Vater gefiel dieses rührigere Wesen; er that daher manchmal ein Auge zu, verließ sich darauf, daß Alles von selbst kommen werde, wenn er einmal den Verstand hätte, und ließ es ihm an Geld nicht fehlen. Im Hintergrunde mag wohl die Angst, auch diesen Sohn für das Handwerk zu verlieren, mit Ursache gewesen sein, daß er ihm Manches nachsah, was sein klarer Verstand nicht billigte, und daß er ihm das Geld nicht zuckte, wenn er ganze halbe Tage in der Metzg sich nicht sehen ließ. Freilich wußte der Vater nicht, daß Fritz bald als Metzger-

junge in Pinten saß, bald als Herr Berner im Kaffe Billard spielte, aber er sah ihm doch nach, was er keinem Lehrbuben nachgesehen hätte. So kam es, daß auch dieser Sohn zu einem Bengel gerieth, aber zu einem andern Bengel als der erste.

Der Erste war nämlich ein geschlecketer Bengel, und der Andere ein ungeschlecketer; der Eine that verächtlich mit Commiswitz, der Andere mit Metzgerflüchen; der Eine that groß mit Liebschaften, der Andere mit Schlägen und Trinken; von Religion wußten Beide nichts, und der Commis verachtete Alles, was nicht in der neuesten Mode steckte, und der Metzger Alles, was nicht mit ihm schwitisirte, lauchete. Natürlich verachteten also Beide Vater und Mutter; nur von wegen des Geldes hielt der Eine den Vater in Hulden, der Andere die Mutter, und wenn man den Commis hörte in all seiner tiefsinnigen Weisheit, so bestand diese darin, daß er jede Stadt in zwei große Theile theilen würde; den einen würde er einrichten zu einem Magazin, den andern aber zu einem Lumpenhaus; dem Metzger aber lief seine Weisheit da hinaus, daß die Jungen das Geld hätten und das Recht, Jedem die Beine entzweizuschlagen, der ihnen abwehren wollte von ihrem Thun, den Alten aber die Arbeit bliebe und das stillschweigende Zusehen, was die Jungen mit ihrem Gelde vornähmen. Der Commis kam nie Tags in's väterliche Haus, und anderwärts gab er sich aus für den Sohn eines reichen Lederhändlers; der Metzger aber sagte, so lange der Alte lebe, müsse er den Kittel tragen, wenn der aber einmal an der Ruh sei, so wolle er zeigen, wer er sei. Daß sie sinnlose Verschwender gewesen, kann man nicht sagen, beide liebten das Geld; arme Menschen mußten gute Augen haben, wenn sie ein Almosen von ihnen sehen wollten, und ohne Gewissensbisse verschoß der Eine sich in Rechnungen oder that das Geld in's unrechte Loch, während der Andere mit dem Gewicht es nicht immer genau nahm, die Preise

des eingekauften Viehs nicht am genaueſten angab und manchen eingeſtellten Neuthaler im Sack behielt Aber für groß zu thun auf ihre Weiſe reute ſie kein Geld; denn ſie meinten, wenn Einer groß thue, ſo ſei er wirklich groß, und wenn er alle Menſchen verachte, ſo müßten ihn im Widerſpiel alle achten, und was und wen ſie klein machten, das müſſe klein bleiben in alle Ewigkeit. Die guten Tröpfe bildeten ſich ein, weil der Vater viel aus ihnen machen wollte, ſo ſei auch viel aus ihnen geworden, und weil er viel Geld an ſie gewendet, ſo hätten ſie jetzt den Schlüſſel zu aller Weisheit, zu Himmel und Hölle, ſo wie zur afrikaniſchen Höhle Kaza im Hoſenſack; ſie dachten gar nicht daran, daß alle ihre ſogenannte Bildung, Geſchicklichkeit oder wie man es eigentlich nennen will, nichts ſei als die gegebene Möglichkeit, zu eigentlicher Bildung zu gelangen; daß all ihre Weisheit nichts ſei als gleichſam ein Teller, auf welchen man die Suppenſchüſſel ſtellt, alſo nicht einmal die Suppenſchüſſel, geſchweige denn die Suppe ſelbſt; und was ſie noch mehr wußten als von der Schule her, war nur, was ſie in ſolcher Ferne läuten hörten, daß ſie nie unterſcheiden konnten, läute eine Kuhglocke oder eine Tiſchglocke, ein Armeſünderglöcklein oder aber eine Kirchenglocke.

Zuſammen vertrugen ſich die Brüder nicht ſchlecht. Freilich ſchämte ſich Sämeli Fritzens, wenn er den Metzgerkittel trug, und wäre in dieſem Aufzug nicht um viel Geld mit ihm durch die Stadt gegangen; aber da Fritz ſelbſt deſſen eigentlich ſich ſchämte, ſo nahm er dieſes dem Sämeli nicht übel; fuhr dieſer doch recht gerne mit ihm, wenn er des Sonntags mit des Vaters Roſſen irgend wohin zur Luſtbarkeit fuhr. Sie vertrauten ſich auch recht brüderlich ihre Streiche und Abſichten; natürlich, wie es bei Leuten dieſes Schlages gewöhnlich der Fall iſt, log Einer dem Andern dabei, daß die Schwarten krachten.

Hans Berner sah zu klar und kam mit zu viel Menschen in Verkehr, als daß ihm das Treiben seiner Söhne hätte gefallen können. Schon ihr Wesen gefiel ihm nicht. So war es doch nicht zu meinen Zeiten, ich hätte meinem Vater so kommen sollen, er hätte mir mit dem Munizehn (Farrenschwanz) aufgewartet, hörte man ihn öfters sagen. Er vernahm hier etwas und dort etwas, welches ihm weh that. Wenn er seinem Sohn 2 Neuthaler eingestelltes Geld übergab zum Ausrichten und hintendrein stellte ihn der Verkäufer zur Rede, ob er denn mit der Kuh oder dem Stier nicht zufrieden gewesen sei, daß er ihm nur einen Neuthaler oder gar nichts gesendet, so schnitt das ihm tief ein, denn das ging an die Handwerksehre, und manchmal hatte er die Hand schon am Munizehn, um den Sohn diese alterthümliche väterliche Kost wieder einmal kosten zu lassen, und nur der Spektakel, den es geben mußte, hielt ihn davon *ab*. Aber kapiteln that er ihm dann von sieben Leiden nach, daß es einem dünkte, Fritz sollte sich niederlassen bis zu einem kleinen Höcklein. Aber er that es nicht, er gestand Böses nie ein, hatte immer Ausreden bei der Hand oder schalt den Verkäufer einen Lügner. Der Vater aber scheute eine gründliche Untersuchung, weil er den Sohn nicht gerne öffentlich zu Schanden machte; und eben deßwegen blieb dieser übermüthig, weil er glaubte, läugnen sei bei allen Streichen ein unfehlbar Mittel, ungestraft daraus zu kommen, und ward alle Tage frecher.

Aehnliche Noth hatte die Mutter mit dem Sämeli, und wenn sie schon nur den zehnten Theil vor dem glaubte, was gute Weiber ihr zutrugen, so war doch schon dieses ihrem mütterlichen Herzen zu viel. Zwar schwur er immer auf parole d'honneur, Alles sei erlogen, und sie war sehr geneigt ihm zu glauben. Aber wenn dann noch der Vater kam und auch Manches wußte und akurat das Gleiche, was diese oder jene Frau gesagt, so kam doch wieder der Zweifel in ihr Herz und es kam ihr vor, als wäre nicht Alles wie es

sein sollte; und wie große Freude sie auch an ihrem Söhnchen hatte, so kam es ihr doch vor, wenn sie ein Mädchen wäre, so möchte sie für alle Güter der Welt gerade so Einen nicht, wie ihr Sämeli Einer sei. So beschwerte sich nach und nach der Eltern Herz um ihre Kinder; je größer diese wurden dem Leibe nach, desto größer wurde der Kummer um ihre Seelen, und je erzogener sie sein sollten den Jahren nach, desto ungezogener stellten sie sich dar in ihren Sitten. Je mehr sie gelernt hatten, desto weniger wußten sie, was die Dinge werth waren; das sah man eben nur daran, daß sie nicht begriffen, wie unendlich höher vor Gott und Menschen ihre achtbaren Eltern seien, als sie zwei zuchtlose Schlingel, denen nicht einmal ihr alter Schnauz gerne mehr nachlief. Es ist aber wirklich oft merkwürdig, was so ein üppiger Taugenichts für einen Dünkel hat und was er sich einbildet.

Es wußten aber die Eltern das Ding nicht so recht anzufassen, und die Söhne schienen ihnen fast über den Kopf zu wachsen. Eine so nach und nach entstandene Frechheit wird grenzenlos hart, und sehr schwer ist es ihr beizukommen; da muß etwas ganz Besonderes eintreten, und mit einem herzhaften Keulenschlag das Ungethüm sonder Schonen zerschlagen werden, sonst schrumpft in dem Maße, als die Frechheit der Kinder wächst, das Selbstbewußtsein und der Muth der Eltern zusammen, und die Kinder werden Meister. Hans Berner hatte der Sache schon lange nachgedacht, und im Rathe war es schon mehr als einmal aufgefallen, daß er zweimal gefragt werden mußte, ehe er es hörte, und daß er zu der Meinung stimmte, gegen die er geredet hatte; aber den Ausweg hatte er noch nicht gefunden.

Es war ein schöner Sonntag im Frühjahr, und es dünkte Hans Berner, er müßte hinaus in's Freie, wiederum so einmal sich recht auslaufen, damit ihm das Herz leicht würde, das seit einiger Zeit ihm sehr schwer geworden war. Wenn Eltern immer Uebles von den Kindern hören und das ganze Thun und Lassen der Kinder bestätigt den Eltern das Böse,

welches sie hören — müssen da nicht die Herzen schwer werden und krank; denn so wie bei Elternfreude es den Eltern ist, als wüchsen ihnen Flügel an den Schultern, so ist nichts auf Erden, welches schwerer drückt als Elternleid. Schon am Samstag Abend hatte er es der Frau gesagt, wenn's morgen schön Wetter sei, so wolle er wiederum einen Lauf thun und selber in's Gäu, ihm thue es wohl und er müßte sehen, daß die Leute ihn nicht vergessen; es wolle ihm manchmal fast scheinen, als sei es nicht mehr wie ehedem und viele Leute ihm abgefallen. Die Frau gab ihm recht, meinte aber, er solle nicht zu Fuße gehen, sondern den Fuchs nehmen; es sei doch eine strenge Sache für einen Mann, wie er sei und nicht mehr jung, zu Fuße zu gehen, fahre doch jetzt jedes halbbatzige Herrlein, und wer leicht was sei, laufe nicht mehr im Lande herum wie ein Handwerksbursche. Das sei ihm gleich, sagte er, dessen achte er sich nicht. Gehe er zu Fuß oder fahre er, sei er der Hans Berner, mehr nicht und minder nicht; aber das wüßte er, wenn er immer gefahren wäre, so wäre er der Hans Berner nicht, der er jetzt sei. Zudem hätte er seine Rosse die Woche über hart gebraucht, und der Sonntag sei auch für das Unvernünftige da. Es thue ihm wohl, seine alten Wege wieder zu machen, und weiter als er möge, gehe er nicht. Des Näheren erzählte er seiner Frau noch seinen Reiseplan; als er aber am frühen Morgen zum Hause ausging, kam es ihm ganz anders in den Kopf und er ging gerade zum entgegengesetzten Thore aus.

Frisch wie ein Zwanzigjähriger wanderte er über Berg und Thal und ward je länger je heller auf. Erstlich war er auch ein Landmann und betrachtete jeden Acker und hatte seine Freude an schönen Saaten und gutgepflegten Wiesen, und allenthalben trat es ihm vor die Augen, wie es vor dreißig und mehr Jahren gewesen und wie um Vieles allenthalben es gebessert. Zweitens ward er allenthalben, wo er zusprach, mit Ehre und Freude bewillkommt. Alt und Jung

kam vor's Haus und reichte ihm die Hand und hieß ihn in die Stube kommen. Der Bauer ſagte, wenn er ein Gläschen möge, ſo ſolle er es doch ſagen, und die Frau bot ein Kaffe an, wenn er warten wolle. Vor Allem ging aber Hans Berner in den Stall, beurtheilte des Bauers Viehſtand, lobte ihn wenn immer möglich und ſagte ihm: ihr habt's anders z'weg als euer Vater ſelig. Er iſt ein braver Mann geweſen, allen Reſpekt vor ihm, aber was ſein Land abtragen konnte, das hat er noch nicht gewußt. Was hat er gehabt, drei — vier Kühe und ein Paar Stiere, und jetzt, potz Sapperlot! wie viel habt ihr, zehn Kühe und zwei Paar Stiere, ja das will was ſagen! — Wollte er wieder gehen, ſo hieß man ihn bald wieder kommen, es freue ſie allemal, wenn ſie ihn nur von Weitem ſähen und wenn ſie was Fettes hätten, ſo bekäme es kein And'rer, wenn er es wolle, darauf könne er zählen. Den Kindern ſagte die Mutter: gebt dem Herrn die Hand; das iſt der Herr Rathsherr, von dem der Vater ſo oft brichtet, wie der ein ſo ſchönes Haus habe und ſo guten Wein und ſo viel Geld.

So ging es dem Hans Berner bei gar manchem Hauſe. Das freute ihn ſehr und machte ihn faſt ſtolz und mit Recht. Das iſt der gerechte Lohn, den ein Ehrenmann in ſeinem Alter einzuziehen hat, und da zeigt es ſich, daß der brave Mann geachtet wird auf der Welt und nicht der Großhans und nicht der Windbeutel; und ein Commis hätte zweiſpännig und vergoldet vor's Haus fahren können, zu dieſem Metzger hätte man ihn nicht in die Stube kommen heißen.

So wanderte er den ganzen Tag und ward müde, denn es war heiß geworden und im Frühjahr geht es ſich immer etwas mühſelig; ſo kehrte er im ſpätern Nachmittag in ein Wirthshaus ein, ungefähr 2 Stunden von ſeiner Heimath, da wollte er ruhen und die Kühle erwarten. Hans Berner fühlte, daß er nicht mehr zwanzigjährige Beine habe. Auch da erregte ſein Kommen große Freude. Wirth und Wirthin

kamen herbei, reichten ihm die Hand und klagten, sie hätten geglaubt, er wolle niemals mehr zu ihnen kommen, sie hätten recht Langeweile gehabt nach ihm. Sie führten ihn in ein heimeliges Stübchen, frugen ihn, was er befehle; was öppe möglich sei, das müsse er haben, und wenn er vor dem Essen ein wenig schlafen wolle, so wäre es ruhig hier und das Ruhebett sei auch nicht schlecht. So war Hans Berner da abermals wie ein Vogel im Hirse, und wo ein Mann allenthalben so empfangen wird, da muß er wohl den Glauben fassen, er sei auch etwas. Und das ist allerdings eine große Gewalt, wenn Einer vermag, an allen Orten zu sein wie daheim und allenthalben aufgenommen zu werden wie ein Vater oder Bruder. Es gibt Leute, die sind nirgends daheim und allenthalben findet man sie am Rücken schöner als im Gesicht; unter diese gehören namentlich die eingebildeten Fratzen, welche sich über Gott und Menschen hinausgewachsen glauben.

Wirth oder Wirthin und manchmal Beide leisteten ihm Gesellschaft, das war Hans Berner lieb. Was ihnen wichtig war, war auch ihm wichtig, ihre Gedanken begegneten sich auf den gleichen Feldern und Einer lernte vom Andern. Wenn verständige Männer sich in einem Wirthshause treffen, so entsteht da ein gegenseitiger Unterricht, welchen man häufig zu gering schätzt, und eben weil man ihn gering schätzt, lernt man nichts vom Leben und weiß höchstens etwas aus seinem Fach. Aber das ist eben das Zeichen der beschränkten Leute, daß sie nur Sinn für ihre Sache haben, daß ihre Gedanken nur auf einem Felde weiden; wessen Gedanken nun nicht an den gleichen Stengeln hangen, den finden sie tief unter sich, verachten ihn, mögen ihm das Maul nicht gönnen, finden ihn langweilig, dumm, altväterisch u. s. w. Als so Hans Berner wohlgemuth am Tische saß, hinter einem guten Fisch und einer guten Flasche, der Wirthin es brachte und den Wirth ein eigenes Glas nehmen, mit ihm trinken hieß und daneben redete von Unschlitt und warum die Kühe abschlagen müßten, fuhr mit hellem Geklingel ein schönes Chais-

chen vor, und mit einem Fluche fuhr Hans Berner vom Ruhbett auf. Sind das nicht eure Söhne, Herr Rathsherr? frug die Wirthin; die werden euch holen wollen. Ja schön, sagte Hans Berner; die meinen, ich sei oben aus, nehmen mein Roß und fahren unten aus. Es ist mir leid, daß ich's sagen muß, aber man hat heutzutage nur Verdruß von den Kindern; groß thun, das ist ihre Kunst und sonst ist's, helf Gott! nichts mit ihnen; aber denen will ich es weisen, die müssen auch wissen, was Zufußgehen ist.

Wie schöne Herren das sind, sagte die Wirthin; sie sind dem Herrn Rathsherr wie aus den Augen geschnitten. Soll ich ihnen sagen, daß ihr auch da seid? Bei Leib und Sterben nicht! sagte Hans Berner, und verbietet es allen euren Leuten. Dem Spiel will ich einmal zusehen, so weiß ich doch woran ich bin. Während die Wirthin hinausging, die Herren zu empfangen, ärgerte er sich an dem schönen Chaischen, das sie geliehen hatten, weil das seine ihnen zu schlecht war; am schweißbedeckten Fuchs, an den Buben selbst, welche die Stubenmagd jagten, statt dem Fuchs nach in den Stall zu gehen, um nachzusehen, daß er recht besorgt würde. Darauf polterten sie durch's Haus, als ob eine Schwadron Dragoner einrückte und quartierten sich in die Nebenstube ein, bestellten ein Essen, und auf die Frage des Wirths, was sie für Wein wollten, frugen sie nach dem Neuenburger, von welchem die Flasche achtzehn Batzen koste, wenn er noch von dem hätte, so sollte er ein paar Flaschen bringen.

Das juckte den Vater in beiden Händen. Er hatte mit dem Wirth eine Flasche Achtbatzigen getrunken und lange Komplimente gemacht, ehe er dem Wirth erlaubte, Zapfenwein zu bringen, von dem die Flasche vielleicht sechs Batzen kostete, und seine Buben begannen mit Neuenburger, die Flasche um 18 Batzen. Doch hielt er sich stille hinter seiner Bretterwand, sah durch ein Astloch, wie sie behaglich ausgestreckt auf Sesseln und Ruhbett lagen, hörte wie die erste Flasche knallte,

wie ſie einſchenkten, dann Gericht hielten, ob's vom Rechten ſei oder nicht. Als ſie damit im Reinen waren, legten ſie ſich behaglich zurück und Sämeli ſagte: Wo ſtolpert wohl unſer Alter herum und ſchwitzt wie ein Bär; wohl, wenn der wüßte, wie der Fuchs hat ſpringen müſſen, es würde ein Donnerwetter abſetzen. Ich glaube es auch, ſagte Fritz, und es iſt gut, daß er es nicht weiß. Aber wenn er den Narren machen will, ſo mache er ihn; unterdeſſen wollen wir uns wohl ſein laſſen; heutzutage macht es ein Jeder wie es ihn freut. Was würde er zum Neuenburger ſagen? Ho! ſagte Sämeli, er würde uns vielleicht die Flaſchen um den Kopf ſchlagen, wie er ſchon manchmal gethan hätte, wenn er dazugekommen wäre; aber er weiß nicht Alles, und wenn er einmal an der Ruh iſt — und lange geht das nicht, es dünkt mich, er falle gar aus den Kleidern — ſo wollen wir dann eine andere Ordnung einführen und das muß anders gehen. Und nun begannen ſie, ihre Luftſchlöſſer zu bauen; lang gehegte Gedanken wurden zu Worten und hinter der Bretterwand ſaß der Vater mit bleichem Geſicht, denn was jetzt aus den Herzen der Söhne herauskam, das hatte er doch nicht darin geſucht. Auf ſeinen Tod bauten ſie ihre Pläne; gleich nach demſelben ſollte ein neues Leben angehen. Fritz wollte das Handwerk aufgeben, mit Sämeli eine Handlung anfangen, aber was für eine, das wußten ſie nicht. Sie wollten ein neues Haus an einer Hauptgaſſe bauen, ein anderes auf dem Lande, wollten Equipage halten, gute Tafel, guten Keller, ein ſchönes Eingericht allenthalben; wollten dabei nichts thun als luſtig leben, höchſtens hie und da ein Profitchen machen und Jemand tüchtig über's Ohr hauen. Sie rechneten dem Vater ſein Vermögen nach und was es erleiden möchte, und faſt lächerte es noch den Vater, als er merkte, wie ſie noch von Manchem, das er beſaß, nichts wußten. Es iſt gut ſo, dachte er; wie würden die erſt thun, wenn ſie Alles wüßten. Sie rechneten ihm ſeinen Verbrauch nach und fanden, wenn

man nicht den Narren machen wollte mit andern Leuten, so könnte man d's Halb beſſer für ſich leben. Sie ſchimpften über ihren großen Hausverbrauch, über der Mutter Wohlthätigkeit, über ſeine Freigebigkeit; wenn ſie einmal das Heft in Händen hätten, ſo ſollte das anders gehen. Den Dienſten müßte Alles knapper zugemeſſen ſein und mit den Bettlern, unter welchen ſie jeden Armen rechneten, wollten ſie kurzen Prozeß machen ein- für allemal. Sie wollten wetten, ſagten ſie, wenn man rechne, was ſo verſchleudert würde, ſo fände man, daß man dafür das ganze Jahr durch zwei Pferde würde halten können und allemal wenn man ausfahre flott leben. Das begriffen die Alten nicht und der Alte laufe zu Fuß in der Welt herum, trinke ein ſchlechtes Kaffe, um einen Schoppen zu erſparen, und wenn es Wein ſein müſſe, ſo trinke er Sechsbatzigen, der die Fäſſer zerfreſſe, wenn man ihn mehr als ein Jahr darin hätte, und dann meine der alte Narr wie er hauſe, und begreife nicht, daß er ſein Geld nicht könne ſpielen laſſen, daß er eigentlich ein Verſchwender ſei und d's Halb reicher ſein könnte, wenn er es vorzunehmen wüßte. So etwas aber könnte er nicht begreifen, ſo ein alter Rathsherr ſei zu dumm dazu; ihr Troſt ſei, daß er dem lieben Gott ſo gefalle, daß der nicht lange werde auf ihn warten mögen. Die Leute hielten ſo viel auf ihm, wenn ſie aber einmal an's Brett kämen, ſo ſollte man es erfahren, wer's beſſer verſtehe, ſie oder ihr Vater. So redeten die Söhne zum Zeitvertreib bis die Suppe kam. Der Vater wußte manchmal nicht, ſollte er drein reden in ſeiner Sprache oder ſollte er weinen über ſeine Söhne.

Aber Hans Berner war ein kräftiger Mann und verlor die Faſſung nicht ſchnell; er ſah wohl, daß mit einem Wirthshausſpektakel nichts geholfen wäre, daß da etwas Anderes nöthig ſei und hauptſächlich, daß er ihnen es einmal ſo recht beweiſe, wer er ſei und wer ſie ſeien, damit die Furcht und die Demuth wieder kämen in ihre aufgeblaſenen Herzen. Er

hielt also an sich, hielt an sich, als sie die Stubenmagd plagten, daß sie nicht mehr auftragen wollte, als sie sogar die Wirthin vertrieben, so daß der Wirth ganz entrüstet zum Vater kam und ihm leise sagte: wenn es nicht seine Söhne wären, er jagte sie zum Loch aus und es wäre ihm lieb, wenn er ein Wort darein reden wollte. Aber Hans Berner schüttelte den Kopf und sagte leise dem Wirth: wenn sie das Weibervolk nicht in Ruhe lassen, so sendet ihnen mit dem ersten Gericht den Stallknecht. So geschah es auch.

Die Jungen fluchten anfangs, fanden es endlich einen guten Witz, schenkten dem Stallknecht Neuenburger ein, daß es dem Vater in alle Glieder kam und ihn wahrscheinlich noch früher, als er es sonst gethan bewog, leise Befehle zu geben, daß man so geräuschlos als möglich den Fuchs anspanne, aber ja seine Söhne nichts davon merken lasse. Als er den Fuchs eingespannt sah, nahm er leise Abschied und ließ dann plötzlich im Hausgang seiner mächtigen Stimme freien Lauf. Drinnen fuhren die Söhne, trotz dem Neuenburger, hoch von ihren Stühlen auf, als wie wenn der Blitz in's Zimmer geschlagen hätte. Sie wußten nicht, kam er oder ging er, sollten sie warten oder fliehen. Sie horchten auf die Stimme, wie die Schildwache horcht, wenn ein Ueberfall sich naht. Die Stimme redete freundlich, entfernte sich. Sämeli streckte vorsichtig den Hals aus, er wollte sehen, welchen Weg der Vater nehme; da stockte ihm ein Heer von Flüchen im Halse, denn was sah er? Er sah den Fuchs angespannt, sah den Vater ihm den Hals streicheln, Wirth und Wirthin die Hand geben, in ihr Chaischen steigen und davonfahren. Sie standen da wie angedonnert, wie zwei nagelneue Oelgötzen, und Jedem ward als ob man ihn vor den Kopf geschlagen hätte, der Hals ihm zugeschwollen wäre.

Endlich konnten sie wieder fluchen und aufbegehren, und sie riefen nach dem Wirth und wollten wissen, was das für

eine Manier sei, daß man ohne ihren Befehl ihr Roß an ihr Chaischen spanne und fortfahren lasse, sie machten dafür den Wirth verantwortlich und vor Allem aus könnte er sie auf seine Kosten heimführen lassen. Der Wirth aber lächelte auf den Stockzähnen und sagte: die Herren sollten ihm verzeihen, aber er habe geglaubt, wem eine Sache gehöre, der habe darüber zu befehlen, und das Roß habe er selbst ihrem Vater verkauft; das wäre nun kurios gewesen, wenn man ihm sein Roß, das er selbst bezahlt, nicht hätte anspannen wollen. Uebrigens lasse der Herr Rathsherr ihnen guten Abend wünschen und ihnen sagen: er erwarte sie dann Morgens um 6 Uhr auf seinem Zimmer ohne Fehler und Beide.

Die Söhne polterten erst recht, als sie diesen Befehl hörten, aber es war doch etwas in ihrer Stimme, welches nach einem erschrockenen Herzen roch, und als sie hörten, daß ihr Vater schon lange hier gewesen, da ging selbst die Stimme ihnen aus; sie wurden einsilbig und dachten dem nach, was sie Alles geredet und gethan und ob wohl der Vater dieses Alles gesehen und gehört. Sie mußten es vermuthen, aber aus dem Wirthe brachten sie es nicht heraus, und wie sie auch aufredeten, was das für eine Manier sei, sie hier sitzen zu lassen, so lag doch eben in dieser Manier etwas, das ihnen sagte: der Vater hätte, wenn er einmal wollte, noch die Hand am Arm, verstände keinen Spaß und verstände noch zu zeigen, wer Meister sei.

So könnten sie aber nicht bleiben, sagten sie; der Wirth müsse sie heimführen lassen. Es ist mir sehr leid, ihr Herren, sagte er, aber das Roß, welches im Wägelein geht, habe ich nicht daheim und die andern sind junge Thiere, welche ungewohnt sind. Es werde doch ein Fuhrwerk hier zu haben sein, frugen sie. Er zweifle daran, die Leute hätten ihre Rosse hart gebraucht und überhaupt seien sie hier nicht im Roßland; aber wenn sie es wünschten, so wolle er nachsehen lassen. Natürlich gaben sie den Befehl und brummten unterdessen über

ihren Vater und redeten ab, wie sie ihm morgen den Marsch machen wollten und ihn fragen: was das für eine Manier sei. Der Neuenburger war sehr gut gewesen und der war noch in ihnen. Bald darauf kam Bescheid, es wäre kein Fuhrwerk zu haben. Sie beschieden den Knecht herein, gaben ihm zu trinken, frugen ihn aus und vernahmen nichts; sie fluchten, es müsse doch ein wunderlich Ding sein, wenn in einem solchen Orte kein Fuhrwerk zu haben wäre, er hätte nur nicht recht nachsehen mögen u. s. w. Ja, sagte der Knecht, Fuhrwerke wüßte er wohl, aber es seien vielleicht nicht die schönsten, und er dächte, solche Herren würden nicht darin fahren. Das sei ihnen gleich, sagten sie, wenn es nur gefahren sei, und sie wollten sich leiden, so schlecht werde es doch nicht sein. Der Knecht sagte: wenn man kein besseres hätte, so wäre es wohl gut genug, und erhielt den Auftrag, es zu bestellen und kommen zu lassen. Unterdessen *nahmen* sie noch Einen, aber er mundete ihnen nicht mehr und dunkel war es geworden, als man ihnen ansagte, daß das Fuhrwerk unten sei.

Als sie hinaus kamen, waren viele Leute draußen; die lachten und rissen Witze. Aber meine Herren *achteten* nicht darauf, drängten sich an's Fuhrwerk und standen vor einem zweiräderigen Karren mit einer Blache bedeckt und ein Esel war angespannt. Da standen sie, hatten das Maul offen und ringsum erscholl ein wüthendes Gelächter. Wer weiß, vielleicht wären sie eingesessen, wenn das Gelächter nicht gewesen wäre; jetzt aber begannen sie zu schimpfen, daß sie sich nicht zum Narren halten ließen, und je mehr sie schimpften, desto herzlicher lachte es rings um's Haus.

Nun aber wurden die Herren Brüder fuchswild, wünschten Wirth, Zuschauer und Fuhrwerk zum Gugger, hatten aber Zeit zu gehen, wenn sie nicht Schläge riskiren wollten. Fritz, der Metzger, hätte d's Prügeln nicht geflohen, aber Sämeli frug ihm nichts nach, er setzte seine Toilette solchen

handgreiflichen Proben nicht gerne aus. Die beiden Brüder, die so stolz mit einem Fuchs angefahren waren, mußten nun bei einbrechender Nacht, freilich fuchswild, aber ohne Fuchs, nach Hause stolpern. Hinter ihnen her tosete noch lange der Bauern Gelächter. Die erste halbe Stunde liefen sie ganz preußisch und man hätte glauben sollen, sie hätten Muth wenigstens eine halbe Stadt aufzuspeisen mit Haut und Haar. Aber als die erste halbe Stunde vorbei war, begann es dem Sämeli jämmerlich zu werden, seine Stiefelchen drückten ihn, seine Beinchen schwankten, die Straße ward ihm zu einem Dornenfeld, die Welt schien ihm ein Dintenfaß und er schwamm mitten drin; aber näher und näher stieg die Dinte seinem Munde, näher und näher kam ihm das Ertrinken; er wimmerte, er weinte, das trunkene Elend kam vollständig über ihn. Fritz hatte seine große Noth mit Sämeli, und deßwegen fing auch ihm an das Leben zu verleiden; und als er dann um Mitternacht nach Hause kam, war ihm gar elend zu Muth. Der Wein war verraucht, Leib und Seele waren jetzt matt, und am Morgen um sechs sollte er zum Vater, und wo war jetzt die Courage, mit welcher er ihm gegenüberstehen wollte? Er hatte jetzt nichts mehr als das Bewußtsein dessen, was geschehen war, und die Angst, was der Vater daraus machen werde, und das Gefühl, daß im Vater eine Kraft wohne, die ihm noch eben so übermächtig sei als wie vor 10 Jahren; der üppige Uebermuth hatte auf einmal der Furcht wieder Platz gemacht.

Hans Berner war längstens heim. Auch er war nicht leichten Herzens heimgefahren; man kann es sich wohl denken. Aber es war nicht eitler Jammer oder hohler Zorn, die in ihm mächtig wurden, sein kräftiges Gemüth rang nach gutem Rath in dieser schweren Sache. Er sah bald, wo der Fehler lag, und daß er und die Mutter nicht ohne Schuld seien. Sie hatten an den Kindern zu große Freude gehabt und

dieſe Freude merken laſſen. Sie hatten den Kindern auch zu der Einbildung geholfen, daß, was ſie in den Schulen lernten, die Hauptſache ſei und ſie zu andern Kerliſſen machen werde als die Eltern, die es nicht könnten; ſie hatten die Thätigkeit im Hauſe und die Theilnahme an allem Häuslichen ihnen erlaſſen, ſo daß die Schule zur Hauptſache ward, das Haus zur Nebenſache; daß die Buben ſich mehr dünkten als die Eltern und weit über ſie hinausgewachſen; daher Uebermuth und daß ſie ſich der Eltern ſchämten und ihres Berufes. Das Alles dämmerte dem Hans Berner beim Heimfahren nach und nach auf, und er ſah ein, daß Alles darauf ankomme, daß er ſich wieder über ſeine Buben ſtelle, den rechten Reſpekt wieder herſtelle; dann erſt könne er ſehen, was ſich aus ihnen noch machen laſſe. Den größten Kummer dabei verurſachte ihm ihre Herzloſigkeit; ſie liebten Niemand, ſie lebten für Niemand; ſie liebten und lebten nur für ſich, gönnten den Eltern den Tod, aber keinem Armen einen Biſſen Brod. Recht eigentlich himmelangſt wurde es Hans Berner, wenn er dachte, zu welchem Fluch ſein großes Vermögen in ſolchen Händen werden müßte; zum Fluch für ſeine Kinder, zum Fluch für ſeine Mitbürger, denen ſeine Kinder nichts Gutes, ſondern lauter Böſes zudachten; und mit Geld läßt ſich viel verrichten, wie man alle Tage erfährt. Das machte Hans Berner den meiſten Kummer; denn wo kein Herz mehr im Menſchen iſt, wie kann man ihm wieder ein's hineinmachen! Und hier ſah er nicht klar, wer Schuld daran war; er hatte große Luſt, dieſe Schuld nicht ganz auf ſeine und ſeiner Frauen Schultern zu nehmen. Aber dieſer theilte er ſeine Erlebniſſe mit und auch ihr blutete das Herz; denn was ſchlägt wohl tiefer, als wenn man ſeine Kinder ſchweben ſieht über dem Abgrunde, in dem Leib und Seele untergehen; erſchrecken Eltern doch ſchon, daß ihnen die Glieder beben, wenn ſie ein Kind an einem Loche ſehen, wo es höchſtens ein Bein brechen kann. Aber die Frau war

auch eine verſtändige Frau und nicht bloß eine blinde Mutter; ſie trat daher nicht auf die Seite der Söhne, ſondern war in der Hauptſache mit dem Vater durchaus einig, und ſo trat ſie mit ihrem Rath zu ſeinem Rath, und was das Eine nicht fand, fiel dem Andern ein, und wo Mutter und Vater auf dieſe Weiſe Rath halten, da ſteht ihnen auch Gott bei und ſtärket ihre Augen.

Des andern Morgens um ſechs Uhr erwartete Hans Berner ſeine Söhne. Da ſelben Morgen Rath war, ſo war er als Rathsherr angezogen; aber an der Wand hing ſein Metzgerkittel; ſchöne Metzgerwaffen und Stöcke zierten die Wände und in der Ecke ſtand eine Lade mit Büchern; aber nicht ſolchen, welche man jetzt hat. Die meiſten hatten hölzerne Deckel, waren mit Schweinsleder überzogen, und wer ſie in eine Taſche hätte ſtecken wollen, müßte eine andere Kutte gehabt haben, als man ſie heutzutage trägt.

Er mußte lange auf ſeine Söhne warten, endlich erſchienen ſie. Sie hatten faſt das Ausſehen von armen Sündern, wollten trotzig ausſehen, aber ſie hatten Katzenjammer an Leib und Seele. Da kann der Menſch nicht lange trotzig ausſehen, er fällt immer wieder zuſammen, und eines jämmerlichen Geſichtes kann er ſich nicht erwehren.

Vor ihnen ſtand Hans Berner groß und mächtig, und wie er ſo daſtand hätte er männiglich Ehrfurcht eingeflößt, denn man ſah ihm an, er war nicht nur ein Metzger, auch nicht bloß ein Rathsherr, ſondern er war ein Mann, und er fühlte es, daß er einer war. Und als der Vater ſo ernſt und groß und ſchweigend vor ihnen ſtand, da fühlten es auch die Söhne, daß ſie als Buben vor einem Manne ſtunden, und ſie konnten ſich des Zitterns faſt nicht erwehren. Aber auch der Vater konnte ſich der Thränen faſt nicht erwehren, als er ſeine Söhne, die bald Männer ſein ſollten, noch ſo wie Buben vor ſich ſah; aber er bezwang ſich, nahm

ſich zuſammen, daß weder Zorn noch Weichheit über ihn kamen und ſprach endlich zu ſeinen Söhnen:

Was ich ſchon lange vermuthet habe, das ſah und hörte ich geſtern; jetzt weiß ich, was ihr treibt und was ihr denkt; wir hätten Urſache, die Mutter und ich, uns die Augen aus dem Kopf zu weinen oder euch zu verſtoßen; denn wie gut ihr es mit uns meint, das wiſſet ihr, und wohin euer Leben führt, das wiſſet ihr freilich nicht, aber wir wiſſen es. Ihr werdet ein Leben führen, welches die Menſchen verfluchen und Gott verdammt; denn wer Vater und Mutter den Tod wünſcht, der hat kein Herz mehr für einen Menſchen und keine Furcht vor Gott.

Noch leben wir aber und das Vermögen iſt unſer, und Gleiches mit Gleichem könnten wir vergelten, und, wie ihr es aus unſern Händen möchtet, dafür ſorgen, daß es nicht in eure Hände käme, denn wie wir es erworben, *ſo können* wir es auch aufbrauchen. Das wollen wir einſtweilen nicht; aber das wollen wir, daß unſer Vermögen in keine ſolchen Hände komme, wie die euren gegenwärtig ſind, und dafür wollen ich und die Mutter ſorgen.

Ich bin ein Metzger und habe wenig die Schule beſucht, aber manchen Abend habe ich durchgeleſen, und ihr habt ein Sündengeld in der Schule gekoſtet, aber noch kein Buch habe ich in euren Händen geſehen, ſeit ihr aus der Schule ſeid, und des Abends ſeid ihr anderswo als daheim.

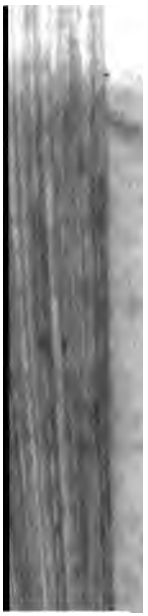
Dort in jenem dicken Buche las ich einmal von einem Ritter, der durch ſeine Tapferkeit reich geworden war und geachtet im ganzen Lande. Der bauete oberhalb dem Städtchen Brugg eine Burg, wie man im ganzen Lande keine ſah, und nannte ſie Beſſerſtein; und die Burg war feſt, daß ſie Niemand einzunehmen vermochte. Dieſer Ritter hatte zwei Söhne und die freuten ſich auch auf ihres Vaters Tod und riethen ab, wie ſie dann hoch leben wollten und Land und Nachbaren ſchädigen und plündern von ihrer ſichern

Burg aus. Das vernahm der Vater, ließ seine Söhne vor sich kommen und sprach: Liebe Söhne, dieses Haus habe ich erbauet meinem Hause zum Trost, dem ganzen Lande zu Nutz. Nun aber ich euer Vorhaben vernommen hab', will ich nicht, daß von diesem Hause aus das Land geschädigt werde, noch daß ich Ursache haben soll des Schadens, welchen das Land empfangen soll. Und er bezwang die beiden Knaben, daß sie mit eigener Hand das Schloß anzünden mußten, daß es verbrannte, also daß Niemand darin wohnen mochte. Gestern, beim Heimfahren, kam mir diese Geschichte in Sinn, und wenn ich auch kein Ritter bin und keine Burg erbauet habe, so erkannte ich doch die Wahrheit in dieser Geschichte, daß, was die Eltern mit dem Segen Gottes erworben haben, sie den Kindern nicht zum Fluche hinterlassen, es eher verderben sollen. Und so sind die Mutter und ich entschlossen, es also zu machen; wir wollen, was wir erworben, brauchen wie wir wollen; dafür wollen wir sorgen, daß es in euren Händen nicht zum Fluch werde. Aber ehe wir es machen wie jener Ritter, wollen wir es versuchen, mit Gottes Hülfe euch anders zu machen und eure Hände sauber. In die Kur wollen wir euch nehmen; wollt ihr derselben euch unterwerfen und schlägt sie an, wohl und gut, so sollt ihr wieder unsere lieben Kinder werden, und unser Vertrauen, daß ihr unser Andenken in Ehren halten, nicht schänden werdet, wollen wir wieder auf euch setzen. Wollt ihr euch aber nicht unterziehen, wohlan! so wollen wir uns unser Andenken selbst sichern, und zwar also, daß ihr nichts mehr daran machen könnt. Jetzt bedenkt's, in drei Tagen will ich Antwort.

Aber, aber vergeßt es nicht, wenn Hans Berner einmal die Augen offen hat, so ist er nicht mehr blind, und wer ihn einmal betrogen hat, betrügt ihn nicht wieder, und hat er einmal einen Entschluß gefaßt, so bricht ihn Niemand wieder.

Ihr ſollt es erfahren, daß ich Hans Berner bin; und nicht nur in der Metzg, nicht nur auf dem Rathhauſe, ſondern auch zwei ſolchen Buben gegenüber, die nichts können und nichts ſind; die im Zuſtande, wie ſie jetzt ſind, nicht acht Tage ein ehrlich Brot ſich erwerben könnten. Jetzt geht, in drei Tagen will ich Antwort, und was ich dann ſagen werde, das hält Hans Berner, und Hans Berner und ſeine Frau ſind eins.

So redete Hans Berner mit ſeinen Söhnen, und wie tauſend Zentner laſteten ſeine Worte auf ihnen, und ächzend und bangend brachten nach drei Tagen die Söhne ein Ja hervor, daß ſie ſich unterwerfen wollten. Eine harte Kur wurde angefangen; ſie gelang endlich, und mit Freuden werden Hans Berner und ſeine Frau ihre Augen ſchließen, denn ſie wiſſen, ihre wacker gewordenen Söhne werden ihr Andenken ehren und im Segen beſitzen, was ſie im Segen erworben.



Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305